

RUDOLF STEINER

Briefe

RUDOLF STEINER ONLINE ARCHIV

<http://anthroposophie.byu.edu>

4. Auflage 2010

RUDOLF STEINER

Briefe

Dieser Band enthält nicht alle erhaltenen Briefe an und von Rudolf Steiner.

Die Briefwechsel mit Marie Sievers (GA 262), mit Edith Maryon (GA 263a) und mit Schülern der Esoterischen Schule (GA 264, 265) sind an anderen Bänden enthalten.

1. AN JOSEF KÖCK

AM 13. JANUAR 1881 12 UHR MITTERNACHTS

Lieber, getreuer Freund!

Es war die Nacht vom 10. auf den 11. Januar, in der ich keinen Augenblick schlief. Ich hatte mich bis $\frac{1}{2}$ 1 Uhr mitternachts mit einzelnen philosophischen Problemen beschäftigt, und da warf ich mich endlich auf mein Lager; mein Bestreben war voriges Jahr, zu erforschen, ob es denn wahr wäre, was Schelling sagt: «Uns allen wohnt ein geheimes, wunderbares Vermögen bei, uns aus dem Wechsel der Zeit in unser innerstes, von allem, was von außen hinzukam, entkleidetes Selbst zurückzuziehen und da unter der Form der Unwandelbarkeit das Ewige in uns anzuschauen.» Ich glaubte und glaube nun noch, jenes innerste Vermögen ganz klar an mir entdeckt zu haben - geahnt habe ich es ja schon längst -; die ganze idealistische Philosophie steht nun in einer wesentlich modifizierten Gestalt vor mir; was ist eine schlaflose Nacht gegen solch einen Fund! Und der Morgen kam heran - ein eisig kalter da war ich denn schnell reisefertig und stand zur Abfahrt bereit - an mich ein Brief war da; daß er von Dir war, entdeckte ich ja gar bald an der Adresse. Ich war im Waggon, und bei einer erbärmlichen Lampe las ich----- meine augenblicklichen Gefühle zu schildern, ist heute schon ganz unmöglich; ich war außer mir - ungeheuer bewegt; was war zu tun, um beruhigt zu werden-----offenbar nichts! Ich war den ganzen Tag nicht derselbe des vorigen Tages - natürlich materialiter gemeint, nicht formaliter -. Des Abends beim Nachhausefahren hatte es eine Frau zu büßen; ich stieg in den Waggon -d. h. mein Körper -. Um Dir zu zeigen, dass so was auch möglich ist, flechte ich hier eine kleine Anekdote ein: - Einmal saß ich bis tief in die Nacht hinein bei Jean Paul; ich las und las so fort - des vorigen Tages war dasselbe geschehen -, doch was weiter war, das weiß ich nicht, denn ich hatte mich weder ausgezogen noch schlafen gelegt, doch fand ich mich des

Morgens liegend im Bette, meine Bücher, Kleider etc. an den gewohnten Orten -, offenbar war alles im Traume geschehen, und da ich täglich auf ganz bestimmte Weise schlafen gehe, d. h. meine Bücher an einen bestimmten Ort lege, meine Kleider desgleichen etc., etc., so war dieses mit ebenderselben Genauigkeit jetzt im Traume geschehen -. Nun so ging ich desselbigen Tages auch herum und zum Bahnhof bis in den Wagen und setzte mich - nur zum Unglück auf eine Uhr, die eine Frau dort liegen hatte und die auf Scherben hin war. - Den Schaden hatte sie, nicht ich; denn ich habe ihr nichts gezahlt; sie soll ihre Uhr anderswohin legen. - Des Abends schrieb ich diese Zeilen, die auch bei diesem Briefe liegen, nieder -, des anderen Tages einem Freunde - ohne sonstige Andeutung -, als er um den Grund meines Betrübtheits frug, ins Stammbuch die Worte, die sich an der Spitze des Beiliegenden befinden: Unergründlich tief usw. - Nun ist es schon zwei Tage. Nachdem ich nun zwei Tage als Mensch die Sache betrachtet habe, ist es meine Aufgabe, Deine Natur als Philosoph zu betrachten, und da, sage ich Dir ganz offen, bist Du mir die unbegreiflichste der Unbegreiflichkeiten. Kehre vor allem in Dein Innerstes ein und betrachte es als Deine Pflicht, zu erforschen, ob Dein Liebesverhältnis ganz frei war von Selbstsucht - ganz bis aufs Äußerste frei -, denn was Du da vom Verzichten als einem unedlen Handeln sagst, das gestehe ich offen, dass ich's nicht verstehe; noch weniger, warum es besser gewesen, Du hättest nicht verzichtet. - War es ganz frei davon, dann, guter Freund, brauchst Du weiter nichts, Du hast genug, hast Cyane in Dein Herz aufgenommen; da lebt sie drinnen fort, ihr Bild genügt Dir und das kannst Du mit dem Freunde sogar teilen; das ist echte Liebe, wo man mit dem Bilde zufrieden ist und das Fleisch nicht braucht, ja es unterdrückt. Da gibt's kein Grämen, keinen Kummer. Sage das auch dem Freunde! - Und nun, Freund, noch einen Rat: Schlage Dir den Heine, den literarischen Gassenjungen, den Vaterlandsverächter - den Empfindungsentsteller - ganz aus dem Kopfe und lies Goethes «Faust» - da ist Nahrung für jeden denkenden und empfindenden Menschen, der noch mehr erstrebt als das Zwei mal Zwei

ist Vier der hausbackenen Alltäglichkeit. Ich danke es Gott und einem guten Geschicke, dass ich hier in Wien einen Mann kennenlernte, der - nach Goethe selbstverständlich - sich als der beste Faustkenner rühmen darf, einen Mann, den ich hochschätze und verehere als Lehrer, als Gelehrten, als Dichter, als Menschen. Es ist Karl Julius Schröer, der Sohn jenes Chr. Öser, der so berühmt in Deutschland, auch teilweise schon bei uns ist, durch seine Dichtungen einerseits, seine «Weltgeschichte für Töchter Schulen», «Briefe über die Hauptgegenstände der Ästhetik an eine Jungfrau» etc. etc. etc. Nimm den Namen - er ist ein Pseudonym - Chr. Öser und setze S nach Ö voraus - ganz voraus - so hast Du SCHröer. - Nun da ich doch schon wieder aus dem Geleise bin - K. J. Schröer war es, der den zweiten Teil des «Faust» ins rechte Licht setzte. Glaubte man doch, dieser sei nur ein schwaches Werk des alten Goethe. - Lenau sagte: Goethe hätte den Gedanken des Faust ganz verfehlt. Den Faust müsse der Teufel holen. Doch das ist nicht wahr. Das hat Goethe richtig gesehen. Den Faust des sechzehnten Jahrhunderts, der sich nicht mit der Bibel etc. etc. zufrieden gibt, den muss der Teufel holen, das ist gewiss, doch den Faust des neunzehnten Jahrhunderts, den braucht und darf kein Teufel holen, denn «wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen».

Nun, Freund, dieses Werk, sag' ich Euch, studieret; ich sage es von Herzen, in tiefster innigster Überzeugung, -daraus trinket Mut des neuen Lebens zu neuer Kraft, zu neuen Idealen, und mit dem Heinrich Heine schließt ab und lasst Euch durch ihn nicht um den Verstand bringen. Ich kenne auch einiges Schöne, was Heine geschrieben, doch mir ist leid, dass dieses von Heine geschrieben. Schau Dir dagegen den lieblichen edlen Müller oder Rückert oder Uhland an, diese deutschen edlen Herzen -. Heine der Deutschen-Verächter hole sich Ruhm bei den Franzosen, vielleicht findet er dort Anklang, wo er, verlottert und verbuhlt, frivole und ein edleres Gefühl verletzende Lieder gesungen hat. Dort mag er glauben machen, dass er neben einem Dichter in Deutschland noch als ein Tribune angesehen wird;

bei uns ist er ein Straßenjunge, der manchmal auch witzige Einfälle hat. Verzeih, dass ich mit so harten Worten Deinen Irrtum, den Du damit bezeugst, dass Du Heinrich Heine so hoch hieltest, bespreche, - doch was würde es heißen, wenn ich anders sagte, als ich denke, - ist das einer edeln Seele einem Freunde gegenüber würdig? Ich gestehe Dir offen, dass es meine feste Überzeugung ist, dass, wenn Schiller noch gelebt hätte, als Heines Lieder erklangen, er dieselben ebenso beurteilt hätte. - Du hast doch auch Plato studiert! -Und wahrscheinlich auch seinen «Staat»! Studiere ihn gelegentlich noch einmal; vielleicht bekommst Du andere Ansichten. Was soll's mit der Wanderlust? Nur gerade direkt herausgesagt! Nur kein Romanheld sein, der nicht weiß, was er will, weil der Dichter auch nicht gewusst hat, was er will...

[Der Rest des Briefes fehlt.]

2. AN JOSEF KÖCK

WIEN, 27. JULI 1881

Lieber Freund!

Was Du verbochen hast? Du würdest es ja wohl selbst wissen, wenn Du etwas verbochen hättest. Wenn Du aber erst fragst, so weißt Du wahrscheinlich von nichts. Nun was ist die Folge? Der Grund meines Nichtschreibens liegt auch gar nicht darinnen. Er liegt vielmehr darinnen, dass ich gar zu derlei Sachen nicht kommen kann. Kommst Du einmal zu dem guten Schober, so kannst Du ihn fragen: wie wenig ich zu sehen bin. Es ist dies sehr natürlich. Ich bin durchaus kein Mensch, der in den Tag hinein lebt, wie ein Tier in Menschengestalt, sondern ich verfolge ein ganz bestimmtes Ziel, ein ideales Ziel, die Erkenntnis der Wahrheit. Nun kann man diese aber keineswegs im Sprunge erhaschen, sondern es bedarf dazu gerade des allerredlichsten Strebens von der Welt, eines Strebens, das frei von Selbstsucht, aber eben auch frei von Resignation ist. Und Du weißt es wohl, dass auch Lessings Streben von der letzteren keineswegs frei war. Die Hindernisse zur freien Vollkommenheit und zur echten Weisheit sind so große, dass man sich dieselben kaum vorstellen kann. Die Wissenschaften sind voll von Schnörkeleien und Pedanterien, die einen gesunden Geist abstoßen. Denn, das weißt Du ja wohl, dass Bücher nicht immer aus Neigung geschrieben werden, um die Wahrheit zu erkennen und zu verbreiten, und ich versichere Dich, wenn der leiseste Zug von einem Nicht-nach-Wahrheit-Streben vorhanden ist, dann ist alles Reden von derselben ein Kauderwelsch und eine Narretei. Das Böse ist nur, dass die sozialen Zustände derart sind, dass man sich die Schnörkeleien neben dem Wahren auch aneignen muss; übrigens verlangt's ja auch das Pflichtgefühl, denn man kann was nur dann beurteilen, wenn man's kennt. Will man behaupten, dass etwas stinkt, so muss man dazu gerochen haben.

Womit beschäftigst Dich denn Du jetzt? Ich bitte Dich, quäle Dich nicht mit unerreichbaren Idealen ab, sondern strebe nach erreichbaren. Denn ich versichere Dich, es ist bei dem Faseln von unerreichbaren Idealen immer etwas kuriozes Selbstgefälliges dabei. Ich strebe auch nach Idealen - dieses Wort im edelsten Sinne verstanden -, aber wohl gemerkt, nach erreichbaren. Oben deutete ich es an. Fluche Du auch nicht viel über die Menschen und sei nicht Pessimist. Ich kann Dir nur sagen, dass es oft ganz unbegründet ist, über die Bosheit der Menschen zu schelten, denn meist ist es nicht Bosheit, durch was uns Leid bereitet wird, sondern reine Dummheit, und die können wir niemandem als Schlechtes anrechnen.

Schreibe mir bald, und zwar mit der Adresse: Lk. Technische Hochschule, Wien.

Indessen sei begrüßt. Dein unveränderlicher Rudolf Steiner

3. AN RUDOLF RONSPERGER

OBERLAA BEI WIEN, 27. JULI 1881

Mein lieber Freund!

Ihren lieben Brief erhielt ich heute morgens. Dass ich Ihnen den «letzten Ritter» nicht schon lange zurückgab, daran sind einzig und allein die peinlichen Ereignisse der letzten Tage Schuld. Prüfungen müssen einmal gemacht sein und die beiden letzten erforderten bei mir heuer einige Tage mehr als ich vorher ahnen konnte. Ich kann Sie nur versichern, dass es eine wahre Geistesdressur ist, ein bestimmtes Quantum Formelgeschnörksel in einer Tour sich anzueignen. Dies zog mich eben von allem ab. Es ist mir auch sehr lieb, dass Sie geneigt sind, das Buch mir über die Ferien zu borgen und ich werde diese Ihre Güte entsprechend ausnützen. Sie fragen nach den Prolegomena. Es tut mir leid, dass Sie so lange nichts zu sehen bekommen, doch die Sache ist eben gerade kein Kinderspiel. Sie entschuldigen mal meine Aufrichtigkeit, doch ich muss gestehen, dass mir Ihre Worte, ob ich mein System nicht gar fallen gelassen habe, tatsächlich sonderbar vorkommen. Die Philosophie ist bei mir ein inneres Bedürfnis, ohne die mir das Leben ein leeres Nichts ist; dies Bedürfnis zu befriedigen hat eben mein von Ihnen sogenanntes System. Dies Bedürfnis könnte doch wohl nur mit dem Tode verschwinden. Von einem Fallenlassen kann also doch - wie Sie es ja ohnedies nur tun - nur im Scherze gesprochen werden. Der August wird mir hoffentlich die nötige Ruhe gewähren, einen großen Teil meiner lieben Freiheitsphilosophie zu Papier zu bringen. Ich werde nicht ermangeln, Ihnen von den Fortschritten Mitteilung zu machen.

Ich werde mich jeder weiteren Exkursion, allen Vergnügungen zeitraubender Art entziehen und mich bloß dieser Arbeit widmen. Über die Form bin ich ja auch nicht mehr im geringsten im Zweifel; es wird ein schlichter Prosastil; nicht Brief- und nicht Dialogform; ohne viel Paragraphenteilung, ohne die übli-

chen gelehrten Zitate und schulmäßigen Schnörkeleien. Sehen Sie sich Schillers Aufsatz «Über naive und sentimentalische Dichtung» an und denken Sie sich solche Aufsätze aneinandergereiht, so haben Sie die Form der Freiheitsphilosophie, die auch schon durch ihre Form ankündigen soll, dass sie nicht zimmermannisch aussehen will. Ganz ungezwungen geschriebene, die Liebe zur Sache bekundende, aneinandergereihte Aufsätze zusammenhängenden Inhaltes lesen sich eben angenehmer als Bücher, die nichts als ein auseinandergetriebenes Inhaltsverzeichnis sind. Die Systematik darf natürlich dennoch nicht fehlen; nur muss sie eben nicht im Sinne der «Formalästhetik» den Leser fortwährend belästigen. Ich würde mich freuen, wenn es dahin käme, durch die Form den Inhalt so nahe zu bringen, dass man philosophische Gedanken wie einen unterhaltenden und lehrreichen Roman liest. Ich glaube wohl, dass es möglich ist. Um was ich Sie bezüglich der ganzen Sache nur bitten möchte, ist das, doch ja nicht - auch nicht scherzweise - anzunehmen, dass ich meine Philosophie aus der Luft gegriffen habe und deshalb auch wieder jeden Augenblick von mir werfen könne. Man kann dies mit einem Werke tun, nicht aber mit einer Welt- und Lebensanschauung. Wo ich hinblicke, sehe ich nur neue Bestätigungen meiner Ansichten und sie überzeugen mich von Tag zu Tag mehr.

Ich bedauere, dass Sie zu dem Abschreiben Ihres Stückes nicht kommen können; ich würde mich herzlich freuen, wenn ich, wenn wir uns zu meiner gewiss großen Freude wieder sehen, von dem Stücke ebenso viel sehen könnte, als Sie mal ganz gewiss von der «Freiheitslehre» werden zu sehen bekommen.

Dass Sie Dr. Büchner lesen, erfreut mich gerade nicht sehr. Sie scheinen mich auch bezüglich dieses reaktionären und fortschrittsfeindlichen Menschen total misszuverstehen. Ich habe doch nie behauptet, dass, was in dem Buche «Kraft und Stoff» steht, etwa unwahr wäre, doch es ist auch wahr, dass zweimal zwei vier ist, ohne dass jemand gerade die Albernheit besitzen wird, darüber ein dickes Buch zu schreiben. Solch selbstver-

ständliche, triviale, abgeschmackte und auf dem Tagesmarkt überall feile Wahrheiten werden eben dem Leser hier kredenzt und es verlohnte sich wahrscheinlich nicht der Mühe über solche Kleinlichkeiten, Beschränktheiten irgendwelche Worte zu verlieren, wenn nicht diese Sorte von Wissenschaftlern und in einer versteckten Art ultramontanen Finsterlinge anderen Schlages seichte Köpfe erzeugen würden, die für höhere Wahrheiten dann ebenso unempfänglich sind wie ein Kotzebuesches Publikum für ein klassisches Drama. Diese Finsterlinge untergeordneten Ranges, diese Nicolais des neunzehnten Jahrhunderts muss man eben nur deshalb bekämpfen, weil sie Ware feil bieten, die nach dem Mittagstische oder im Kaffeehaus gleich den Schriften Saphirs recht gut schmeckt - sie kostet ja eben keinen Splitter geistiger Anstrengung und nicht das geringste Talent -, und die Aufmerksamkeit für alles Höhere gründlich hinwegfegt. Darf ich Ihnen deshalb einen wohlgemeinten, freundschaftlichen Rat geben, so rate ich: werfen Sie dieses reaktionäre, lichtfeindliche Buch keck in die Ecke. - Als jungen Poeten wird es Ihnen nur Schaden bringen. Was Sie bis jetzt gelesen, brauchen Sie nicht zu vergessen, denn es ist aus diesem Buche eben nichts zu lernen. Sie werden ja eben als Poet auch einmal in die Lage kommen gegen derlei rückschrittliche, undeutsche und moralisch tief stehende Verirrungen zu kämpfen. Also es ist alles wahr, was da gesagt wird, aber äußerst selbstverständlich, fade und wohl albern sogar. -

Mehr und sogar ungemein erfreulich ist mir Ihre eingehende Beschäftigung mit dem mittlerweile auch mir - freilich auch bloß in den letzteren Teilen - näher bekannt gewordenen Gervinus. Die vorzügliche Charakteristik der Hauptaufgaben unserer Zeit gereicht mir zur wirklichen Befriedigung. Die Würdigung Schillers ist zwar keine durchgreifende, aber mit Liebe zur Sache geschrieben und von einer gewissen moralischen Nähe getragen. Ich weiß nicht, ob Sie wissen, dass ich Deinhardts «Über Schillers ästhetische Briefe» gelesen habe. Wenn Sie sich diese Schrift einmal ansehen können, so sehen

Sie die Schrift, den Stil und den moralischen Standpunkt eines wahren Philosophen. Ich habe Dührings dickes Buch «Kursus der Philosophie» eben am Tische; auch zum größeren Teile schon durchgelesen. Ich habe mein Urteil über Dühring vollständig abgeschlossen. Seine Philosophie ist der ärgste Ausbund aller philosophischen Rückläufigkeiten. Seine Anschauungen sind durchaus barbarisch und kulturfeindlich, zuweilen sogar roh. Seine Schriften über die Juden und über Lessing sind die strengsten Konsequenzen seiner beschränkten egoistischen Philosophie. Damit ist genug gesagt. Seine materielle Lage ist zum Erbarmen. Er hat sich in der Jugend ein gewisses Quantum des roheren Wissens angeeignet, welches er nun in verschiedener Weise dem Publikum auftischt. Er muss aus Leibeskräften Bücher schreiben, denn dies ist sein einziger Erwerb, er kann zu seinem Wissen nichts mehr dazulernen, denn er hat wohl nicht die Mittel, während dieser Zeit sich und seine Familie zu erhalten. Dazu kommen die tatsächlichen Verfolgungen, die Schmähungen, die er erlitten hat und noch erleidet; nun dies ist wohl eine traurige Lage. Ich für meine Person habe nun mit Dühring in der Philosophie wohl abgeschlossen; die Zeit, die ich auf ihn verwendet habe, ist wohl rein verloren. -

Sie schreiben auch über Talent und Genie. Sie wissen, ich nehme an, dass der menschliche Geist aus mehreren Teilen besteht, aus Talent, Gedächtnis etc. und auch Genie. Dieses letztere hat nun ein jeder wesentlich, doch die verschiedenen Bestandteile des Geistes bei den verschiedenen Individuen sind mehr oder weniger ausgebildet. Wo das Genie besonders stark ausgebildet ist, dort nennt man den Menschen eben bloß Genie; doch hat auch das bloße Talent ein wenig Genie, und wird zugegeben, dass dieses spezielle Anlage ist, so stellt uns eine solche eben auch jedes gewöhnliche Talent dar. Die äußeren Einflüsse sind ohne inneres Korrelat ein leeres Nichts.

«War nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken.
Lag nicht in uns des Gottes eigene Kraft,

Wie könnte uns Göttliches entzücken.»

Darum charakterisiert sich Goethes Anschauungsweise weit besser als in dem von Ihnen angeführten Zitate.

So gerne ich auch weiterschreiben würde, muss ich es doch für heute aufgeben, entschuldigen Sie das, lieber Freund; ich fahre morgen nach Wiener Neustadt und es ist bereits spät in der Nacht.

Ich bin erfreut von jeder von Ihnen an mich geschriebenen Zeile, bescheren Sie mir diese Freude wieder bald und sind Sie herzlich versichert, dass Ihre Zeilen aufnehmen wird wie der edelste der Freunde:

Rudolf Steiner

4. AN RUDOLF RONSPERGER

OBERLAA, 3. AUGUST 1881

Mein lieber Freund!

Es machte mir eine ganz besondere Freude aus Ihrem lieben Briefe zu ersehen, dass Sie an der Hand des urwüchsigen Gervinus vorgedrungen sind zu einem der weltumspannenden Gedanken unseres großen und lieben Schiller. Ich würde nur wünschen, dass diese Bekanntschaft das Feuer der hingebenden Liebe in Ihre Seele gießen möchte, damit Sie sich in die Gedanken jenes Ideenheros selbst vertiefen.

Sie werden sehen, dass alle jene Ideen, welche im alten Griechenvolke lebten, im deutschen Volke neue Blüten getrieben haben und einem jeden, der sich zu diesen Ideen emporzuheben imstande ist, die höchst befriedigenden Worte in den Mund legen: das Deutschtum ist eine Wiederholung des Griechentums; und wenn dereinst der Deutschen Name verklungen sein wird, wenn alle unsere Sänger «ruhen werden im Sand», unsere Denker längst werden dahingegangen sein, dann werden die jüngeren Generationen unsere Kultur, unsere Ideen einsaugen müssen, wenn sie nicht hinter ihren Ahnen werden zurückbleiben wollen.

Die Realisierung der von Ihnen angeführten Gedanken Schillers, die Sie in Gervinus gefunden haben, liegt nicht etwa einem Manne ob, sondern dem Staate. Jene Totalität im deutschen Volke herzustellen ist der Gedanke Gervinus' ja gewesen bei Durchführung seiner Schriften, aber auch damals, als er mit Uhland, Arndt, Haupt, Lachmann, Dahlmann, Falk, Jakob und Wilhelm Grimm, Lappenberg, Ranke etc. zu Frankfurt und Lübeck über politische Streitfragen der Gegenwart verhandelte, wie auch da, als er in Heidelberg mit Welcker, v. Gagern etc. etc. über die großartigen Einheitsbestrebungen Deutschlands konferierte und bei sehr vielen anderen Anlässen. Kurz,

wenn Sie etwa glauben würden, Gervinus erwartet von der schönen oder philosophischen Literatur die Herstellung jener Totalität, so irren Sie; nach ihm ist dies ebenso sehr Angelegenheit der Parlamente wie der Volkserzieher.

Vieles ist ja übrigens schon - freilich nicht bei uns - in Erfüllung gegangen. Bezüglich der Weltanschauung müssen wir die Sache vorläufig doch auf sich beruhen lassen; wenn Sie wieder ruhiger denken werden, so wird die Gelegenheit weit günstiger sein. Vorläufig nehmen Sie nur folgendes Bild hin. Ein Blinder und ein Sehender gehen zusammen in eine Bildergalerie; wenn der zweite keine ästhetische Begabung hat, so werden beide ungefähr gleichbefriedigt heraus gehen; hat er sie aber ja, so wird er ein kleines Universum gesehen haben; - und um es doch deutlich herauszusagen: man findet erst dann etwas in der Welt, wenn man danach sucht. Dieses Suchen beginnt aber nicht mit Beginn der Siebenziger, sondern mit der ersten Regung des Geistes-----sind Sie also

bezüglich des Realitätskampfes nicht gar zu ängstlich; - dass Sie mir Ihren neuen Plan nicht mitteilten, tut mir recht leid; ich nehme großen Anteil an Ihren Bestrebungen. Tun Sie es also, darum bitte ich Sie sehr, bald.

Bei meinen Studien über Bauernphilosophie wurde ich auf eine mir höchst interessante Tatsache aufmerksam. In Münchendorf bei Laxenburg lebte vor einigen Jahren ein Schulmeister, Wurth mit Namen, welcher unter seinesgleichen gewiss einer der Strebsamsten war. Er war in vielen Gebieten schriftstellerisch tätig und hat der wahren Wissenschaft manchen Dienst geleistet. Ich kann nun nicht umhin, Ihrem Geschmacke ein paar Verse von ihm mitzuteilen, um zu sehen, was Sie für ein Urteil darüber fällen.

Auf den Tod seines Söhnleins dichtete er:

«Im Friedhof ist ein Hügelein,
 Das hab' ich innig lieb;
 Wenn ich an dieses Hüg'lein denk',

Wird mir das Auge trüb.
Das Auge trüb und schwer das Herz,
Dass es mich fast erdrückt.
Es birgt ja dieses Hügelein,
Was mich so sehr beglückt!
Es schließt dies kleine teure Grab
Mein liebes Söhnlein ein.
Mein kleiner Ernst liegt darin,
Mein Kind, mein Engelein!»

Oder:

«Wie, wenn der Frühlingssonne gold'ner Strahl
In sanfter Wärme auf die Erde fließet,
Mit mildem Hauche Wald und Fluren grüßet,
Die schönen Blümlein sprießen ohne Zahl;
Und wie der Vögel Lied von Berg und Tal,
Vom Lenz geweckt, sich in das All ergießet
Und Quell und Bach vom Liebesmund geküset
Sanft murmelnd singen durch den Schöpfungssaal.
So hat, o Heiligenkreuz, Du Edelstein!
Mein Herz zur Frühlingszeit sich aufgeschlossen.
In deiner Liebe mildem Sonnenschein.
Manch' Blümchen ist daraus hervorgesprossen
Und manches Lied, das schlief im tiefen Schrein,
Hat sich aus liebdurchwärmter Brust ergossen.»

Dies ist, glaube ich, für einen Dorfschullehrer eine recht aner-
kennenswerte Leistung. Denken Sie, was wohl dieser Mann ge-
leistet hätte, wenn ihn seine Ausbildung in den Stand gesetzt
hätte, die höchsten Ideen, die unsere klassische Zeit bewegten,
in sich aufzunehmen. Ich führte dies nur an als eine interessante
Kuriosität.

Ich sprach vom Studium der Bauernphilosophie. Dies kann Sie
vielleicht befremden; doch ich versichere Sie, nicht alles, was
der Bauer denkt, ist eine Frucht von Predigten etc., sondern das
Landvolk hat seine ureigenen Überzeugungen ethischer, theore-

tischer und sogar ästhetischer Natur, die gar viel Interessantes an sich haben. -

Zum Schlüsse wiederhole ich jene Glückwünsche, die ich beim Tore des Unterrichts-Ministeriums aus vollem Herzen aussprach; ich freue mich über die erfolgte günstige Erledigung Ihres Gesuches ebenso sehr wie Sie selber. Nochmals vom ganzen Herzen: Glück auf! - Was ich bald vergessen hätte, ist, dass mein lieber Freund Albert Löger den Prolog von Ihnen verlegt hat; vielleicht wären Sie in der Lage, mir ein paar Exemplare (2 oder 3) zukommen zu lassen. Jetzt wird es wohl nicht möglich sein, doch es kann ja auch erst im Oktober geschehen, wenn wir uns wieder treffen.

Ich muss schließen, denn ich bin heute schon ganz konfus; entschuldigen Sie dies und antworten Sie recht bald Ihrem

stets unveränderlichen Rudolf Steiner

NB. Ich bitte, berücksichtigen Sie, wegen sonstiger Verzögerungen in der Zustellung der Briefe an mich, die schon das letzte Mal bemerkte Adresse:

Rudolf Steiner - Oberlaa bei Wien.

5. AN RUDOLF RONSPERGER

OBERLAA, 11. AUGUST 1881

Mein liebster Freund!

Gerne hätte ich, nachdem ich gestern morgens Ihren Brief erhielt, alsogleich geantwortet, doch ich konnte nicht; den Grund vermag ich nicht anzugeben. Dass Ihr Urteil über die beiden Gedichtchen des Schulmeisters so günstig ausgefallen ist, erfreute mich ungeheuer. Sind wir in manchen Dingen auch entgegengesetzter Ansichten, hier stimmen wir vollständig überein. Ich würde Ihnen gerne mehreres über diesen Mann mitteilen, doch würde dies einerseits diesmal zu größten Weitläufigkeiten führen, andererseits wird es besser sein, wenn ich das tue, nachdem ich die Sammlung meiner Daten über diese liebliche Erscheinung werde vermehrt haben. Nur noch seine vortreffliche Definition der Poesie will ich anführen:

«Poesie ist die Verkünderin der unnennbaren Liebe Gottes. Sie ist ein natürliches, süßes, andächtiges und geheimnisvolles Gebet und desjenigen Menschen Geist, welcher dieses Gebet versteht, muss unwillkürlich mitbeten, denn er wird zu seinem Schöpfer hingerissen.»

Hier sagt dieser Mann - denken Sie, ein Dorfschullehrer, der sonst in der Regel aller höheren Bildung bar ist - dasselbe, was die größten Ästhetiker in ihrer Art auch sagten. Die Wahrheit dieser letzten Bemerkung getraue ich mir zu beweisen.

Ebenso erfreuliche Erscheinungen sind mir nun auch Ihre beiden Gedichtchen. Das zweite ist mir entschieden lieber als das erste. Die durch eine tiefere Empfindung vertriebene Gleichgültigkeit ist daran das echt Poetische. Ich glaube schon einmal Ihnen gegenüber gesagt zu haben, dass Heine, wäre auch sonst manches Gute an ihm, schon deshalb widerlich ist, weil er den entgegengesetzten Weg einschlägt; eine edlere Empfindung durch eine spöttische Bemerkung verunehrt. Ich halte dieses

«Geigers Herzeleid» für das beste, was ich bisher von Ihnen gesehen habe. Fahren Sie auf diesem Wege fort, so werden Sie gewiss manch schöne Blüte uns zu schenken in der Lage sein. Meinen herzlichen Dank für die Mitteilung dieses Gedichtchens. Was aber das erste anbetrifft, «Herbsttraum», so vermisse ich sehr stark nach der vierten «Strophe» irgendetwas, es ist für mich der Gedanke völlig unabgeschlossen. Die letzte Strophe dagegen gehört nicht zum Ganzen; dadurch, dass Sie den Traum zu einer Wirklichkeit machen wollen, verderben Sie den ganzen Eindruck und die Sache wird unnatürlich.

Dass die Wahl des Stoffes zu Ihrem neuen Trauerspiele eine glückliche ist, daran will ich gerade nicht zweifeln. Sie sagen, dass Sie in der deutschen Geschichte keinen geeigneten Stoff fänden zu einem Trauerspiele. Dies ist mir ganz erklärlich. Soll ich die Ursache in kurzem angeben, so möchte ich sagen: bei den deutschen Helden ist wohl die Katastrophe, aber in den meisten Fällen nicht die Schuld vorhanden. Doch davon einmal mehr. M[acauly]s «Milton» werde ich demnächst lesen.

Und nun zu einem anderen Kapitel. Ich bitte Sie, werfen Sie - ich bitte Sie wirklich herzlich - den Büchner und dgl. dummes Zeug von sich, vergessen Sie alles, was darinnen steht; denn dies ist ja so alles erlogen. Ich staune mit jedem Tage mehr, wie solches Geschwätz so viel Anklang finden kann. Ich habe meinen guten Grund dazu, Ihnen solch einen Rat zu geben. Denn ich versichere Sie, es krankt unsere ganze Zeit daran, dass sie sich von der an sich widerspruchslosen Religion losgemacht, einer seichten Aufklärung und Aufklärerei hingegeben und sich bis zu den wieder widerspruchslosen, Vernunft wie Herz völlig zufriedenstellenden Lehren der Philosophie nicht aufschwingen kann. Die Religion wie die Philosophie söhnen gleicherweise mit der Welt aus; die seichte Aufklärung ganz allein erzeugt Disharmonien. Darum, ich bitte Sie nochmals, glauben Sie alles nicht, was Büchner, Dühring und Konsorten behaupten; lesen Sie andere populäre philosophische Schriften, z. B. Fichtes Bestimmung des Menschen (Universal-Bibliothek), desselben Re-

den an die deutsche Nation (ebd.). Sie werden, wenn Sie das gelesen haben, den Grund, den ich hatte, Ihnen solches anzuraten, vielleicht einsehen; jedoch ist derselbe ein gewichtiger. Ohne mein Rechtsgefühl wie Dühring auf Rache zu gründen, möchte ich «Kraft und Stoff» insbesondere seit gestern früh für ein philosophisches Ketzerwerk erklären

Ich bin überzeugt, dass, wenn Sie meinen wirklich aufrichtigen Rat befolgen, bald sagen werden: der Budapester Arzt kann mich gerne haben. Jetzt einstweilen werden Sie sich freilich die Möglichkeit davon nicht recht vorstellen können. Ihr auf das letzte Blättchen geschriebener Einfall ist recht gut und ich werde ihn jedenfalls ausführen; doch bitte ich mir doch nur zu sagen, von welcher Gemütsart Ihr Herr Vater ist.

Mit dem freundschaftlichstherzlichen Gruße wartet auf baldige Antwort

Ihr unveränderlicher

Rudolf Steiner

6. AN RUDOLF RONSPERGER

OBERLAA, 16. AUGUST 1881

Mein lieber Freund!

Ihr «Ausblick und Rückkehr» überrascht mich sonderbar. Ist das Ihr Ernst? Das kann ich nimmermehr glauben. Ich gehe im Zimmer auf und ab und suche mein Entsetzen zu bemeistern. Das ist ja die Poesie des krassesten Materialismus. Von neuem wendet sich mein ganzer Groll gegen den letzteren. Mich berührt das Gedicht so unangenehm, mir ist das Hineinträumen eines so düstern Pessimismus in die jugendliche Herrlichkeit so zuwider, dass ich gar nicht weiter über das Gedicht zu sprechen vermag. Erst jetzt fällt mir ein, dass ich ein solches Urteil hätte vielleicht nicht aussprechen sollen, doch ich kann ja annehmen, dass Ihnen bare Münze das liebste ist.

Das zweite Gedichtchen versöhnt mich einigermaßen, nur fühle ich darinnen zu viel des jungen Schiller; gebe Gott, dass ich dereinst etwas dem späteren Ähnliches bei Ihnen bewundern und mich daran freuen könnte. Bezüglich des «Herbsttraumes» haben Sie mich missverstanden. Ich tadle ja nicht die Art und Weise, wie Sie die Unbefriedigtheit ausdrücken; ich sage ja eben, dass es sieht nicht gebührt, in solcher Lage eine Unbefriedigtheit auszudrücken. Sie fragen: «soll er nicht die Unbefriedigtheit ausdrücken?» und dazu sage ich: Nein.

Denken Sie nur, was würden wir denn sagen, wenn uns Jules Verne alle Einrichtungen und Vorkehrungen ausführlich beschrieb und dann, wenn es zur Abfahrt nach dem Monde käme, sagte: es geht nicht. Ich für meinen Teil würde über J. Verne rasend werden. Und dann, warum sollte das höchste Glück jeder Beschreibung spotten. Man braucht die bloßen Tatsachen [nur] anzuführen und die entsprechenden Saiten werden in dem mittönenden Herzen des Mitmenschen erregt werden. Kann der

Dichter so nicht auch den tiefsten Schmerz darstellen? Denken Sie an Werther.

Und nun zu was anderem. Den eigentlichen Begriff und das Wesen des Menschen macht aus: die Sehnsucht nach dem Absoluten, Ewigen, Unsterblichen. Dieses zu beweisen unternehmen ist ein Unsinn. Es verrät vielmehr das Stecken in dem tiefsten Unsinn, dass man jemals danach Beweise verlangte. Dem Absoluten allein kommt die höchste Wirklichkeit zu. Alles was nicht im Absoluten aufgeht ist Schein, Täuschung, Irrtum, «des Sterblichen Meinung», wie Parmenides sagte. Das Streben nach dem Absoluten, diese Sehnsucht des Menschen ist Freiheit. Jedes andere Ziel bringt Irrtum, Täuschung, Schein hervor und verdankt nicht der Freiheit, sondern der Willkür den Ursprung. Solche willkürlichen Ziele sind: die Natur, das Ich, die Materie usw. Der Schein muss zerstört, der Schleier gehoben werden, und die Wahrheit, die Gottheit steht vor uns; die Welt steht im neuen Lichte vor uns. Wie töricht waren wir, da wir das nicht erkannten. Mit der Willkür streifen wir auch alle uns noch anhaftenden Züge der seichten Weltanschauung ab; wir erkennen, dass wir uns missverstanden haben. Wir verstehen uns jetzt erst, wir verstehen Religion, Kunst und Philosophie in ihrem Zusammenhange. Wir streifen die gewöhnlichen landläufigen Anschauungen von Ewigkeit, Unendlichkeit ab und ein ganz neues Gebäude steht vor uns. Es geht uns der Sinn für eine Unendlichkeit auf, von der wir keine Ahnung hatten, ja nicht haben konnten. -

Dies sind alles keine Metaphern, sondern der höchste Ernst. - Das Fatale bei dem Niederschreiben der höchsten Wahrheiten ist nur das, dass man sich der gewöhnlichen Sprache bedienen muss und in dieser die Worte meist Zeichen für sinnliche Gegenstände sind, die Leute aber dann nur immer an das nächste denken, und von dem, was man sagen will, keine Ahnung bekommen. Manche kommen gar mit den Trivialitäten der Logik, ohne zu wissen, dass man mit diesem abgeschmackten und faden Formalismus alles Mögliche beweisen kann. Und nun wei-

ter. Nennen wir dieses Erkennen der höchsten Wahrheiten: das Zusammengehen des Menschen mit dem Absoluten, so finden wir, dass in diesem Zusammengehen seine höchste Freiheit erblüht. Er findet sich in einem Punkte des Universums und nun hat er seinen Standpunkt - jetzt kommt, was wir im Winter schon einmal besprochen -, von da aus überblickt er die Welt. Er beurteilt sie, beurteilt sich und ist zufrieden mit sich, der Welt und allem. In der höchsten Freiheit manifestiert sich das höchste Glück, die vollste Zufriedenheit. Der Mensch hat seine Bestimmung erkannt; er ist mit allem versöhnt.

Halten Sie das nicht für Schwärmerei und Irrtum, sondern für einen matten Abdruck von wirklichen Wahrheiten. Bezüglich der Seltsamkeit mache ich Sie aufmerksam, dass man gerade im 19. Jahrhundert nicht beim großen Haufen die Wahrheit finden kann. Sie wissen ja, um was gewöhnlich gedacht wird, und es ist weiser Weise eine Notwendigkeit, dass nur der die Wahrheit finden kann, der nicht um Brot, «Äpfel» denkt, sondern um der Wahrheit willen. Dies ist nicht Fatalismus, sondern eine ebenso schöne wie durchaus begreifliche Gerechtigkeit.

Für heute müssen Sie wohl entschuldigen, dass ich einen weiteren Bericht über den Dorfschullehrer nicht anschließen kann. Ich werde sehr bald diese angenehme Pflicht erfüllen. Ich hoffe baldigst nach Münchendorf, Trumau etc. zu kommen, wo ich manches erfahren werde.

Vorläufig nur einige von seinen Sinngedichtchen:

An einer duft'gen Wiese Da stand ein Hirtenknab'.
 Er freute sich der Blumen, Der schönen Gottesgab'.
 Am andern End ein Ochs stand, Der fraß die Blumen ab;
 Auch er hatt' seine Freude An dieser Gottesgab'.

Der Früchte dreierlei vom Baume fallen:
 Die einen angefressen von dem Wurme,
 Die andern abgerissen von dem Sturme,
 Die dritten endlich fallen reif von Allen.

Die Früchte treu der Menschen Schicksal zeigen:
Der Eine fällt zernagt vom Herzenswurme,
Geknickt der Andere von des Unglücks Sturme,
Der Dritte reif von Lebensbaumes Zweigen!

Es schrieen so viele nach Freiheit!
Man wollte sie erretten.
Doch als sie Freiheit hatten,
Schlugen andere sie in Ketten.

Ich schreibe so morgen abends wieder, dann die Fortsetzung
von dem.

Bezüglich Ihrer Angelegenheit glaube ich folgendes: Es ist mir
unbegreiflich, auf welche Weise Sie zuerst Ihrem Vater so was
beibringen konnten; überhaupt sind da manche Schwierigkei-
ten, ich überlege mir die Sache morgen noch reiflich und sollte
[es] das Beste sein, Ihrem ersten Willen zu folgen, so tue ich es
und berichte Sie sofort morgen abends.

Sind Sie überzeugt, dass ich den besten Willen zur Sache habe
und von diesem durchdrungen handeln werde.

Vorläufig sind Sie der stets unveränderlichen Hinneigung versi-
chert Ihres Rudolf Steiner

7. AN RUDOLF RONSPERGER

OBERLAA, 18. AUGUST 1881

Mein lieber Freund!

Nun ist die Sache eine vollendete Tatsache. Ich habe gestern den Brief mit nachfolgenden Begleitworten abgeschickt. Ich habe dafür mehrere Gründe, i. Würden Sie wohl noch lange gezauert haben, bis Sie endlich herausgerückt wären. 2. Ist der Brief an mich in einer Weise geschrieben, dass er wert ist, an Ihren Herrn Vater zu kommen. Solche Worte sind in dieser Sache durchaus notwendig, und ich glaube nicht, dass in derselben Weise, wie Sie mir schreiben, Sie auch zu Ihren Angehörigen sprechen würden. Meine Begleitworte sind: Hochgeehrter Herr! Es war im Winter dieses Jahres, als ich mit Ihrem lieben und mir seither unendlich teuer gewordenen Sohne bekannt wurde. Bei der Art und Weise meiner Bildung konnte mir die tiefere Anlage und die hoffnungserregende Begabung desselben nicht verborgen bleiben. Das edle Streben, welches in ihm liegt, die Weise seines Empfindens sind Dinge, die man heute suchen muss. Mit meinen Ideen war er nie recht einverstanden, wir mussten viel streiten; doch im Streit entwickelt sich der höhere Einklang und er wurde mir zum teuren Freunde. Ich freute mich, wenn er sich freute, mit und wünschte ihm daher vom ganzen Herzen Glück, als er mir schrieb, dass sein Ansuchen wegen Aufnahme an die Universität günstig erledigt worden war. Da schrieb er mir dann als Antwort den beiliegenden Brief, der von dem ausführlicher spricht, wovon er mir nur einmal im Gespräche eine flüchtige Andeutung machte. Der Inhalt des Briefes wäre eine zu große Last für mich, wenn ich denken sollte: sein Herr Vater weiß davon nichts. Dies enthält die Rechtfertigung, warum ich Ihnen, hochgeehrter Herr, den Brief übersende. Nehmen Sie das als Entschuldigungsgrund dafür hin, dass ein völlig Unbekannter Ihnen schreibt. Ich tue damit nur das, was Ihr Sohn schon lange getan hätte, wenn er's übers Herz ge-

bracht hätte. Er weiß wohl nichts davon, dass ich's tue, doch bin ich überzeugt, dass er mir's nicht ungut aufnimmt, sondern, wenn er's erfahren sollte, damit vollständig einverstanden sein wird. Die Sache beginnt von der Stelle an, wo ich das Zeichen # gemacht habe. Indem ich nochmals um Entschuldigung bitte, verbleibe ich in tiefster Hochachtung etc. -

Möge die Sache Ihnen ebenso wenig missliche Umstände herbeiführen, als sie von mir nicht voreilig ausgeführt wurde.

Schreiben Sie mir, ich bitte Sie, baldigst, welchen Eindruck die Sache auf Sie macht, ob Sie damit zufrieden sind.

Die Fortsetzung des beiliegenden Briefes werde ich unverzüglich schreiben und absenden. Sie wird die von Ihnen gestellten Fragen beantworten, auch über M[acauly]'s «Milton» etwas enthalten, den ich bereits gelesen habe.

Mittlerweile verharre ich als Ihr stets treuer

Rudolf Steiner

8. AN RUDOLF RONSPERGER

OBERLAA, 19. AUGUST 1881

Mein lieber Freund!

Wie ich aus Ihrem letzten Briefe ersehe, scheinen Sie der Ansicht zu sein, dass ich es Wurth als Fehler anrechne, dass er nicht auf der Höhe moderner Bildung steht. Ich wollte mit jenen Worten meines Briefes eben nur sagen, dass ich Sie bitte, jene Gedichtchen nicht mit dem Maßstabe des Geschmackes zu beurteilen, den man gewinnt, wenn man unsere modernen Dichter oder auch unsere Klassiker liest. Da Sie das getan haben, so haben Sie mich tatsächlich richtig verstanden und ich wollte mehr gar nicht sagen.

Da wir aber so schon einmal auf das Problem vom «Stehen auf der Höhe der Zeit» gekommen sind, so will ich Ihnen denn doch darüber meine Ansicht mitteilen. Ich glaube, man versteht unter jenem «Stehen auf der Höhe der Zeit» gewöhnlich das Bekanntsein mit den wichtigsten Betätigungen des Geistes in der Gegenwart und das Arbeiten im Einklänge mit den Errungenschaften desselben. Nun ist es aber klar, dass nicht eine jede Zeit besonders reich an grundlegenden Gedanken ist, sondern dass oft Jahrhunderte dazu verbraucht werden, einmal geltend gemachte Gesichtspunkte in's Lange und Breite zu spinnen. Solche Zeiten sind eben die Epigonenzeiten und in einer derselben leben wir jetzt. Da die geistigen Verrichtungen in solchen Zeiten so ziemlich auf demselben Niveau bleiben und keine Tat die andere überragt, so wird ein «Stehen auf der Höhe der Zeit» in solchen Perioden eben ein «Eingelebtsein» in sehr vieles, obgleich manchmal, vom allgemein menschlichen Standpunkte betrachtet, höchst Gleichgültigem nötig machen. Solche Bildung erfordert natürlich besonders viel Fleiß und Gedächtnisarbeit und es ist kein Wunder, wenn dann die Ursprünglichkeit abhandenkommt. Auf solche Perioden scheinen Sie zunächst zu denken, wenn Sie sagen, dass nicht jeder im Stande ist, sein biss-

chen Talent durch den Wust gelehrter Bildung hindurchzuringen. Allein, da die geistigen Taten solcher Zeiten nur sekundärer Natur sind, so glaube ich überhaupt nicht, dass jenes Hindurchringen dem Dichter notwendig ist. Ganz anders ist es mit weltbewegenden Gedanken, wie solche in klassischen Epochen zur Geltung gebracht werden. Diese gehören unbedingt zur höheren Bildung und der Dichter muss sie nicht erlernen, sondern erleben. Ein Dichter, der nicht für die Zeit, sondern für die Ewigkeit schaffen will, der muss mit jenen allgemein menschlichen Triebrädern allerdings bekannt sein. Von der letzteren Art dürften nun wohl Lingg, Scheffel, Hamerling nicht sein, wohl auch Geibel nicht, obwohl man von ihnen wird durchaus sagen müssen, dass sie auf der Höhe der Zeit stehen.

Wenn wir das alles bedenken, so kann nun nicht mehr zweifelhaft sein, dass auf der Höhe der Zeit Wurth jene zwei Gedichtchen nicht geschaffen hätte. So viel ist aber gewiss, dass W.s Gedichte ein allgemeiner menschliches Interesse haben, als die mancher eben auf jener Höhe stehender Poeten.

Bezüglich des zitierten Goetheschen Ausspruches wage ich gar kein Urteil zu fällen. Es ist selbst dann, wenn man die gesamte geistige Betätigung eines Menschen zu der Zeit, in der er den Ausspruch getan hat - was in diesem Falle mir ganz abgeht - [, betrachtet, sehr schwer,] im Zusammenhange mit dieser solche allgemeine Maximen zu beurteilen, da man nie wissen kann, ob man bei einem Worte genau denselben Begriff vor Augen hat, an den der Urheber des Ausspruches dachte. Es ist gerade aus diesem Grunde oftmals eine Kritik ein bloßer Wortstreit.

Dass ich den Dorfschullehrer beständig hervorhebe, darf Sie doch nicht wundern. Diese Leute sind gewöhnlich ohne alle edlere Bildung, ohne Wissen und Gemüt. Dabei sind sie fürchterlich hochmütig, dünken sich, weiß Gott wie viel, gescheiter zu sein als die anderen Dorfbewohner - eigentlich sind sie dümmere -, schreien mit ihrem Liberalismus überall herum etc. etc. etc., lauter Dinge, die ich selbst schon erfahren habe, die Sie aber

auch in Schröers vortrefflichen «Unterrichtsfragen» angeführt finden.

Ich bitte Sie ferner noch herzlichst, mir Ihre fragmentarischen Gedanken über die Bestimmung des Menschen mitzuteilen. Glauben Sie nicht, dass es Zufall ist, dass Sie mit Büchners Gedanken übereinstimmen. Ich bitte Sie darum nochmals, teilen Sie mir sie mit und ich werde Ihnen den notwendigen Zusammenhang nachweisen.

Indem ich baldigst eine Antwort erwarte, verbleibe

ich Ihr stets unveränderlich treuer Freund

Rudolf Steiner

9. AN RUDOLF RONSPERGER

OBERLAA, 25. AUGUST 1881

Mein innigstgeliebter Freund!

Ihr allzulanges Schweigen macht mich besorgt, umso mehr, da meine Kombinationsgabe durchaus nicht hinreicht, irgendeinen Grund desselben ausfindig zu machen und ich gerade jetzt mit aller Sehnsucht eine Antwort auf meine Briefe herbeisehne. Ihr Herr Vater schrieb mir auf meinen an ihn gesandten Brief eine Antwort, worinnen er ausspricht, dass er von Ihrer Krankheit nicht gerade sehr viel halte, er glaube, dass dieselbe mehr in der Phantasie, als im Rückenmarke ihren eigentlichen Sitz habe. Er bezweifelt sogar die Wahrheit der Tatsache mit dem Budapester Arzt. Er glaubt ferner, Sie bilden sich das alles nur ein und deshalb könne nur die Beschäftigung mit etwas Positivem Heilung bringen.

Es ist natürlich, dass ich Sie in jeder Weise in Schutz nahm. Einmal schrieb ich, dass ich Sie soweit kenne, dass von einer Unwahrheit bezüglich des Ausspruches jenes Arztes nicht die Rede sein könne. Der Arzt, so sagte ich, müsse ganz gewiss den Ausspruch getan haben und wenn bei irgendjemandem eine Phantasterei vorliege, so müsse man dieselbe auf der Seite jenes Arztes suchen. Ihr Herr Vater fragte mich sogar, was ich für das Beste halte, Ihnen die Skrupel zu vertreiben, welche positive Beschäftigung. Ich sagte, dass davon keine Rede sein könne, dass, wenn die Sache ein bloßes Hirngespinnst ist - ich glaube schon selbst, dass jenes Arztes Ausspruch sich nicht erfüllen wird -, es am besten ist, einen geschickten und bescheidenen Arzt zu fragen, zu dem Sie ein Vertrauen haben, damit so der Ausspruch eines zweiten Arztes den des ersten schlage. Ich glaube, dies würde ja wohl das Beste sein? Warum tun Sie das nicht selbst? Ihr Herr Vater wünscht auch die näheren Details zu wissen und glaubt, dass Sie mir dieselben vielleicht lieber mitteilen würden, doch ich glaube, es ist der Umweg nicht not-

wendig. Sie können ja die näheren Details (Name jenes Arztes, die Art des Unwohlseins etc.) Ihrem Herrn Vater direkt bekannt machen.

Ich glaube, dass ich nicht anders getan habe, als ich hätte tun können, wenn wir uns vorher hätten verständigen können. Der Brief Ihres Vaters steht Ihnen auf Verlangen natürlich zur Verfügung. Vor allem bitte ich Sie, lieber Freund! nochmals, mich aus meiner Besorgnis durch eine Antwort zu erlösen.

Empfangen Sie zugleich meinen Dank für die mir zugesendeten 3 Exemplare des Prologes. Entschuldigen Sie, dass ich darauf im letzten Briefe ganz vergessen habe. Ich hätte wohl schon lange wieder geschrieben, allein ich wartete von Tag zu Tag auf eine Antwort von Ihnen.

Einiges über den Dorfschullehrer.

Johann Wurth ist 1828 zu Trumau in Niederösterreich geboren als der Sohn von äußerst armen Eltern. Er war ein sehr braves Kind. In der Schule zeigte er eine hervorragende Anlage zu allen Lehrgegenständen, ohne dass er es in irgendeinem besonders ausgezeichnet hätte. Es ging eben überall gleich ausgezeichnet. Er brauchte etwas nur einmal zu lesen und er wusste, wenn das Stück auch lang war, es auswendig. Er war stets zurückgezogen, spielte aber mit seinen Schulkameraden doch gerne. Mehrere von diesen waren seine besonderen Lieblinge. Mit diesen spielte er immer «Nüsselesen». Die Knaben mussten das mit einer großen Begeisterung getan haben, denn der alte Mann, der mir's erzählte und der eben auch mitgespielt hat, kam heute, da er 57 Jahre zählt, beim Erzählen in förmliche Ekstase.

Dann kam ein Geistlicher aus dem Stifte Heiligenkreuz nach Trumau, Lewandersky mit Namen - ein wenig ein Grübler und Kritikus, wie sich ein Bauer wörtlich ausdrückte -, und nahm sich mehrerer begabter Knaben des Ortes an, darunter auch Wurths. Er erteilte ihnen Unterricht im Latein und den Gymnasialgegenständen, so dass sie teils Geistliche, teils Lehrer werden konnten.

Wurth wurde Lehrer. Als solcher fungierte er in Gaden, Heiligenkreuz und Münchendorf. Das ehrwürdige Schloss Heiligenkreuz mit seiner reizenden Umgebung entlockte dem jungen Manne so manches innige Lied und das Andenken an den ihm lieben Aufenthalt im «Waldestal» schwand nie aus seinem Herzen. Dort hatte er ja auch seine Lebensgefährtin gefunden. Wer jemals mit ihr gesprochen hat, wird ihr eine gewisse Liebenswürdigkeit zuerkennen müssen. Jetzt, nachdem ihr Gatte längst tot ist, bewahrt sie ihm ein treues Andenken und es ist rührend, mit ihr über Wurth zu sprechen.

In Münchendorf lebte er zurückgezogen seinem Berufe, seinen Studien, seinen Forschungen, seiner Familie. Wer das Bild dieses Mannes gesehen hat, der ahnt wohl nicht das innige Gemüt in diesem Körper. Schwächlich, abgemagert sieht er aus, etwas Sinniges ist allerdings in seinem Antlitze, doch nichts gerade Auffälliges. Dr. Hauer, ein liebenswürdiger Mann, der Arzt in Münchendorf ist, erzählte mir, dass, als er 1869 nach Münchendorf kam und Wurth zum ersten Mal sah, ihn für einen geistes- und körperschwachen Menschen gehalten habe, der wohl wird mit knapper Not den Kindern das ABC beibringen können. Bald sollte er eines andern belehrt werden, er sollte sehen, wie dieser «geistesschwache» Mann korrespondierte mit Wagner, Schmeller, Zingerle, Vernaleken, Becker, Weinhold, wie Hugo Mareta von ihm für ein niederösterreichisches Idiotikon zehrt, wie er für die Frommannsche und Schröersche Zeitschrift gearbeitet hat.

Kein Tag ohne Ziele war das Losungswort dieses Mannes. Sein Tagebuch allein umfasst vier starke Bände. Dasselbe ist mit gewissenhafter Genauigkeit geführt. Man muss staunen, wenn man darinnen sucht, wie dem Dorfschullehrer Kant und Hegel nichts Fremdes waren.

In Bezug auf seine Gedichte ist zu bemerken, dass eine trübe Stimmung durch dieselben geht, eine Stimmung, die uns zu oft an den Tod und überhaupt die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnert. Es ist zu bedauern, dass dieser Mann während seines

Lebens vielfach gequält und misshandelt, nach seinem Tode noch falsch beurteilt wurde. Ich kann mich hier ganz der Ansicht Dr. Hauers anschließen, der mir sagte, dass er eben in Hände geraten ist, die der «Erde mehr für Körper, als dem Himmel für Seelen danke». -

Man sagt z. B., er war konservativ und macht so vielen vor, er sei mit den gewöhnlich so genannten auf einem Punkt gestanden. Doch dies ist gefehlt. Wurth lernte die Geistlichkeit und die Religion nur von der guten Seite aus kennen, und ahnte nichts von deren Schattenseiten. Deshalb dachte er, es wäre viel besser für die Schule, wenn sie unter der Obhut des Klerus bliebe, als wenn sie an den Staat respektive die Gemeinden übergehe. Ja hatte, wenn man sich einen aufopfernden, pflichttreuen, idealen, der Erziehung der Jugend sich mit Begeisterung widmenden Klerus denkt, Wurth nicht recht} Er hatte aber eben nur keinen solchen Klerus kennen gelernt. Ganz gewiss hatte er recht. Er war also keiner von den gewöhnlichen Konservativen.

-

In der Schule liebten ihn die Kinder wie ihre Mutter; nicht wie den Vater, was bezeichnend ist. Er aber behandelte sie ebenfalls mit inniger Liebe. Bei jeder Gelegenheit sagen die Leute noch: ja ein Wurth kommt nimmermehr.

Einen Mann, den ich fragte um den Unterschied zwischen Wurth und seinem jetzigen Nachfolger, sagte mir: der frühere war ein fleißiger Sammler für Zeitschriften, der jetzige sammelt viele Flaschen voll Wein im Wirtshause für seinen Magen. Der andere ging nie ins Wirtshaus, der jetzige ist immer besoffen.

Er war bis zu seinem letzten Augenblick seinem Wahlspruche getreu und arbeitete mit einem schier unglaublichen Fleiße. Er hat auch recht hübsche Musikstücke komponiert, wie Dr. Hauer mir sagte.

Nun ruht er in Münchendorf, neben seinen lieben Kindern; erst heute vor acht Tagen folgte eine Tochter von 20 Jahren ihrem Vater nach. Auf seinem Grabsteine ist zu lesen:

Dem verdienten Lehrer und Volksschriftsteller und liebeichen
Gatten und Vater

Johann Wurth

geb. zu Trumau 1828 gest. zu Münchendorf 1870

Lebst Du, o Mensch, in stillem, ungetrübtem Glücke,
So dank dem Herrn dafür mit jedem Herzensschlag!
Wie manches Leben hat nur kurze Sonnenblicke,
Wie manches ist ein steter Regentag!

Gewidmet] von Freunden u. Kollegen April 1873.

Leben Sie, lieber Freund, einstweilen wohl und vergessen Sie ja
nicht Ihres stets gleich ergebenen und treuen

Rudolf Steiner

10. AN RUDOLF RONSPERGER

OBERLAA, 26. AUGUST 1881

Mein lieber Freund!

Sie scheinen sich ganz gewaltig für jenes Problem vom «Sich Stellen zur Zeit und zur Geschichte» zu interessieren. Dass der Verfasser der «Chemischen Elemente» Sie angeregt hat, wundert mich eben gerade nicht, denn gerade diejenigen, die von derlei Sachen nichts verstehen, schwätzen darüber am meisten. Wenn dem Kletzinsky jemand etwas aus der Chemie sagen würde, was nicht fachmännisch aussieht, da gäbe es ein Schreien und Wettern über die Dilettanten, doch über literarhistorische und philosophische Gegenstände glaubt sich auch ein Chemiker wohlberechtigt zu urteilen. Ich bitte Sie, hören Sie Urteile von solchen Leuten gar nicht an; sie sind ja nicht der Rede wert. Nun zu unserem Probleme. Ich glaube schon im letzten Briefe gesagt zu haben, dass in einer Epigonenzeit von jenem Stehen auf der Höhe der Zeit nicht die Rede sein kann, bei dem wahren Dichter nämlich. Übrigens gilt das auch für den Philosophen. Um einmal von dem letzteren anzuheben, bemerke ich, dass z.B. Schiller, vielleicht einer der gedankenreichsten und tiefsten Philosophen aller Zeiten - denn was Hegel und Schelling betrifft, so sind sie zwar sehr scharfsinnig, aber nicht besonders reich -, von der fachmännischen Zeitphilosophie außer dem Systeme des Königsbergers nichts wusste. Das ist eben das Charakteristische des Genies, dass es nicht empfänglich ist für die Willkür der Schulkrampuse, sondern schnurstracks auf die unwillkürlichen und ewigen Probleme der Menschheit loseilt. Was kümmert Lessingen die Ästhetik seiner Zeit; er rang sich empor zu den höchsten Problemen und gab zu ihnen die höchsten Lösungen. Das Große bei Lessing bestand eben darin, dass er das Nichtige jener Schulprobleme und Schullösungen erkannte.

Ich habe vor einigen Tagen, ich weiß jetzt nicht wo, den sonderbaren Satz gelesen, der Dichter der Zukunft - schon der Ausdruck erregt Lachen - wird mit dem gesamten Schatze der modernen Bildung eine angeborene Naivität vereinigen müssen. Ich weiß fast nicht, an was ich bei «moderne Bildung» denken sollte. Wird damit die in den poetischen Erzeugnissen der Gegenwart niedergelegte verstanden, dann mag ich noch eher befriedigt sein; ist aber etwa gar an wissenschaftliche Bildung - und das scheint der Fall zu sein - gedacht, so möchte einem wohl die Geduld bei dem Lesen solchen Unsinnnes vergehen. Was für eine Bildung? Ist das Tradieren der Dichter mit Zitaten pedantischster Art Wissenschaft, ist eine Literaturgeschichte, die nichts zustande bringt, als die Geister der Zeit nach aneinanderzureihen und aus ihren Werken schwache Auszüge zu geben, Wissenschaft; ist eine Geschichte, welche die Ereignisse nach Raum, Ort und wenn's hoch kommt nach Ursache und Wirkung gliedert, Wissenschaft? Von der Naturwissenschaft mag ich gar nicht reden, denn es wäre Ironie auch nur die Frage aufzuwerfen, ob eine mit ein bisschen Molekularmechanik durchschossene, unsystematische Physik Wissenschaft sei. - Was möchte Lessing zur Zimmermannschen Ästhetik, was Schiller oder Hegel zu «Kraft und Stoff» sagen, wenn sie hörten, dass deutsche Bücher mit solchem Inhalte existieren?

Die edlen Veteranen aus der besseren Zeit, Kuno Fischer, Carriere, Friedr. Theod. Vischer, Rosenkranz etc., stehen so kampflos gegenüber der ungeheuren Oberflächlichkeit, dass sie verschwinden. Kuno Fischer macht übrigens an Kant zu große Konzessionen und neigt so immer mehr und mehr zur Zeit hin. Das merkwürdigste Beispiel des wissenschaftlichen Niederganges gibt Prof. Kirchmanns «Lehre vom Wissen» und dessen Erläuterungen zu verschiedenen Philosophen. Soll man also, um auf der Höhe der Zeit zu stehen, alle diese Irrtümer sich aneignen? So halte ich es mit dem «Sich Stellen zur Zeit und Geschichte». -

Mit der zweiten Gattung des Genies scheinen Sie an Grillparzer zu denken. Ihn für ein besonderes Genie zu halten, scheint mir doch ein wenig zu stark.

Mein lieber Freund! Was mir an Ihren Gedichten nicht behagt, das ist ein Besingen des sinnenfällig Wirklichen. Es hängt das innig mit dem Materialismus zusammen. Ich kann Sie versichern, an der Hand des Materialismus wird sich nie ein Dichter heranbilden. Denken Sie nur, was es außer dem Sinnenfälligen noch alles zu besingen gibt, welchen Spielraum die angeborene Naivität des Gemüts lässt, was durch das Auge spricht; muss es denn dann das Auge als Auge sein, was der Dichter besingt? Sie sind formgewandt, wenn Sie es nur bald zu einem edleren, göttlicheren, idealeren Inhalte bringen möchten! Ferner erscheint mir das angewendete Bild doch zu gewagt, zu unnatürlich.

Wir haben überhaupt viel zu sprechen; ich werde am 31. August oder 1. Sept. nach Wien kommen; vielleicht könnten wir uns irgendwo vormittags treffen; schreiben Sie mir wo.

Ich komme gerade jetzt aus Münchendorf, ich habe von dort aus den Weg nach Trumau hin et retour zu Fuß zurückgelegt; ein Weg von einer Stunde hin und ebenso viel wieder zurück. Ich lerne dabei das niederösterreichische Volk kennen und zugleich lieb gewinnen. Diese Leute kommen einem mit einer erstaunlichen Aufmerksamkeit entgegen und werden bald recht zutraulich. Ich bin eben daher ermüdet und kann heute nur mehr ein klein wenig über Ihre Bemerkungen bezüglich des mir vom Grunde aus verhassten Materialismus anfügen. Wenn ich Ihre Worte zusammenfasse, so kommt folgendes heraus. Da es Menschen gibt, welche die Wahrheiten der höheren Philosophie durchaus nicht verstehen können und die eben nichts zu sehen vermögen, als so etwas, was sinnenfällige Wirklichkeit hat und auch Leute, die aus Unverstand, Eitelkeit und Bosheit nichts anderes beschreiben mögen, so schufen sich diese den Materialismus. Die wichtigste Wahrheit für diese «Winkelphilosophen» ist das, dass ein Kopf ohne Gehirn nicht denken kann. Wir können dieser Sorte von Leuten zwar versichern, dass wir das ohne

ihre materialistische Wissenschaft wissen, dass es uns aber kleinlich dünken würde, so was zu sagen. Dies ist allerdings eine Erklärung des verfluchten Materialismus, aber keine Rechtfertigung. Sie entschuldigen schon meine Worte, doch ich schreibe in dieser Sache wirklich leidenschaftlich erregt. In der Philosophie soll [es] eben keine Winkelgelehrten geben, diese Profanen sollen sich mit anderen Dingen beschäftigen, die für derlei schwachen Verstand geschaffen sind, aber nicht mit der Philosophie. Hier, wo Schiller, Fichte, Schelling, Hegel gewirkt haben, ist es ein unzurechtfertigender Frevel, wenn sich solche Winkelphilosophen über dieselbe Sache machen. Begreiflich ist die Philosophie für jeden Menschen, wenn er Eifer und guten Willen hat; aber gerade die letzteren Tugenden gehen den sämtlichen Materialisten ab. Wackere und wirkliche Naturforscher sind nie Materialisten. Ein mir persönlich bekannter und von mir hochverehrter Geologe und Botaniker in Wiener Neustadt, Dr. med. Lorenz, ist ein ausgemachter Feind des Materialismus, und Prof. Hyrtl weist ihn entschieden zurück, weil er die höheren Gefühle des Menschen beleidigt. Das sind allgemein anerkannte Naturforscher und, dass ich fortfahre, Kepler machte seine großen Entdeckungen nur deshalb, weil er Idealist war, weil er glaubte, dass Vernunft in der Anordnung und Bewegung der Himmelskörper sei. Vor solchen Dingen verstummt wohl zuletzt alle materialistische Regung.

Und ich frage Sie, was hat Büchner als wirklicher Naturforscher geleistet, außer dem Geschwätze seiner Bücher?

Und Dühring, der ein Genosse Büchners ist, welche Früchte trägt seine materialistische Philosophie? Seit ich in dessen «Philosophie der Wirklichkeit» hineingeblickt habe, geht mir ein Licht auf, wie dieser «Nichtwisser» über Lessing so urteilen konnte. Dühring hat nicht das geringste Interesse für und keinen blauen Dunst von der Kunst. Das «Tragische» existiert für diesen Frevler gar nicht. Er fordert von der Kunst, dass sie «angenehmer Sinnenreiz» sei, dass sie künstlich angenehme Affekte erregen soll. Solch barbarischen Unsinn redet ein Materialist. Er

will die Ästhetik auf die Physiologie der Sinnesorgane gründen. Solchen Blödsinn fördert der Materialismus zu Tage. Wenn man diese Dinge liest, so glaubt man sich zuweilen in Australien, nicht unter Deutschen. Deutsche können denken, die Materialisten können nicht [denken] und sind zu faul dazu. Um Hegel zu verstehen, muss man Lust zum Denken haben, wie er es selbst hatte; man muss aber auch dem freien fortschrittlichen Denken, dem kulturfrendlichen Lichte gewogen sein und nicht mit den Banden des hergebrachten traditionellen Dogmas gefesselt sein, wie es die Materialisten alle sind. Alle materialistischen Bücher sind würdig, dass man sie insgesamt auf einem Scheiterhaufen verbrennt. Die armseligen Verfasser lasse man leben, denn was können sie für ihre geringen Fähigkeiten. Prof. Schröer sagte einmal, als vom Pessimismus die Rede war, «Dummsein» sei keine Schlechtigkeit, also Erbarmung üben an diesen Geistesschwachen, doch ihre Bücher verpesteten die Welt, stecken alle Kreise mit Seichtigkeit an, verhindern den geistigen Aufschwung, vernichten Poesie und Idealismus, überhaupt jeglichen Aufschwung des Geistes, denn wer könnte wider solches Geschwätz schreiben, wie es im Kapitel «Würde des Stoffs» geschehen ist; daher Fluch über diese teuflische Literatur, fort mit ihr ins Feuer. -

Das letztere mir Ihrem materialistischen Buche, falls Sie ein solches besitzen, zu tun bittet Sie recht sehr,

indem er Ihnen herzlich freundschaftlichst die Hand drückt, Ihr

Rudolf Steiner

Bern.: Lesen Sie Herder: Ideen zur Geschichte der Menschheit, dessen Briefe zur Beförderung] der Humanität statt Büchner; da wird Ihr dichterisches Gemüt Anregung bekommen.

NB. Sie werden wohl aus dem gestern an Sie gerichteten Schreiben ersehen haben, dass ich Ihren letzten Brief erst heute (26. VIII.) bekam.-----

11. AN RUDOLF RONSPERGER

OBERLAA, 27. AUGUST 1881

Mein lieber Freund!

Eben erinnere ich mich, dass ich mich gestern sehr scharf über den Materialismus aussprach. Doch geschah es vollkommen gerecht. Ich war auch sehr zornig darüber, dass Sie, da ich Sie schon wiederholt gebeten habe, wenigstens für Sie diese bewusst lichtfeindliche, niedrig stehende Weltansicht zu den Toten zu werfen, Sie sich noch immer mit ihr beschäftigen, über sie nachdenken. Dass, da Sie schon darüber nachdenken, mir schreiben, ist mir lieb, denn ich bekomme Anlass gelegentlich über solche Dummheiten nachzudenken; nur, dass ich etwa geschädigt würde, wenn man mir vom Materialismus vorerzählt, das fürchte ich nicht; wer einmal höhere Wahrheiten gekostet hat, der ist für solch tiefstehende Irrtümer nicht mehr empfänglich.

Sie nochmals bittend, den Materialismus so zu betrachten, als wenn er gar nie existiert hätte,

verbleibe ich Ihr unveränderlicher

Rudolf Steiner

12. AN FRIEDRICH THEODOR VISCHER

WIEN, 20. JUNI 1882

Euer Hochwohlgeboren! Hochgeehrter Herr Professor!

Euer Hochwohlgeboren werden entschuldigen, wenn ein Ihnen völlig Unbekannter es wagt, dieses Schreiben an Sie zu richten und zu seiner Rechtfertigung aus dem Grunde nichts weiter beifügt, weil ihm diese Handlung nur dann als zu entschuldigend dünkt, wenn hochgeehrter Herr Professor sie als solche auffassen.

Ich erlaube mir nämlich die beiliegende Abhandlung zu übersenden. Der Druck derselben wurde bisher durch äußerliche Umstände verhindert, und ich ließ daher eine Abschrift derselben anfertigen.

Euer Hochwohlgeboren werden aus derselben ersehen, dass Ihre hochgeschätzten Schriften, die ich vollständig gelesen, vielfache Anregung zu derselben gegeben haben. Ich glaube, es muss einmal Ernst gemacht werden gegen jene Auffassung der Welt, welche nur Atom- und mechanische Vorgänge anerkennen will. Meine Abhandlung scheint mir den Punkt zu berühren, auf den es allein ankommt. Der linkische Stil und die vielleicht nicht überall ganz klare Darstellung dürften wohl der Sache Eintrag tun. Ich habe einstmals mich ganz in die mechanisch-materialistische Naturauffassung hineingelebt, hätte auf ihre Wahrheit ebenso geschworen, wie es viele andere der Jetztzeit machen; aber ich habe auch die Widersprüche, die sich aus derselben ergeben, selbst durchlebt. Was ich vorbringe, ist daher nicht bloße Dialektik, sondern eigene innere Erfahrung. Weil ich weiß, wie ich damals dachte, kann ich diese Weltanschauung auch in ihrem tiefsten Wesen erkennen, sehe ihre Mängel vielleicht leichter als andere, die einen anderen Bildungsgang durchgemacht. Meine Berufsstudien sind ja Mathematik und Naturwissenschaft.

Die Ansichten, welche Euer Hochwohlgeboren über den Darwinismus haben, scheinen mir die Keime zu sein für das Urteil der späteren Zeit darüber. Von einer Korrektur des Zeitbegriffes hat man wirklich das Heil der Wissenschaft in mannigfacher Hinsicht zu erwarten. Gewiss wird auf diese Weise mehr erreicht werden als durch die vergeblichen Bemühungen Carneris und anderer, welche den Darwinismus auch mit allen seinen Unwahrheiten und Unklarheiten mit der Ethik in Vereinigung bringen wollen.

Schließlich erlaube ich mir, wenn Euer Hochwohlgeboren diese Bitte nicht unbillig finden sollten, recht sehr zu bitten, mir nur mit wenig Zeilen Ihr Urteil über das in der Abhandlung Ausgesprochene mitteilen zu wollen. Wenn ich mit dieser Kühnheit allzu sehr über die Grenzen des gewöhnlichen Anstandes hinaustrete, so habe ich dafür in der Tat nichts zu meiner Entschuldigung als meinen glühenden Eifer für die Wahrheit und den Gedanken, dass Euer Hochwohlgeboren einem Ihrer Verehrer es gewiss verzeihen werden, wenn er um dieser willen sich etwas zu tun erdreistet, was in jedem anderen Falle Frechheit wäre.

Mit ausgezeichnete Hochachtung

Rudolf Steiner Adresse von morgen an: Brunn am Gebirge, Niederösterreich.

13. AN ALBERT LÖGER

[BRUNN AM GEBIRGE, 1882]

Mein innigstgeliebter Freund!

Würde ich Dich weniger kennen, so glaubte ich fast, Du wärest mir böse über mein so langes Schweigen. Allein dies wird wohl nicht der Fall sein, und Du wirst daher gestatten, dass ich mich wieder einmal nach Deinem Befinden erkundige umso mehr, da ich schon lange Zeit keinen Neustädter gesehen habe, der mich darüber hätte benachrichtigen können. Ich sehe niemanden außer den Staub zuweilen bei E. Schmidt in der Vorlesung, und den frage ich um nichts, denn sein Betragen ist denn in der Tat ein recht hochmütiges.

Mein Vater wurde mittlerweile auf seinen eigenen Wunsch nach Brunn übersetzt und ich fahre jetzt täglich nicht mehr von Inzersdorf nach Wien, sondern von Brunn. Hier ist es jedenfalls viel schöner. Nun werde ich hoffentlich auch dies letzte Jahr der Fadheiten an der mir unlieben techn. Hochschule hinter mir haben. Dann kommt erst jene jämmerliche Prüfung über die massenweise in den Bibliotheken aufgetürmte mathematische Weisheit. Wenn ich daran denke, an die verstand- und geistlose Zitatendarbeit, die da für mich kommen soll - ich meine die schriftliche -, da graut's mir. Doch ich muss es tun, will es tun, tue es.----

Es hat übrigens auch sein Gutes, dass ich Naturlehre studiert habe, denn ich habe dadurch das Kartengebäude, welches unter diesem Namen die moderne Zeit aufgebaut hat. Wenn es so fortgeht, so nimmt der Geist der höheren Begriffe allmählich ab, Religion, Sitte etc. verschwinden aus der Welt. Ich bin überzeugt, zu der Schloffheit, welche auf vielen Orten die Leute zeigen, hat die verderbliche Tendenz der Naturwissenschaft nicht das wenigste beigetragen. Die grundlose Hypothese der Atomistik und der Atheismus gehen Hand in Hand, und die Natur stellt

sich uns mit den Augen der neueren Theorien besehen als nichts dar, wie ein zweckleeres Spiel mit Atomen: die moderne Naturlehre ist eingefroren. Wie froh wäre ich, wenn ich jetzt Geschichte gründlich studieren könnte, doch ich muss mir's schon deshalb versagen, weil ich mir die Zeit, die ich zu meinen offiziellen Studien brauche, nicht verkürzen kann.

Mir wurde oft es übel genommen, dass ich Gefallen an der Philosophie finde, doch ich sehe jetzt wie gut dies ist. Sie hat mir das gegeben, was ich von Natur nicht hatte, was aber andere haben und ohne das man ja doch eigentlich nicht sein kann. Ich lernte gerade durch sie kennen, was mir noch vor kurzem ganz unverständlich war: die Bedeutung der religiösen Bewegungen. Ich muss gestehen, dass ich mir noch vor nicht langer Zeit, wenn Du von dem Altkatholizismus sprachst und wenn Du Deine großen Bemühungen um denselben anführtest, nichts Rechtes denken konnte. Jetzt ist mir das alles klar. Ich sehe ebenso gut ein, warum es diese und gerade diese Religionsform für unser Volk sein muss. Der Protestantismus würde selbst dann nicht ganz berechtigt sein - ich meine beim Volke -, wenn er den Traditionen des Landes entsprechen würde, denn aus Mangel am Formellen artet er sehr gerne in nüchternen gemüt- und geistlosen Rationalismus aus. Der Mensch muss ein Bild von seinem Gotte haben und ihn in sinnlichen Handlungen verehrt sehen, sonst verschwindet er seinem Geiste. Schwellas und Straußens sowie Renans Kirchen gehören an denselben Ort, wohin der vierdimensionale Raum gehört und die Gelehrten, die sich mit diesem beschäftigen. Ich möchte noch die zweidimensionale Zeit hinzufügen und dann den ganzen Pack ins Narrenhaus schicken.

Indem ich Dich bitte, mich recht bald durch einige Zeilen zu erfreuen, verbleibe ich - einen Handkuß an die gnädige Frau bitte ich Dich auszurichten -

Dein Dich stets gleich schätzender Rudolf Steiner

14. AN JOSEPH KÜRSCHNER

Brunn am Gebirge, Niederösterreich,

28. SEPTEMBER 1882

Euer Hochwohlgeboren! Hochgeehrter Herr Professor!

Herr Professor Schröer ist mit seinen Arbeiten für Ihre Ausgaben eben sehr beschäftigt und ersucht mich daher Euer Hochwohlgeboren das Folgende mitzuteilen. Von ihm selbst werden Sie ehestens ein Schreiben bekommen. Mit allen von Euer Hochwohlgeboren bezüglich meiner Bearbeitung von Goethes wissenschaftlichen Schriften gestellten Bedingungen ist er vollkommen einverstanden. Er wird die Durchsicht besorgen und in einer guten Stunde die Einführung schreiben. Daher, meint er, sei die Sache nur mehr eine Frage der Zeit. Bezüglich des Umfanges des von mir zu Bearbeitenden glaube ich, dass es angezeigt wäre, wenn die bei Hempel als «naturwissenschaftlich» bezeichneten Schriften (enthalten in Band 33, 34, 35, 36) von Einem bearbeitet würden. Dahin würden also gehören: die Optik (Farbenlehre), «zur Naturwissenschaft im Allgemeinen» und «naturwissenschaftliche Einzelheiten», dann die morphologischen, mineralogischen, geologischen und meteorologischen Schriften. Prof. Schröer ist ebenfalls dieser Ansicht.

Ferner möchte ich den Ausgaben die von Goethe angefertigten kolorierten Tafeln begeben, wodurch die Sache sehr viel gewinnen würde. Ich glaube, dass Herr Professor damit gewiss einverstanden sein werden.

Wenn Euer Hochwohlgeboren dies billigen möchten, so würde ich recht sehr bitten mich zu benachrichtigen und, da ich eben jetzt über Zeit zu verfügen habe, mir gütigst die durchschossenen Ausgaben von Hempel, wie sie Prof. Schröer hat, zu übersenden. Ferner würde ich bitten um eine beiläufige Angabe des Zeitpunktes, wann die Sachen fertigzustellen wären und um andere von Euer Hochwohlgeboren zu bestimmende Einzelheiten.

Ich erkläre mich mit allen von Euer Hochwohlgeboren an Prof. Schröer mitgeteilten Bedingungen, von denen er mich verständigt hat, einverstanden.

Indem ich der angenehmen Hoffnung bin, von Euer Hochwohlgeboren bald mit einer Antwort erfreut zu werden, zeichne ich mit vorzüglicher Hochachtung

Rudolf Steiner

Meine Adresse bis auf weiteres: Brunn am Gebirge, Niederösterreich

15. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 9. OKTOBER 1882

Sehr geehrter Herr!

Mit Vergnügen höre ich, dass Sie geneigt sind, die Bearbeitung von Goethes wissenschaftlichen Schriften unter den von mir gestellten Bedingungen zu übernehmen. Ich freue mich besonders, dass Prof. Schröder als Protektor dieser Ausgabe figurieren wird. Es wäre mir nun angenehm, von Ihnen zu erfahren, bis zu welcher Zeit ich eventuell diese Schriften erhalten könnte und bin ich mit Vergnügen bereit, Ihnen die sämtlichen wissenschaftlichen Werke Goethes zu übertragen. Die Tafeln Goethes den Werken gleich beizugeben, liegt kein Hemmnis vor; ob sie freilich koloriert werden können, muss sich erst mit der Zeit herausstellen. Die Exemplare der Schriften lasse ich gleich hier mitfolgen und bitte dabei besonders zu beachten, dass der Umfang der Hempelschen Ausgabe keinesfalls überschritten werden darf. Die Auslassungen Kalischers sind gewiss sehr gut, aber eine kürzere Fassung wird gerade bei diesen Sachen der Verbreitung einer neuen Ansicht dienlicher sein. Bevor Sie an die Bearbeitung selbst gehen, ersuche ich Sie, mir einen eingehenden Plan über die wissenschaftlichen Schriften Goethes zu entwerfen, worin auch die Umfangsbezeichnungen auf Grund der Hempelschen Ausgabe angegeben sind. Ebenso wäre ich Ihnen verbunden für Übermittlung einer kurzen Darlegung Ihres Standpunktes gegenüber den wissenschaftlichen Schriften Goethes. Sobald ich über diese Einzelheiten und namentlich auf den Zeitpunkt orientiert bin, werde ich nicht versäumen, Ihnen Kontrakt zu übermitteln. Es soll mich freuen, wenn durch Ihre den landläufigen so sehr entgegengesetzten Ansichten über die Bedeutung Goethes als Gelehrten dem Altmeister auch nach dieser Richtung hin neue Verehrung zuwachst.

In Erwartung Ihrer freundlichen Zeilen in vorzüglicher Hochachtung Ihr, Kürschner

16. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 21. OKTOBER 1882

Hochgeehrter Herr Professor!

Besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen und insbesondere Dank für die Übertragung einer so schönen Aufgabe. Der vollberechtigten Forderung unserer Zeit, die Naturwissenschaft weiteren Kreisen zugänglich zu machen, wird durch eine Herausgabe von Goethes wissenschaftlichen Schriften ganz besonders Rechnung getragen. Dies letztere besonders dadurch, dass hier die wissenschaftlichen Einzelheiten stets von großen Ansichten getragen sind. Darauf hat der Erklärer durchaus Rücksicht zu nehmen. Er muss mit einer vollkommenen Beherrschung des Standes jeder einschlägigen Wissenschaft in der Gegenwart die Fähigkeit vereinigen, von allgemeinen Gesichtspunkten ausgehend die großen Maximen Goethes mit freiem Blicke zu überschauen.

Ich werde in den Einleitungen stets die Punkte in den Vordergrund treten lassen, von welchen aus man in das Ganze Goethescher Forschungen bequem eingeführt wird. Es soll hier - mit möglichster Vermeidung alles Polemischen - die Goethes ehe Anschauungsweise erklärt werden. Solche Einleitungen sind vier nötig: Eine allgemeine, welche Goethes Denkweise, die Einwirkungen historischer und zeitgenössischer Persönlichkeiten neben der Bedeutung der ersteren etc. zu umfassen hat und die ich gerne den «naturwissenschaftlichen Einzelheiten» vorangedruckt sehen würde; ferner eine solche zu den morphologischen Schriften (Metamorphose der Pflanzen, Osteologie und Zoologie); ferner eine dritte zur Mineralogie, Geologie und Meteorologie; eine vierte zur Optik (Farbenlehre). Den gewünschten Plan lege ich auf einem Blatte bei. Ich habe ihn mit Herrn Professor Schröder durchgesprochen. Auch lege ich ein Blatt bei, auf dem ich ganz im allgemeinen meine Auffassung von Goethes wissenschaftlichen Anschauungen in einigen Sätzen flüch-

tig skizziert habe. Ich möchte dem hier nur noch beifügen, dass ich in den Einleitungen durchaus besondere Rücksicht darauf nehmen werde, wie Goethe auf das eine oder andere Gebiet der Wissenschaft geführt wird. Wenn man bedenkt, dass Goethes Vielseitigkeit sich über fast alle Zweige menschlichen Wirkens erstreckt, so erscheint dies vorzugsweise wichtig, weil uns daraus die Art anschaulich wird, wie die Wissenschaft sich auf natürliche Weise aus dem Ganzen menschlichen Strebens entwickelt.

Mit der Ansicht, dass eine kürzere Fassung in den Einleitungen dem Ganzen dienen wird, stimme ich überein. Mein Standpunkt bringt es ja auch mit sich, dass manches, was Kalischer in den Einleitungen bespricht, in die Anmerkungen verwiesen werden wird. Bezüglich des Zeitpunktes kann ich folgendes bemerken. Die morphologischen Schriften mit der Einführung von Professor Schröer werden bis Neujahr fertiggestellt. Die zweite Partie (Mineralogie, Geologie, Meteorologie, Naturwissenschaftliche Einzelheiten) würden dann Mitte Februar und das übrige Ende März fertig. Es würde mich freuen, Euer Hochwohlgeboren mit diesem Gange einverstanden zu finden.

Indem ich hoffe, die Wünsche, welche Euer Hochwohlgeboren im letzten Briefe an mich aussprachen, damit zu erfüllen, zeichne ich in Erwartung Ihrer freundlichen Antwort

mit vorzüglicher Hochachtung

Rudolf Steiner d.z. in Brunn am Gebirge, Niederösterreich

Durch ein Versehen wohl ist bei Übersendung der Hempelschen Ausgabe - für die ich bestens danke - der 36. Band, enthaltend die Geschichte der Farbenlehre, Entoptische Farben und Nachträge zur Farbenlehre, nicht mitgesendet worden. Sollte die separate Sendung desselben zu viele Umstände machen, so bin ich bereit, mir denselben hier zubereiten zu lassen.

17. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN A. GEBIRGE, 19. NOVEMBER 1882

Euer Hochwohlgeboren! Hochgeehrter Herr Professor!

Euer Hochwohlgeboren werden verzeihen, wenn ich mir erlaube, einige Anfragen an Sie zu richten. Erstlich möchte ich recht sehr um Auskunft bitten, ob hochgeehrter Herr Professor den Ihnen von mir mitgeteilten Plan von Goethes naturwissenschaftlichen Schriften, sowie die darinnen bemerkten Umfangsverhältnisse der Einleitungen und namentlich die bestimmten Zeitpunkte billigen, da dieses für mich, wegen der nunmehr schon fortgeschrittenen Arbeit nötig ist. Ferner möchte ich namentlich bitten, ob der III. Band, der die optischen Schriften enthalten soll, nicht zu umfangreich sein würde. In diesem Falle müsste er doch wohl in zwei gespalten werden.

Eine weitere Bitte wäre die, Euer Hochwohlgeboren möchten mich gütigst wissen lassen, ob Sie nicht geneigt wären, einen kleinen Aufsatz [von mir zu veröffentlichen]: «Goethes wissenschaftliche Anschauungen im allgemeinen» mit Beziehung auf Haeckels letzten Vortrag über «Lamarck, Darwin und Goethe» und auf Du Bois-Reymonds Rede vom 15. Oktober d. J. «Goethe und kein Ende», welcher letzterer Vortrag ja - sogar schon bis in die Tagesjournale herab - viel Staub aufwirbelt. Es erscheint fast unbedingt nötig, gegenüber den hier gebrachten falschen Auffassungen eines im Empirischen hochverdienten Forschers, den wahren Standpunkt geltend zu machen. Sätze wie dieser: Goethes wissenschaftliche Besprechungen seien «die totgeborene Spielerei eines autodidaktischen Dilettanten», sind die traurige Folge des Umstandes, dass selbst unsere großen Naturforscher der Gegenwart es verabscheuen, sich an große Prinzipien zu halten, überhaupt einer tieferen wissenschaftlichen Basis entbehren. Darinnen ist der Grund für die Verkennung Goethes als Gelehrten zu suchen. Der beste Beweis dafür ist, dass höheren Maximen zustrebende Geister - wie Haeckel - auch eine vorur-

teilsfreiere Auffassung Goethes von dieser Seite bereits angebahnt haben, wengleich auch deren Auffassung von Einseitigkeiten nicht ganz freizusprechen ist. Die Behandlung meines Themas würde eine ganz populäre sein.

In der Überzeugung, dass Euer Hochwohlgeboren diese meine Anfragen mir nicht übelnehmen werden, zeichne ich

Mit vorzüglicher Hochachtung

Rudolf Steiner

L8. AN JOSEF KÖCK

[1882/83]

Lieber Freund!

So sei es denn zur Seite gelegt, das Blatt, auf dem ich eben schreibe, um in meinen lieben, lieben Goethe tief genug einzudringen. Es ist wahr, ich verspreche und halte nichts, doch nimm meine Versicherung zugleich, dass ich nicht versprechen würde, wenn ich nicht den besten Willen hätte, alles zu halten. Aber ich fühle mich berufen, über einen Teil Goetheschen Geistes Aufklärung zu verbreiten, und ich fühle es so, dass ich es Frevel nennen müsste, wenn ich oft, wenn die rechte Stunde ist, nicht gerade zur Feder greifen würde. Lieber Freund, Du kannst mal Dich einigermaßen über das Vorurteil hinwegsetzen, welches viele gleich haben, wenn man ihnen nicht alles zu Rechte machen kann. Ich glaube bis in acht Tagen alle Deine Sachen gelesen zu haben. Manches habe ich schon, darüber ist viel zu sagen, noch mehr zu denken. Im allgemeinen eines. Ich glaube, bei Dir ist es immer mehr eine Grundidee, welche ein Poem etc. trägt, als der rauschende Fluss der Ereignisse. Es ist gleichsam die Handlung, die Aufgabe nur erfunden, um einen Grundgedanken auszusprechen. Für jenen, der einmal jenen Grundgedanken erkannt hat, verliert dann die Einkleidung als solche ihr Interesse. Ich nehme die Erzählung «Der alte und neue Glaube». Es sind die Grundgedanken außerordentlich wahr, groß gedacht und sehr bedeutsam. Die Erzählung aber kann nur zum geringen Teile interessieren. Ich hätte gerne gesehen, dass Du baldigst mit Deinen Sachen in die Öffentlichkeit könntest, vielleicht erst, ohne dafür ein Honorar einzuheimsen. Das ist übrigens selbstverständlich, ich glaubte, den «Alten und neuen Glauben» selbst anzubringen, doch der Redaktor würde sagen: was gesagt werden soll, sollte in anderer Form als Prosaaufsatz gesagt werden, und was wirklich gesagt ist, lässt den Leser ohne Interesse. Bei so etwas muss die Handlung selbst interessieren.

Hat Shakespeare in einem einzigen seiner Dramen eine Grundidee ausgesprochen? Nirgends! Wo wäre in diesem Hamlet, in diesem tollen Prinzen, in den unsinnigen Gespenstergeschichten und den unnatürlichen Verwicklungen ein Grundgedanke, höchstens der, dass das Ganze gedankenlos ist. Und doch! Welches Interesse, diese Kette von Handlungen! Ideen gehören nicht in die Poesie, überhaupt nicht in die Kunst, nur in die Philosophie. Modell ist und bleibt nicht Goethes oder Schillers Kunst, sondern die griechische. Wo hat je Homer, Äschylos, Sophokles, Euripides eine Grundidee aussprechen wollen, wo Phidias in seinen Statuen Ideen verkörpern wollen? Es ist die Kunst umso mehr Kunst, je mehr sie sich in Bildern, nicht in Gedanken (Ideen) bewegt. Erst seit man nach Loepers Anleitung angefangen hat, im zweiten Teil des «Faust» nicht Ideen, Allegorien zu finden, sondern eine Reihe traumhafter Bilder, erst seit jener Zeit genießt man ihn in seiner wahren Größe; Allegorien sind eben hölzern. Darum, lieber Freund, rate ich Dir, Deine Gedanken nicht in Dichtungen, sondern geradezu in Prosaaufsätze, und nur sinnenfällig Wirkliches in poetisches Gewand zu kleiden. Kunst ist einmal das Göttliche nicht als solches, sondern in der Sinnlichkeit. Und letztere als solche, nicht das Göttliche, muss gefallen.

Darüber wollen wir baldigst mal sprechen. Wenn ich alles gelesen habe, bekommst Du wieder einen Brief. Sei mir nur wegen meiner Nachlässigkeit nicht böse.

Dein unveränderlicher Rudolf Steiner

19. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE BEI WIEN, 6. JANUAR 1883

Hochgeehrter Herr Professor!

Herzlichsten Dank für die Neujahrswünsche, die ich hiermit gleichfalls übersende; insbesondere wünsche ich dem ganzen Unternehmen den besten Erfolg. Ich habe an dem Manuskript des ersten Bandes nur noch einige Tage Arbeit. Dass Euer Wohlgeboren mit meinen Vorschlägen einverstanden sind, freut mich.

In Erwartung Ihres freundlichst in Aussicht gestellten Schreibens

ergebenst

Rudolf Steiner

20. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 22. FEBRUAR 1883

Hochgeehrter Herr Professor!

Bezüglich des ersten Bandes der wissenschaftlichen Schriften Goethes «Zur Morphologie», der nun beendet ist und nach der Durchsicht von Prof. Schröer mit dessen Einleitung bald in Ihre Hände kommen wird, erlaube ich mir, Euer Hochwohlgeboren bezüglich einiger Punkte um gütige Auskunft zu bitten.

Da ich durchaus von dem Grundsatz ausging, an diesen Schriften nichts unerklärt zu lassen - sie sollen nicht mehr als bloße Zugabe zu Goethes Werken, sondern auch in ihrer selbständigen Bedeutung erscheinen -, so sehe ich mich genötigt, Abbildungen, welche die bisherigen Ausgaben durchaus nicht haben, beizufügen. Dies wären außer einigen unerheblichen Figuren im Texte der Anmerkungen alle Abbildungen, die sich in den Heften «zur Naturwissenschaft, besonders zur Morphologie» von Goethe (1817-24) finden. Diese könnte ich etwa selbst aus den betreffenden Heften zur Vervielfältigung übersenden. Dasselbe kann mit einigen schematischen Zeichnungen zur Erklärung der Wirbeltheorie geschehen. Nun aber handelt es sich um Abbildungen über den Zwischenknochen. Da nun zu Goethes Abhandlung solche in sehr schöner Ausführung in Vol. XV, p. 1 der «Verhandlungen der Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Academie der Naturforscher» (Bonn 1831) existieren, so hätte ich gerne, dass sie beigefügt würden. Mir stehen diese Tafeln wohl in den hiesigen Bibliotheken zur Verfügung, so dass ich den Text denselben entsprechend einrichten kann, aber ich bin nicht in der Lage, sie meinem Manuskripte beizufügen. Ich würde daher Euer Hochwohlgeboren bitten, mir recht bald Auskunft darüber zu senden, ob Sie geneigt sind, diese Tafeln in die Ausgabe nach dort zu beschaffendem Originale aufzunehmen. Es ist mir von Wichtigkeit, dieses recht bald zu wissen, da ich den Text danach einrichten muss.

Professor Schröder teilt mir mit, dass ihm Euer Hochwohlgebornen von einer bestimmten Zusage, die zu Neujahr an mich ergangen wäre, geschrieben haben. Ich habe eine solche nicht erhalten und teile dieses mit, da dieselbe am Ende auch könnte verloren gegangen sein. Ich möchte recht sehr bitten, auch in dieser Richtung das Nötige zu veranlassen. Der erste Band meiner Arbeit könnte längst fertig sein, wenn man in den Wiener Bibliotheken reichlichere Hilfsmittel fände. Manches war von Quellwerken recht schwer zu verschaffen. Ich will z. B. nur erwähnen, dass ich in keiner Wiener Bibliothek die Gothaische Gelehrtenzeitung habe finden können, und solche Fälle gibt es mehr. Ich dachte zu Weihnachten die Sache in Prof. Schröders Hände überliefern zu können, der auch damals schon die Güte hatte, die Einführung zu schreiben.

Indem ich bitte, diese durchaus nicht durch meine Schuld, sondern durch äußere Umstände herbeigeführte Verzögerung gütigst zu entschuldigen, würde ich recht sehr ersuchen, mir baldigst irgendeine Nachricht zukommen zu

In Erwartung derselben mit vorzüglicher Hochachtung

Rudolf Steiner

21. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 9. MÄRZ 1883

Verehrter Herr!

Endlich komme ich dazu, Ihnen zu schreiben, woran ich leider bis heute verhindert war. Ich hoffe, Sie nehmen es einem so vielfach Beschäftigten nicht übel und verzeihen ihm dieses ungebührlich lange Schweigen, das nun aber ein für allemal gebrochen sein soll, da ich mich wohl nie mehr in meinem Leben auf solche Überbürdung mit Arbeit einlassen werde, wie während des letzten Jahres.

Ich nehme nun Ihre sämtlichen Briefe vor und beantworte sie der Reihe nach. Wie ich Ihnen schon früher sagte, bin ich durchaus mit Ihrer Anordnung etc. einverstanden und hoffe, dass Sie alles in dem von Ihnen angedeuteten Sinne durchführen. Auch mit den Ablieferungsterminen bin ich einverstanden, zu sehr eilt es ja nicht, da ich doch noch große Mengen von Manuskripten im Vorrat habe. Die Einteilung in Bände behalte ich mir vor, nachdem ich das Manuskript in Händen habe. So was lässt sich im Angesicht der Sache besser entscheiden als ohne diese.

Mit der Illustrierung sehen Sie mich ebenfalls völlig einverstanden und bitte ich, mir die Vorlagen zu denselben zu senden; ich werde dann für sofortige Anfertigung Sorge tragen. Ich werde auch die Tafeln jedenfalls aufnehmen und habe mich bereits hier an die Bibliothek gewendet, um die notwendigen zu erhalten. Seien Sie überhaupt versichert, dass ich mir alles angelegen sein lassen werde, die Ausgabe nach Kräften zu einer vortrefflichen zu machen. Ich freue mich sehr darauf, denn alles, was ich davon höre, verspricht das Beste. Den Kontrakt erhalten Sie nächste Woche, da Spemann schon seit einiger Zeit wegen der literarischen Konsentationen in Berlin ist.

Ich habe, da sich auf Grund des Schröerschen Kontrakts auch der unsrige feststellt, 1000 Mark eintragen lassen, was genau dem genannten entspricht.

Mit ausgezeichnetener Hochachtung, Ihr ergebenster Kürschner

Halten Sie die Einleitungen und Anmerkungen bitte kurz, natürlich so, dass nichts dadurch verlorengelht. Ich sehe eben, dass ich den zweiten Band der Morphologie im Original besitze. Es würde also genügen, mir von diesem einfach die Blätter anzugeben.

22. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE [CA. 18. MÄRZ 1883]

Hochgeehrter Herr Professor!

Ihren freundlichen Brief vom 9. d. M. ebenso wie jenen vom 16. mit dem Kontrakt habe ich erhalten. Es ist also nichts auf mich Bezügliches verlorengegangen. Euer Hoch-wohlgeboren erhalten auch dieser Tage den unterschriebenen Kontrakt wieder. Bitte zu entschuldigen, dass ich so spät erst diese Antwort-Karte absende; Ihre geschätzte Anfrage traf mich zufällig nicht zu Hause an.

Mit vorzüglicher Hochachtung Rudolf Steiner

23. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 23. MÄRZ 1883

Hochgeehrter Herr Professor!

Anbei übersende ich den unterfertigten Kontrakt und erlaube mir zugleich mitzuteilen, dass der 1. Band eben in den Händen Prof. Schröers ist. Euer Hochwohlgeboren werden denselben mit Schröers Einführung baldigst erhalten, da sich dieser für die Sache sehr interessiert und über deren baldige Veröffentlichung freuen würde. Jedoch wünscht er, dass ihm Euer Hochwohlgeboren vorher den bezüglich dieser Sache ihn angehenden Kontrakt übersenden möchten und trägt mir auf, Sie zu ersuchen, dies baldigst zu tun, da er erst nach Erhalt desselben, durch Beigabe seiner Einführung, in die Absendung einwilligen will.

Die wahrhaft seltene Vorurteilslosigkeit, mit welcher Euer Hochwohlgeboren meinen Arbeiten entgegenkommen, und die Förderung, die mir dadurch zu Teil wird, weiß

24. AN JOSEF KÖCK

BRUNN AM GEBIRGE BEI WIEN, NIEDERÖSTERREICH

[APRIL 1883]

Lieber Freund!

Über Missons Dichtung weiß ich wohl mehr nicht zu sagen, als Landsteiner in der Einleitung zu dem Buche bemerkt hat. Dort findet sich auch einige Andeutung bezüglich der Fortsetzung. In Bezug auf den Dialekt möchte ich Dir vor allem raten, nicht in den Fehler zu verfallen, der so vielen Dialekt-Dichtern hindernd in den Weg tritt, Begriffe, Gedanken, Ideen, die die Schriftsprache kennt, der Dialekt aber nicht, in letzteren zu übersetzen. Castelli z. B. sagt: d'Naduar - als ob der Gedanke in der Bedeutung, wie wir ihn haben, in der Mundart vorkommen würde. D'Naduar heißt in der Mundart - der männliche Same und weiter nichts. Ähnliche Fälle gibt es ungeheuer viele. Ferner muss ich Dir bemerken, dass der Dialekt in den einzelnen Gegenden Niederösterreichs einige Differenzen hat. Du würdest überhaupt gut tun, erst einiges über Dialektisches zu lesen. Könntest denn in Neustadt nichts bekommen? J. P. Hebels «Alemannische Gedichte» müssen in der dortigen Realschulbibliothek doch gewiss sein. Wende Dich doch über solches vielleicht einmal durch Schober ernstlich an Löger. Ferner wäre sehr zu empfehlen Stelzhamer und einige theoretische Dinge, Frommanns Zeitschrift «Die deutschen Mundarten», Schröers «Deutsche Mundarten des ungrischen Berglandes» und sein «Wörterbuch der Mundart von Gottschee», denn man handhabt einen Dialekt besser, wenn er einem durch die Vergleichung gleichsam gegenständlich geworden ist. Der Bauer, der nur einen, seinen Dialekt kennt, dichtet in demselben nicht. Solltest Du den Verbuch] faktisch fertig bringen, so würde, wenn es gelingt, dies gewiss Dir viele Freunde erwerben. Jene edlen Literaturhistoriker, die sich Missons in so schöner Weise annehmen,

RUDOLF STEINER

Briefe

werden Dir mal gesichert sein. Mit bestem Wunsche zur glücks-
gekrönten Arbeit

Dein ferner treuer Rudolf Steiner

25. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 11. MAI 1883

Euer Hochwohlgeboren! Hochgeehrter Herr Professor!

Es wäre mir sehr lieb, wenn der erste Band von Goethes wissenschaftlichen Schriften bald in die Hände von Euer Hochwohlgeboren kommen würde. Dem steht kein Hindernis mehr entgegen, als dies, dass Herr Prof. Schröer auf die Zusendung einer Nachricht über die Bedingungen bezüglich seiner Einführung wartet. Ich möchte in seinem Namen Euer Hochwohlgeboren recht sehr bitten, die Zusendung zu bewirken, da die Arbeit lange fertig ist und Prof. Schröer sie ebenfalls längst durchgegangen hat. Es ist unbeschreiblich, welch liebevolle Teilnahme derselbe ihr widmet. So bin ich durch seine Vermittlung eben über den noch ungedruckten Briefen J. H. Mercks an P. Camper, die der «Bibliotheque de la societe neerlandaise pour les progres de la medecine» in Amsterdam gehören, welche mir manche Aufschlüsse über die Entstehung von Goethes Ideen geben und die für den 2. Band wichtig sein werden.

Der baldigen Erfüllung meiner oben gestellten Bitte entgegensehend

Euer Hochwohlgeboren ergebenster

Rudolf Steiner

26. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER [POSTKARTE]

STUTTGART, JUNI 1883

Verehrter Herr!

Soeben habe ich an Prof. Schröer wegen der Einleitung geschrieben und ich hoffe, dass, wenn ich dieselbe nicht zu spät erhalte, der Druck des Bandes bald beginnen kann. Ich würde mich freuen, wenn Sie ununterbrochen bei der Arbeit blieben, so dass ich bald alles komplett in Händen hätte. Ich möchte bei der Gelegenheit auch auf die Schriften Klinkerfues hinweisen, die vielleicht von Interesse für Ihre Herausgabe sind. Unter Kreuzband sende ich Ihnen die besprochenen Illustrationen. Es wäre mir lieb, wenn Sie dieselben gleich an den Stellen im Texte einfügen wollten, wo sie hingehören. Was muss ich machen lassen? Wäre es nicht angebracht, wenn Sie in einer großen Zeitschrift von ernster Bedeutung schon jetzt auf Ihre neuen Ideen über Goethe aufmerksam machten und so gewissermaßen das Interesse auf die neue Ausgabe hin-

Mit hochachtungsvollem Gruß Ihr ergebenster

Kürschner

27. AN JOSEPH KÜRSCHNER [TELEGRAMM]

BRUNN B. WIEN, N. JULI 1883

Da Schröer am 14. Juli von Wien abreist, möchte ich sehr bitten, die Sache wegen der Einführung noch vorher Ihnen gegenüber zu erledigen. Sollte meinerseits irgendein Eintreten diesbezüglich nötig sein, so bitte ich um Weisung. Bin alles zu tun bereit, was die Angelegenheit beschleunigen oder fördern könnte. Ausführlicher Brief folgt.

Steiner

28. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 15. JULI 1883

Euer Hochwohlgeboren! Hochgeehrter Herr Professor!

Als ich die letzte freundliche Nachricht von Euer Hochwohlgeboren erhalten hatte, dachte ich das Manuskript sofort abzuschicken und ging deshalb zu Prof. Schröer, um mit ihm wegen der Einleitung zu sprechen. Er sagte, er würde diese erst dann absenden, wenn er eine bindende Zusage von Ihrer Seite, Herr Professor, in den Händen hätte. Es tat mir leid, dass dadurch neuerdings eine Verzögerung eintrat, allein ich konnte nichts machen. Wenn ich gewusst hätte, dass Herr Professor eine Verhandlung meinerseits mit Prof. Schröer wünschten, so wäre ich diesem Wunsche längst und sehr gerne nachgekommen. Allein es war niemals Ähnliches in Ihren Briefen enthalten und ohne den Hinweis auf einen Auftrag wäre Prof. Schröer darauf nicht eingegangen. Da er die Einleitung fertig hat, da er ferner mein Manuskript gelesen hat, so könnte die Absendung sofort erfolgen, wenn die Sache mit ihm geschlichtet wäre. Ich würde daher Euer Hochwohlgeboren recht sehr bitten, mit Prof. Schröer die Sache zu erledigen. Sollte es notwendig sein, so bitte ich, mir irgendeinen Auftrag zu geben; eventuelle Schwierigkeiten würde ich gerne zu beheben suchen, soweit es in meiner Macht gelegen ist. Herr Professor werden es mir wohl nicht übelnehmen, wenn ich Sie bitte, mir bald von dem Stande der Sache Nachricht zu geben. Ich bin seit 6 Monaten jede Stunde bereit, mein Manuskript abzusenden, nur in Bezug auf die Einleitung bin ich abhängig. Mein Manuskript kann auch jetzt jede Stunde abgehen. Ich wäre schließlich auch bereit, es sogleich, unabhängig von der Einleitung, abzusenden, wenn Euer Hochwohlgeboren es wünschen sollten.

Ich bin Euer Hochwohlgeboren zu vielem Danke verpflichtet. Die übersendeten Proben der Abbildungen habe ich geprüft und dem Zwecke, dem sie dienen sollen, vollkommen entsprechend

gefunden. Sie werden im Manuskript an ihrer Stelle liegen. Weiters gehören zum i. Band nur noch 2 Abbildungen aus dem 2. Bande der Morphologie, die ich mit dem Manuskripte mitsenden will. (Da Euer Hochwohlgeboren mir mitteilten, dass Sie den 2. Band der Morphologie besitzen, so will ich, falls eine vorläufige Anfertigung dieser Tafeln gleichfalls angezeigt sein sollte, dieselben bezeichnen. Die erste ist die im 1. Hefte des 2. Bandes zu dem Aufsatz über «die Urform der Schalen kopfloser und bauchfüßiger Weichtiere»; die zweite die zu dem Aufsatz über «Irrwege eines morphologisierenden Botanikers» mit den Abbildungen von «*Helosis guianensis* Richard» und «*Arum campanulatum* R[oxburgh]». Beide fördern das Verständnis von Goethes Auffassung.)

Dem Wunsche, eine anzeigende Abhandlung in einer Zeitschrift erscheinen zu lassen, komme ich sehr gerne nach. Ich glaube, demselben schon in den nächsten Tagen entsprechen zu können. Ich erlaube mir schließlich noch zu bemerken, dass es mein innigster Wunsch wäre, den Druck in Bälde beginnen zu sehen und dass ich gerne allen Wünschen von Ihrer Seite, hochgeehrter Herr Professor, nachkommen

Mit der nochmaligen Bitte um baldige Antwort und mit vorzüglicher Hochachtung

Rudolf Steiner

29. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 15. SEPTEMBER 1883

Hochgeehrter Herr Professor!

Zu meiner Freude erhielt ich mit dem letzten Briefe Prof. Schröers aus Föherczeglak in Ungarn dessen Vorwort zu meiner Ausgabe von Goethes naturwissenschaftlichen Schriften, mit der Weisung, es meinem Manuskripte [des] 1. Bandes anzufügen. Ich bin nun in der Lage, den vollständigen 1. Band (Vorwort Prof. Schröers miteingeschlossen) an Euer Hochwohlgebornen abzusenden, welches ich auch zugleich mit diesem Schreiben tue. Die zwei anderen Bände werden sehr bald nachfolgen. Eine genaue Übersicht und Anordnung des Gesamtinhalts der drei Bände habe ich dem 1. beigeschlossen. Schröers Vorwort habe ich in die Seitenzählung meiner Einleitung einbezogen. Die Ausdehnung meines 1. Bandes ist nur schwer aus dem Manuskripte zu ersehen, jedoch hoffe ich, dass er nicht zu lang ist. Ich glaube sogar, dass die Einleitung viel kürzer gefasst ist als die entsprechende der Hempelschen Ausgabe. Die Anmerkungen unter dem Texte sind nur an einigen wenigen Stellen etwas länger. Dem konnte ich aber durchaus nicht ausweichen, es war zu vollkommener Klarlegung aller Gesichtspunkte notwendig. Da die Anmerkungen überhaupt immer sachlicher Natur sind, so werden sie ja wohl auch nicht dem gegen derlei oftmals gemachten Vorwurf, dass zu viel erklärt wird, begegnen. Ein Inhaltsverzeichnis des Bandes habe ich am Schlüsse beigefügt. Ich möchte nun nur noch ein Register anschließen und mich der Verfertigung eines solchen während der Korrektur unterziehen.

Das Paket enthält einen Zettel, auf dem sich eine wichtige Bemerkung für den Setzer befindet. Ich habe nämlich alle Worte der Hempelschen Ausgabe, welche mit durchschossenen Lettern daselbst gedruckt sind, es in meiner Ausgabe aber nicht werden sollen, mit einer Wellenlinie, die in der Hempelschen Ausgabe

nicht gesperrt gedruckten, bei denen dies aber geschehen soll, mit einer gerade Linie unterstrichen.

Die Tafeln, welche Euer Hochwohlgeboren bereits machen ließen und mir zur Ansicht sendeten, habe ich an den Ort, an den sie gehören, geheftet. Ich habe sie geprüft und vollständig ihrem Zwecke entsprechend gefunden.

Nun würde ich nur noch bitten, mich durch ein paar Worte von der richtigen Ankunft meines Manuskriptes zu verständigen.

Euer Hochwohlgeboren ergebenster

Rudolf Steiner

Die beiden folgenden Bände folgen in kürzester Zeit.

30. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 18. NOVEMBER 1883

Euer Hochwohlgeboren! Hochgeehrter Herr Professor!

Ihrer freundlichen Aufforderung entsprechend, übersende ich hiermit einen Aufsatz über Goethes Stellung zur Naturwissenschaft, in welchem ich auf die Ausgabe der naturwissenschaftlichen Schriften verweise. Ich hätte dieser Aufforderung längst entsprochen, wenn mich nicht ein Unwohlsein daran gehindert hätte. Über die schönen Worte, welche mir Euer Hochwohlgeboren über den Goetheband schrieben, war ich recht erfreut, wie auch darüber, dass der Druck so schnell in Angriff genommen wurde.

Den «Zeitgenossen» zu bestellen, habe ich bis jetzt leider auch versäumt, ich tue es denn mittelst diesem Briefe angefügter Postanweisung für das ganze erste Quartal und hätte nur die Bitte, Euer Hochwohlgeboren mögen gefälligst den Auftrag geben, dass mir die bereits erschienenen Nummern, mit Ausnahme der ersten, die ich als Probenummer erhalten habe, zugesendet werden.

Von Korrektur habe ich bereits den 7. Bogen nebst einem Teile der Einleitung erhalten. Ich möchte nur bitten, vielleicht zu veranlassen, dass alles an mich folgendermaßen adressiert wird: Rudolf Steiner in Brunn am Gebirge bei Wien in Nied. Österr., denn es scheinen einige Male wegen Weglassens des Zusatzes: bei Wien Verzögerungen in Sendungen an mich entstanden zu sein. Ich werde mittelst Postkarte Teubner davon verständigen.

Vielleicht dürfte ich bitten, mir vom Goetheband auch eine Revision übersenden zu lassen. Das Register sende ich mit dem letzten Bogen Korrektur sogleich.

RUDOLF STEINER

Briefe

Der beifolgende Aufsatz wird, denke ich, in angemessener Weise auf die Ausgabe vorbereiten; er wird wohl 3 Spalten nicht überschreiten und so rechne ich auf dessen gütige Aufnahme

Mit vorzüglicher Hochachtung

Rudolf Steiner

31. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 20. DEZEMBER 1883

Hochgeehrter Herr Professor!

Bezüglich des Druckes des 1. Bandes der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes möchte ich mir erlauben zu bemerken, dass die Kolonne Überschriften der Einleitung (wie auch des Vorwortes) auch in der mir in diesen Tagen zugekommenen Revision noch immer fehlen. Ich werde sie daher in letzterer in passender Weise anbringen.

Eine Bemerkung, die ich im Korrekturbogen Nr. 7, S. 111, Z. 3 5 f. Anm. sehe, veranlasst mich, mir folgende Anfrage an Euer Hochwohlgeboren zu erlauben. Es ist mir nämlich nicht bekannt, dass sich eine Zeichnung von Goethes Hand erhalten hätte, welche die symbolische Pflanze, die Goethe bei dem bekannten Gespräche Schillern mit einigen «charakteristischen Strichen» entwarf, darstellen würde. Sollte Euer Hoch wohlgeboren über diese Sache etwas bekannt sein, so würde ich sehr bitten, mir gütigst umgehende Auskunft darüber erteilen zu wollen, wofür ich sehr verbunden sein würde.

Gleichzeitig bitte ich recht sehr, mir nur mit einigen Worten Nachricht zu geben über das Schicksal meines Aufsatzes: Goethe und die Naturwissenschaft, womit die naturwissenschaftlichen Schriften Goethes im «Zeitgenossen» angezeigt werden sollen.

Zum Schlüsse noch einige Kleinigkeiten in Bezug auf den Text:

S. 9, Z. 30 und S. 10, Z. 20 sehe ich im Korrekturbogen meine Lesart: Einzelheiten ersetzt durch Einzelheiten. Das erstere ist aber Goethes ursprüngliche Form und dem 1. Druck entsprechend. Ich möchte es daher gerne beibehalten wissen.

S. 8, 25-28 finde ich am Rande des Korrekturbogens mit blauem Stift ein Fragezeichen, was offenbar darauf hindeutet, dass die Anmerkung dem Leser unklar bleibt. Es klärt sich dies ganz ein-

fach auf. Ich beziehe mich in der betreffenden Bemerkung auf die unmittelbar vorhergehende und habe vergessen, auf dieselbe zu verweisen. Dagegen halte ich eine Anmerkung der Einleitung S. XXXI, **, bei welcher sich dasselbe Zeichen befindet, für ganz klar. Es ist daselbst die Rede davon, dass in Haeckel die Lehre Darwins ihre konsequente Ausgestaltung gefunden habe. Haeckel hat eben vor vielen zeitgenössischen Naturphilosophen einen großen Vorzug. Er hat die allerersten Prinzipien seiner Naturanschauung rückhaltlos vor aller Welt dargelegt. Seine Überzeugung wird aus seinen Schriften vollkommen durchsichtig. Viele andere dagegen lassen die Frage über die ersten Prinzipien offen. Letztere bekennen sich ebenfalls als Anhänger Darwins, ziehen aber durchaus nicht die letzten Konsequenzen seiner Lehre. Haeckel tut dies. Wenn es sich nun darum handelt, über einen bestimmten Punkt der modernen Organismenlehre - im zustimmenden oder ablehnenden Sinn - zu sprechen, so hat man an Haeckel immer denjenigen, bei dem man denselben am konsequentesten und - bis ins Kleinste gehend - genau im Darwinschen Sinne dargestellt findet. Ich habe über diesen Punkt mit einem langjährigen Schüler Haeckels gesprochen, der jetzt Prof. der Physiologie an der Universität in Graz ist und dessen vollkommene Zustimmung erhalten.

Mit der Bitte um Euer Hochwohlgeboren ferneres

Wohllollen Ihr dankbarst ergebener

Rudolf Steiner

32. AN JOSPEPH KÜRSCHNER [POSTKARTE]

BRUNN AM GEBIRGE, 20. DEZEMBER 1883

Euer Hochwohlgeboren!

Soeben erinnere ich mich, dass ich möglicherweise in meinem heute an Euer Hochwohlgeboren abgeschickten Schreiben eine Anfrage vergessen habe. Sie betrifft folgendes : Ich finde auf Bogen 7, Seite in der Korrekturen von Goethes naturwissenschaftlichen Schriften eine Bemerkung, wohl von Ihrer Hand, bezüglich des Vorhandenseins einer Zeichnung Goethes über die symbolische Pflanze, die letzterer Schiller bei dem bekannten Gespräche entwarf. Mir ist nicht bekannt, dass eine solche irgend bekannt wäre. Sollten Euer Hochwohlgeboren darüber Bescheid wissen, so würde ich recht sehr bitten, mir diesbezüglich etwas mitzuteilen.

Auf baldige Antwort wartend mit vorzüglicher Hochachtung

Rudolf Steiner

33. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTT GART, DEN 28- DEZEMBER 1883

Sehr geehrter Herr!

Vielen Dank für Ihren Brief. Die von Ihnen gewünschten Bemerkungen sind berücksichtigt. Was die Pflanze auf Seite 111, Zeile 3 5 f. betrifft, so sollte das Fragezeichen nur den Zweifel ausdrücken, ob hier überhaupt gemeint sei, dass Goethe tatsächlich eine Zeichnung ausgeführt habe. Ihren Artikel muss ich zu meinem größten Bedauern zurückgeben, da der «Zeitgenosse» inzwischen eingegangen ist. Hoffentlich haben Sie Gelegenheit, ihn anderweit zu verwerten und wäre ich dann für einen Abzug sehr verbunden. Dringend bitte ich, die Korrektur nach Kräften zu beschleunigen, da mir außerordentlich daran liegt, den Band nächstens zum Druck zu befördern.

Mit den besten Empfehlungen zum neuen Jahr Ihr hochachtungsvollst ergebener, Kürschner

34. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 2. JANUAR 1883

Hochgeehrter Herr Professor!

Herzlichsten Glückwunsch auf einen freudevollen und erfolgreichsten Verlauf des eben beginnenden Jahres.

Wegen einiger kleiner Verspätungen in der Rücksendung der Korrektur, die in den letzten Tagen vorgekommen sind, bitte ich vielmals um Entschuldigung; sie wurden durch Zwischenfälle veranlasst, die sich wohl sobald nicht wiederholen werden und ich werde in der nächsten Zeit die noch übrige Korrektur immer sogleich aufarbeiten, wie schnell auch die Sendungen aufeinander folgen sollten.

Euer Hochwohlgeboren ergebenster Rudolf Steiner

35. AN JOSEPH KÜRSCHNER

[BRUNN AM GEBIRGE,] 20. JANUAR 1884

Hochgeehrter Herr Professor!

Mit den besten Empfehlungen übersende ich in der Anlage das Register des 1. Bandes und hoffe, dass es noch rechtzeitig eintrifft.

Euer Hochwohlgeboren ergebenster, Rudolf Steiner

36. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTT GART, 24. JANUAR 1884

Verehrter Herr!

Besten Dank für das Register, von dem Korrekturen dieser Tage folgen. Ich bitte Sie, das Lesen der Revisionen nach Möglichkeit zu beschleunigen. Die Revision der letzten drei Seiten Einleitung kam leider zu spät. Ich füge sie nochmals bei und bemerke, dass, wenn Sie auf die gezeichneten Änderungen Gewicht legen, solche am Schlüsse des Bandes angeführt werden könnten.

In aufrichtiger Freude über Ihre vortreffliche, geradezu musterhafte Arbeit Ihr hochachtungsvoll ergebener, Kürschner

37. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTT GART, 7. FEBRUAR 1884

Verehrter Herr! Ich habe schon, bevor Ihre Karte kam, die entsprechende Bemerkung gemacht und dieser Tage werden Sie den betreffenden Band erhalten. Haben Sie irgendwelchen Wunsch, wohin vielleicht noch Rezensionsexemplare zur Besprechung gesandt werden sollen, so bitte ich um gütige Mitteilung. Es liegt mir selbst aufrichtig am Herzen, Ihrer geradezu meisterhaften Arbeit zur vollsten Anerkennung zu verhelfen. Schon heute freue ich mich auf die Fortsetzung Ihrer Arbeiten und bedaure nur, dass Goethe nicht statt drei sechs Bände naturwissenschaftlicher Schriften verfasst hat.

Mit wärmster Hochschätzung Ihr ergebenster

Kürschner

38. AN JOSEPH KÜRSCHNER

[BRUNN AM GEBIRGE,] 1. MÄRZ 1884

Euer Hochwohlgeboren! Hochgeehrter Herr Professor!

Vor allem meinen herzlichsten Dank für die so freundlichen Worte, mit denen Sie mich über den ersten Band der naturwissenschaftlichen Schriften erfreuten, sowie auch für die Sorgfalt, die Sie auf meine Arbeit verwendeten und die noch fortdauernd zu verwenden Sie die Absicht aussprachen. Ich hätte keine größere Freude empfinden können, als die war, die ich bei den Worten Ihres letzten Briefes hatte: «ich bedauere nur, dass Goethe nicht statt drei sechs Bände naturwissenschaftlicher Schriften verfasst hat». Bemühe ich mich doch vorzüglich darum, in dem Leser die Empfindung von der Größe der Goetheschen Denkungsart auf dem Gebiete der Wissenschaft hervorzurufen, die ihn zu einem die Totalität der Naturwirksamkeit umspannenden Blicke führte, der sich überall auf die springenden Punkte einer Erscheinungsreihe richtete. Dieser seiner Art, die Natur anzusehen, gegenüber erscheint uns das von ihm wirklich Ausgeführte durchaus mit einem gewissen fragmentarischen Charakter. Euer Hochwohlgeboren können daraus ermessen, dass es auch mir zur hohen Befriedigung dienen musste, als Sie mir mit obigen Worten indirekt sagten, dass ich meine Absicht nicht verfehlt habe. Besonders hoch muss ich es anschlagen, dass dies von Seite Euer Hochwohlgeboren kommt. Sie können es sich auch zurechnen, wenn diesen Ansichten das Glück gegönnt sein sollte, durchzudringen. Sie reichten mit einer nicht hoch genug anzuschlagenden Objektivität die Hand zu dieser Arbeit, die sonst dadurch, dass sie mit so vielen entgegengesetzten Ansichten zu kämpfen hat, gewiss in jeder Form große Schwierigkeiten zu bestehen gehabt hätte, in der ihr angemessensten aber, in der sie jetzt vor das Publikum tritt, vielleicht am meisten. Ich möchte nur wünschen, dass auch andere derselben nunmehr freundlich begegnen möchten.

Bezüglich der Rezensionsexemplare möchte ich mir zu bemerken erlauben, dass es vielleicht gut sein dürfte, wenn auch die philosophischen Zeitschriften Berücksichtigung fänden. Gerade da wird man vielleicht der Sache mit dem meisten Verständnis entgegenkommen. Ich möchte daher bitten, an folgende Journale Rezensionsexemplare zu senden: Philosophische Monatshefte (erscheinen in Bonn), Zeitschrift für spezielle Philosophie und Vierteljahrsschrift für Philosophie. Zugleich würde ich bitten, jedem dieser Exemplare von mir ein Schreiben an den Redakteur beizufügen; ich sende diese drei Briefe dem vorliegenden an Euer Hochwohlgeboren sogleich nach. Das Gleiche könnte auch bei den «Grenzboten» der Fall sein, wenn diese nicht schon ein Exemplar erhalten haben. Sollten Euer Hochwohlgeboren geneigt sein, auch der «Deutschen Wochenschrift» ein Exemplar zu senden, so könnte dies etwa durch mich an Friedjung gelangen. Wegen des «Literarischen Zentralblatts» gedenkt Prof. Schröer bei Zarncke sich zu verwenden. Ferner würde ich folgende Zeitschriften vorschlagen, die weitere Entscheidung Euer Hochwohlgeboren anheimstellend: Preußische Jahrbücher, Göttingische Gelehrte Anzeigen, Tägliche Rundschau, Nord und Süd, Vossische Zeitung, Westermanns Monatshefte. Sollten Euer Hochwohlgeboren bezüglich irgendeiner Persönlichkeit, die einem bedeutenden Journale nahesteht, der Ansicht sein, dass ein briefliches Aufmerksammachen die Sache befördern könnte, so bitte ich um gütige Mitteilung. Einzelne Persönlichkeiten, bei denen ich Interesse für die Sache voraussetzen kann, werde ich ja durch meine Freiexemplare aufmerksam machen können.

Sollten diese nicht ausreichen, so behalte ich mir vor, Euer Hochwohlgeboren auch auf solche einzelne Gelehrte, von denen ein Eintreten für die Schrift zu hoffen ist, aufmerksam zu machen. Meine Exemplare möchte ich recht sehr bitten, mir baldigst zu senden. In aller kürzester Zeit sende ich die Fortsetzung der Sache. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn das

RUDOLF STEINER

Briefe

Ganze ebenso wie der erste Teil den Beifall von Euer Hochwohlgeboren erlangt.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Rudolf Steiner

39. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTT GART, 6. MÄRZ 1884

Verehrter Herr!

Ihre lieben Zeilen haben mir ein aufrichtiges Vergnügen gemacht, und ich wünsche Ihnen zu Ihrer vortrefflichen Arbeit nicht weniger Glück als mir, der ich das prächtige Kind aus der Taufe gehoben habe. Was ich bis jetzt aus Freundeskreisen über den Band vernommen habe, so ist nur eine Stimme der Anerkennung über die ganz unvergleichliche Durchdringung des schweren Stoffes. Nach meinen Kenntnissen auf diesem Gebiete haben Sie so glücklich die Goethesche Eigenart, was seine naturwissenschaftlichen Studien belangt, getroffen, wie dies sonst nie noch der Fall war. -Ich gebe heute wiederholt im Geschäft Auftrag, dass man Ihnen Ihre Exemplare schicke und werde auch an die genannten Zeitschriften Exemplare befördern, sobald ich die von Ihnen versprochenen Schreiben dazu erhalten habe. Vielleicht haben Sie die Güte, auch für die Grenzboten, die Wochenschrift und die andern genannten Zeitungen einen kurzen Brief zu schreiben, den Sie mir senden und den ich dann mit Rezensionsexemplaren begleitet an seine Adresse befördere. Sie dürfen versichert sein, dass ich alles tun werde, was im Interesse Ihres Werkes liegt; Sie werden es aber wohl bei den großen Mühen, die mir die Herausgabe der Deutschen National-Literatur verursacht, begreiflich und auch verzeihlich finden, wenn ich Sie bitte, da, wo es Ihr persönlicher Einfluss gestattet, eine Bemerkung einfließen zu lassen, dass man bei der Gelegenheit der Anzeige Ihres Buches auch meines großen Werkes mit einigen freundlichen Worten gedenkt.

In aufrichtiger Freude auf die folgenden Bände stets

Ihr hochachtungsvollst ergebener Kürschner

40. AN OTTO KÖSTLIN [BRIEFENTWURF]

[BRUNN AM GEBIRGE, MÄRZ 1884]

Euer Hochwohlgeboren! Hochgeehrter Herr Professor!

Gestatten mir Euer Hochwohlgeboren, dass ich Ihnen in der Anlage den ersten Band meines Kommentars zu Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften vorlege. (Das Ganze erscheint in drei Bänden in Professor Kürschners «Deutscher National-Literatur».) Dieser erste Band kann als selbständiges Ganzes gelten. Er behandelt Goethes Organik. Ich glaube in demselben bewiesen zu haben, dass Goethe mit seinen Schriften über die organische Natur den Weg betreten hat, der zu einer wahren Organik als Wissenschaft führt. Dies deshalb, weil er eine Erklärung des Organischen anstrebt ohne Zuhilfenahme der alten Teleologie, aber auch -und dies ist für unsere Zeit das wichtigere - ohne die Möglichkeit einer solchen Erklärung davon abhängig zu machen, dass die Gesetzlichkeit des Organischen identisch ist mit jener des Unorganischen. Eine wahre Organik ist meiner Ansicht nach nur möglich, wenn es gelingt, das System unserer Begriffe um ein Gebiet zu erweitern, so dass wir zu Gesetzen kommen, die uns das Organische ebenso begreiflich erscheinen lassen wie die unorganischen Gesetze die Erscheinungen der rein physischen und mechanischen Welt. Die Begründung einer selbständigen Organik mit eigenen Axiomen und einer eigenen Methode halte ich für Goethes Ziel.

[Hier bricht der Entwurf ab.]

41. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 23. MÄRZ 1884

Euer Hochwohlgeboren!

Die beiden mitfolgenden Briefe bitte ich recht sehr, von Rezensionsexemplaren begleitet, an ihre Bestimmungsorte gelangen zu lassen und zwar

1. an Prof. C. Schaarschmidt in Bonn als Herausgeber der «Philosophischen Monatshefte» (es ist bei dieser Zeitschrift üblich, dass Rezensionsexemplare direkt an Schaarschmidt selbst gehen).

2. an «Die Grenzboten». Ich habe den Brief an den Herausgeber und Redakteur Johannes Grunow gerichtet; ich denke, es wird wohl so recht sein.

Andere Briefe sende ich nun ganz bestimmt noch heute oder morgen an Euer Hochwohlgeboren.

Für Ihre Mühe im Voraus dankend Euer Hochwohlgeboren ergebenster

Rudolf Steiner

42. AN JOSEPH KÜRSCHNER

[BRUNN AM GEBIRGE,] 28. MÄRZ 1884

Euer Hochwohlgeboren!

Die beifolgenden Briefe erlaube ich mir Euer Hochwohlgeboren zu übersenden mit der Bitte, dieselben mit Rezensionsexemplaren zu versehen; ich hoffe von allen vier Persönlichkeiten eine Förderung des Buches. Avenarius wurde von Zarncke Prof. Schröer gegenüber als derjenige bezeichnet, der als ein frischer Geist für neue Anschauungen gewiss empfänglich sein wird; er ist zugleich Herausgeber der philosophischen Zeitschrift «Vierteljahrsschrift für Philosophie» und wird das Buch in derselben wohl sicher erwähnen. Ich weiß nun nicht, ob nicht von Seite Euer Hochwohlgeborens etwa schon an ihn ein Exemplar geschickt wurde; sollte dies auch schon geschehen sein, so möchte ich doch sehr bitten, den Brief doch an Avenarius zu senden, vielleicht mit einer kurzen Notiz, dass das Buch schon an ihn abgegangen ist. Vielleicht würden Euer Hochwohlgeboren im letzteren Falle, wenn es so angenehmer sein sollte, den Brief wieder zurückschicken und ich ihn dem Buche nachsenden. Rehmke in St. Gallen ist ein außerordentlich freundlicher Mann und in Gelehrtenkreisen bestens bekannt; er kennt meine Bestrebungen bereits seit längerer Zeit, und ich halte dafür, dass mein Brief bestimmt nicht erfolglos sein wird. Witte in Bonn arbeitet an einem Werke über die Philosophie Goethes und Schillers und es wäre schon damit etwas gewonnen, wenn er des Buches in seinem eigenen Erwähnung tun würde. Auf Virchows Urteil käme viel an; den Goetheforschern ist seine Ansicht über Goethes naturwissenschaftliche Leistungen noch immer am meisten sympathisch und einige wohlwollende Worte von ihm würden die Arbeit ungemein fördern.

Euer Hochwohlgeboren bitte ich vielmals um Entschuldigung, dass ich Sie mit so vielem belaste; die so wohlwollende Freund-

RUDOLF STEINER

Briefe

lichkeit, mit der Sie mir stets begegneten, macht es mir gewiss,
dass Sie es mir nicht übel nehmen werden.

In der Versicherung der vorzüglichsten Hochachtung

Rudolf Steiner

43. AN JOHANNES REHMKE

BRUNN AM GEBIRGE, 28. MÄRZ 1884

Euer Hochwohlgeboren! Hochgeehrter Herr Professor!

Die große Freundlichkeit, mit der Euer Hochwohlgeboren schon einmal meinen wissenschaftlichen Bestrebungen entgegenkamen, indem Sie mich im Dezember 1882 mit einem Schreiben erfreuten, das mir Ihr von mir hochgeschätztes Urteil über einen Aufsatz von mir «Über die Prinzipien der Naturwissenschaft und den Atomismus», den ich Ihnen im Manuskript vorgelegt hatte, brachte, ermutigt mich, Ihnen, hochverehrter Herr Professor, den ersten Band meines Kommentars zu Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften - in Prof. Kürschners Deutscher National-Literatur erschienen - zu übersenden.

Euer Hochwohlgeboren bemerkten damals in Ihrem Briefe vom 19. Dez. 1882, dass Sie bedauern, «zu gewissen kurz angedeuteten, aber für die vorliegende Frage eminent wichtigen Punkten» jenes Aufsatzes «nicht eine weitere Ausführung von meiner Hand zur Stelle zu haben». Ich glaube nun in dem vorliegenden Bande, der Goethes Organik behandelt - er kann als selbständiges Ganzes gelten -, an der Hand derselben wenigstens nach einer Richtung hin die Prinzipien, die sich bei mir seit Jahren festsetzten, bis zur befriedigenden Deutlichkeit ausgeführt und in ihren Konsequenzen verfolgt zu haben. Jetzt darf ich vielleicht hoffen, dass die Beziehungen dieser Prinzipien zu dem erkenntnistheoretischen Monismus, den Euer Hochwohlgeboren als eine neue Form der Erkenntnistheorie aufstellen, klar hervortreten, was Sie, hochverehrter Herr Professor, damals ja vermissten.

Ich glaube in meiner Einleitung, besonders in dem Kapitel «[Über] das Wesen und die Bedeutung von Goethes Schriften über organische Bildung» S. LII ff., bewiesen zu haben, dass mit der originellen Art, wie Goethe die Organik zu begründen

sucht, der erste Schritt getan ist, um dieselbe zu einer wahren - der Physik, Chemie etc. ebenbürtigen - Wissenschaft zu erheben. Dies letztere deshalb, weil er eine Erklärung des Organischen anstrebt, ohne dass er zugleich die Möglichkeit einer solchen Erklärung davon abhängig machte, dass die Gesetze des Organischen identisch sind mit denen der unorganischen Welt und ohne dass er teleologische Prinzipien zu Hilfe nimmt. Dadurch geht er über Kants Kritik der Urteilskraft weit hinaus, unterscheidet sich aber auch bedeutend von denen, welche die ganze Natur mechanisch-physikalisch erklären wollen, obgleich nach Haeckels Beispiel vielfach heute der Versuch gemacht wird, Goethes organische Prinzipien als eine Prophetie der mechanischen Weltanschauung darzustellen. Goethe aber will das Organische nicht unter das System der unorganischen Naturgesetze subsumieren, sondern er will das System unserer Begriffe um die Begriffe des Organischen erweitern. Mit jener Subsumtion wird ja das eigentlich zu Erklärende gar nicht berührt, vielmehr als Organisches eigentlich aufgehoben. Der richtige Weg kann doch eigentlich nur darin bestehen, für das Organische erklärende Prinzipien zu finden, nach denen es uns ebenso verständlich wird, wie die unorganische Natur aus den Prinzipien der Energie, Kausalität, Schwere etc. Dadurch wird die Einheit der Welterklärung nicht aufgehoben, sondern erst auf eine sichere Basis gestellt. Was man heute so vielfach Einheit der Naturerklärung nennt, ist ja doch nichts als Einförmigkeit, alleinigige Geltung der mechanisch-physikalischen Naturgesetze.

Ich glaube in meiner Einleitung bewiesen zu haben, dass, obgleich Goethe die eigentliche Philosophie fremd war, er doch der Philosoph ist, der vor allem zum Kommentator seiner Anschauungen berufen ist und dass seine Prinzipien vor dem Forum der Philosophie zu rechtfertigen sind. Euer Hoch wohlgeboren möchte ich bitten, sich nicht an einer Stelle in dem von Prof. Dr. Schröder, einem den Goetheforschern bestens bekannten Schriftsteller, geschriebenen Vorwort [zu] stoßen, wo von «Grenzen des Erkennens» gesprochen wird. Man könnte in der

Tat aus manchen Behauptungen Goethes zu dem Schluss kommen, dass er an eine absolute Grenze des menschlichen Erkennens im Kantschen Sinne geglaubt hätte (Harpf sucht den Beweis davon in seinem Aufsatz: Goethes Erkenntnisprinzip in den Philosophischen] Monatsheften im Jahrgang 1883 zu führen). Meiner festen Überzeugung nach ist da, wo er von Grenzen des Erkennens spricht, nur immer das jeweilige Ende desselben gemeint. Es ist ja doch seinem ganzen Wesen gemäß ein «Ding an sich» abzulehnen und an der Identität von Bewusst-Seiendem und Seiendem festzuhalten.

Euer Hochwohlgeboren werden am besten ermessen können, dass die Zeitströmung, in der wir leben, meinen Ausführungen nicht günstig ist und dass ich vielen Schwierigkeiten dadurch begegne, dass ich so viele Interpretationen Goethes als irrtümliche bezeichnen musste - einerseits haben wir die mechanische Naturerklärung, andererseits noch immer das Festhalten an Kantschen Irrtümern. In Ansehung dessen werden Sie, hochverehrter Herr Professor, verzeihen, wenn ich die Bitte wage, mich durch ein über das Buch sich aussprechendes Wort an einen von Ihnen geeignet gehaltenen Orte zu unterstützen.

In vorzüglicher Verehrung Euer Hochwohlgeboren ergebenster

Rudolf Steiner

44. AN ALBERT LÖGER

[BRUNN AM GEBIRGE, MÄRZ/APRIL 1884]

Vielgeliebter Freund!

Es macht mir besondere Freude, Dir hiermit den ersten Band meines in Kürschners Ausgabe «Deutscher National-Literatur» erschienenen Kommentars zu Goethes naturwissenschaftlichen Schriften übersenden zu können. Das Vorwort ist von Prof. Schröer, von dem wir schon öfters sprachen und der auch die Ausgabe der Dramen Goethes in derselben Ausgabe besorgt.

Wann meine übrigen beiden Bände folgen, steht dann freilich noch im Ungewissen.

Mit herzlichem GruÙe

Dein Rudolf Steiner

Einen HandkuÙ an die gnädige Frau.

45. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER [POSTKARTE]

STUTT GART, 31. MÄRZ 1884

Sehr geehrter Herr!

Besten Dank für die übermittelten Briefe und zugleich die Mitteilung, dass dieselben heute mit Rezensionsexemplaren versehen an ihre respektiven Adressen abgegangen sind.

In ausgezeichnete Hochachtung Ihr ergebenster

Kürschner

46. AN JOHANNES WITTE

[BRUNN AM GEBIRGE, 14. APRIL 1884]

Euer Hochwohlgeboren! Hochgeehrter Herr Professor!

Herzlichsten Dank für Ihren so freundlichen Brief, der mir eine aufrichtige Freude bereitet hat und für die Liebenswürdigkeit, mit der Sie mein Buch aufgenommen haben. Dass Sie, hochverehrter Herr Professor, der Ansicht sind, dass ich in den wichtigsten Punkten das Richtige getroffen habe, gereicht mir zur ganz besonderen Befriedigung, denn ich kann Sie versichern, dass ich mir Ihre Zustimmung sehr gewünscht habe und dass ich diese sehr hochschätze.

Sehr erfreut es mich, dass Euer Hochwohlgeboren die Güte haben wollen, sich in den «Philosophischen Monatsheften» über das Buch auszusprechen. Haben Sie im Vorhinein meinen aufrichtigsten Dank für diese Ihre Freundlichkeit. Glauben Sie mir, hochverehrter Herr Professor, dass ich auf Ihre weiteren Ausführungen über die Sache daselbst sehr gespannt bin. Ich werde Ihnen gerade für eine Besprechung in den «Philosophischen Monatsheften» sehr dankbar sein, denn dort gelangt sie, wie ich glaube, an die richtigsten Adressen.

Dass Sie, hochverehrter Herr Professor, Ihr Wohlwollen noch weiter ausdehnen und in einem besonderen Artikel in Kürschners «Vom Fels zum Meer» mit Bezug auf mein Buch sich über den Gegenstand äußern wollen, müsste mich ebenfalls aufs freudigste berühren. Eine so warme Teilnahme wie die Ihrige in diesem Falle ist gewiss selten. Ich kann Sie auch da nur meiner innigsten Dankbarkeit versichern. Es ist mir sehr leid, dass Euer Hochwohlgeboren von Kürschner in einer solchen Weise verletzt worden sind. Ich werde sogleich an ihn schreiben und ihn ersuchen, die Sache aufzuklären, so dass es Ihnen möglich wird, jene wohlgemeinte Absicht auszuführen. Kürschner hat sich in den letzten Jahren ungemein viel Arbeit aufgeladen, über die

ihm die Übersicht immer schwieriger zu werden scheint. Dass bei ihm Briefe verlorengehen, noch bevor sie zur Aufgabe gelangen ist, glaube ich, ganz gut [möglich].

[Der Rest des Briefes fehlt.]

47. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 14. APRIL 1884

Euer Hochwohlgeboren! Hochgeehrter Herr Professor!

Prof. Witte in Bonn hat meinen an ihn wegen des Goethebandes gerichteten Brief außerordentlich freundlich beantwortet und teilt mir mit, dass er in allen wichtigen Punkten meiner Ansicht ist. Er hat sich bereit erklärt, das Buch in den «Philosophischen Monatsheften» zu besprechen, sobald es dort möglich sein wird. Eine kurze Zeit dürfte dies deshalb dauern, weil diese Zeitschrift immer mit sehr viel Material versehen ist und der Inhalt der Hefte schon Monate lang vor dem Erscheinen desselben fest bestimmt ist. Prof. Schaarschmidt, der Herausgeber derselben, hat aber bereits seine Zusage bezüglich der Aufnahme von Wittes Besprechung gegeben und es ist dieselbe bestimmt zu erwarten. Prof. Witte stellt aber noch ein weiteres in Aussicht, um der Sache zu dienen. Dazu muss ich mir aber Ihre freundliche Mitwirkung erbitten. Er würde gerne für die Zeitschrift «Vom Fels zum Meer» in Anlehnung an mein Buch einen besonderen Artikel schreiben. Ich muss aufrichtig gestehen, dass ich einen solchen Artikel mit wahrer Freude begrüßen würde. Er würde [sich], aller Voraussicht nach, ganz auf den Standpunkt meines Buches stellen. Sie, hochverehrter Herr Professor, möchte ich recht sehr bitten, einen solchen Artikel Wittes aufzunehmen. Nun ist da aber leider noch ein kleines Hindernis aus dem Wege zu räumen. Witte schreibt, er hätte seinerzeit von Ihnen eine Aufforderung bekommen, an der Deutschen National-Literatur mitzuarbeiten; er habe darauf geantwortet und auch einige Themen bezeichnet, die er zu bearbeiten gesonnen gewesen wäre. Darauf nun will er ohne Antwort geblieben sein. Er nimmt jedoch an, dass die Antwort verlorengegangen ist. Dennoch hält er es nicht recht für tunlich, dass er sich nun direkt an Sie, hochverehrter Herr Professor, wegen Aufnahme des bezeichneten Artikels wende. Ich möchte Sie nun recht sehr

bitten, nur ein paar Worte der Aufklärung über den Zwischenfall an Witte zu schreiben, den die Sache recht unangenehm berührt zu haben scheint. Dann würde ja seinerseits die Einsendung des Artikels sogleich erfolgen. Mir selbst aber bitte ich sehr diese unumwundene Sprache gütigst zu verzeihen. Ich möchte Wittes Empfehlung wirklich für eine Förderung der Sache halten. Da mir sehr viel daran liegt, so bitte ich mir baldigst Nachricht zukommen zu lassen, wie sich Sie, hochverehrter Herr Professor, zu der Angelegenheit verhalten. Auch Prof. Schröer hatte aufrichtige Freude über die ungewöhnliche Liebenswürdigkeit Wittes und über sein Entgegenkommen in dieser Sache.

Mit Schröer habe ich auch gesprochen rücksichtlich dessen, was man in Bezug auf die Wiener Zeitungen tun solle, damit sie das Werk anempfehlen. Wir möchten Sie beide ersuchen, entweder an Schröer oder an mich für die hiesigen Zeitungen 4 Exemplare gütigst senden zu wollen, damit wir diese auffordern könnten, für das Buch einzutreten. Diese tun nichts, bevor ihnen das Buch zur Verfügung gestellt wird. Für die «Deutsche Zeitung» habe ich mittlerweile selbst gesorgt und hoffe, dass diese schon in allernächster Zeit eine Anzeige, vielleicht auch einen längeren Artikel über das Buch bringen wird. Dann würde ich noch bitten um Nachricht, ob Gottschall für die «Blätter für literarische Unterhaltung» und Theophil Zolling für die «Gegenwart» ein Exemplar erhalten haben. Für die letztere werde ich Eduard von Hartmann ersuchen, ein Wort über das Buch zu schreiben.

Indem ich nochmals um recht baldige Nachricht bitte

Euer Hochwohlgeboren dankbarst ergebener

Rudolf Steiner

48. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 20. APRIL 1884

Sehr geehrter Herr!

Vielen Dank für Ihre freundlichen Mitteilungen in betreff der naturgeschichtlichen Schriften. Leider aber ist es nicht möglich, einen entsprechenden Aufsatz in «Vom Fels zum Meer» aufzunehmen, da das Publikum dieser Zeitschrift für derartige Sachen nicht das geringste Interesse hat und es vollständig aus dem Rahmen fallen würde. Übrigens kann ich Ihnen mein Wort darauf geben, dass ich nichts davon weiß, Witte jemals für die National-Literatur aufgefordert und einen Brief von ihm erhalten zu haben. Ich höre überhaupt durch Sie jetzt das erste Mal von ihm. Es wäre mir erfreulich, wenn Sie diese Sache noch einmal mit ihm besprechen könnten, da aller Wahrscheinlichkeit nach ein Missverständnis mit meiner anderen Sammlung vorliegt. Die betreffenden Exemplare sind hoffentlich inzwischen in den Besitz des Herrn Professor Schröer gelangt.

Mit ausgezeichnete Hochachtung ergebenst, Kürschner

49. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTT GART, 22. APRIL 1

Verehrtester Herr!

Soeben erhalte ich beifolgenden Brief des Professor Welcker in Halle, den ich Ihnen ebenso wie den beigefügten Separatabzug und die Inauguraldissertation mitschicke mit der Bitte, mir alles nach genommener Einsicht wieder zu übermitteln. Ich habe dem Herrn bereits für seine Liebenswürdigkeit gedankt, und wenn es sonst in Ihrem Plane liegt, könnten Sie die Winke vielleicht benutzen.

Mit vollkommener Hochachtung Ihr ergebenster Kürschner

50. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 24. APRIL 1884

Sehr geehrter Herr!

Heute erlaube ich mir, mich auch einmal in einer Privatangelegenheit an Ihre Güte zu wenden. Ich beabsichtige nämlich demnächst die Herausgabe einer Art praktischen Hausbuchs, dem ich einen Anhang zu geben gedenke, welcher in möglichst gedrängter Form den Leser über das Wissenswerteste orientiert. In demselben sollen auch eine Reihe ganz kurzer Artikel aus dem Gebiete der «Mineralogie» Aufnahme finden und würden Sie mich zu außerordentlichem Danke verbinden, wenn Sie geneigt wären, dieses Gebiet zu bearbeiten. Es handelt sich wie gesagt um ganz kurze Artikel, ohne besonderen stilistischen Zusammenhang, die nur durch Angabe des Tatsächlichen das Stichwort genügend erklären. Allerdings bin ich leider nicht in der Lage ein außergewöhnlich hohes Honorar zu bezahlen, da ich selbst nur sehr wenig erhalte, aber ich glaube auch, dass die Arbeit außerordentlich wenig Mühe verursachen wird.

Ich würde dann ein Artikelverzeichnis einsenden und alles Nähere schreiben. - Sollten Sie selbst nicht geneigt oder in der Lage sein, die Arbeit zu übernehmen, so könnten Sie mir doch vielleicht irgendeine hierzu geeignete Persönlichkeit namhaft machen.

In der Hoffnung bald von Ihnen Gutes zu hören

Ihr hochachtungsvollst ergebener Kürschner

51. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 27. APRIL 1884

Euer Hochwohlgeboren! Hochgeehrter Herr Professor!

Vorerst meinen wärmsten Dank für Ihre freundlichen Briefe, die mir manche erfreuliche Mitteilung gebracht [haben] und die ich mich nun beeile, zu beantworten. Dass Prof. Welcker in Halle sich in einer so freundlichen Weise über den Goetheband ausspricht, hat mir die aufrichtigste Freude bereitet. Aus allem, was ich von ihm weiß und auch aus der von Ihnen, hochverehrter Herr Professor, mir gütigst zur Lektüre überlassenen Dissertation von ihm, ersehe ich, dass Welcker eine tiefangelegte Natur ist, die bis zu jenem für viele schwer zu fassenden Punkte hindurchdringt, wo Goethes dichterisches Schaffen, seine künstlerische Weltanschauung mit innerer Notwendigkeit zur wissenschaftlichen Betrachtung führen musste. Euer Hochwohlgeboren werden verzeihen, wenn ich mir die Abhandlungen Welckers einige Tage zu einem eingehenden Studium hier behalte; ich sende sie dann samt dessen Brief zurück.

Ich komme nun zu Ihrer freundlichen Aufforderung betreffs der Bearbeitung des mineralogischen Teiles des von Euer Hochwohlgeboren bezeichneten Buches. Ich kann eine solche Arbeit ganz gut übernehmen, somit Ihre liebenswürdige Anfrage bejahend beantworten. Ich möchte demnach bitten, mir das erwähnte Artikelverzeichnis zu übersenden und mir das Nähere über die Tendenz und Anlage Ihres Buches gütigst mitzuteilen. Jedenfalls bitte ich auch um Auskunft in Bezug auf die ungefähre räumliche Ausdehnung eines Artikels. Ich danke Ihnen, hochverehrter Herr Professor, bestens dafür, dass Sie bei dieser Gelegenheit an mich gedacht [haben] und versichere Sie, dass es mich sehr freuen wird, wenn es mir gelingen sollte, Sie zu befriedigen.

In Bezug auf einen Punkt betreffs Witte in Bonn habe ich einiges zu berichtigen. Ich schrieb in meinem letzten Briefe wahrscheinlich, Witte behauptete, zur Mitarbeiterschaft an der Deutschen National-Literatur von Euer Hochwohlgeboren aufgefordert worden zu sein. Ich irrte mich: das Deutsche National-Literatur soll heißen: an der Zeitschrift «Vom Fels zum Meere». Ich werde Witte mitteilen, dass wohl auch diese seine Behauptung auf einem Missverständnis beruhen dürfte. Dass es nicht tunlich ist, den besagten Aufsatz Wittes in «Vom Fels zum Meere» aufzunehmen, sehe ich sehr wohl ein; ich hätte es aber doch gerne, wenn er irgendwo erscheinen würde. Es wäre doch schade, wenn etwas, wofür eine so liebenswürdige Zusage bereits vorliegt, unterbleiben sollte. Witte scheint keine Zeitschrift zu wissen, in der er den Artikel unterbringen könnte. Vielleicht könnten Euer Hochwohlgeboren bei Ihrer reichen Erfahrung auf diesem Gebiete einen gütigen Rat geben, wohin man sich etwa zur Aufnahme jenes Aufsatzes wenden konnte.

Die Exemplare für die Wiener Zeitungen sind noch nicht in den Händen Prof. Schröers; ich möchte sehr bitten, die Übersendung derselben freundlichst zu veranlassen, da Schröer mir erst in diesen Tagen wieder sagte, er wolle alles tun, damit die Wiener Zeitungen über die Sache etwas bringen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren dankbarst ergebener

Rudolf Steiner

52. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 29. APRIL 1884

Verehrtester Herr!

Vielen Dank für Ihre Mitteilung und die gütige Absicht, mir behilflich zu sein. Ich sende Ihnen in der Anlage das Nähere und zugleich die Abschrift eines Briefes, aus dem Sie ersehen können, wie ich mir die Arbeit behandelt denke. Dürfte ich eventuell darauf hoffen, dass, wenn ich in Verlegenheit käme, Sie auch die Zoologie und Botanik übernehmen würden? Die Rücksendung des Welckerschen Buches und Briefes hat keine Eile. Was den Artikel von Witte anlangt, so wäre derselbe vielleicht geeignet für Friedjungs «Deutsche Wochenschrift» in Wien oder für Zollings «Gegenwart». Besonders die letztere würde gewiss mit Vergnügen etwas über die Sache bringen. Die Rezensionsexemplare sind dummerweise auf [dem] Buchhändlerwege befördert, auf dem leider alles langsamer geht als mit der Post. Indes mit Gottes Hilfe werden ja wohl die Exemplare in Hamburg ankommen

Mit bestem Gruß

Ihr ergebenster Kürschner

53. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 2. MAI 1884

Euer Hochwohlgeboren! Hochgeehrter Herr Professor!

Für die Übertragung der mineralogischen Arbeit nochmals bestens dankend, erlaube ich mir mitzuteilen, dass ich Ihren freundlichen Brief nebst Register soeben erhalten habe. Ich werde das Manuskript gewiss den Angaben von Euer Hochwohlgeboren gemäß herstellen und sobald als möglich, unbedingt aber längstens in der von Ihnen geforderten Zeit, senden. Vielleicht sende ich in einigen Tagen einige Stichproben an Euer Hochwohlgeboren mit der Bitte um Auskunft über Ihr Einverständnis mit den von mir zu brauchenden Abkürzungen.

Bezüglich der Zoologie und Botanik fragen mich Euer Hochwohlgeboren, ob ich nötigenfalls auch diese übernehmen würde. Da ich einmal an der Sache bin, so können Sie im Bedarfsfalle jederzeit auch darauf rechnen. Nur wäre es mir dann angenehm, wenn Sie die Bearbeitung der Manuskripte der Zeit nach nicht zu sehr auseinanderrücken

Mit vorzüglicher Hochachtung Rudolf Steiner

54. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTT GART, 7. MAI 1884

Verehrter Herr!

Vielen Dank für Ihre Zeilen. Es freut mich sehr, dass Sie die Mineralogie übernommen haben. Zoologie und Botanik scheint nun doch von den früher von mir ausgesehenen Herren behalten worden zu sein; andernfalls komme ich noch zu Ihnen, auf Ihre gütige Zusage mich berufend. Die Termine des Manuskriptes werde ich jedenfalls nicht weit auseinanderrücken, sondern lasse Ihnen hier bereits die Buchstaben J bis Q folgen. Ich würde sehr gerne kleine Illustrationen beifügen, die sich auf Mineralogie beziehen, etwa über Kristalle oder was Sie etwa noch denken. Vielleicht machen Sie mir einen Vorschlag und sagen mir, wo ich etwas Vorbildliches finden kann

Mit bestem Gruß stets

Ihr ergebenster Kürschner

55. AN JOHANNES WITTE

BRUNN AM GEBIRGE BEI WIEN, 24. MAI 1884

Euer Hochwohlgeboren! Hochgeehrter Herr Professor!

Soeben erhalte ich von Professor Kürschner die Antwort auf mein Schreiben, in dem ich ihm mitgeteilt habe, dass Sie, hochgeehrter Herr Professor, die freundliche Absicht haben, in seiner Zeitschrift «Vom Fels zum Meer» einen Aufsatz mit Bezug auf meinen Goetheband erscheinen zu lassen. Zu meinem Bedauern sagt er, dass er einen solchen Aufsatz in dieser Zeitschrift nicht aufzunehmen in der Lage wäre, weil das Publikum, für das dieselbe bestimmt [ist], für solche Dinge absolut kein Interesse habe und das Thema ganz aus dem Rahmen des Journals hinausfallen würde. Dies tut mir sehr leid, da ich, wie ich schon einmal versichert habe, auf die Ausführungen von Ihnen, hochverehrter Herr Professor, sehr gespannt gewesen wäre. Ich wage es fast nicht, die Bitte auszusprechen, [ob] Euer Hochwohlgeboren nicht geneigt wären, denselben in einer anderen Zeitschrift zu veröffentlichen. Kürschner meint, dass Theophil Zollings «Gegenwart» mit Vergnügen einen solchen Aufsatz aufnehmen würde. Er denkt auch an Friedjungs «Deutsche Wochenschrift» in Wien. Die letztere ist wohl in Österreich mehr gelesen, als dies in Deutschland der Fall sein dürfte - ist übrigens auch noch jung -; dennoch weiß ich nicht, ob sie Ihnen, hochverehrter Herr Professor, nicht ein zu kleines Publikum hat, als dass Sie jenen Aufsatz in derselben erscheinen ließen. Ich würde, wenn das letztere nicht der Fall sein sollte, mit Dr. Friedjung selbst wegen Aufnahme des Aufsatzes sprechen.

Da ich mit Kürschner besonders in der letzteren Zeit in ziemlich nahe Beziehungen getreten bin, so konnte ich ihn ganz unverhohlen auffordern, mir Aufklärung zu geben über den Grund, warum das von Ihnen, hochverehrter Herr Professor, erwähnte Schreiben an ihn damals unbeantwortet geblieben ist. Er versichert mich nun, dass er sich nicht erinnere, ein Schrei-

ben von Ihnen erhalten zu haben und dass seiner Meinung nach ein Missverständnis mit einer anderen Zeitschrift obwalten müsse.

Hier nochmals für die Freundlichkeit, mit der mir Euer Hochwohlgeboren begegnet, innigst dankend, empfehle ich mich Ihrem ferneren Wohlwollen als

Ihr ergebenster

Rudolf Steiner

56. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 1884

Verehrtester Herr!

Angeschlossen sende ich Ihnen den Rest der Artikelverzeichnisse zur «Mineralogie» und solche zu «Bergbau», welche Sie wohl auch in der Lage sind zu bearbeiten. Ich müsste Sie nun aber dringend bitten, mir baldmöglichst das, was Sie bis jetzt fertig haben, sowie die ersten Buchstaben zu «Bergbau», die ja ganz unbedeutend sind, zu übersenden, da ich Mitte nächster Woche mit dem Satz und Druck beginnen möchte und das Manuskript doch vorher noch zusammenstellen muss.

Indem ich also recht bald einer Sendung entgegensehe, verharre ich als

Ihr hochachtungsvollst ergebener

Kürschner

57. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 5. JUNI 1884

Euer Hochwohlgeboren! Hochverehrter Herr Professor!

Zu meinem größten Bedauern kann ich erst heute mit der Sendung meines Manuskriptes beginnen; jetzt aber habe ich die Buchstaben A-R nur mehr abzuschreiben, was bestimmt heute noch geschieht, so dass ich hoffen kann, Euer Hochwohlgeboren haben morgen sowohl von Mineralogie wie von Bergbau das Alphabet von A-R in den Händen. Den Anfang der Mineralogie sende ich gleich mit. Mit der nächsten Sendung hoffe ich auch einen Teil der Abbildungen, die beigegeben werden könnten, mitsenden zu können. Jedenfalls kann ich Euer Hochwohlgeboren versichern, dass Sie bis 10. das Ganze haben und bitte damit zugleich um Entschuldigung, dass ich mich so verspätet habe. Um die Sendung nicht aufzuhalten, verspare ich mir alle weitere Mitteilung auf meinen nächsten Brief.

Mit vorzüglicher Hochachtung Rudolf Steiner

58. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTT GART, 9. JUNI 1884

Verehrtester Herr!

Besten Dank für die Manuskriptsendung, deren Fortsetzung ich mit Vergnügen bald entgegensehe. Heute sende ich Ihnen 3 Tafeln über Kristallformen mit der Bitte, mir gefälligst sagen zu wollen, ob und "was Sie von denselben der Wiedergabe für wert und interessant halten. Diejenigen, deren Reproduktion Sie nicht raten, bitte ich einfach zu durchstreichen. Die Tafeln stehen uns zu dem gedachten Zwecke zur Verfügung.

In ausgezeichnete Hochachtung Ihr ergebenster

Kürschner

59. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER [POSTKARTE]

STUTT GART, 12. JUNI 1884

Sehr geehrter Herr!

Hierdurch erlaube ich mir die Bitte an Sie zu richten um gefällige Rückgabe derjenigen meiner Artikelverzeichnisse, zu denen Sie das Manuskript bereits eingesandt haben. Für möglichst umgebende Zusendung wäre ich Ihnen doppelt verbunden, da ich ohne dieselben das Manuskript nicht fertigstellen kann. Bei der nächsten Sendung, deren Express-Bestellung nicht mehr nötig ist, bitte ich, die betr. Register jedes Mal gleich beifügen zu wollen.

In vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster

Kürschner

60. AN JOSEPH KÜRSCHNER

[BRUNN AM GEBIRGE,] 12. JUNI 1884

Euer Hochwohlgeboren! Hochgeehrter Herr Professor!

Die mir übersendeten Tafeln habe ich durchgesehen und die meiner Ansicht nach unnötigen Figuren durchgestrichen; sie sollten eigentlich jetzt abgehen. Leider aber sehe ich, dass ich sie in Brunn liegen ließ und sie so mit dieser Sendung, die von Wien abgeht, nicht mitsenden kann. Sie gehen noch heute als Express-Sendung ab. Gleichzeitig sende ich 3 Tafeln, bezüglich welcher ich bemerke, dass ich glaube, dass sie an Stelle der mir übersendeten keineswegs instruktiven Tafeln gesetzt werden sollten. Ich habe mich bemüht, auf diesen Tafeln dem Leser alles so klar als möglich zu machen, namentlich den Vorgang bei Entstehung halber Formen usw. und die Achsenverhältnisse. Ich rate jedenfalls, diese Tafeln, bei denen die Figuren auch das richtige Größenverhältnis zueinander haben, zu verwenden, da dies bei den andern nicht der Fall ist. Jedenfalls wäre es gut, die rot gezeichneten Linien so zu lassen, sonst wären sie zu punktieren. Bezüglich des Artikels «Kristall» bemerke ich, dass ich ihn in 2 Fassungen übersende, in der einen findet er sich auf beigegebenen Blättern. In einer zweiten geht er mit meiner heutigen Nachmittags Sendung ab. Hier ist er etwas länger und es wäre nötig, einige Zeilen zu den fixierten zuzugeben. Könnten sich Euer Hochwohlgeboren dazu entschließen, so würde ich sehr dazu raten, da die längere Fassung viel instruktiver ist.

Mit vorzüglicher Hochachtung Euer Hochwohlgeboren ergebenster

Rudolf Steiner

61. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 12. JUNI 1884

Euer Hochwohlgeboren! Hochgeehrter Herr Professor!

Noch einmal möchte ich raten, statt der hier mitfolgenden die vorausgegangenen Tafeln zu verwenden; ich halte sie für entsprechender. Wenn es irgend möglich, so bitte ich den mitfolgenden Artikel über «Kristall» statt des im vorigen Manuskript enthaltenen zu verwenden. Register folgt mit.

Mit vorzüglicher Hochachtung ergebenst

Rudolf Steiner

62. PAULINE SPECHT AN RUDOLF STEINER

VÖSLAU, 16. JUNI 1884

Werter Herr!

Infolge einer warmen Empfehlung des Herrn Regierungsrates Dr. Walser wende ich mich an Sie mit der Anfrage, ob Sie geneigt wären, eine Hofmeister-Stelle in meinem Hause zu übernehmen. Ich habe vier Knaben, der älteste besucht die vierte Unterrealklasse, die beiden folgenden die vierte Normalklasse und der Jüngste (im Alter von 6 Jahren) würde nur bei Spaziergängen Ihre freundliche Obsorge in Anspruch nehmen. Näheres würde sich wohl am besten mündlich besprechen [lassen] und ersuche ich Sie darum, im Falle Sie auf meine Proposition eingehen wollen, mich in «Vöslau Waldwiese No. 1» zu besuchen. Sollten Sie jedoch nicht diese Absicht haben, so bitte ich sehr, mich davon schriftlich zu verständigen, da ich jedenfalls Ihre Antwort abwarte, bevor ich weitere Schritte unternehme. Ihren freundlichen Nachrichten entgegensehend, zeichnet sich achtungsvoll

Pauline Specht

63. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 2. SEPTEMBER 1884

Hochverehrter Herr Professor!

In der Anlage sende ich mit den besten Empfehlungen den gewünschten Artikel, den ich, um ihn nicht aufzuhalten, durch nichts weiter beschweren will.

Mit vorzüglicher Hochachtung Euer Hochwohlgeboren ergebenster

Rudolf Steiner

64. AN EDUARD VON HARTMANN

BRUNN AM GEBIRGE, 4. SEPTEMBER 1884

Euer Hochwohlgeboren!

Gestatten Euer Hochwohlgeboren, dass ich Ihnen hiermit den ersten Band meines mit einer Einleitung versehenen Kommentars von Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften vorlege; das Ganze wird in drei Bänden in der «Deutschen National-Literatur» erscheinen. Dieser erste Band, der als selbständiges Ganzes gelten kann, behandelt Goethes Organik. Möchten Sie, hochverehrter Herr, als Entschuldigung dieser Sendung den Umstand gelten lassen, dass ich seit Jahren mit aufrichtiger Verehrung zu Ihrem philosophischen Wirken emporblicke und mich gedrängt fühle, meine Gedanken vor den Urheber der «Philosophie des Unbewussten» zu bringen.

Es würde mir wirklich zur innersten Befriedigung gereichen, wenn Euer Hochwohlgeboren nichts Unberechtigtes in meinem Versuche sehen würden, Goethes wissenschaftliches Streben vom philosophischen Standpunkte aus zu beurteilen, was bisher, meiner Überzeugung nach, noch nicht in richtiger Weise geschehen ist.

Ich glaube bewiesen zu haben, dass das Verhältnis Goethes zur Wissenschaft denn doch ein ganz anderes ist, als von Haeckel, Du Bois-Reymond, O. Schmidt und deren Anhängern behauptet wird. Habe ich das Richtige getroffen, so ist bei Goethe der Ansatz zur Begründung der Organik als wahrer Wissenschaft zu suchen. Ich nehme das deshalb an, weil er nach einer Erklärung des Organischen strebt, die nicht von der Annahme ausgeht, dass die Gesetze desselben identisch sind mit denen des Unorganischen. Diese Identität wird ja von den «Monisten» unserer Zeit angenommen und auch von diesen als Goethes Ansicht ausgegeben. Ich glaube nun, dass durch eben diese Identität das Organische nicht nur nicht erklärt, sondern geradezu aufgeho-

ben wird. Eine wahre Erklärung des Organischen wird gewiss nicht erreicht, wenn man es leugnet, sondern wenn man unser Begriffssystem erweitert, so dass wir zu Begriffen gelangen, die uns das Organische ebenso begreiflich erscheinen lassen, wie dies bezüglich des Unorganischen mit den mechanischen, physikalischen etc. Gesetzen der Fall ist. Haeckel ist bei seinen wiederholten Besprechungen von Goethes morphologischen Anschauungen immer von dem Verhältnis Goethes zu Kant ausgegangen. Er hat aber, meiner Ansicht nach, dieses Verhältnis vollkommen missverstanden. Er glaubt, Kant habe behauptet, wir könnten das Organische nur dann erklären, wenn wir in der Lage wären, es als Mechanismus zu deduzieren. Goethe aber habe damit Ernst gemacht und den Organismus wirklich mit Hilfe mechanischer Kausalität erklären wollen. Es ist aber doch gewiss, dass Kant, seiner ganzen Lehre nach, gerade dann, wenn er den Organismus aus mechanischen Gesetzen für erklärbar gehalten hätte, auch die Möglichkeit einer solchen Erklärung dem Menschen hätte durchaus nicht absprechen können. Der Mechanismus ist ja, nach Kant, das für unseren diskursiven Verstand Begreifliche. Er konnte also nichts anderes gemeint haben, als: weil der Organismus nicht mechanisch erklärbar ist, unser Verstand aber nur mechanische Zusammenhänge erfassen kann, ist das Organische für ihn unbegreiflich. Goethe sprach nun dem Menschen - im Gegensatz zu Kant - das intuitive Erkennen zu und nahm es gerade für die Erklärung des Organischen in Anspruch. Goethes organischer «Typus» ist, meiner Ansicht nach, sehr verschieden von dem, was der heutige Darwinismus unter Typus versteht. Er ist im letzten Grunde das Unbewusste in jener Form, in der es die organische Welt beherrscht.

Mit Goethe ist, denke ich, der Wendepunkt gegeben, an dem sich die Organik von einer unwissenschaftlichen zu einer wissenschaftlichen Methode erhoben hat. Im zweiten Bande meines Buches, das im Manuskript bereits abgeschlossen ist, werde ich das Verhältnis von Goethes wissenschaftlichen Grundansichten zur Metaphysik des Unbewussten zu beleuchten suchen.

Im ersten Bande musste ich den Inhalt von Goethes Gedanken über Organik entwickeln, um dann im zweiten Bande die Beziehungen derselben zu philosophischen Grundanschauungen, also auch zum Unbewussten zu besprechen. Ich hoffe, da beweisen zu können, dass sich bei Goethe mancher sehr bedeutsame Ansatz zur Ansicht vom Unbewussten findet. Dies gilt freilich von seinen Anschauungen in praktischer Beziehung weniger als in theoretischer.

Ich kann nur nochmals versichern, dass es mir zur ganz besonderen Befriedigung gereichen würde, wenn Euer Hochwohlgeboren, von Ihrem Standpunkt aus, mein Bestreben billigen könnten. Möchten es Euer Hochwohlgeboren mit meinem Eifer für die Sache entschuldigen und mit der Bedeutung, die ich Ihrem Urteil beilege, wenn ich mir die Bitte beizufügen erlaube, mich durch ein Wort an irgendeinem Orte in meinem Bestreben in dieser Richtung zu unterstützen. Jede Bemerkung von Ihrer Seite würde mich zu aufrichtigstem Danke verpflichten.

Nochmals um Entschuldigung bittend

Euer Hochwohlgeboren ergebenster Verehrer

Rudolf Steiner

65. EDUARD VON HARTMANN AN RUDOLF STEINER

BERLIN, 13. SEPTEMBER 1884

Hochgeehrter Herr!

Zunächst meinen herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen und die gefällige Zusendung Ihrer Publikation über Goethe! Ich bringe Ihrem Unternehmen die vollste Sympathie entgegen und glaube, dass Sie durch Ihre Arbeit die Beurteilung Goethes als Naturphilosophen wesentlich fördern werden. Haeckel gegenüber sind Sie vollständig im Recht, der Goethe ebenso missverstanden hat wie Kant; ebenso stehe ich auf Ihrer Seite denjenigen gegenüber, die Goethe als Idealisten im platonischen Sinne stigmatisieren, bloß um über ihn zur Tagesordnung der mechanischen Weltanschauung überzugehen.

Aber in einem Punkte, meine ich, steht Goethe dem Darwinismus näher, als Sie denken, nämlich darin, dass er die Mannigfaltigkeit des Höheren und Niederen und dessen Entwicklungsreihe in der Erscheinungswelt nicht als logische Notwendigkeit in der Idee selbst . . . gelten lässt, sondern aus den zufälligen äußeren Einflüssen der Wirklichkeit auf die Idee ableiten lässt. Der Gegensatz, dass es bei den Darwinisten die zufällig entstandenen realen Uroorganismen sind, bei Goethe die Idee in ihrer idealen Vollkommenheit, woran die äußeren Einflüsse sich modifizierend betätigen, bleibt freilich bestehen; aber er spricht fast zugunsten des Darwinismus, insofern bei diesem doch ein realer Entwicklungsprozess, wenn auch auf zufälligem Wege, entsteht - so dass das Goethesche als Erscheinung wirklich positive Resultat das der Zwischenstufen ist -, während bei Goethe die äußeren Einflüsse gar nicht positiv, sondern nur negativ, hemmend wirken, also nicht die vollkommene, sondern nur die unvollkommene Erscheinung zum Ergebnis haben. Der Idealismus, durch den Goethe auf der anderen Seite über den Darwinismus hinausragt, scheint mir in der Tat noch ein abstrakter platonischer Idealismus wie bei Schelling zu sein, den erst Hegel

im 3. Band der «Logik» mit dem Begriff des «Konkret-Allgemeinen» (freilich nur in seiner unhaltbar dialektischen Manier) zu überwinden suchte. Ich sehe Goethe in Parallelstellung zu Darwin, nicht zu Haeckel, denn wenn Darwin so viele Uroorganismen annimmt, als es Ordnungen im Tier- und Pflanzenreich gibt, so hätte auch Goethe neben seinem Typus des Wirbeltieres und Typus der einjährigen Phanerogamenpflanze von Rechts wegen so viele andere Idealtypen aufstellen müssen, als es Ordnungen im Tier- und Pflanzen- und Protistenreich gibt. Diese sind nun so viel abstrakter als die alten Speziestypen, wie die Ordnungen weiter sind als die Spezies; sie stehen aber ebenso zusammenhangslos und verhältnislos nebeneinander wie diese. Dem Schritt Haeckels, bloß einen Uroorganismus anzunehmen und alle Ordnungstypen durch Transformation auf Anlass äußerer Einflüsse aus diesem entstehen zu lassen, hat Goethe keinen analogen Schritt entgegengestellt, nämlich Tiertypus und Pflanzentypus unvereinigt gelassen. Wollte man denselben nachholen, so müsste er darin bestehen, dass der Mensch der Typus der gesamten Organismen sei (wie bei Haeckel das Protoplasma); denn der ideale Typus soll ja der vollkommenste sein. Hier zeigt sich nun aber sofort die Unmöglichkeit, alle niederen Organismen, die nicht in der direkten Ahnenreihe des Menschen liegen, aus dem Menschentypus als äußerlich bedingte Hemmungsbildungen abzuleiten, das heißt die Unhaltbarkeit der ausgeführten Goetheschen Theorie. Will man dagegen auf Goethes Annahme, dass der Uroorganismus als Idee die Goethesche vollendete Gestalt des Organischen sein müsse, verzichten und ihm nur die an allen Organismen gemeinsam zu findenden Merkmale zuschreiben, so kommt man auf einen idealen Typus, der über den realen Haeckelschen Uroorganismus inhaltlich nicht hinausreicht, das heißt, den Idealismus an seiner Abstraktheit zugrunde gehen lässt.

Aus diesen Gründen kann ich Ihrer Behauptung, dass Goethe «das Wesen des Organismus gefunden habe» (S. LXVIII), nicht beistimmen; vielmehr scheint sein Beispiel mir zu zeigen, dass

dieses «Wesen» auf dem Wege des Platon-Schellingschen abstrakten Idealismus überhaupt nicht zu finden ist. Sie wissen, dass ich in der Metaphysik und Religion den abstrakten Monismus durch einen konkreten, in der Politik, Ästhetik und Naturphilosophie den abstrakten Idealismus durch den konkreten zu ersetzen bemüht bin, was ich gegenwärtig auf dem Felde der Ästhetik durchzuführen bemüht bin. Mein obiges Urteil über Goethe würde ich vorläufig nicht wagen öffentlich auszusprechen, weil es sich mehr auf Ihre Darstellung der Goetheschen Naturphilosophie als auf deren genaues Selbststudium stützt. Ich sehe aber mit lebhafter Spannung dem 2. Band Ihrer Publikation entgegen, da Goethe ohne Zweifel dem Unbewussten sein Bestes verdankt und davon auch etwas gemerkt hat. Goethes Größe liegt, wie Sie richtig betonen, in der Intuition; dagegen ist er in der Reflexion auffallend schwach, und deshalb gelingt es ihm nie, seine Intuitionen so durch allseitige Reflexion zu verarbeiten, dass sie sich zur echten Spekulation oder gar zur systematischen Philosophie ergeben. Sein Bestes gibt er, wo er die Intuition von aller Reflexion loslöst und als aphoristische *Aperc.us* darbietet, die oft als geniale Lichtblitze blenden und erleuchten. Für die Ästhetik hat Schasler diese Eigentümlichkeit treffend nachgewiesen (*Kritische Geschichte der Ästhetik*); sie gelten aber auch für die Naturphilosophie. Sie erkennen dies auch in gewisser Weise an, indem Sie betonen, dass das Fragmentarische der Goetheschen Leistungen nichts Zufälliges ist; aber es wäre gut zu bemerken, dass und warum Goethe umso viel formell schlechterer Philosoph als Lessing und Schiller war, als er besserer Dichter war, weil ihm nämlich die rationelle Reflexion beim Philosophieren fehlt, deren Mangel beim Dichten sein Glück war.

Ihrer Abhandlung möchte ich noch einige Bemerkungen beifügen. Ihre Sonderung von Organischem und Unorganischem auf S. LX unten und LXI scheint mir bedenklich; das Gesetz als Naturgesetz ist dem Unorganischen ebenso immanent und innerlich wie dem Organischen, nur der Zweck wo etwas als Ma-

schine verwendet wird, ist dem ersteren äußerlich, während auch der Zweck dem Organischen immanent ist (S. LIII, Anm. z). Auch im Unorganischen gibt es Typen so gut wie im Organischen (z. B. die Kristalle), die dasselbe Verhältnis zur Erscheinung hier wie dort haben. Auch im Organischen bedingen die phänomenalen Teile und Verhältnisse einander auf mechanische Weise, ebenso wie sie von dem idealen Prinzip auf nicht-mechanische Weise bedingt sind, woraus Sie auf S. LIV, Z. 9-10 eine Antithese formieren, die der Erfahrung gegenüber in Ihrer Fassung unhaltbar ist. Dass die sinnliche Anschauung im Unorganischen die Prozesse erschöpft, bestreite ich entschieden; Kraft und Gesetz sind unanschauliche, übersinnliche Konzeptionen, wobei ganz gleichgültig, ob sie einfach oder zusammengesetzt zu denken sind (gegen S. LIII). Diese Behauptung scheint mir auch für die Deduktion, in welche Sie dieselbe einflechten, nicht erforderlich. Dass die Idee (induktives) Resultat der Erfahrung, und doch Prinzip der apriorischen Gestaltung für den Erkenntnisprozess sein sollte, erscheint als ein Widerspruch, der wohl einer Auflösung wert gewesen wäre.

Ich bitte Sie, diese Ausstellungen nur als ein Zeichen der Aufmerksamkeit und des Interesses zu betrachten, mit dem ich Ihren Auseinandersetzungen gefolgt bin, und verbleibe mit nochmaligem

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Eduard von Hartmann

Schönhauser Alle 132 pt. Vom 23. September ab:

Lützow-Ufer 30 pt.

66. AN EINEN FREUND

[BRUNN AM GEBIRGE BEI WIEN?] 3. OKTOBER 1884

[letzte vorhandene Seite eines Briefes]

Für den Deutschen gibt es in Österreich nur zweierlei Parteibestrebungen. Entweder er ist in der Minorität, dann muss er die Fahne der Kultur entfalten und den Slawen und Magyaren geistig imponieren. Oder er ist in der Majorität und am Ruder, dann muss er in echt demokratischem Geiste den Autonomismus und die freie Selbstbestimmung der Völker auf seine Fahne schreiben und jenem Zukunftsstaate entgegenstreben, der der Kultur am günstigsten ist: dem geschlossenen Handelsstaate ohne «Geld» und «Börse».

Für heute nur noch: herzlich-brüderlichen Gruß und die Versicherung, dass ich in den nächsten Tagen komme, es muss aber nicht sonntags sein, ist aber auch da nicht unmöglich; darüber besondere Nachricht, sowie über den materiellen Punkt. Dein ewig treuer

Rudolf Steiner

67. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 12. OKTOBER 1

Euer Hoch wohlgeboren!

Auf die gefällige Anfrage von Ihnen, hochverehrter Herr Professor, erlaube ich mir folgendes zu erwidern: das Ame. im Artikel «Mineral» bedeutet Ametalle (Nichtmetalle). Man kann - falls die Abkürzung nicht angeht - ja ausschreiben: «Ametalle» oder «Nichtmetalle». Gemeint sind nämlich die nichtmetallischen - als Mineralien vorkommenden Elemente: Diamant, Graphit und Schwefel. Die Abkürzung Me für Metall wird unter meinen Abkürzungen vorkommen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Rudolf Steiner

68. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

[EILPOSTKARTE]

STUTT GART, 16. OKTOBER 1884

Sehr geehrter Herr!

Soeben mit dem Zusammenordnen des Manuskriptes für den Schluss des kleinen Lexikons beschäftigt, bemerke ich zu meinem Schrecken, dass die Artikel zur «Mineralogie» und «Bergbau» von V-2 noch fehlen. Ich bitte Sie deshalb dringendst, mir dieselben doch möglichst umgehend zugehen zu lassen, um dieselben noch rechtzeitig einordnen zu können, da der Druck bis längstens 20. er. vollständig beendet sein muss.

In der Hoffnung, die Sachen bald zu erhalten und mit verbindlichstem Danke im Voraus

Ihr hochachtungsvollst ergebener

Joseph Kürschner

69. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

[STUTT GART, NOVEMBER 1884]

Die zwingende Notwendigkeit, mein Taschen-Konversations-Lexikon, welches dieser Tage erscheint, bis zum Oktober zu vollenden, hat mich neben den zahlreichen anderen Verpflichtungen, welche mir obliegen, leider gehindert, alle Briefe so rasch zu beantworten, als ich es gewünscht hätte. Indem ich mich anschicke, die schwer empfundene Schuld abzuzahlen, bitte ich um gütige Nachsicht und Entschuldigung und nehme, in der Voraussicht, meine Bitte erfüllt zu sehen, den Faden unserer Korrespondenz da auf, wo er liegengeblieben ist, ohne mich nochmals über die Gründe des bedauerlichen Nichtschreibens zu verbreiten.

Kürschner

[STUTT GART,] 20. NOVEMBER 1884

SEHR GEEHRTER HERR!

Der vorstehend angeführte Grund und die zur Zeit drängenden Arbeiten für den neuen Jahrgang des Literaturkalenders machen es mir erst jetzt möglich, Ihnen zu schreiben und das kleine Lexikon, an welchem Sie so freundlich waren, mitzuwirken, Ihnen zu übersenden. Es folgt nun hierbei mit dem Wunsche, dass Ihnen das Buch, welches trotz seiner Kleinheit doch eine ungeheure Mühe verursachte, gefallen möge. Sollten Sie vielleicht in die Lage kommen, irgendwo einige freundliche Worte über dasselbe anbringen zu können, so würde mich dies und die gefällige Übermittlung eines Abzuges sehr zu Dank verbinden. Was das Honorar anlangt, so wird Ihnen dasselbe in den ersten Tagen des Dezember zugehen. Ich füge hier eine Berechnung bei, aus welcher Sie den Betrag ersehen werden.

Bei der Gelegenheit erlaube ich mir die Anfrage, ob Sie geneigt wären, bei einer eventuellen Neuauflage gegen ein seinerzeit noch zu vereinbarendes Honorar die Artikel, welche Ihnen auf einzelne Zettel aufgeklebt zugehen würden, einer Revision zu unterwerfen und eventuell zu ergänzen. Vielleicht notieren Sie sich jetzt schon, was Ihnen eventuell Bemerkenswertes und besonders Aktuelles begegnet, was dann die Arbeit wesentlich erleichtert.

Indem ich hierüber Ihrer geneigten Mitteilung entgegensehe, bin ich mit ausgezeichnete Hochachtung

Ihr ergebenster

Kürschner

70. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 1. DEZEMBER 1

Euer Hochwohlgeboren! Hochgeehrter Herr Professor!

Besten Dank für das hübsch ausgestattete und mit so großer Sorgfalt ausgeführte handliche Lexikon. Ich werde mir alle Mühe geben, es in geeigneter Weise besprechen zu können und werde dann die betreffenden Ausschnitte übersenden. Es ist selbstverständlich, dass ich alles tun werde, was für eine eventuelle Neuausgabe nötig erscheint.

Verzeihen Sie nun, hochverehrter Herr Professor, wenn ich mir heute eine Bitte an Sie erlaube und Sie recht sehr ersuche, mir dieselbe nicht abzuschlagen. Ich will mich kurz fassen, auf Ihr mir so oft bewiesenes Wohlwollen vertrauend. Ich habe nämlich eine Erkenntnistheorie von meinem wissenschaftlichen Standpunkte aus bearbeitet. Diese heute zu einer Frage der Zeit gewordene Disziplin erhält da eine Gestalt, die sowohl dem Grundgedanken wie auch der Behandlungsart nach ganz neu ist; sie erscheint auf einer Grundlage aufgebaut, durch die sie nicht allein die wissenschaftliche Welt berührt, sondern die weitesten Kreise der Gebildeten interessieren müsste. Sie ist nämlich auf dem Fundamente aufgebaut, auf dem die heutige deutsche Bildung überhaupt ruht. Gegenüber allen ähnlichen Erscheinungen der deutschen Literatur erscheint sie auf breitester Basis, weil sie nicht von einer einseitigen Schulrichtung, sondern von der in sich gesättigten Weltanschauung unserer Klassiker ausgeht. Zu meinen Bestrebungen in Bezug auf Goethe bildet sie insofern die Ergänzung, als dort die vornehmlich kritische Seite in den Vordergrund treten musste, während hier das an der Hand dieser Kritik Gewonnene zu einem positiven, wissenschaftlichen Ganzen verarbeitet wird. Ich würde die 6-8 Bogen umfassende Broschüre betiteln: «Erkenntnistheorie auf Grund der Goethe-Schillerschen Weltanschauung und des deutschen Idealismus». Ich würde nun Euer Hochwohlgeboren recht sehr

bitten, bei Spemann etwas dafür zu tun, dass er die gedachte Broschüre in Verlag nehme. Der gegenwärtige Moment ist für das Erscheinen besonders günstig, weil meine Erkenntnistheorie dann zugleich mit der von Volkelt demnächst zu erwartenden auftreten würde, welche letzterer diese Wissenschaft von einem völlig andern - den durch den Spätschellingianismus modifizierten Kantianismus - behandeln wird. Ich halte dafür, dass die Sache eher das Gegenteil als gewagt genannt werden kann; dennoch würde ich eventuell sehr gerne auf jeden materiellen Vorteil verzichten, wenn Spemann den Verlag davon abhängig machen würde. Ich kann Sie, hochverehrter Herr Professor, versichern, dass es mir um den materiellen Vorteil bei meinen Arbeiten ganz und gar nicht zu tun ist und dass mir die Sache über alles geht. Ich habe bisher so viele Beweise Ihres Wohlwollens mir gegenüber kennengelernt, dass ich leichten Herzens und mit Zuversicht daran gehe, diese Bitte an Sie zu richten. Jedenfalls bitte ich um Ihren freundlichen und gütigen Rat in dieser Angelegenheit und nochmals um Entschuldigung wegen dieses Briefes, der sich von dem höchsten Vertrauen und der aufrichtigsten Verehrung von Ihnen, hochverehrter Herr Professor, herschreibt.

In gespannter Erwartung einer gütigen Antwort mich Ihrem fernem Wohlwollen bestens empfehlend

Ihr ergebener Rudolf Steiner

71. AN JOSEPH KÜRSCHNER

[BRUNN AM GEBIRGE,] I. DEZEMBER 1884

Euer Hochwohlgeboren! Hochgeehrter Herr Professor!

Zu meinem Bedauern bemerke ich, dass das beiliegende längst zum Absenden Vorbereitete noch bei mir liegt und fürchte fast, dass es nun schon zu spät ist. Vielmals um Entschuldigung bit- tend wegen dieser Verspätung.

In vorzüglicher Hochachtung ergebenst

Rudolf Steiner

72. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

[STUTT GART, ANFANG DEZEMBER] 1884

Sehr geehrter Herr!

Beifolgend erlaube ich mir, Ihnen den Betrag für die mir freundlichst gelieferten Artikel im Umfang von zus. 1720 Zeilen mit M[ark] 30,- zu übersenden. Nochmals verbindlichst dankend

Ihr hochachtungsvollst ergebener Kürschner

73. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER [POSTKARTE]

STUTTGART, 6. DEZEMBER 1884

Verehrter Dr. Steiner!

Herzlichen Dank für Ihre freundlich in Aussicht gestellte Anzeige meines Buches.

Was nun Ihre Bitte anlangt, so habe ich mit Spemann gesprochen. Er nimmt eigentlich bei der großen Anlage seines Geschäfts nicht gern Sachen in Verlag, die nicht auf weite Kreise berechnet sind - seinen Kunstverlag ausgenommen -, hat aber doch gern meiner Bitte entsprochen und will Ihr Buch drucken, freilich ohne Honorar. Ist Ihnen damit gedient, so senden Sie mir das Manuskript, es wird in Format und Ausstattung genau wie die National-

Literatur werden.

Mit schönsten Empfehlungen und in aufrichtiger Hochachtung

Ihr Kürschner

74. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 18. DEZEMBER 1884

Euer Hochwohlgeboren! Hochverehrter Herr Professor!

In der Anlage übersende ich einen Ausschnitt der «Deutschen Zeitung», eine kurze Besprechung des Konversations-Lexikons von mir enthaltend. Gleichzeitig lege ich das ganze Blatt bei, für den Fall, dass es etwa für Sie, hochverehrter Herr Professor, wünschenswert sein sollte. Hoffentlich werde ich dergleichen noch weiteres unterbringen.

Für Ihre gütige Verwendung, hochverehrter Herr Professor, wegen meiner Erkenntnistheorie bei Spemann kann ich Ihnen nicht genug Dank sagen. Als ich diese Bitte stellte, geschah es mit Zögern, denn ich meinte, das mir von Euer Hochwohlgeboren in so reichem Maße bewiesene freundliche und wohlwollende Entgegenkommen, das ich so hoch anschlage, zu sehr in Anspruch zu nehmen. Sie haben es mir aber neuerdings in einer mir so am Herzen liegenden Sache zuteilwerden lassen. Seien Sie versichert, dass ich Zeit meines Lebens dieses mir am Beginn meiner Laufbahn so rückhaltlos bewiesene Wohlwollen werde zu würdigen wissen. Wie ich bereits schrieb, verzichte ich gerne auf ein Honorar für das Buch, wie es Spemann zur Bedingung macht und beglückwünsche mich dazu, dass durch Ihre gütige Fürsprache gerade bei Spemann gedruckt wird. Also nochmals meinen tiefgefühltesten Dank für Ihre Bemühungen. Ich wünsche und hoffe zuversichtlich, dass Sie, hochverehrter Herr Professor, wenn Sie das Manuskript demnächst vor Augen haben werden, sich überzeugen werden, für nichts Unwürdiges Ihr so freundliches Wort eingelegt zu haben. Das Manuskript wird jetzt abgeschrieben und mit einem Vorworte versehen, worauf ich mir erlauben werde, es sogleich zu übersenden. Ich hoffe den besten Erfolg und sogar eine günstige Rückwirkung auf die Goetheausgabe.

Nochmals herzlichst dankend in aufrichtigster Anerkennung,

Ihr ergebener

Rudolf Steiner

Die Zeitung musste ich mir leider erst in der Expedition verschaffen - in den Verkaufsläden ist sie schnell vergriffen -, daher diese geringe Verspätung.

75. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 31. JANUAR 1885

Euer Hochwohlgeboren! Hochverehrter Herr Professor!

Herzlichsten Glückwunsch zum neuen Jahre. Möge es Ihnen, hochverehrter Herr Professor, zu Ihrer vollständigen Befriedigung verlaufen. Hierbei auch nochmals meinen verbindlichsten Dank für Ihre freundliche Verwendung für meine Erkenntnistheorie, deren Manuskript ich mir demnächst zu übersenden erlauben werde.

Anbei sende ich auch einen anonymen Aufsatz von mir («Goethe und die Liebe und Goethes Dramen») [aus] der «Deutschen Zeitung», der auch über die zwei ersten Bände von Goethes Dramen der «Deutschen National-Literatur» handelt. Zu meinem Leidwesen hat man mir in der Redaktion einen Passus weggelassen, in dem ich über die «National-Literatur» im allgemeinen sprach.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr dankschuldiger

Rudolf Steiner

76. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 30. MÄRZ 1885

Euer Hochwohlgeboren! Hochverehrter Herr Professor!

Hiermit erlaube ich mir, zwei in jüngster Zeit erschienene Hinweisungen auf «Goethes naturwissenschaftliche Schriften»^{1*} Euer Hochwohlgeboren zu übersenden. Die Verfasser derselben sind mir unbekannt.

Mit vorzüglicher Hochachtung Rudolf Steiner

Literarisches Zentralblatt Nr. 10, S. 316; Münchner Allg. Zeitung, Nr. 82, S. 1203.

77. AUS EINEM BRIEF AN MORIZ ZITTER

[WIEN,] 16./17. APRIL 1885

. . . Nun möchte ich Ihnen in Bezug auf etwas anderes einiges mitteilen. Sie wissen und scheinen es oft bedauert zu haben, dass ich mich gegenüber der neudeutschen - oder sagen wir, der gegenwärtigen deutschen Poesie ablehnend verhalten habe. Sie wissen auch, dass ich mich durch nichts in dieser meiner Auffassung habe beirren lassen. Dass diese Ansicht auch die Schröers ist, wissen Sie ebenfalls, und ich glaube mich erinnern zu können, dass Sie sich einmal besonders ärgerten, als Ihnen derselbe gewiss mit vollem Recht sagte: Die neueren Dichter erinnern überhaupt an nichts. Dies ist auch heute noch meine Ansicht, bis auf die Werke eines Ihnen vielleicht noch unbekanntes Genies, über das ich Ihnen Näheres hier sagen will. Mit einer gewissen Reserve möchte ich schon heute sagen: Diese Dichtungen sind der Form nach vielleicht nicht ganz, dem Inhalte nach gewiss aber ganz einigen der größten Schöpfungen Schillers und Goethes an die Seite zu setzen. Diese ja erst vor kurzem erschienenen Sachen atmen einmal wieder wahre Poesie, sind voll dichterisch gestaltender Kraft. . .

78. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 15. MAI 1885

Hochverehrter Herr Professor!

Auf Ihren freundlichen Brief erlaube ich mir hiermit zu erwidern, dass ich zunächst sehr erfreut bin über die Tatsache, dass schon jetzt eine neue Ausgabe des kleinen Lexikons notwendig ist und dass ich mit Vergnügen bereit bin, meinen Teil in der von Ihnen, hochverehrter Herr Professor, angegebenen Weise wieder zu besorgen. Ich bitte Sie deshalb recht sehr, mir, sobald als es angeht, die in Ihrem Briefe erwähnten Zettel zu senden, und Sie können überzeugt sein, dass ich alle Sorgfalt verwenden werde, die nötig ist. Im besonderen mache ich den Vorschlag, die kleinen Abbildungen um eine zu vermehren, die den Artikel «Geologische Perioden» erläutern soll und die ich Ihnen mit meinem Manuskript zugleich einsenden werde. Sollten Sie, hochverehrter Herr Professor, noch in der Lage sein, mir die franz. und engl. Übersetzung meines Teiles zu übertragen, so konnte und wollte ich dieselbe ganz wohl übernehmen.

Mich Ihrem ferneren Wohlwollen bestens empfehend

Rudolf Steiner

79. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 23. MAI 1885

Sehr geehrter Herr!

Besten Dank für Ihre gütige Zusage, die Bearbeitung der Neuauflage übernehmen zu wollen. Sie empfangen in der Anlage eine Partie Artikel, denen in kurzen Zwischenräumen weitere folgen werden, und bitte ich um möglichst schleunige Erledigung. Über die zu beachtenden Grundsätze geben die anliegenden Bemerkungen nähere Auskunft. Es scheint mir übrigens ratsam, bei den Mineralen etc. die verschiedenen Formeln wegzulassen, welche ja doch dem Leser mehr oder minder unverständlich bleiben. Dagegen scheint es mir geboten, namentlich darauf Rücksicht zu nehmen, dass die Bezeichnung, was Minerale und was Kristalle sind, streng geschieden werden. Ich fürchte, dass durch die Anwendung des Zeichens viele Fehler sich eingeschlichen haben. Wollen Sie die Güte haben, mir die Übersetzung gleich beizufügen, so werde ich Ihnen zu besonderem Danke verpflichtet sein. Über die Abkürzungen behalte ich mir eine besondere Mitteilung vor.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster

Kürschner

80. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 30. JUNI 1885

Euer Hochwohlgeboren! Hochverehrter Herr Professor!

In Ihren geehrten Zeilen, die Sie, hochverehrter Herr Professor, der Sendung der ersten Serie von Artikeln des kleinen Lexikons anschlössen, behielten Sie sich ausdrücklich vor, mir noch einige Mitteilungen in Bezug auf Abkürzungen zu machen, durch die sich in der 1. Auflage eine Undeutlichkeit eingeschlichen haben soll. Diese Mitteilung habe ich noch nicht erhalten. Ich sende nun demungeachtet die erste Serie ab und glaube, dass Verwechslungen nicht vorkommen können, denn ich habe jedes Mineral mit (Q) bezeichnet und wenn es kristallisiert, dies ausdrücklich mit «krist.» hinzu bemerkt. Das Folgende sowie die Übersetzungen sende ich unverzüglich nach.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Rudolf Steiner

8L. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 4. JULI 1885

Euer Hoch wohlgeboren! Hochgeehrter Herr Professor!

Anbei die Fortsetzung der Artikel. Ich hoffe, dass die zahlreichen Änderungen, die ich vorgenommen habe, der Sache zum Vorteil gereichen. Das weitere folgt unverzüglich nach.

Mich Ihrem fernem geneigten Wohlwollen empfehend

Rudolf Steiner

82. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER [POSTKARTE]

STUTT GART, 24. JULI 1885

Sehr geehrter Herr!

Da nunmehr schon der weitaus größte Teil der Bearbeitungen der franz. u. engl. Ausgabe des kl. Lexikons eingeliefert sind, und fortlaufend an dem Ordnen des ganzen Alphabets gearbeitet wird, sehe ich mich gezwungen, auch Sie nochmals zu bitten, doch ja die Übersetzung recht sehr zu beschleunigen. Vor allen Dingen käme es mir darauf an, die engl. Übersetzung zu erhalten, und bitte ich, mir zu senden, was fertig ist und Fortsetzung und Schluss möglichst umgehend folgen zu lassen.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster Kürschner

83. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 4. AUGUST 1885

Euer Hochwohlgeboren! Hochverehrter Herr Professor!

Hierdurch bitte ich vielmals um Entschuldigung, wenn ich diese Blätter erst heute sende. Ihre freundliche Karte traf mich nicht zu Hause und so hat sich das zu meinem aufrichtigen Bedauern wieder verzögert. Zu folgenden Buchstaben muss ich nur noch das Register machen und sende sie unverzüglich nach. Ich geben Ihnen die Versicherung, dass alles jetzt in wenigen Tagen in Ihren Händen ist und bitte nochmals um Entschuldigung wegen meines Zögerns.

Mich dem fernem Wohlwollen Euer Hochwohlgeboren bestens empfehend

Rudolf Steiner

84. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER [POSTKARTE]

STUTT GART, 6. AUGUST 1885

Verehrter Herr!

Mit verbindlichstem Dank bestätige ich den Empfang des ersten Teils der Artikel resp. Übersetzungen und bin sehr erfreut zu hören, demnächst den Schluss zu erhalten. Ich lasse Ihnen Manuskriptpapier hier folgen (Kreuzband) und bemerke noch, dass ich hauptsächlich zuerst auf das Englische reflektiere.

In vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster

Kürschner

85. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER [POSTKARTE]

STUTT GART, 11. AUGUST 1885

Verehrter Herr!

Könnte ich nicht bald wieder eine Partie Übersetzungen haben?
Die Sache ist höchst eilig. Nehmen Sie bitte nur immer zuerst
das Englische, das mir vor allem wichtig ist, dann erst französich.

In vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster

Kürschner

86. AN JOSEPH KÜRSCHNER [POSTKARTE]

VÖSLAU, 17. AUGUST 1885

Hochverehrter Herr Professor!

Hierdurch erlaube ich mir anzuzeigen, dass ich das Gewünschte für das Lexikon noch heute abgehen lasse.

In vorzüglicher Hochachtung Rudolf Steiner

87. AN JOSEPH KÜRSCHNER

[OHNE TAGES- UND MONATSDATUM] 1885

Hochverehrter Herr Professor!

Beifolgend die Fortsetzung der Artikel für das Lexikon mit den besten Empfehlungen. Das Folgende und die Übersetzungen in kürzester Zeit.

Ihrem ferneren Wohlwollen mich empfehend in aufrichtiger Hochschätzung

Rudolf Steiner

88. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 13. OKTOBER 1885

Euer Hochwohlgeboren! Hochverehrter Herr Professor!

In der Anlage erlaube ich mir, die letzte Nummer (i6u. 17) der «Österreichischen Literaturzeitung» zu übersenden. Sie enthält eine ausführlichere Besprechung der «Naturwissenschaftlichen Schriften Goethes» (S. 17). Ich werde die wichtigeren Stellen durch einen Strich am Rande hervorheben. Was der Rezensent in Bezug auf die Anordnung und das «formale Prinzip in Goethes wissenschaftlichen Schriften» vorbringt, wird von mir in einer Entgegnung richtiggestellt werden.

Indem ich wegen vieler Versäumnisse, die ich in letzter Zeit Ihnen [gegenüber], hochverehrter Herr Professor, begangen [habe], vielmals um Entschuldigung bitte, bin ich in vorzüglicher Hochachtung,

Ihr ergebenster

Rudolf Steiner

89. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER [POSTKARTE]

STUTTGART, 11. DEZEMBER 1885

Sehr geehrter Herr!

Hierdurch erlaube ich mir, Ihnen mitzuteilen, dass ich jetzt auf das dringendste des Schlusses der Artikel der Mineralogie bedarf, namentlich für Englisch, da sonst die Arbeit hier ins Stocken gerät. Ich bitte also, mich möglichst umgehend in den Besitz derselben zu

Im voraus herzlich dankend Ihr hochachtungsvollst ergebener
Kürschner

90. AN JOSEPH KÜRSCHNER [POSTKARTE]

BRUNN AM GEBIRGE, 15. DEZEMBER 1885

Euer Hochwohlgeboren! Hochverehrter Herr Professor!

Hierdurch erlaube ich mir anzuzeigen, dass ich Ihrer freundlichen Karte zufolge sogleich den gewünschten Schluss der Artikel absenden werde, so dass dieselben jedenfalls binnen 24 Stunden in Ihren Händen sein werden. Indem ich hoffe, Sie durch meine Verspätung nicht im regelrechten Gange des Druckes aufzuhalten,

mit vorzüglicher Hochachtung Rudolf Steiner

91. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTT GART, 27. JANUAR 1886

Hochgeehrter Herr!

Von der National-Literatur, an der auch Sie die Güte hatten sich zu beteiligen, sind bereits gegen 70 Bände erschienen und gegen 10 weitere im Druck. Es ist für mich jetzt unter allen Umständen notwendig, dass ich wegen der übrigen Bände genaue Dispositionen treffe, einerseits wegen der Drucklegung, andererseits aber auch wegen der Herstellung eines endgültigen Verzeichnisses, dessen Herausgabe ich so früh wie möglich veranlassen möchte. Ich bitte Sie deshalb in der herzlichsten Weise, mir recht bald Aufschluss zu geben, bis wann ich nunmehr definitiv auf die Einsendung Ihres Manuskripts rechnen kann und hoffe ich, dass dies in nicht zu ferner Zeit geschieht. Gleichzeitig möchte ich Sie auch gebeten haben, mir nun womöglich eine definitive Inhaltsangabe der von Ihnen übernommenen Bände, wenigstens soweit dieselben von dem zwischen uns ursprünglich besprochenen Programm abweichen, zu machen, eben zum Zweck jenes Gesamtverzeichnisses.

In der Hoffnung, recht bald von Ihnen zu hören,
in vollkommener Hochachtung Ihr ergebenster

Kürschner

92. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTT GART, 12. FEBRUAR 1886

Sehr geehrter Herr!

Soeben empfangen ich beifolgenden, mich etwas komisch anmutenden Brief eines Mannes, der mir nicht bekannt ist. Ich habe ihm mitgeteilt, wie große Anerkennung Ihre Einleitung gefunden habe und wie sehr ich dieselbe anerkenne. Es scheint mir aber doch notwendig, dass Sie von der Sache Notiz nehmen, um gegebenenfalls gewappnet zu sein. Ich bitte aber um gefällige Rücksendung

des Briefes. “

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster Kürschner

93. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, MÄRZ 1886

Hochgeehrter Herr Professor!

Herzlichsten Dank für die Übersendung des Bergschen Briefes, den ich hiermit wieder zurücksende, sowie für Ihre beigeschlossenen so freundlichen Zeilen. Wenn Berg sagt, dass ich Goethe Gewalt antue, so kann ich mich darauf berufen, dass selbst diejenigen, welche nicht, wie ich, den Standpunkt Goethes in der Naturwissenschaft rechtfertigen, mir doch das Eine rückhaltlos zugestehen, dass ich die Anschauungen Goethes vollständig im Sinne des letzteren wiedergebe. Dass aber gerade von meiner Interpretation viele überrascht sind, wundert mich nicht. Man war eben von jeher gewohnt, ganz anders über diese Seite Goetheschen Schaffens zu denken; man beschäftigte sich nie eigentlich in dem Sinne mit den hierher gehörigen Schriften, als wenn sie, wie Goethes andere Werke, eine geistige Macht wären, mit der im besten Sinne gerechnet werden muss, wenn es sich um einschlägige - hier wissenschaftliche - Fragen handelt. Als Beweis hierfür erlaube ich mir Ihnen, hochverehrter Herr Professor, eine Stelle aus einem Brief Eduard v. Hartmanns an mich im Vertrauen mitzuteilen. Derselbe sagt, dass er Goethes naturwissenschaftliche Schriften eigentlich nur aus meiner Einleitung und Ausgabe kenne. Wenn nun Ed. von Hartmann, dem gewiss niemand Einseitigkeit vorwerfen wird - was hat er nicht gelesen! -, so spricht, so geht daraus hervor, dass es selbst Männer mit dem entschiedensten Bedürfnisse, alle Seiten des geistigen Lebens kennenzulernen, bisher nicht für notwendig hielten, sich mit Goethe dem Naturforscher ernstlich zu beschäftigen. Wie nun aber Hartmann über die Gewalt denkt, die ich Goethe antue, geht aus folgender Stelle von ihm hervor, die ich mir erlaube wörtlich anzuführen: «Ich bringe Ihrem Unternehmen die vollste Sympathie entgegen und glaube, dass Sie durch Ihre Arbeit die Beurteilung Goethes als Naturphilosophen wesentlich

fördern werden. Haeckel gegenüber sind Sie vollständig im Recht, der Goethe ebenso missverstanden hat wie Kant; ebenso stehe ich auf Ihrer Seite denjenigen gegenüber, die Goethe als Idealisten im platonischen Sinne stigmatisieren, bloß um über ihn zur Tagesordnung der mechanischen Weltordnung überzugehen ...»

Jeder öffentliche Widerspruch wäre mir sehr willkommen, weil ich dadurch Gelegenheit fände, wider manches eingewurzelte Vorurteil aufzutreten.

Im übrigen wissen Sie, hochverehrter Herr Professor, ja, dass ich bemüht bin, die an Goethe gewonnenen Ansichten auch - mit Anlehnung an denselben - in selbständiger Weise zu begründen, und ich habe schon vor einiger Zeit in dieser Richtung an Sie, hochverehrter Herr Professor, appelliert, mir die Herausgabe meines diesbezüglichen Schriftchens möglich zu machen. Darauf haben Sie mir in der mir stets bewiesenen wohlwollenden und fördernden Weise geantwortet, dass Sie bei Spemann angefragt haben, ob er meine kurze Erkenntnistheorie, die ganz innerhalb des Rahmens der Goetheausgabe liegt, zu drucken die Güte haben wolle, was derselbe auf Ihre werte Fürsprache unter der Bedingung zugestand, dass ich kein Honorar verlange. Ich bin damit vollständig einverstanden. Es ist mir ja nur um die Sache zu tun. Die Goetheausgabe wird dadurch wesentlich gefördert. Ich bitte Sie daher, hochverehrter Herr Professor, mir zu gestatten, dass ich in einigen Tagen, mit Berufung auf Ihre sehr freundliche Versprechung, dieses Schriftchen «in derselben Ausstattung wie die National-Literatur erscheinen zu lassen», das Manuskript übersende. Hiermit beantworte ich auch zugleich Ihren freundlichen Brief betreffend die weitere Verteilung des Stoffes der naturwissenschaftlichen Schriften. Die kurze Erkenntnistheorie soll die Gedanken objektiv begründen. Es folgt nun der II. Band, enthaltend: Goethes allgemein naturwissenschaftliche Schriften mit einer Einleitung: Goethes Naturanschauung im allgemeinen. 2. Die geologischen und 3. die meteorologischen Schriften. Sodann der III. Band mit den physikali-

schen Schriften (Optik, Farbenlehre, Geschichte der Farbenlehre und Nachträge zu derselben). Als Einleitung: Goethes optische und physikalische Studien überhaupt. Ich werde bestimmt Ihrer Aufforderung, die Sache baldigst einzusenden, nachkommen, so dass sie in wenigen Wochen in Ihren Händen sein soll. Der zweite Band wohl noch im März. Für so manche Versäumnisse vielmals um Entschuldigung bittend

Ihr stets dankbarer Rudolf Steiner

94. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

[STUTTGART,] 15. MÄRZ 1886

Sehr geehrter Herr!

Vielen Dank für Ihren ausführlichen Brief betreffs Bergs. Ich habe die Sache nicht anders angesehen und sehe allem übrigen von Berg mit Ruhe entgegen. Was das kleine Schriftchen anlangt, so wird es mir ein Vergnügen sein, das Manuskript zu empfangen. Ich bemerke allerdings, dass Spemann zur Zeit nicht hier ist, werde aber nicht verfehlen, Ihnen Mitteilung zu machen, dass der nicht lange auf sich warten lässt. Sehr erfreut bin ich zu hören, dass Goethes wissenschaftliche Schriften demnächst fortgesetzt werden sollen. Ich werde den Band, sobald ich ihn erhalte, zur Druckerei senden und hoffe, ihn dann möglichst bald ausgeben zu können.

In vollkommener Hochachtung Ihr ergebenster

Kürschner

95. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 9. MAI 1886

Euer Hochwohlgeboren!

Hiermit sage ich Ihnen, hochverehrter Herr Professor, herzlichsten Dank für die liebenswürdige Antwort, die Sie meinem Briefe über Bergs Umtriebe in Sachen meiner Ausgabe zuteilwerden ließen und insbesondere für die so freundlichen Worte, mit denen Sie meiner «Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung» - die nach dem Plane, den ich Ihnen in meinem Briefe mitteilte, der Ausgabe noch vorangehen soll - eine wohlwollende Aufnahme versprechen.

Ich erlaube mir dieselbe an Euer Hochwohlgeboren gleichzeitig mit diesem Briefe abzusenden. Da Sie mir bereits früher schrieben, dass Herr Spemann durch Ihre gütige Vermittlung so freundlich war, den Druck zuzusagen und ihr dieselbe Ausstattung wie der Deutschen National-Literatur zu geben, falls ich kein Honorar verlange, so kann ich auch bei ihm auf einen gütigen Empfang für dieselbe hoffen. Ihnen aber, hochverehrter Herr Professor, spreche ich nochmals meinen tiefgefühltesten Dank dafür aus, dass Sie sich des Schriftchens angenommen haben. Es soll zeigen, inwiefern die Art, wie ich Goethes wissenschaftliche Errungenschaften vertrete, einer auf Prinzipien gestützten Vertiefung und Begründung fähig ist. Es soll den Standpunkt, den ich in Bezug auf Goethe einnehme, auf feste Ausgangspunkte zurückführen. Ich nenne es deshalb eine «Zugabe zu Goethes naturwissenschaftlichen Schriften». Da es ja ohnedies in Ihrer Absicht liegt, das Schriftchen ganz wie die National-Literatur erscheinen zu lassen, so dürfte es die Ausgabe in der besten Weise ergänzen und unterstützen.

Schröer bemerkt mir, dass sich das Schriftchen vielleicht als Supplement zu Goethes Werken überhaupt bezeichnen ließe.

Falls dies nicht gegen Ihren Willen wäre, so könnte es ja ganz wohl geschehen.

Ich habe mir gestattet, Euer Hochwohlgeboren sowie Herrn Spemann für die Liebenswürdigkeit, die Sie mir bei diesem Schriftchen erwiesen, am Schlüsse des Vorwortes bestens zu danken. Froh bin ich wirklich, dass ich die Abhandlung endlich absenden kann. Sie allein hat ja nur das Erscheinen des II. und III. Bandes so verzögert, was mir peinlich war und womit ich fürchtete, auch Ihnen eine Unannehmlichkeit zu bereiten. Die Fortsetzung der Ausgabe ist soeben in Schröers Hand und wird nun dieser Sendung ehestens nachfolgen.

Ich hoffe, mit dem Schriftchen den Boden für meinen Standpunkt in Bezug auf Goethe empfänglicher zu machen.

Mich dem ferneren Wohlwollen Euer Hochwohlgeborens empfehlend

Ihr ganz ergebener

Rudolf Steiner

96. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER [POSTKARTE]

STUTT GART, 7. JUNI 1886

Sehr geehrter Herr!

Besten Dank für Ihre gütige Sendung. Das Manuskript ist nun bereits zur Druckerei gegangen und werden Sie bald Korrektur erhalten. Ich freue mich, in der Lage gewesen zu sein, Ihre gediegene Arbeit aus der Taufe heben zu können. Als Supplement zu Goethes Werken können wir das Buch nicht wohl bezeichnen, da sonst die Abonnenten der Gesamtausgabe irre werden könnten. Ich hoffe übrigens zuversichtlich, recht bald wieder eine Fortsetzung von Goethes Werken zu erhalten. - Darf ich mir bei der Gelegenheit erlauben zu fragen, ob Sie noch etwas von der für das kleine Lexikon zu fertigenden französischen Übersetzung dort haben? In dem Fall müsste ich um recht baldige Erledigung bitten, da die Sache jetzt ziemlich eilig wird.

In vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster

Kürschner

97. AN ERICH SCHMIDT

BRUNN AM GEBIRGE, 26. JUNI 1886

Hochverehrter Herr Professor!

Besten Dank für Ihre freundliche Zuschrift, in der Sie mich auffordern, an der neuen Weimarischen Goetheausgabe mitzuwirken und mir die Herausgabe der Farbenlehre und der Geschichte der Farbenlehre übertragen. Ich werde diese Herausgabe mit Freude übernehmen.

Besonders erfreulich ist mir, dass Sie mir gerade die Farbenlehre übertragen. Ich glaube nämlich gerade an diesem Teile die umfassendsten Vorarbeiten mitzubringen.

Dürfte ich bitten, mir den in Ihrer Zuschrift erwähnten «Vorläufigen Entwurf», sowie die «Grundsätze», die nicht mitgegeben sind, freundlichst übersenden zu wollen.

Nach den Archiv-Ferien werde ich mir erlauben anzufragen, ob zu der Ausgabe etwa eine Vorrede oder dgl. zuzufügen ist

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster Rudolf Steiner

98. AN MAX KOCH

[BRIEFENTWURF] [HERBST 1886]

Hochverehrter Herr Professor!

Vorerst meinen aufrichtigsten Dank für Ihre freundliche Einladung zur Mitarbeiterschaft an Ihrer Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte sowie die Bitte, zu entschuldigen, dass ich dieselbe erst heute beantworte. Ich war leider durch allerlei missliche Umstände gehindert, das sogleich zu tun. Ich kann Sie, verehrter Herr Professor, nur versichern, dass ich mich über Ihr Unternehmen außerordentlich freue und dass ich glaube, dass gerade diese Zeitschrift einem tief gefühlten Bedürfnisse unserer literarischen Welt entgegenkommt.

Ich würde nun sehr gerne einen Beitrag über «zwei parallelllaufende Entwicklungsreihen deutschen Denkens seit dem Endes des vorigen Jahrhunderts» liefern, falls, was ich ja nicht glaube, ein solcher Aufsatz nicht außerhalb des Rahmens Ihrer Zeitschrift läge. Der Aufsatz wird die Grundtendenzen zweier meiner Ansicht nach ganz verschiedenen Entwicklungsreihen deutschen Denkens vergleichend darlegen. Die eine Richtung, glaube ich, wird in meiner demnächst erscheinenden kleinen «Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung» ihren knappen Ausdruck finden. Die andere hat ihre letzten Ausläufer in Riehl, Volkelt, Ed. v. Hartmann, Otto Liebmann, nebst vielen jüngeren Erkenntnistheoretikern.

[Hier bricht der Entwurf ab.]

99. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 7. OKTOBER 1886

Verehrter Herr!

Das Nichteintreffen Ihrer Bände macht mir große Sorge und redaktionelle Beschwerden. Ich ersuche Sie in der dringendsten Weise, mir sobald als möglich Weiteres zu senden, damit die Vollendung der naturwissenschaftlichen Schriften nicht noch länger auf sich warten lässt. In jedem Fall bitte ich um eine möglichst umgehende Mitteilung, da ich, wie schon gesagt, in peinlichster Verlegenheit mit dem Verlag bin, der durch solche Nichteinhaltung der Ablieferung der Arbeiten natürlich in der stärksten Weise geschädigt wird.

In vollkommener Hochachtung

Ihr ergebenster Kürschner

100. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 14. OKTOBER 1886

Hochgeehrter Herr Professor!

Sie können überzeugt sein, dass es mir ungemein leid tut, Ihnen durch mein Zögern Unannehmlichkeiten zu machen. Ich hatte bisher keine Ahnung davon und bitte Sie, hochverehrter Herr Professor, vielmals um Entschuldigung. Ich werde die Absendung des Manuskripts nun, da ich sehe, dass Sie es so notwendig brauchen, sogleich besorgen und Sie können in wenigen Tagen mit Bestimmtheit darauf rechnen.

Vorläufig nur diese Nachricht und nochmals die Bitte um Entschuldigung, bin ich mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr ergebenster Rudolf Steiner

RUDOLF STEINER

Briefe

MAX KOCH AN RUDOLF STEINER

MARBURG, 21. OKTOBER 1886

SEHR GEEHRTER HERR DOKTOR!

Wären Sie geneigt, Koegels Darstellung von Lotzes Ästhetik in einer für die Tendenzen der Zeitschrift geeigneten Weise zu besprechen? Ich weiß nicht, ob Ihre philosophischen Studien Sie gerade nach dieser Richtung hingeführt haben, sonst hätte ich Ihnen das Rezensionsexemplar gleich übersandt. Können Sie die Besprechung übernehmen, so erweisen Sie mir einen großen Gefallen.

Das erste Heft der Zeitschrift ist ja wohl bereits in Ihren Händen. Hoffentlich kann eines der folgenden Ihre größere Arbeit bringen.

Ihrer geneigten Zusage entgegensehend

Ihr ergebenster Max Koch

102. AN MAX KOCH

BRUNN AM GEBIRGE, 27. OKTOBER 1886

Hochgeehrter Herr Professor!

Hiermit erlaube ich mir, Ihnen meine Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung zu übersenden. Ich suche in derselben die in der Ausgabe von Goethes wissenschaftlichen Schriften vertretene Ansicht selbständig zu begründen und auf Prinzipien zurückzuführen. Ich betrachte dieses Schriftchen als eine notwendige Ergänzung meiner Goetheausgabe. Wer von dem Grundgedanken ausgeht, dass Goethes wissenschaftliche Betrachtungsweise durchaus aus sich selbst erklärt werden müsse, dem erwächst die Aufgabe, die Prinzipien, auf denen sie ruht, aufzusuchen. Mir erscheint gerade der erkenntnistheoreti-

sche Weg als der natürlichste, weil ich glaube, dass in der Erkenntnistheorie Wissen werde, was bei der übrigen Betätigung unseres Geistes Betrachtungsweise ist. Wenn ich nun in meiner Einleitung den Satz verfechte, dass die Hauptsache bei Goethes wissenschaftlichen Arbeiten in seiner Art die Welt anzuschauen liegt, so muss die Rechtfertigung dieser Art offenbar in einer Erkenntnistheorie liegen.

Sie können mir glauben, hochverehrter Herr Professor, dass es mir eine ganz besondere Befriedigung gewährte, wenn auch dieses kleine Schriftchen Ihren Ansichten so entspräche, wie das bei meinem Goetheband der Fall war.

Damit möchte ich zugleich Ihre freundliche Zuschrift dahin beantworten, dass ich die Besprechung von Koegels Darstellung von Lotzes Ästhetik sehr gerne übernehme und Sie bitte, mir das Rezensionsexemplar gefälligst zu übersenden.

Ich hoffe, dass ich auch den von Ihnen so freundlich ausgesprochenen Wunsch, eines der nächsten Hefte Ihrer Zeitschrift solle meine größere Arbeit bringen, recht bald erfüllen kann und bitte um Entschuldigung, wenn ich schon so lange auf mich warten lasse.

Über das erste Heft der Zeitschrift habe ich mich sehr gefreut; hoffentlich erleben Sie mit dem Unternehmen nur

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster

Rudolf Steiner

103. AN GIDEON SPICKER [BRIEFENTWURF]

[HERBST 1886]

Hochgeehrter Herr Professor!

Gestatten Sie, dass ich Ihnen hiermit meine Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung übersende. Ich möchte als Entschuldigung dafür, dass ich damit an Sie, hochgeehrter Herr Professor, herantrete, den Umstand anführen, dass mir aus dem Studium Ihrer Schriften, insbesondere aus der über «Lessings Weltanschauung» die innigste Befriedigung geworden ist und dass es mich mit besonderer Genugtuung erfüllte, wenn der von mir in Bezug auf Goethe vertretene Standpunkt von Ihnen als gerechtfertigt befunden würde. Ich habe schon vor 2 Jahren in der Einleitung zu meiner Ausgabe von Goethes wissenschaftlichen Schriften darauf hingewiesen, dass Goethes Art die Welt zu betrachten, besondere erkenntnistheoretische Voraussetzungen habe. In dem Schriftchen, das ich mir nun erlaube, Ihnen vorzulegen, suche ich diese Voraussetzungen wissenschaftlich zu entwickeln und zu begründen.

[Hier bricht der Entwurf ab.]

104. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER [POSTKARTE]

STUTTGART, 8. NOVEMBER 1886

Verehrter Herr!

Sie waren so gütig, mir unterm 14. vorigen Monats «in einigen Tagen» weiteres Manuskript zu den «Naturwissenschaftlichen Schriften» zu versprechen. Da ich bis jetzt noch nichts erhalten habe, bitte ich dringend, es unverzüglich an mich abzusenden.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster

Kürschner

105. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 21. NOVEMBER 1886

Hochgeehrter Herr Professor!

Sie können gar nicht glauben, wie peinlich es mir war, Ihnen durch das Nichtabliefern des Bandes Unannehmlichkeiten und Sorgen gemacht zu haben. Leider sehe ich mich fortwährend durch alle möglichen Vorkommnisse gehemmt und so kann ich denn nichts tun, als Sie vielmals um Entschuldigung bitten, wenn der Band, der längst fertig und nur zu ordnen war, erst heute eintrifft. Sie können darauf rechnen, dass die Einleitung im rek[ommandierten] Briefe unverzüglich nachfolgt. Sie sollen sich diesmal nicht getäuscht sehen. Glauben Sie es mir, dass mich Ihnen gegenüber, hochgeehrter Herr Professor, nur äußerer Zwang hat bestimmen können, so lange auf mich warten zu lassen. Nochmals vielmals um Entschuldigung bittend

Ihr Rudolf Steiner

106. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 24. NOVEMBER 1886

Sehr geehrter Herr!

Haben Sie vielen Dank für die Übersendung des Bandes, den ich allerdings mit Schmerzen erwartet habe. Ich bitte Sie dringend, mich nicht etwa mit der Vorrede warten zu lassen, da der Band bereits in die Druckerei gegangen ist. Je früher ich die nächsten Bände erhalte, um so lieber ist es mir; ich drucke alles rasch.

In vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster

Kürschner

107. AN FRIEDRICH THEODOR VISCHER

BRUNN AM GEBIRGE, 25. NOVEMBER 1886

Euer Hoch wohlgeboren! Hochgeehrter Herr Professor!

Vor drei Jahren waren Sie, hochverehrter Herr Professor, so gütig, mir Ihr für mich über alles wertvolles Urteil über einen kleinen Aufsatz mitzuteilen, in dem ich die Fehler des Atomismus und der modernen Naturwissenschaft überhaupt behandelte, und den ich mir erlaubte, Ihnen im Manuskripte vorzulegen. Dieser Umstand ermutigt mich, Ihnen auch die beifolgende Schrift über die Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung zu übersenden.

Wenn sich dieselbe auch an Goethe anschließt, so gestehe ich doch ganz offen, dass ich in erster Linie einen Beitrag zur Erkenntnistheorie und keineswegs einen solchen zur Goetheforschung habe geben wollen. Von Goethes Weltanschauung waren für mich nicht dessen positive Aufstellungen maßgebend, sondern die Tendenz seiner Weltbetrachtungsweise. Goethes und Schillers wissenschaftliche Darlegungen sind für mich eine Mitte, zu der Anfang und Ende zu suchen ist. Der Anfang: durch Darstellung der prinzipiellen Grundlage, von der wir uns diese Weltansicht getragen denken müssen; das Ende: durch Auseinandersetzung der Konsequenzen, die diese Betrachtungsweise für unsere Anschauung über Welt und Leben hat.

Wenn ich Ihnen, hochgeehrter Herr, sage, dass ich einen großen Teil meiner philosophischen Bildung der Beschäftigung mit Ihren Schriften verdanke, so werden Sie ermessen, wie sehr es für mich begehrenswert sein muss, für mein eigenes Denken Ihre Billigung zu finden. Indem ich mich Ihrem Wohlwollen bestens empfehle, bin ich

mit vorzüglicher Hochachtung ergebenst

Rudolf Steiner

108. AN ?

BRUNN AM GEBIRGE, 26. NOVEMBER 1886

Hochgeehrter Herr Professor!

Hierdurch erlaube ich mir, Ihnen, hochgeehrter Herr Professor, meine «Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung» zu übersenden. Es würde mir zur besonderen Befriedigung gereichen, wenn meine Auseinandersetzungen Ihre Billigung fänden. Ich suchte in dem Schriftchen Anfang und Ende jener philosophischen Ansicht, zu welcher Goethes und Schillers wissenschaftliche Leistungen die Mitte bilden. Den Anfang: durch Aufsuchen der Prinzipien, die wir uns jenen Leistungen zugrunde liegend denken müssen; das Ende: durch Darlegung der Konsequenzen, die ein völliges Ausgestalten der mit ihnen inaugurierten Weltansicht für unsere Auffassung von Natur und Geschichte haben muss. Ich gestehe dabei ganz offen, dass mir viel mehr das Ziel vorschwebte, einen Beitrag zur Erkenntnistheorie als einen solchen zur Goetheforschung zu liefern.

Sollten sich Euer Hochwohlgeboren veranlasst fühlen, mit ein paar Worten an einem Ihnen geeignet erscheinenden Orte auf die Schrift hinzuweisen, so wäre ich Ihnen dafür sehr dankbar.

Indem ich noch um Entschuldigung bitte wegen der Freimütigkeit, mit der ich an Sie herantrete, bin ich mit dem Ausdrucke vorzüglicher Hochachtung

ganz ergebenst Rudolf Steiner

109. AN KARL JULIUS SCHRÖER

[BRUNN AM GEBIRGE, DEZEMBER 1886?]

Hochverehrter Herr Professor!

Vielen Dank für Ihren lieben Brief. Wenn sich Ihre Absicht verwirklichen ließe und das erste Kapitel in der «Chronik» erschiene, so wäre mir das freilich außerordentlich erwünscht. Es freut mich außerordentlich, dass Sie, hochverehrter Herr Professor, mit diesem Kapitel so zufrieden sind.

Für Ihre weiteren Bemerkungen bin ich Ihnen sehr dankbar. In Bezug auf den Stil hatte ich einen sehr schwierigen Standpunkt. Ich fürchte ohnedies gerade bei den Philosophen dadurch Anstoß zu erregen, dass ich versuche, in der Terminologie populärer zu sein und die philosophischen Wahrheiten in dem sinnlichen Auffassungsvermögen fasslicheren Bildern auszusprechen. Sätze wie mein: «Unser Denken ist der Dolmetsch, der die Gebärden der Erfahrung deutet» wird vielen in einem Buche, das Anspruch darauf macht, philosophisch ernst genommen zu werden, unerhört erscheinen.

Ihnen erregt meine Auseinandersetzung, wie sie sich an Goethes «Wer einsieht, der will auch» [anschließt], Bedenken. Ich hätte es gerne gesehen, wenn gerade daraus deutlich würde, wie auf dem Gebiete der praktischen Philosophie Goethe und Schiller weit höher stehen als Kant. Ich wollte zeigen, dass es für die Weltanschauung dieser kein Handeln gibt, das nicht aus dem Zentrum des menschlichen Wesens hervorgeht. Wahrhaft unsere Handlungen sind ja doch nur diejenigen, wo wir, den Pflichtbegriff vollkommen beiseitesetzend, rein unsere Individualität walten lassen. So wahr es ist, dass der Geist «an der Anschauung der Außenwelt geworden und zu seinem Inhalt gelangt ist», so wahr ist es auch, dass er diesen Inhalt nur so gebildet hat, wie es der aus der Tiefe seines Wesens dringenden und sich über sein Tun verbreitenden Tendenz gemäß ist. Ich habe da Goethes

Wort im Sinne, welches er im Anschluss an Stiedenroths «Psychologie» ausgesprochen: «Der Entelechie, die nichts aufnimmt, ohne sich's durch eigene Zutat anzueignen, lässt er nicht Gerechtigkeit widerfahren, und mit dem Genie will es auf diesem Wege gar nicht fort; und wenn er das Ideal aus der Erfahrung abzuleiten denkt und sagt, das Kind idealisiert nicht, so mag man antworten, das Kind zeugt nicht; denn zum Gewährwerden des Ideellen gehört auch eine Pubertät.»

Was die Trennung der Idee in die drei Formen, Urphänomen, Typus und Idee im engeren Sinne anbelangt, so glaube ich damit nicht gegen Goethe verstoßen zu haben. Den einzigen Ausdruck Idee für alle drei Formen zu gebrauchen, erscheint mir deshalb bedenklich, weil dadurch, meiner Empfindung nach, der ganze Gedankengang den Ausdruck des Verschwommenen erhält. Im weiteren Sinne nenne ich ja auch die drei Formen «Idee», wie das ja im Kapitel «Denken und Wahrnehmung» ausgesprochen ist. Dann aber muss ich auf die in der Natur der Objekte gelegene Spezialisierung der Idee Rücksicht nehmen, und da scheint es mir darauf anzukommen, deutlich zu machen, wie sich die Idee in den Erscheinungsformen manifestiert. Es ist aber gewiss, dass das am besten so vorzustellen ist. Im Unorganischen erscheint die Mannigfaltigkeit den Sinnen, und das Gesetz geht erst aus der Auffassung des Geistes hervor. Was zufällige Erscheinung ist, muss so mit den Fäden der Idee durchwoben werden, dass das Mannigfaltige als aus der Einheit hervorquellend erscheint. Dann haben wir es wohl noch mit einem Phänomen, aber mit einem solchen zu tun, zu dem der Geist die Bedingungen gefunden: Urphänomen. In der organischen Welt erscheint die Einheit selbst schon sinnlich-wirklich, und eben deshalb darf man hier bei der diskursiven Urteilskraft nicht stehenbleiben, sondern muss zu einer solchen fortschreiten, dass die Form zugleich mit dem Inhalt wahrgenommen werden kann. Das Einzelne darf nicht neben dem Ganzen, sondern in und mit demselben real gegeben erscheinen: Typus. Diese Un-

terscheidung glaube ich im Wesen der Sache begründet, und Namen müssen wir haben. [Der Rest des Briefes fehlt.]

110. AN EDUARD VON HARTMANN

BRUNN AM GEBIRGE, 21. DEZEMBER 1886

Hochgeehrter Herr!

Als ich mir vor einiger Zeit erlaubte, Ihnen den ersten Band meiner Ausgabe von Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften zu übersenden - demnächst wird auch der zweite erscheinen -, haben Sie mich mit einem ausführlichen Schreiben erfreut. Das ermutigt mich denn auch, Ihnen, hochgeehrter Herr, das beiliegende kleine Schriftchen über Erkenntnistheorie vorzulegen. Obwohl sich an Goethe anschließend, soll dasselbe doch weniger ein Beitrag zur Goetheliteratur als vielmehr ein solcher zur Erkenntnistheorie sein.

Immer mehr befestigt sich in mir die Überzeugung, dass ich mit meiner Gedankenrichtung ganz im Sinne Ihrer Philosophie wirke. Es wird dies in einem eigenen Kapitel des zweiten Bandes meiner Goethearbeit: «Die Goethesche Weltanschauung und die Philosophie Eduard von Hartmanns» sowie in der Vorrede zu demselben von mir dargelegt werden. In dem Schriftchen über Erkenntnistheorie wollte ich die Frage nach dem Zusammenhange von empirisch Gegebenem und dem darlegen, was Sie konkrete Idee nennen. Ich sehe das Große und Bedeutsame Ihrer Philosophie [darin], dass Sie - namentlich in der Geschichtsphilosophie - zwei Dinge vereinigen, die immer irrigerweise für unvereinbar gehalten werden: empirische Methode und idealistisches Forschungsergebnis. Deshalb muss ich auch unbedingt zugestehen, dass ich Ihren konkreten Idealismus in Geschichte und Ästhetik für die für mich denkbar vollkommenste Entwicklungsform der Philosophie ansehe.

Ganz im Sinne dieses konkreten Idealismus glaube ich auch meine Unterscheidung der wissenschaftlichen Resultate gemacht zu haben: Urphänomen im Unorganischen, Typus im Organischen und konkrete Idee im engeren Sinne in den Geistes-

wissenschaften. Dadurch wird der Monismus festgehalten, die abstrakte Form desselben aber überwunden.

Noch mehr als in den inhaltlichen Aufstellungen glaube ich in der Methode in Ihrem Sinne gearbeitet zu haben. Ich habe es durchaus vermieden, in eine hegelisierende Dialektik zu verfallen, so sehr ich auch Hegel verehere und seine Philosophie schätze.

Sie haben mir in Bezug auf meinen ersten Band der Goetheausgabe vorgeworfen, dass ich den Widerspruch ungelöst gelassen habe: «Dass die Idee (induktives) Resultat der Erfahrung und doch Prinzip der apriorischen Gestaltung für den Erkenntnisprozess sein sollte.» Es würde mir zur besonderen Befriedigung gereichen, wenn Sie, hochgeehrter Herr, finden würden, dass ich der Losung dieses Widerspruches nun näher gekommen bin.

Zum Schlüsse noch eine Bitte. Vielleicht hätten Sie die Güte, irgendwo an einem Ihnen geeignet erscheinenden Orte auf das Schriftchen hinzuweisen. Sie werden mir diese Bitte angesichts der Gestalt, die unsere Zunftphilosophie jetzt angenommen und von der Sie ja selbst ein so treffliches Bild in Ihren «Philosophischen Fragen der Gegenwart» entworfen haben, gewiss verzeihen.

Die Hauptsache ist aber, dass es mir zur innersten Befriedigung gereichen würde, mit dem Schriftchen Ihre Billigung zu finden. Hiermit sage ich Ihnen für das schon oben erwähnte ausführliche Schreiben herzlichst Dank und empfehle mich Ihrem fernem Wohlwollen

mit vorzüglicher Hochachtung und in besonderer Verehrung

Ihr ergebenster

Rudolf Steiner

111. AN JOSEPH KÜRSCHNER [TELEGRAMM]

BRUNN AM GEBIRGE, 28. DEZEMBER 1886

Die herzlichsten Wünsche zum neuen Jahre von seinem
treu ergebenen Rudolf Steiner

112. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 6. FEBRUAR 1887

Sehr geehrter Herr!

Sie haben mich schon einmal in der liebenswürdigsten Weise bei Herausgabe meines kleinen Lexikons durch Übernahme der mineralogischen, geologischen und Hüttenwesen-Artikel unterstützt, so dass ich mir auch heute wieder die Bitte erlaube, Sie möchten ein gleiches tun. Mit einer Neuauflage des kleinen Lexikons beschäftigt, bin ich zu der Ansicht gekommen, dass es unerlässlich ist, diese Gebiete etwas ausführlicher zu behandeln, als es bis jetzt geschehen ist. Ich habe zu dem Behuf ein neues Register von Stichwörtern aufgestellt, welches das mir Bekanntgewordene und Wichtigerscheinende enthält. Es sollen daraus nun allerdings keinerlei Stichworte gestrichen werden, es sei denn in ganz ausnahmsweisen Fällen, wo die absolute Wertlosigkeit der Angabe auf der Hand liegt; dagegen würde ich verbunden sein, wenn Sie mir eventuelle Vorschläge zu neuen Artikeln machten, die in den Registern nicht enthalten sind und die Ihnen unerlässlich und von Interesse erscheinen. Über die Bearbeitung brauche ich kaum etwas zu sagen, da Ihnen die Arbeit nicht fremd ist. Ich bemerke allerdings, dass ich nicht wünsche, dass sich die neuen Artikel irgendwie mit den alten decken, sondern als durchweg neue in der Form aufzufassen sind. Die außerordentlich weitgehenden Abkürzungen möchte ich dabei vermieden sehen und nur solche anwenden, die ohne weitere Erklärung verständlich sind, also: und = u., ferner die Endungen lich, lung, nung etc., kurz das, was eben auch sonst üblich und gebräuchlich ist. Was biographische Artikel anlangt, die allerdings sehr wenige sind, so bitte ich, denjenigen Vornamen, welcher der Rufname ist, zu unterstreichen, damit ich später bei der alphabetischen Einordnung der biographischen Artikel der verschiedenen Gebiete mich bestimmt nach den unterstrichenen Namen richten kann. Was antiqua zu setzen ist, bitte

ich auch antiqua zu schreiben, sonst alles deutsch. Sehr bitte ich, darauf zu achten, dass die Fassung der Artikel nicht zu wissenschaftlich wird, sondern für jeden Durchschnittsleser eine verständliche ist. Es wären deshalb auch in den Erläuterungen selbst solche Wendungen und Worte zu vermeiden, welche eine besondere Fachbildung voraussetzen. Ich glaube, dass durch die Verminderung des Abkürzungsverfahrens auch die Arbeit sich wesentlich erleichtert, ganz abgesehen davon, dass dieselbe überhaupt zum zweiten Male schwerlich dieselbe Mühe machen wird. In Anbetracht der vermehrten Artikelzahl erlaube ich mir den Vorschlag zu machen, das Honorar, welches Sie das erste Mal empfangen, zu verdoppeln. Es beträgt somit diesmal 60 Mark. Ist dasselbe auch noch keine nennenswerte Summe, so hoffe ich doch, dass Sie mich auch diesmal nicht im Stiche lassen, sondern mich freundlichst unterstützen. Bei der Billigkeit des Buches ist es eben nicht möglich, mehr zu bezahlen. Ich sende Ihnen heute in der Anlage die ersten Register und werden die weiteren regelmäßig und rasch folgen. Das Manuskript ist so anzulegen, dass jeder Artikel auf ein einzelnes Blatt kommt, zu welchem Behufe ich Ihnen eine Partie solcher Blätter mitfolgen lasse. - Vollendet sollte das Manuskript sein bis spätestens zum 1. April (wenn ich es früher erhalten kann, um so besser). Die Ablieferung sollte vielleicht in 2 Raten erfolgen, so dass ich den ersten Teil etwa am 1. März, den Rest am 1. April erhalte. Wegen Beigabe etwaiger einfacher erläuternder Illustrationen bitte ich mir Vorschläge zu machen. -Wahrscheinlich werde ich, um die allzu große Dicke des Buches zu vermeiden, das Format des Lexikons etwas vergrößern, so dass 38 Buchstaben auf die Zeile gehen, was für die Umfangsberechnung jedenfalls von Wert und Wichtigkeit ist. Der Umfang, den die Artikel höchstens haben dürfen, ist in den Registern wieder in Zeilen angegeben, die also je 38 Buchstaben umfassen.

Schließlich bitte ich noch, die Angelegenheit als eine durchaus vertrauliche zu behandeln und werde mich sehr freuen, recht bald Nachricht von Ihnen zu empfangen.

RUDOLF STEINER

Briefe

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster Kürschner

113. AN EINEN FREUND

WIEN, 18. FEBRUAR 1887

Lieber Freund!

Vorerst herzlichsten Dank für Deine lieben Zeilen. Du bist offenbar doch nicht so ganz richtig über meine Lage unterrichtet. Meine gesundheitlichen Verhältnisse sind ja allerdings nicht die besten, doch sind sie eben seit einigen Tagen auf dem Wege, besser zu werden. Ich befinde mich ja unter Leuten, die mir in solcher Liebe zugetan sind, dass in Bezug darauf alle Wünsche überboten werden. Und wenn anfangs - wie Du ja auch aus der Vöslauer Zeit weißt - kleine Differenzen bestanden, so ist schon lange nicht mehr davon die Rede. Es wird mir von dieser Seite viel mehr zuteil, als ich eigentlich verdiene, und ich verdanke meine Gesundheit nicht mir, sondern diesen ganz außerordentlich lieben Menschen. Die Frau des Hauses gehört zu den besten Frauen, die ich überhaupt je kennengelernt habe. Du brauchst Dir also mein Sein nicht gerade als herabwürdigendes Frondienstleisten vorzustellen. Was meine sonstigen Verhältnisse anbelangt, so ist ja da allerdings viel zu wünschen übrig. Aus alledem wirst Du also ersehen, dass es mit denjenigen Verhältnissen, die sich etwa durch Deinen Vorschlag ändern könnten, nicht so schlimm steht. Alles andere kann aber durch Deine Liebenswürdigkeit keine Änderung erfahren. Dass ich gerade jetzt kein Geld habe und eins brauchte, kann nicht eben anders werden. Mir tut jetzt nur eines leid, dass ich durch eben diesen Umstand unsern Schober in eine schlimme Lage versetzt habe und fortwährend versetze. Wenn Du ihm helfen kannst, so tue es unentwegt. Mich kränkt es, dass er in Apostrophen an Dritte mich sogar gewissenlos schilt. Doch, was macht nicht ein Mensch in der Aufregung! Willst Du ihm helfen, so hast Du mir zugleich damit geholfen. Ich weiß nicht, ob Du seine Lage kennst; jedenfalls ist ihm mit allem geholfen. Gib ihm 10 fl. und denke Dir, Du hast sie mir gegeben, und ich zahle sie Dir dann

RUDOLF STEINER

Briefe

bei nächster Möglichkeit. Wenn Du mir in den nächsten Tagen schreibst, adressiere mir: Rudolf Steiner, Cafe Griensteidl, Herrengasse 3, Wien. Schreibe mir jedenfalls, wenn Du es weißt, wie es mit Schober steht.

Dein unveränderlicher Rudolf Steiner

114. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 30. MÄRZ 1887

Verehrter Herr!

Bis jetzt habe ich noch keinerlei Nachricht bezüglich der Artikel für mein kleines Lexikon erhalten, und es würde mir sehr angenehm sein, etwas über den Stand der Sache zu erfahren. Aber noch etwas anderes veranlasst mich, Ihnen heute zu schreiben: Ich würde mich sehr freuen, Ihrem Namen auch in «Vom Fels zum Meer» zu begegnen und geben Ihnen vielleicht die beifolgenden Illustrationen über Versteinerungen dazu Anlass. Wollten Sie mir nicht vielleicht zu denselben einen Artikel von 4-5 Seiten schreiben in anziehender, populärer und dem großen Publikum verständlicher Form? Sie würden mich dadurch sehr verbinden. Die Illustrationen bitte ich mit dem Artikel zurück und in letzterem die Stellen zu bezeichnen, wohin die Illustrationen gehören.

In vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster

Kürschner

115. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTT GART, 21. APRIL 1887

Verehrtester Herr!

Sie sehen mich in der denkbar größten Verlegenheit, sowohl in betreff der National-Literatur als wegen der Lexikon-Artikel, die ich Ihnen sandte und bei denen ich Ihr Einverständnis voraussetzen musste, da Sie mir, nachdem ich Ihnen am 7. Februar bereits zum ersten Mal geschrieben habe, keinerlei Mitteilung machten, so dass es jetzt ja ganz ausgeschlossen ist, überhaupt noch jemand für die Arbeit zu finden. Ich ersuche Sie nun sowohl die Arbeit für die National-Literatur nach Kräften zu beschleunigen und mir zum Lexikon wenigstens die ersten Buchstaben zu senden. Mit der sichern Erwartung, meine Bitte erfüllt zu sehen,

Ihr hochachtungsvollst ergebener Kürschner

116. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 23. APRIL 1887

Hochgeehrter Herr Professor!

Leider war ich in den letzten Wochen durch meine Erkrankung zu jeder Arbeit unfähig und ich bin nun sehr beunruhigt über die Verlegenheit, die ich Ihnen bereitet habe. Sie können aber mit Sicherheit darauf rechnen, dass ich jetzt, wo ich wieder halb und halb hergestellt bin, alles in raschester Weise erledige. Die ersten Buchstaben des Lexikons erhalten Sie nun unverzüglich; die bei mir liegenden Bogen der National-Literatur so, dass jedenfalls alles, was ich jetzt hier habe, mit Ende der Woche, wenn nicht früher, in Ihren Händen ist. Verzeihen Sie diese mir wirklich recht unliebsame Verzögerung und rechnen Sie darauf, dass ich mein möglichstes tue. Für die Einladung zur Mitarbeiterschaft für «Vom Fels zum Meer» danke ich bestens, sowie für die übersendeten Abbildungen. Ich werde den von Ihnen dazu gewünschten Artikel jedenfalls innerhalb der nächsten drei Wochen liefern.

Ich bitte nochmals um Entschuldigung und bin

Ihr ganz ergebener Rudolf Steiner

Beiliegend erhalten Sie meine Photographie nach einer Aufnahme vor meiner Erkrankung.

117. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 26. APRIL 1887

Sehr geehrter Herr!

Mit großem Bedauern habe ich gehört, dass Sie nicht wohl gewesen sind und wünsche, dass diese Zeilen Sie wieder gesund antreffen. Mit Ihren Zusagen bin ich durchaus einverstanden und sehe dem Betreffenden zu den angegebenen Terminen entgegen. Empfangen Sie gleichzeitig den allerherzlichsten Dank für die Übersendung Ihrer Photographie, die mir eine liebe Erinnerung an den vielleicht jüngsten, aber jedenfalls auch mit eigenartigsten Mitarbeiter der National-Literatur sein wird.

In vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster

Kürschner

118. AN JOSEPH KÜRSCHNER

24. MAI 1887

Hochgeehrter Herr Professor!

Anbei endlich die Einleitung. Ich rechne mit Bestimmtheit darauf, dass der Rest des Textes noch heute abgeht. Seite 54-74 der Einleitung ist noch nicht abgedruckt, deshalb rekomm[andiere] ich die Sendung.

Mit ausgezeichnete Hochachtung ergebenst

Rudolf Steiner

119. AN JOSEPH KÜRSCHNER [POSTKARTE]

[WIEN, 5. JUNI 1887]

Hochgeehrter Herr Professor!

Durch ein mir unbegreifliches Versehen habe ich in meiner Korrektur S. 189, Anm. zu 6 f. unter dem Schlagwort Solideszenz eine falsche Anmerkung gesetzt. Bitte recht sehr gefälligst darauf Rücksicht zu nehmen, dass es richtig heißen soll:

189, 6 f.: Solideszenz = Verdichten, Zusammenziehen eines Weichen oder Flüssigen zu einem Festen, eines Losen zu einem Zusammenhängenden.

Mit besonderer Hochachtung Rudolf Steiner

120. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 19. JUNI 1887

Hochgeehrter Herr Professor!

Die Artikel zum kl. Lexikon sind, Ihrer Aufforderung gemäß, am 20. bis inkl. N in Ihrer Hand. Das Weitere bis Mittwoch, den 22. Ich wollte das erste jetzt abschicken, bin jedoch durch einen unliebsamen Zufall verhindert, was die Sache aber nur um einen halben Tag verzögert. Um Korrektur der Artikel möchte ich sehr bitten.

Die Lesart 329, 17: herankam ist richtig. Dieses herankam bezieht sich auf [die] Sonne in Sonnenaufgang (Z. 16) bei freilich ganz falscher Satzkonstruktion.

In treuer Anhänglichkeit Ihr ergebenster

Rudolf Steiner

121. AN EDUARD VON HARTMANN

BRUNN AM GEBIRGE, 19. JUNI 1887

Hochgeschätzter Herr!

Die Liebenswürdigkeit, mit der Sie meine Arbeiten bisher aufgenommen haben, ermutigt mich, Ihnen Beifolgendes vertrauensvoll vorzulegen. Welche Bedeutung Ihre Weltansicht für mich hat, welche gewaltige Wirkung sie auf mich ausübte, habe ich Ihnen schon gesagt. Ich habe nun in der Einleitung zum zweiten Bande meines Goethewerkes die philosophischen Konsequenzen, die ich aus Goethes Weltanschauung gezogen habe, mit Ihrer Philosophie verglichen und übersende Ihnen hiermit die Korrektur. Verzeihen Sie, wenn ich Sie bitte, mir nur mit ein paar Worten zu sagen, wie Sie darüber denken. Sie würden mir damit eine große Freude bereiten, und ich wäre Ihnen sehr dankbar. Um die Rücksendung der Korrektur bitte ich recht sehr.

In aufrichtiger Verehrung Ihr ergebener

Rudolf Steiner

122. AN JOSEPH KÜRSCHNER

BRUNN AM GEBIRGE, 3. JULI 1887

Hochgeehrter Herr Professor!

Aus Ihrer Karte vom 30. ersehe ich, dass ein Teil der Korrektur der Einleitung zum zweiten Goetheband verloren gegangen ist, denn ich habe die Fahnen 20-31 längst abgeschickt (samt Manuskript). Es bleibt mir nun nichts übrig, als diese zweiten aus dem zweiten Exemplar der Korrektur noch einmal und zwar direkt an Teubner zu senden. Das Verlangte erhalten Sie umgehend.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster

Rudolf Steiner

123. GIDEON SPICKER AN RUDOLF STEINER

MÜNSTER, 4. AUGUST 1887

Sehr geehrter Herr Doktor!

Sie werden wohl kaum mehr einen Brief von mir erwarten und mich einer unverzeihlichen Ungezogenheit bezichtigen, dass ich nicht einmal für Ihre freundliche Zusendung ein Wort des Dankes ausgesprochen habe. Ich nehme diese Vorwürfe als durchaus verdient hin und kann mich nur einigermaßen damit entschuldigen, dass ich schon an Ostern vorhatte, eine Reise nach Wien zu machen und mich persönlich mit Ihnen über Goethes Erkenntnistheorie auszusprechen. Da es sich nicht schicken wollte, die Reise durchzuführen, so vertröstete ich mich auf diese Ferien. Aber Familienangelegenheiten ziehen mich in die Heimat (Reichenau, Bodensee), so dass aus meinem Plan wieder nichts wird.

Dass ich Ihrem Wunsche, die Arbeit zu besprechen, nicht nachkam, hat seinen Grund darin 1. weil ich selbst mit einer größeren Arbeit oder vielmehr leider mit zweien so beschäftigt bin, dass ich wenigstens mit der einen in diesem Herbst fertig zu werden hoffe; 2. weil ich nicht ganz mit Ihrer Auffassung übereinstimme und das nicht öffentlich aussprechen wollte.

Ich halte nämlich dafür, dass Goethe von der gegenwärtigen Modekrankheit der Erkenntnistheorie noch gar nicht angesteckt war, dass er von seinem intuitiv pantheistischen Standpunkt aus dafür gar kein Verständnis hatte, wie aus verschiedenen Äußerungen und aus seiner ganzen Art, die Natur und das Leben zu betrachten, hervorgeht. Abgesehen hiervon ist Ihre Arbeit sehr klar, fließend und überzeugend. Ich dachte selbst schon lange daran, Goethes Philosophie einmal zu behandeln. Ich würde sie aber aus dem Mittelpunkt seines ganzen Wesens heraus zu konstruieren suchen. Dazu aber gehört eine so genaue Kenntnis aller seiner Werke, namentlich der naturwissenschaftlichen nebst

der einschlägigen Literatur, dass ich einstweilen davor zurückschreke. Ich halte diesen universellen Geist für die höchste Kulturblüte der neuesten Zeit, für einen viel tieferen Denker als Schiller und für einen ungleich größeren Dichter. Ich sehe mit Scheu und Bewunderung an diesem Riesen hinauf und freue mich, wenn andere diese schwierige Aufgabe zu lösen unternehmen.

Die Schwierigkeit sehe ich vor allem darin, dass ein volles Bild nur aus der Totalität seines Wesens zu gewinnen ist. Bei Schiller und Lessing verhält es sich ganz anders. Bei dem einen ist die philosophische Seite von der kritischen, bei dem andern von der poetischen in gewisser Beziehung zu trennen. Bei Goethe muss das Ganze zusammengenommen werden und da gerät man leicht auf Abwege. Es ist aber jedenfalls eine höchst dankenswerte Aufgabe, die zwar Jahre in Anspruch nimmt, die ich aber an Ihrer Stelle, da Sie bereits den Anfang gemacht haben, nicht mehr aus dem Auge ließe, da jedenfalls nicht viele sind, die sich mit dieser Aufgabe beschäftigen werden oder beschäftigen können.

Indem ich also nochmals für mein langes Säumnis dringend um Verzeihung bitte und Ihnen ermunternd ein herzhaftes «Glück auf!» zurufe, grüßt Sie mit Hochachtung

Ihr ergebener

Gideon Spicker

124. AN EDUARD VON HARTMANN

BRUNN AM GEBIRGE [HERBST 1887]

Hochgeehrter Herr!

Hierdurch sage ich Ihnen meinen besten Dank für die Liebenswürdigkeit, mit der Sie mir Ihre Ratschläge in Bezug auf den Ihre philosophische Weltanschauung behandelnden Teil meines zweiten Goethebandes gaben. Ich erlaube mir nun, Ihnen das abgeschlossene Buch zu überreichen, und es würde mir eine besondere Freude machen, wenn Sie diese Ihre Ratschläge in entsprechender Weise verwertet fänden. In der Vorrede Seite V finden Sie noch eine auf Ihre Philosophie bezügliche Stelle, die ich Ihnen in der Korrektur noch nicht vorgelegt habe. Ich kann Ihnen nur die Versicherung geben, dass ich auf Ihr Urteil über meine Einleitung sehr gespannt bin.

Gleichzeitig danke ich Ihnen für die freundliche Übersendung Ihrer «Geschichte der Ästhetik», die mir eine außerordentliche Freude gemacht hat. Die Art, wie Sie Kant zum Ausgangspunkte machen und auf die späteren Richtungen von ihm übergehen, erscheint mir vortrefflich. Eine besondere Befriedigung aber gewähren mir Ihre Ausführungen über den konkreten Idealismus. Ich meine hiermit insbesondere die Kapitel über Hegel, Trahndorff und Deutinger, die ich gelesen und wieder gelesen habe. Trahndorffs «Ästhetik» würde ich gern selbst lesen; nur scheint mir, sie sei heute schwer zu verschaffen. Vollkommen Ihrer Ansicht bin ich auch mit dem, was Sie über Friedrich Theodor Vischer sagen. Mir ist die Person dieses Mannes außergewöhnlich sympathisch, und ich verehere ihn ob seines übrigen Wirkens sehr; aber gerade von seiner «Ästhetik» habe ich nie begreifen können, wie sie zu solchem Ansehen gelangt ist. Ich finde gerade die übelsten Eigenschaften der Hegeischen Dialektik in dieser Vischerschen Arbeit noch gesteigert.

Sehr zweckmäßig finde ich die ganze Anordnung Ihres Buches: die metaphysische Begründung der Ästhetik bei den einzelnen Philosophen voran und dann die historische Entwicklung der ästhetischen Spezialprobleme. Was ich aber gerne ausführlicher behandelt gesehen hätte, sind die ästhetischen Arbeiten Schillers. Mir erscheinen für den heutigen Systematiker der Ästhetik Schillers Grundgedanken sogar als bedeutendere Vorarbeit als die Kantschen. Auch, glaube ich, berühren sich Schillers Anschauungen über das Schöne mit den Trahdorff sehen. Doch kenne ich die letzteren nur aus Ihrer Abhandlung und würde gerade deshalb so gerne Trahdorff selbst lesen. Rückhaltlos stimme ich zu, wenn Sie sagen, Schiller habe das Zeug gehabt, der größte Ästhetiker seines Jahrhunderts zu werden, und gewiss ist es auch, dass die Kantsche Philosophie ebenso sehr hemmend wie fördernd auf ihn eingewirkt hat. Schillers subjektive Definition des Schönen: «In der Überwindung des Stoffes durch die Form besteht das wahre Kunstgeheimnis des Meisters» gäbe ins Objektive übertragen meiner Meinung nach einen weit befriedigenderen Ausgangspunkt für die Ästhetik als ihn die Hegeische Schule je zu geben vermochte.

Zum Schlusse möchte ich Ihnen nur noch sagen, dass ich mit wahrer Sehnsucht auf Ihre systematische Bearbeitung der Ästhetik warte. Schenken Sie sie doch recht bald der Öffentlichkeit.

In aufrichtiger Verehrung

Ihr ergebener Rudolf Steiner

125. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 18. OKTOBER 1887

Hochgeehrter Herr!

Gestatten Sie mir, an Sie hierdurch eine vertrauliche Anfrage zu richten, durch deren möglichst baldige Beantwortung Sie mich zu besonderem Danke verpflichten würden.

Ich habe seit langer Zeit die nötigen Vorbereitungen getroffen, das Pierersche Konversationslexikon, welches immer noch durch seine Reichhaltigkeit und die Menge des verarbeiteten Stoffes eine markante Stellung unter den lexikalischen Werken der Gegenwart einnimmt, den gegenwärtigen Verhältnissen entsprechend neu herauszugeben.

Unter anderem benötige ich noch eines Bearbeiters des Faches Naturwissenschaften und zwar Mineralogie und Geologie, und würde mich sehr freuen, wenn Sie geneigt wären, dasselbe zu übernehmen. Ich möchte Sie gleich bei Beginn dieser Beziehungen bitten, mir zu sagen, ob Sie etwa nur Teile des Gebietes übernehmen könnten oder in der Lage wären, dasselbe vollständig zu bearbeiten, was mir natürlich am erwünschtesten wäre. Sollten Sie übrigens Wünsche haben bezüglich der Bearbeitung von Artikeln aus andern Gebieten, so würde ich gewiss Ihnen dieselben übertragen, wenn sich das irgendwie mit den Abmachungen mit bereits gewonnenen Bearbeitern vereinigen lässt.

Im Falle Ihres Einverständnisses würde ich Ihnen sofort die ersten Ausschnitte aus der 6. Auflage zusenden mit den eingehenden Angaben über diejenigen Prinzipien, welche ich im Interesse des Werkes anzunehmen veranlasst war. Ich bemerke gleich zum Voraus, dass das Honorar pro Bogen von 16 Seiten Lex. Oktav 100 M. beträgt, dass aber auch die Arbeit insofern einer ganz neuen nicht gleich zu achten ist, als mehr als 4/5 aller Artikel

nur einer Durchsicht und eventueller Ergänzung bedürfen werden.

Mit der Bitte, mir recht bald Ihre gefällige Meinungsäußerung kundzugeben und der wiederholten Bitte, die Sache jedermann gegenüber als vertraulich zu betrachten, bin ich in ausgezeichnete Hochachtung Ihr ergebenster

Kürschner

126. AN JOSEPH KÜRSCHNER

[BRUNN AM GEBIRGE,] 24. OKTOBER 1887

Hochgeschätzter Herr Professor!

Auf Ihren liebenswürdigen Brief vom 18. d. M. erlaube ich mir Ihnen zu erwidern, dass ich sehr gerne bereit bin, an dem Piererschen Konversationslexikon mitzuarbeiten. Und zwar kann ich alle Artikel, die unter die auf heiligendem Blatte bezeichneten Schlagworte fallen, übernehmen. In Bezug auf Ihre Anfrage, ob ich Wünsche bezüglich der Bearbeitung von Artikeln aus andern Gebieten habe, möchte ich mir erlauben Ihnen zu sagen, dass es mir sehr lieb wäre, wenn Sie mir alles auf Naturwissenschaft Bezügliche (namentlich aber hätte ich gerne das allgemein Naturphilosophische), soweit Sie es noch frei haben, übertrügen. Wenn Sie sich um das philosophische Gebiet selbst noch nicht umgesehen haben, so wäre ich Ihnen besonders verbunden, wenn Sie mir darauf Bezügliches zur Bearbeitung übertrügen.

Ich bitte Sie nun, mir die betreffenden Ausschnitte und Erläuterungen über die Prinzipien recht bald zu übersenden, da es mir sehr erwünscht wäre, wenn ich sogleich an die Arbeit gehen könnte.

Ihrer Antwort entgegensehend bin ich wie stets mit besonderer Hochschätzung

Ihr ergebenster

Rudolf Steiner

127. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 25. OKTOBER 1887

Verehrter Herr!

Verbindlichen Dank für Ihre freundliche Zusage. Ich habe die sämtlichen von Ihnen genannten Gebiete für Sie notiert. Um was Sie sonst noch bitten, ist leider schon anderweitig vergeben, doch kann ich Ihnen noch das Allgemeine der Naturwissenschaft zuweisen und hoffe, dass Sie diese Arbeit gern übernehmen werden.

Schon zum Voraus muss ich Sie indessen darauf aufmerksam machen, dass unter allen Umständen die pünktlichste Einhaltung der Lieferungstermine notwendig ist, da Verzögerungen wie beim kleinen Lexikon im vorliegenden Fall, wo es sich um eine Lieferungs Ausgabe handelt, gänzlich ausgeschlossen bleiben müssen.

Ich möchte, um auch das gleich zu bemerken, zur Erläuterung Ihres Textes eine Tafel mit Darstellungen verschiedener Formationen Ihres Gebietes ausführen lassen und habe mir dazu vorgemerkt: Diamanten, silurische und devonische Formation, Steinkohlen- und Dyasfformation, Muschelkalk- und Juraformation, Kreide- und Tertiärformation, Diluvium.

Vielleicht haben Sie die Güte und sagen mir darüber nicht nur Ihre Meinung, sondern nennen mir auch gleich Quellen, nach denen diese Tafel am besten und dem neuesten Stand entsprechend auszuführen wäre.

In der Hoffnung, bald von Ihnen zu hören, bin ich

in vorzüglicher Hochachtung Ihr sehr ergebener Kürschner

128. AN FRIEDRICH LEMMERMAYER

[WIEN,] 14. NOVEMBER 1887

Verehrtester Herr Lemmermayer!

Brandstetter hat für Mittwoch abends zugesagt. Ich werde also die Herren an diesem Tage um 1/2 9 in dem Gasthaus zur Pfeife aufsuchen.

Mit herzlichem GruÙe, Rudolf Steiner

129. AN FRIEDRICH LEMMERMAYER [POSTKARTE]

[WIEN, 1. DEZEMBER 1887]

Lieber Lemmermayer!

Leider bin ich heute abends verhindert, Dich aufzusuchen.
Wenn nicht früher, so sehen wir uns wohl Samstag in Währing
bei Prof. Laurenz Müllner

Herzlich grüßend, Rudolf Steiner

130. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 8. DEZEMBER 1887

Sehr geehrter Herr!

Die sehr vorgeschrittene Zeit veranlasst mich, Sie auf das dringendste um weiteres Manuskript zu Pierer zu bitten, da ich andernfalls in die peinlichste Verlegenheit gerate. Desgleichen ersuche ich Sie, mir möglichst umgehend mit Vorschlägen bzw. Quellennachweisen für Illustrationen zu den 4 Tafeln an die Hand zu gehen, welche für Ihr Gebiet vorgesehen sind; dieselben sollen zur Anschauung bringen

1. Brückenbau,
2. Eisenbahnbau,
3. Straßenbau und
4. Wasserbau.

Bezüglich der Größe der Tafeln verweise ich Sie auf das beifolgende Passepartout.

Ich gebe mich der Hoffnung hin, dass Sie den Umständen Rechnung tragen und mich durch umgehende Zusendung des oben Gewünschten erfreuen werden.

In vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster

Kürschner

131. AN JOSEPH KÜRSCHNER

WIEN [MITTE DEZEMBER 1887]

Hochgeehrter Herr Professor!

In dem auf das Pierersche Lexikon sich beziehenden Brief, in dem Sie den Wunsch nach den auf meine Abteilung entfallenden Illustrationen aussprechen, scheint sich ein Irrtum eingeschlichen zu haben. Sie verlangen nämlich daselbst Illustrationen zu den Abteilungen Straßen- und Wasser-, Brücken- und Eisenbahnbau. Da nun das nicht die von mir [zu] bearbeitenden Kapitel sind, so bitte ich Sie hiermit, mir nochmals Ihre Wünsche in Bezug auf die Abbildungen gütigst bekannt geben zu wollen. Da ich mich bereits umgesehen habe, so handelt es sich ja nur mehr darum, dass ich mich überzeuge, ob das von mir in Aussicht Genommene in den vorgeschriebenen Rahmen passt.

Fortsetzungen der Korrektur habe ich in den letzten Tagen nicht erhalten; bitte mir, wenn möglich, dieselben zu schicken. Sie sollen Sie umgehend zurückerhalten.

Für die nächsten Wochen bitte ich mir zu adressieren: Wien IX., Kollingasse 19, Mezzanin. Es wird dadurch eine wesentliche Beschleunigung erzielt.

Fortsetzung des Manuskripts sende ich schon in den nächsten Tagen.

Immer in gleicher Hochschätzung

Ihr Rudolf Steiner

132. AN EDUARD VON HARTMANN

WIEN, SYLVESTERABEND 1887

Hochgeehrter Herr!

Durch einen unglückseligen Zufall kommt Ihre freundliche Sendung erst heute in meine Hände; ich sage Ihnen vorläufig meinen herzlichsten Dank. Das Buch, auf das ich so gespannt war, wird jetzt natürlich meine erste Lektüre sein, und ich werde mir, nachdem ich es gelesen, erlauben, Ihnen wieder zu schreiben. Da Sie mich aber schon jetzt berechtigterweise für sehr unartig halten könnten, so mögen diese Zeilen einem ausführlicheren Briefe vorausgehen.

Zugleich bemerke ich, dass mein Exemplar die Widmung trägt: Herrn Professor Dr. A. Dorner. Da dies offenbar nur auf einem Versehen bei der Kuvertierung beruht, so habe ich mir erlaubt, das Exemplar ohne Bedenken aufzuschneiden.

Mit den besten Wünschen fürs kommende Jahr, namentlich auch für Ihre Gesundheit,

mit besonderer Hochachtung Ihr ergebenster

Rudolf Steiner

133. AN FRIEDRICH LEMMERMAYER [POSTKARTE]

[WIEN, 27. JANUAR 1888]

Liebster Lemmermayer!

Es ist mir sehr leid, den gestrigen Abend haben versäumen zu müssen, und ich bitte Dich hiermit um Entschuldigung. Jedenfalls suche ich Dich morgen Vormittag für eine Viertelstunde auf.

Mit besten Grüßen

Rudolf Steiner

134. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

[STUTTGART,] 30. JANUAR 1888

Verehrter Herr! Hier die erste Lieferung des neuen Lexikons, das ebenso wie die National-Literatur das Vergnügen und die Ehre hat, Sie zu Ihrem Mitarbeiter zu zählen. Seien Sie demselben, bitte, auch ein freundlicher Beurteiler und geben Sie ihm ein Geleitwort, etwa in der «Deutschen Zeitung» oder sonstwo mit auf den Weg. Je früher dies geschieht, um so mehr verbinden Sie mich, da mir daran liegt, so bald als möglich eine Besprechung zu erhalten. . . . [hier fehlt eine Seite]

war, von dem ich Ihnen in meinen Neujahrszeilen schrieb. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie außerordentlich dankbar ich Ihnen wäre, wenn Sie in der «Deutschen Rundschau» dem schwierigen Werk ein freundliches Wort mit auf den Weg geben wollten, was um so erwünschter wäre, je früher es zum Abdruck käme. Der Gedanke, ein Lexikon zu schaffen, welches an Zahl der Artikel alle andern übertrifft, dabei im Preise fast um die Hälfte hinter jenen zurückbleibt, hatte für mich so viel Verlockendes, dass ich jedes Hindernis überwand.

Mein Bestreben: dem Werke einen originellen und eigenartigen Charakter zu geben, führte mich auf die Idee: das Konversationslexikon auch nach der Seite der Sprachen hin, die bisher stets übersehen worden sind, zu vervollständigen, indem ich das Konversations-Lexikon mit einem Universal-Sprachen-Lexikon verband, was weder in der deutschen Literatur, noch in der Literatur überhaupt dagewesen ist. Erst damit ist das oft zitierte Wort vom Konversationslexikon, «dass es eine ganze Bibliothek ersetze», buchstäblich wahr geworden, und ich würde mich freuen, wenn Kritik und Publikum meiner Idee, auch wenn vielleicht die Ausführung hier und da Spuren des ersten Versuchs an sich tragen sollte, Anerkennung und Zustimmung nicht versagen wollten.

Senden Sie mir dann, bitte, den Beleg gleich ein, damit ich Sorge tragen kann, dass Ihnen die folgenden Lieferungen regelmäßig zugehen. Ich spreche Ihnen im Voraus für Ihre Freundlichkeit meinen besten Dank aus und sehe Ihrem Urteil mit höchstem Interesse entgegen. Mit hochachtungsvoller Begrüßung

Ihr kollegialisch ergebener, Kürschner

135. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER [POSTKARTE]

STUTT GART, 3. APRIL 1888

Sehr geehrter Herr!

Verbindlichen Dank für die gesandten Artikel. Leider fehlen aber noch sehr viele und ich muss Sie dringendst ersuchen, mir dieselben möglichst umgehend zu übersenden, da ich durch diese späte Einsendung ernstlich in Verlegenheit komme.

Mit vollkommener Hochachtung Ihr sehr ergebener Kürschner

136. AN FRIEDRICH LEMMERMAYER [POSTKARTE]

[WIEN, 14. APRIL 1888]

Lieber Lemmermayer!

Wollte heute abends zu Dir kommen, kann aber nun nicht und sende Dir daher per Karte herzlichsten Gruß. Grüße auch den lieben Mertens, wenn er zu Dir kommt, und Hans. Deinen vortrefflichen Artikel über die «Wiener vom Grund» habe ich soeben mit außerordentlicher Freude gelesen. Dein

Rudolf Steiner

137. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER [POSTKARTE]

STUTT GART, 23. APRIL 1888

Sehr geehrter Herr!

Besten Dank für die eingegangenen Artikel, die übrigens alle so spät kommen, dass ich sie nur teilweise berücksichtigen kann. Ich möchte Sie dringendst bitten, in der Zukunft mit der Rücksendung pünktlicher zu sein, da das Einfügen der Nachträge stets mit Schwierigkeiten verknüpft ist.

Mit vollkommener Hochachtung Ihr sehr ergebener, Kürschner

138. AN FRIEDRICH LEMMERMAYER [POSTKARTE]

[WIEN, 29. APRIL 1888]

Lieber Fritz!

Hiermit sage ich Dir für Deinen lieben Brief herzlichst Dank. Mir fehlt sonst gar nichts weiter, als dass ich einen wahrhaft grausamen Kopfschmerz habe, der mir das Sprechen und Herumgehen unleidlich macht. Ist es morgen Vormittag besser, so komme ich zu Dir hinauf. Doch lasse Dich ja von nichts abhalten, wenn Du etwas vorhast.

Dein Rudolf Steiner

139. AN JOSEPH KÜRSCHNER [TELEGRAMM]

WIEN, 14. MAI 1888

Rest von A geht heute ab. Bitte mir adressieren: Wien IX.,
Kolineasse 19, Mezzanin.

Rudolf Steiner

140. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

[STUTT GART,] 31. MAI 1888

Sehr geehrter Herr!

Im Begriff die Arbeiten zur Neuauflage meines kleinen Lexikons wieder aufzunehmen, finde ich, dass die von Ihnen übernommenen Gebiete Bergbau & Hüttenwesen u. Mineralogie immer noch inkomplett sind, indem von ersterem nur die Artikel von A-G, von letzterem von A-F vorliegen. Ich bitte Sie hierdurch dringendst, mir den Rest dieser Artikel, zu denen Ihnen die betr. Register bereits unterm 9. 2. 1887 zugegangen, in tunlichster Bälde zu übersenden.

Der sicheren Erfüllung meiner Bitte entgegensehend,

Ihr hochachtungsvollst ergebener Kürschner

141. AN MARIE HERZFELD

[WIEN, 9. JUNI 1888]

Verehrtes Fräulein!

Dürfte ich Sie bitten, mir umgehend Nachricht zukommen zu lassen, ob Ihnen über eine früher gedruckte Übersetzung Ihrer «Vagabundenweisheit» nichts bekannt ist.

Für die «Deutsche Wochenschrift»

Rudolf Steiner

Da heute nachmittags die Redaktion geschlossen ist, so bitte ich recht sehr, mir Ihre Auskunft brieflich Rudolf Steiner, IX., Kolingasse 19, zu adressieren.

142. AN JOSEPH KÜRSCHNER [TELEGRAMM]

WIEN, 5. JULI 1888

Sende verlangtes Manuskript umgehend.

Steiner

143. AN FRIEDRICH LEMMERMAYER [POSTKARTE]

[WIEN, 6. JULI 1888]

Lieber Fritz!

Da ich heute dringend verhindert bin, so muss leider unser
Abend wieder unterbleiben.

Mit herzlichsten Grüßen

Dein Rudolf Steiner

144. AN JOSEPH KÜRSCHNER [TELEGRAMM]

WIEN, 9. JULI 1888

Verlangtes Manuskript Expressbrief eben abgesendet.

Steiner

145. AN FRIEDRICH LEMMERMAYER

[WIEN?, 14. JULI 1888]

Lieber Fritz!

Die gestrige Konfiskation der Wochenschrift machte mir so viele Laufereien, dass ich vorderhand todmüde bin; ich muss Dich also auf diesem Wege bitten, Christel und Mertens, den ich auch verständige, bei Dir um $\frac{3}{4}$ 7 zu erwarten; wir wollen dann gemeinschaftlich zum Rendezvous mit Fercher abmarschieren.

Dein Rudolf Steiner

146. AN RADEGUNDE FEHR

WIEN, 15. JULI 1888

Sehr geehrtes Fräulein!

Gestatten Sie, dass ich dem Gruße, den ich mir erlaubte Ihnen zu Ihrem Namensfeste zu senden, diese Zeilen anfüge. Könnte ich doch wahrhaftig die tief-freundschaftlichen Empfindungen, die ich für Sie hege, in ein Wort zusammenschließen und es Ihnen senden! Denn ich möchte Ihnen so recht sagen, wie sehr Sie Unrecht hatten, da Sie aus einer Unregelmäßigkeit in der Zusendung der Wochenschrift den Schluss zogen: «wie schnell doch alles auf mich vergisst». Diese Worte haben mich recht sehr geschmerzt, denn das Gefühl, von dem ich sprach, ist unauslöschlich.

Gern hätte ich ja jeder Sendung der Wochenschrift eine Karte beige-schlossen, um Ihnen zu sagen, was von mir ist, da ja nicht immer alles unterzeichnet ist. In der letzten Nummer ist der Artikel «Papsttum und Liberalismus» aus meiner Feder. Auch den Artikel über die Thronrede Kaiser Wilhelms II. habe ich geschrieben; und ich muss Ihnen gestehen, dass es mir sehr lieb wäre zu wissen, wie Ihnen der letztere Artikel gefallen hat. Wenn ich etwas schreibe, so lege ich so sehr mein ganzes Denken und Fühlen in die Sache, dass mir dann die Art, wie es aufgenommen wird, nicht gleichgültig ist. Das heißt: im allgemeinen ist mir an der Zustimmung der Menge wenig gelegen, dafür aber umso mehr an der Zustimmung jener, denen ich vermöge ihres Geistes und Herzens zugetan bin. Wie sehr Sie zu diesen gehören, darüber brauche ich Ihnen wohl kein Wort zu sprechen.

Das ist ja das einzige, was wir geistig Strebenden haben, dass wir unsere geistigen Produkte von denen, die uns wert sind, wohl aufgenommen wissen und Sie können mir glauben: oft, sehr oft geht mir der Gedanke durch den Kopf, wenn ich mich über

meine wissenschaftlichen Ideen nur einmal mit Ihrem mir so werten Vater hätte verständigen können. Wie er mein Denken angeschlagen hätte, wenn er es gekannt hätte, das zu wissen, wäre für mich von unendlichem Werte gewesen.

In der letzten Nummer der Wochenschrift mache ich Sie auch auf das Gedicht Ferchers von Steinwand aufmerksam. Das ist ein origineller Geist. Der hat ein ursprüngliches Streben, das sich mit elementarer Gewalt an die Oberfläche gearbeitet hat. Sehen Sie, dieser Fercher ist der Sohn eines Bauern, hat als Chorknabe ein Ordensgymnasium absolviert und ist dann nach Wien an die Universität gekommen. Hier hatte er nicht zu leben und er kam so weit, dass ihm selbst ein Stückchen Brot fehlte. Er verfiel dem Hungertyphus und war dem Tode nahe. Seine Rettung verdankt er nur dem Umstände, dass neben seinem Krankenbette im Spitale ein von ihm geschriebenes Drama lag, das sein Arzt sah, las, und nun von der Genialität seines Patienten so durchdrungen war, dass er sein alles dransetzte, ihn zu retten. Sie hätten nur die Freude des nun 60jährigen Dichters sehen sollen, als er sein Gedicht abgedruckt sah.

Doch ich sehe: ich bin ins Plaudern hineingeraten, da ich Ihnen doch vor allem meinen herzlichsten Glückwunsch zu Ihrem morgigen Feste übersenden wollte. Nehmen Sie ihn hin und rechnen Sie mir nicht als Unbescheidenheit an, wenn ich mir erlaube, Ihnen mein Konterfei beizulegen. Damit seien Sie herzlichst begrüßt von

Ihrem ergebensten

Rudolf Steiner Redakteur der Deutschen Wochenschrift

147. AN PAULINE SPECHT

[WIEN,] 25. JULI 1888

Geschätzteste gnädige Frau!

Ihnen und dem lieben Arthur besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen; Arthur will ich ein andermal antworten, damit dieser Brief, der Ihnen anzeigen soll, dass sich alles der allerbesten Gesundheit erfreut, zur rechten Zeit abgeht. Mit Ernstl war ich soeben im Gymnasium, um ihn für die morgige Prüfung vormerken zu lassen. Morgen muss er um acht Uhr zur Prüfung, was wohl dem jetzigen Langschläfer ganz sonderlich zur so frühen Stunde ankommen wird. Heute soll er mit seinen beiden Tanten und Katinka den Nachmittag im Prater zubringen. Gestern war er mit mir ebendasselbst. Das Bübchen sieht ganz vortrefflich aus und ist erfreulicherweise mit seinem Magen so weit, dass er alles vertragen kann. Wie ich höre - oder vielmehr sehe, denn wenn ich ihn abhole, hat er noch nie gefrühstückt -, nimmt er jetzt zum Frühstück schon Kaffee; auch soll er sonst gar nicht zurückhaltend in der Wahl der Speisen sein. Seit Dr. Kobler sich so günstig über seinen Magen ausgesprochen hat, beruft sich das Ernstl bei jeder Gelegenheit darauf: «Aber ich darf doch alles essen.» Auch Richards Gesundheit lässt keine Klage zu.

Über meine Weimarer Reise kann ich Ihnen noch nichts sagen, da ich selbst nicht mehr als vor vierzehn Tagen weiß.

Wie ich gestern - Frau Kobler ließ nicht nach, bis wir einmal bei ihr speisten - gesehen habe, hat die Frau vor, bestimmt nach Unterach zu kommen, und wie ich glaube, dürfte sie Dienstag oder Mittwoch abends fahren.

Was Arthur über Hans schreibt, wird wohl wieder auf einer falschen Deutung beruhen. Immer die alte Geschichte: die Äußerung künftiger Energie und Mannesstärke wird so prosaisch als

möglich ausgedrückt: «Er schlug aus wie ein wildes Pferd.» Ich lasse ihm sagen: «Hans, Du bist ein sehr braver, lieber Bub.»

Nun nur noch an Ihre Frau Mutter und Schwester meinen Handkuß, an Ihren lieben Gatten die herzlichsten Grüße, auch an Ottel und Arthuri herzlichste Grüße - auch von Ernst und Richard, endlich seien Sie selbst herzlichst begrüßt von

Ihrem ergebensten Rudolf Steiner

148. AN JOSEPH KÜRSCHNER [TELEGRAMM]

WIEN, 20. JULI 1888

Manuskript geht sofort ab

Steiner

149. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTT GART, 24. JULI 1888

Sehr geehrter Herr!

Besten Dank für das empfangene G. Es ist aber unerlässlich, dass ich den Rest unverzüglich erhalte und dass Sie mir in der Folge täglich mindestens 2 Buchstaben senden, da ich sonst in die denkbar größte Verlegenheit gerate.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener

Kürschner

150. AN PAULINE UND LADISLAUS SPECHT

WIEN, 27. JULI 1888

Geschätzteste gnädige Frau und wertester Herr Specht!

Besten Dank für Ihren freundlichen Brief. Ich zweifle keinen Augenblick, dass der von Ihnen für richtig gehaltene Weg auch tatsächlich der beste gewesen wäre, jedoch war es für mich von Anfang an unmöglich, mich auf den Standpunkt des Dr. Russell zu stellen, weil ich mich damit mit bei diesem Herrn immer voraussetzenden unreellen Machinationen identifiziert hätte. Ich musste von R. ganz absehen und mich auf den Standpunkt der Wochenschrift stellen und diese auf irgendeine Weise aus dem Schiffbruche zu retten suchen. Und dazu war unbedingt notwendig, dass ich nicht wie Russell vom Schauplatze einfach verschwinde - besser gesagt absolut nicht erscheine, woran er ja klug getan hat, sondern so lange etwas zu tun ist, auf demselben verharre. Das war umso mehr als das richtige Vorgehen anzusehen, als ich vom Anfange an, d. i. vom Beginne des Prozesses am 12. Juli, als ein besonderer Autor neben Dr. Russell auch von den Gegnern des letzteren angesehen wurde. Ich hielt es absolut für meine Pflicht, eine mir aufgedrungene schwierige Sache in allerkorrektester Weise zu Ende zu führen. Russells Verhalten durfte einfach mit dem meinigen nicht konfundiert werden; darüber musste ich entschieden wachen und dabei sein. Die Sache ist ja nun auch bald zu Ende. Der Prozess ist zu Ungunsten Russells in erster Instanz schon und in zweiter so gut wie entschieden. Ich kann unmöglich alle Einzelheiten schriftlich mitteilen. Ich werde das einmal mündlich tun. Die Sache ist ja auch sonst ein wunderschönes Stück Zeitungs- und Parteigeschichte. Sie werden mir dann auch kaum Unrecht geben, dass ich die mir sehr kostbaren Tage der Sache geopfert habe. Es ging eben nicht anders. Die Tage waren für mich auch peinlich genug. Ich hoffe nun, dass ich in diesen Tagen auch Nachricht über das neue Arrangement, das ich in betreff der Weimarer Reise mit dem Di-

rektor des Archivs getroffen habe, erhalte und dann endlich aus Wien in irgendeiner Weise fortkomme. Es ist hier nämlich auch unerträglich. Gestern war ich in Kaltenleutgeben, weil ich glaubte, dass ich an diesem Tage hier nichts zu tun hätte, und sieh' da, abends finde ich einen Haufen Briefe, die mir zeigten, dass mich Friedjung an drei Orten gesucht und dass mich sein Vertreter dringend zu sich beordert hat. Die Sache ist also einfach ekelhaft.

Herzlichste Grüße an alle in treuer Freundschaft

Rudolf Steiner

151. AN JOSEPH KÜRSCHNER

WIEN, 28. JULI 1888

Hochgeschätzter Herr Professor!

Ihre freundliche Mitteilung, dass meine Artikel zum kleinen Lexikon noch rechtzeitig eintreffen, wenn ich Ihnen nunmehr täglich mindestens 2 Buchstaben sende, hat mich sehr erfreut, denn ich war schon sehr in Sorge, dass ich Ihnen durch die Verspätung meiner Sendung ernstliche Verlegenheit bereite. Das Ganze wird nun in einigen Tagen in Ihren Händen sein. Auch für Pierer sende ich morgen eine große Partie ab.

Nun hätte ich eine Bitte, um deren baldmöglichste Erfüllung ich Sie recht sehr bitte. Unerquickliche Dinge machen es mir notwendig, Sie um Übersendung eines Betrages von 130 Mark a conto des Honorars für meine beiden ersten Goethebände dringend zu ersuchen. Ich bin durch eine unvorhergesehene größere Ausgabe momentan in peinlichster Verlegenheit und wäre Ihnen für die telegraphische Anweisung dieses Betrages unter meiner Adresse: Rudolf Steiner, Wien IX., Kolingasse 19, Mezzanin, sehr dankbar.

Beiliegend zwei Ausschnitte mit meiner Besprechung des «Pierer», die fortgesetzt werden soll.

Ich kann nun auch mit Bestimmtheit versprechen, dass der 3. Goetheband, der mir viele Freude macht, in Bälde in Ihren Händen ist.

Indem ich nochmals um umgehende Antwort bitte in besonderer Hochschätzung Ihr ganz ergebener

Rudolf Steiner

152. AN JOSEPH KÜRSCHNER [TELEGRAMM]

WIEN, 6. AUGUST 1888

Sende bis Schluss unverzüglich.

Steiner

153. AN JOSEPH KÜRSCHNER [POSTKARTE]

[WIEN, 6. AUGUST 1888]

Sehr geschätzter Herr Professor!

In dem soeben abgesandten Korrekturabzug über Barrande zu «Pierer» habe ich folgendes vergessen, was also dem dort angegebenen vorzuschicken ist:

Barrande, Joachim, hervorragender Geolog und Paläontolog, geb. 10. Aug. 1799, wurde nach Absolvierung seiner Studien 1824 Ingenieur, in welcher Stellung er die Aufmerksamkeit des Herzogs von Angouleme erregte, der ihn zum Lehrer seines Neffen, des Herzogs von Bordeaux, Grafen Chambord, ernannte. Letzterem folgte er zur Zeit der Verbannung nach Prag, wo er seinen bleibenden Wohnsitz aufschlug. Er starb 5. Okt. 1883 in Frohsdorf, wohin ihn der Tod seines gräflichen Freundes gerufen hatte.

Mit besonderer Hochachtung Rudolf Steiner

154. AN FRIEDRICH LEMMERMAYER

17. AUGUST 1888

Gut Berghof in Unterach am Atterssee,

Lieber Fritz!

Längst wollte ich Dir dies Lebenszeichen von mir zukommen lassen, aber ich hatte in den letzten Wochen wegen Fertigstellung meiner lexikalischen Arbeit eine Hetzerei sondergleichen. Kaum hier angekommen, musste ich wieder nach Wien zurück, um den Druck nicht aufzuhalten. Während dieses meines Aufenthaltes in Wien traf ich die liebe Frau Pfarrerin mit dem Fräulein Gretchen, die mir sagte, dass sie Dich von Öd abholten. Zu versäumen war bis jetzt nicht viel auf dem Lande, da es erst jetzt beginnt, hier einigermaßen leidliches Wetter zu haben.

Ich setze voraus, dass Du, von lieben, sympathischen Menschen umgeben, recht angenehme Tage verlebst. Ich kann von mir diesmal ein Gleiches nicht sagen; ich fühle mich vereinsamt, wie das selten noch der Fall war, und freue mich der Tage, wo wir wieder in Wien beisammen sein werden. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, Dir, lieber Freund, meinen tiefsten, wärmsten Dank für die Liebenswürdigkeit zu sagen, mit der Du mich im Verlaufe dieses Winters mit lieben Leuten bekannt gemacht hast.

Wie geht es Deinem Roman? Ich möchte ihm besten Fortgang wünschen.

Mit der Bitte, mich dem lieben Herrn Pfarrer und seiner geschätzten Frau bestens zu empfehlen, bin ich

Dein treuer Rudolf Steiner

155. AN JOSEPH KÜRSCHNER

[AUGUST 1888]

Hochgeschätzter Herr Professor!

In der Hoffnung, dass alles frühere ordnungsgemäß in Ihren Händen ist, sende ich anbei den Buchstaben T für das kleine Lexikon.

In vorzüglicher Hochachtung ergebenst, Rudolf Steiner

156. AN JOSEPH KÜRSCHNER

[AUGUST 1888]

Hochgeschätzter Herr Professor!

Anbei sende ich die Buchstaben U und V zum kleinen Lexikon.

Mit besonderer Hochachtung

ergebenst Rudolf Steiner

157. AN JOSEPH KÜRSCHNER

[ENDE AUGUST 1888]

Wegen sonstiger Verzögerung bitte bis 11. Sept. adressieren:
Rudolf Steiner

Gut Berghof bei Unterach am Attersee Ober-Osterr.

Hochgeschätzter Herr Professor!

In Ihrem Schreiben vom 23. August bemerken Sie, dass Ihnen zu Pierer von mir fehlen: Berthierit, Beryll, Besteg, Beudant, Beyrich, Berzeliit. Da diese Artikel in der anfangs August an Sie abgegangenen Manuskriptsendung enthalten sein müssten, bin ich in Sorge, dass diese und vielleicht die ganze damalige Sendung verloren gegangen ist. Ich bitte Sie nun recht sehr, mich umgehend über die Sache aufzuklären, damit ich rechtzeitig ergänzen kann, was freilich nicht angenehm wäre.

Mit besonderer Hochachtung

Ihr ergebenster Rudolf Steiner

158. AN JOSEPH KÜRSCHNER

[ENDE AUGUST 1888]

[Gut Berghof bei Unterach am Attersee]

Hochgeschätzter Herr Professor!

Anbei sende ich die Buchstaben W-Y (inkl.) für das kleine Lexikon.

Bei Bergbau hat sich für X und Y nichts ergeben. Bitte recht sehr, mir gütigst mitzuteilen, ob die vor einiger Zeit von mir gearbeitete Kristalltafel für die Neu-Auflage verwendbar ist. Im andern Falle würde ich sogleich eine neue machen. Wichtig.

In besonderer Hochachtung, Ihr ergebenster Rudolf Steiner

159. AN JOSEPH KÜRSCHNER

[ANFANG SEPTEMBER 1888]

Gut Berghof bei Unterach am Attersee,

Hochgeschätzter Herr Professor!

Anliegend übersende ich den Schluss meines Manuskriptes zum kleinen Lexikon und gebe mich der Hoffnung hin, dass alles noch rechtzeitig in Ihre Hände gekommen ist.

Mit besonderer Hochachtung Ihr ergebener Rudolf Steiner

160. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 3. SEPTEMBER 1888

Verehrter Herr!

Besten Dank für die übersandten Manuskripte. Die Kristalltafel des kl. Lexikons habe ich auch für die neue Auflage verwendet. Ich werde Ihnen aber den Artikel Kristalle zugleich mit den Abbildungen einmal zugehen lassen, damit Sie die Zusammengehörigkeit feststellen resp. hinzustellen.

Freundlicher Gruß Ihres mit vollkommener Hochachtung sehr ergebenen

Kürschner

161. AN JOSEPH KÜRSCHNER

WIEN, 10. SEPTEMBER 1888

Hochgeschätzter Herr Professor!

Konsul Dr. C. Ochsenius, der das Geologisch-Genetische der in der Natur vorkommenden salinischen Ablagerungen für die 7. Auflage von «Pierer» übernommen hat, schreibt mir, dass er mit mir in Korrespondenz über die Grenzfragen unserer beiderseitigen Gebiete treten wolle. Ich muss natürlich alles hierauf Bezügliche durch Ihre Hand gehen lassen und bitte Sie daher, das beiliegende Schreiben von mir an Dr. Ochsenius, wenn Sie mit dem Inhalte übereinstimmen, gütigst an denselben weiter gelangen zu lassen. Eben habe ich wieder eine Zuschrift von Ihnen erhalten, in der Sie mir zur Anzeige bringen, dass Ihnen der Artikel Beyrich Ferd. fehlt. Auch dieser muss sich unter der anfangs August an Sie abgeschickten Sendung, und zwar auf einem Blatte mit Heinr. Ernst Beyrich, finden, über die ich neulich eine Anfrage an Sie richtete, weil ich sie nach Ihrem Briefe von Mitte August für verloren glaubte. Bitte recht sehr mich hierüber aufzuklären.

In besonderer Hochschätzung und immer gleicher Verehrung
Rudolf Steiner

162. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 14. SEPTEMBER 1888

Sehr geehrter Herr!

Freundlichen Dank für Ihre Zuschrift.

Mit Ihren Korrespondenzen mit Herrn Dr. Ochsenius bin ich natürlich einverstanden, ich bitte Sie aber, nicht den Umweg um mich zu nehmen; es wird mir alles recht sein, was Sie mit ihm vereinbaren.

Beyrich ist von Ihnen irrtümlicherweise noch einmal eingefordert worden; ich bitte, das Versehen gütigst zu entschuldigen.

Mit vollkommener Hochachtung Ihr sehr ergebener

Kürschner

163. AN FRIEDRICH LEMMERMAYER [POSTKARTE]

[WIEN, 22. SEPTEMBER 1888]

Lieber Fritz!

Bitte Dich recht sehr, mir gleichfalls durch eine pneumatische Karte mitzuteilen, ob Du morgen Nachmittag geneigt wärest, nach Kaltenleutgeben zu fahren. Bestimme im Ja-Falle Ort und Zeit unseres Zusammentreffens. Die Frau Pfarrerin sagte mir, dass sie mitkommt. Vielleicht ist es Dir möglich, das zu arrangieren. Gib mit einem Wort auf Deiner Karte auch etwas über das Befinden der beiden Pfarrersleute an.

Dein Rudolf Steiner

164. AN FRIEDRICH LEMMERMAYER [POSTKARTE]

[WIEN, 13. OKTOBER 1888]

Lieber Fritz!

Könnten wir nicht heute 1/4 4 im Cafe Griensteidl zusammenkommen, um von da zu Alfred zu gehen. Ich habe nachmittags viel zu tun und es hielte uns auf, wenn ich Dich erst aus Deiner Wohnung abholte.

Mit besonderer Hochachtung, Rudolf Steiner

165. AN FRIEDRICH LEMMERMAYER [POSTKARTE]

[WIEN, 30. OKTOBER 1888]

Lieber Fritz!

Ich mache mir schon arge Vorwürfe, so lange nicht bei Pfarrers
gewesen zu sein. Obgleich ich durchaus noch nicht ganz bei-
sammen bin, möchte ich doch heute abends 7 Uhr hinkommen,
um die guten Leute wenigstens wiederzusehen. Wenn Du dann
auch dort wärest, so wäre das schön.

Herzlichst Dein Rudolf Steiner

L66. AN FRIEDRICH LEMMERMAYER

[WIEN, SOMMER ODER HERBST], 1888

Lieber Fritz!

Zu meinem größten Bedauern bin ich heute verhindert, zu Berlepsch zu gehen. Ich konnte das nun freilich früher nicht wissen und bitte Dich, falls Dir es möglich ist, morgen oder Sonntag zu gehen. Schreibe mir im letzteren Falle eine Karte, wo wir uns treffen. Mit herzlichem Gruß

Dein Rudolf Steiner

167. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 23. NOVEMBER 1888

Hochgeehrter Herr!

In der Anlage übersende ich Ihnen mein neuestes Lexikon, an dem Sie die Güte hatten, sich mitarbeitend zu beteiligen.

Indem ich Ihnen bei dieser Gelegenheit abermals meinen Dank ausspreche, verbinde ich damit zugleich die Bitte, doch wenn irgend möglich dem Buche in einer Ihnen zugängigen Zeitung recht eingehend und je früher je lieber eine Anzeige angedeihen zu lassen. Sie würden mich dadurch zu allergrößtem Danke verpflichten.

Ich hoffe, auch bei weiteren Arbeiten Ihre Unterstützung zu finden und bin mit bekannter Hochachtung

Ihr kollegialisch ergebener Kürschner

168. AN JOSEPH KÜRSCHNER

WIEN, 15. DEZEMBER 1888

Hochgeschätzter Herr Professor!

Hierdurch erlaube ich mir, Ihnen die Mitteilung zu machen, dass meine Artikel zwischen den Buchstaben Ch-Ci längst an Sie abgegangen waren, als Ihre Karte vom 11. d. M. sie zum zweiten Male forderte. Indem ich hoffe, dass dieses nur auf einem Versehen beruht, bemerke ich zugleich, dass Sie sich in Hinkunft keine Sorge mehr um meine Artikel machen wollen. Dieselben sollen stets rechtzeitig nach dem mir mitgeteilten Wochen-Serienregister an Sie abgesendet

Mit besonderer Hochachtung ganz ergebenst

Rudolf Steiner

169. FRIEDRICH ECKSTEIN AN RUDOLF STEINER

WIEN [1888?]

Lieber Herr Steiner!

Da ich das Buch heute unbedingt brauche, so will ich Ihnen vorläufig die Stelle herausschreiben und werde dann das Buch Montag ins Caféhaus mitbringen.

Der Titel des betreffenden Buches lautet: «Remarks upon Alchemy and the Alchemists». Es ist anonym erschienen und verlegt in Boston bei Crosby, Nichols and Comp., 1857. Der Autor heißt, wie ich aus bestimmter Quelle weiß, Hitchcock. Auf Seite 87 heist es nun:

«Nearly all of the writers quote a saying attributed to old Osthanes - that ‚Nature se Joint par nature; nature s’ejouet en nature; nature amende nature; nature aime nature; nature surmonte nature; nature perfectionne nature; nature contient nature et nature est contenue par nature’, and several of them caution their readers to keep these principles strongly in mind.» Über Osthanes finde ich in Ersch und Grubers Enzyklopädie, III. Serie, Band 7, pag. 108:

«Osthanes, der Weise oder Philosoph wird von d’Herbelot als Verfasser eines unter Nr. 561 in der Pariser königlichen Bibliothek befindlichen handschriftlichen arabischen Traktates über den Stein der Weisen angegeben, Hadschi Chalfa aber kennt weder den Namen des Verfasser, noch das Buch, das den Titel führt: <Die zwölf Abschnitte über den ehrwürdigen Stein>.» (Gustav Flügel).

Morgen werde ich wahrscheinlich nicht ins Cafe kommen, hoffe aber, Sie Montag dort zu sehen. Vorläufig grüßt Sie vielmals Ihr

Friedrich Eckstein

170. AN JOSEPH KÜRSCHNER [TELEGRAMM]

WIEN, 21. JANUAR 1889

Pierer bis Schluss C abgegangen. Da ich ungenügende Kuvertierung besorge, bitte sogleich Drahtantwort, ob angekommen.

Steiner

171. AN JOSEPH KÜRSCHNER

WIEN, 15. FEBRUAR 1889

Sehr geehrter Herr!

Entschuldigen Sie, wenn ich mir in Bezug auf Ihre mir eben zugehende Honorarberechnung für Pierers Konversationslexikon I. und II. Band folgendes zu bemerken erlaube. Sie berechnen meine Beiträge für die beiden Bände mit 112,84 Mark und ziehen davon 100 Mark ab. Dieser Abzug muss auf einem Irrtume beruhen, da mir der genannte Betrag niemals zugekommen ist. Ich bitte daher um gefällige Richtigstellung des Irrtumes und bin

mit besonderer Hochachtung ergebenst Ihr

Rudolf Steiner

172. AN JOSEPH KÜRSCHNER [TELEGRAMM]

WIEN, 19. FEBRUAR 1889

Morgen fällige Piererartikel gehen bestimmt heute ab.

Steiner

173. AN JOSEPH KÜRSCHNER

[WIEN,] 19. FEBRUAR 1889

Hochgeschätzter Herr Professor!

In Bezug auf die beigeschlossenen Artikel Darwin und Darwinismus möchte ich Sie recht sehr bitten, sie, wenn irgend tunlich, unverändert zum Abdrucke zu bringen. Ich habe bei der Ausarbeitung besondere Sorgfalt angewendet.

Das andere folgt noch heute nach.

Mit besonderer Hochachtung ergebenst

Rudolf Steiner

174. AN JOSEPH KÜRSCHNER

[WIEN, 2. FEBRUAR-HÄLFTE 1889]

Hochgeschätzter Herr Professor!

Beifolgende Blätter gehören noch in die Serie Daru - Desor und ich hoffe, dass sie daselbst noch werden unterzubringen sein.

Mit vorzüglicher Hochachtung Rudolf Steiner

175. AN JOSEPH KÜRSCHNER [TELEGRAMM]

WIEN, 19. APRIL 1889

Piererartikel bis Em treffen morgen ein.

Rudolf Steiner

176. AN JOSEPH KÜRSCHNER

[WIEN, APRIL 1889]

Hochgeschätzter Herr Professor!

Anbei sende ich alle nach meinem Register noch aus E
restierenden Artikel und gebe mich der Hoffnung hin, dass die-
selben noch rechtzeitig eintreffen.

In vorzüglicher Hochachtung Rudolf Steiner

177. AN JOSEPH KÜRSCHNER

[WIEN, APRIL 1889]

Hochgeschätzter Herr Professor!

Beiliegende E-Artikel entdecke ich eben als noch fehlend und sende sie Ihnen sogleich.

In vorzüglicher Hochachtung Rudolf Steiner

178. AN JOSEPH KÜRSCHNER

[WIEN,] 1. MAI 1889

Hochgeschätzter Herr Professor!

Anbei die von der fälligen Serie noch zurückgebliebenen Artikel. Der Artikel Eiszeit kann nur so sein, wie ich ihn gegeben habe, da niemand unter diesem Schlagworte etwas anderes als das von mir angegebene suchen wird.

Mit vorzüglicher Hochachtung Rudolf Steiner

179. AN JOSEPH KÜRSCHNER [TELEGRAMM]

WIEN, 6. MAI 1889

Restierendes Manuskript zur National-Literatur fertig; nochmalige Durchsicht notwendig. Nehme sie sofort vor und sende dann sogleich.

Rudolf Steiner

180. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTT GART, 9. MAI 1889

Sehr geehrter Herr!

Hiermit bestätige ich Ihnen den Empfang Ihres Telegramms betr. der National-Literatur. Ich gebe mich der bestimmten Hoffnung hin, dass Sie die darin gegebene Zusage halten und ich recht bald in der Lage bin, die beiden Bände Naturwissenschaftliche Schriften III und IV zur Druckerei geben zu können. Es ist dies umso mehr notwendig, als der Vorrat an Manuskript erschöpft ist und der endliche Abschluss des Werkes nach Kräften gefördert werden muss.

Dem baldigen Eintreffen der Manuskripte entgegensehend, bin ich mit vorzüglicher Hochachtung, Ihr sehr ergebener Kürschner

P.S. Es erscheint bereits in den nächsten Wochen ein Verzeichnis der National-Literatur, von dem ich Ihnen in der Anlage ein Exemplar übersende. In demselben wünsche ich natürlich auch die von Ihnen noch zu liefernden Bände mit möglichst genauer Inhaltsangabe zu bringen und wäre Ihnen zu großem Danke verbunden, wenn Sie mir möglichst umgehend sowohl den genauen Titel als den genauen Inhalt der Bände mitteilen wollten.

Der Obige

181. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 14. MAI 1889

Sehr geehrter Herr!

Freundlichen Dank für Ihr Telegramm in Bezug auf die National-Literatur. Ich wäre Ihnen zu größtem Danke verpflichtet, wenn Sie mir den Band möglichst rasch zusenden wollten. Inzwischen habe ich auch Ihren gehaltvollen Beitrag über Goethe erhalten und da derselbe in einer Zeitung erschienen ist, kam mir der Gedanke, ob Sie nicht eventuell gestatten würden, dass ich denselben in den «Signalen» abdrucke. Das würde ja natürlich der Broschüre nicht den geringsten Abbruch tun, wohl aber würde dadurch auf die «Deutschen Worte» hingewiesen, wenn ich sie als Quelle nennte. Ich bitte Sie freundlichst um ein Wort der Verständigung in dieser Sache.

Mit vollkommener Hochachtung

Ihr sehr ergebener Kürschner

182. AN JOSEPH KÜRSCHNER

WIEN, 12. JUNI 1889

Hochgeschätzter Herr Professor!

Verzeihen Sie, wenn ich diese Zeilen erst heute an Sie richte. Wenn mir alles nach Wunsch ginge, wären die beiden letzten Bände naturwissenschaftlicher Schriften eben längst in Ihren Händen. Allein ich muss Ihnen aufrichtig gestehen, dass die Eigenartigkeit, mit der sich meine Einleitung zum 3. Bande der Sache gegenüber verhält, die sorgfältigste Prüfung auch der geringsten Einzelheiten zur Pflicht macht, bevor der Band in die Welt geht. Und das braucht oft mehr Zeit, als man voraussetzt. Es soll durch nichts möglich sein, an der Frucht jahrelanger Studien und Arbeiten hinterher zu nörgeln. Und Sie wissen wohl, hochgeschätzter Herr Professor, wie sehr sich die Kritik gerade eigenartigen Erscheinungen gegenüber an Kleinigkeiten anklammert. Ich verspreche mir von der Sache sehr viel; was ich vorbringe, ist, wie ich glaube, von unumstößlicher Wahrheit und einschneidender Bedeutung.

Aus dem oben angeführten Grunde bitte ich Sie, mir nicht böse zu sein, wenn ich Ihnen den 3. Band noch immer nicht geschickt habe. Er soll nun ganz bestimmt bis längstens 20. Juni in Ihren Händen sein. Sie können mit aller Bestimmtheit auf die Einhaltung dieses Termins rechnen. Die genauen Inhaltsverzeichnisse beider noch fehlender Bände lege ich bei.

Es freut mich außerordentlich, dass Sie sich in so günstiger Weise über meine Broschüre «Goethe als Vater einer neuen Ästhetik» äußern und dass Sie die Absicht haben, dieselbe in den «Lit[erarischen] Signalen» zum Abdrucke zu bringen. Ich habe mit dem Verleger gesprochen und bitte Sie, das nur zu tun. Jedoch werde ich Ihnen sogleich ein von mir korrigiertes Exemplar zu diesem Zwecke senden, damit die mir unangenehmen

Fehler, die sich in dem Heftchen eingeschlichen haben, in Ihrem Abdrucke vermieden werden.

In besonderer Hochschätzung Ihr ganz ergebener

Rudolf Steiner

Bitte Briefe an mich nicht nach Brunn, sondern an meine jetzige Adresse:

Wien IX.3 Kolingasse 19 gefälligst senden zu wollen.

Der Obige

[Anlage zum Brief vom 12. Juni 1889:]

Inhalt des III. Bandes von Goethes naturwissenschaftlichen Schriften

1. Vorrede
2. Die unorganischen Naturwissenschaften in der Gegenwart
3. Goethes Erfahrungsprinzip
4. Goethes Idee einer allgemeinen Physik
5. Goethes Stellung zu Newton und dessen Schule
6. Beiträge zur Optik I. u. II. Stück
7. Elemente der Farbenlehre
8. Zur Farbenlehre:
 - a) Didaktischer Teil
 - b) Polemischer Teil

Inhalt des IV. Bandes von Goethes naturwissenschaftlichen Schriften

1. Vorrede
2. Goethe als Geschichtsschreiber der Farbenlehre
3. Gesamtbild von Goethes wissenschaftlicher Tätigkeit

4. Materialien zur Geschichte der Farbenlehre

5. Nachträge

183. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 15. JUNI 1889

Sehr geehrter Herr!

Besten Dank für die übersandten Inhaltsverzeichnisse zu den beiden noch ausstehenden Bänden der «Naturwissenschaftlichen Schriften», sowie für die Zusage, einen derselben am 20. Juni zu erhalten. Ich hoffe, dass ihm der zweite dann in nicht allzu ferner Zeit folgt.

Dem korrigierten Exemplar Ihrer Broschüre sehe ich mit Vergnügen entgegen und soll deren Abdruck in den «Signalen» dann sofort erfolgen.

Schließlich bemerke ich noch, dass gestern der Termin verstrichen ist, an dem laut Ablieferungstabelle die Artikel zum «Piercer» bis zu dem Stichwort «Gallicus» abzuliefern waren. Auch hier bitte ich um möglichst pünktliche Einhaltung der Ablieferungstermine, da sonst der Fortgang der Arbeit hier in nicht unerheblicher Weise

In vollkommener Hochachtung

Ihr ergebenster

Kürschner

184. AN JOSEPH KÜRSCHNER

WIEN, 20. JUNI 1889

Hochgeschätzter Herr Professor!

Es ist mir ungemein peinlich, Sie nochmals - zum soundsovielten Male - um einen, wenn auch ganz kleinen Aufschub wegen des dritten Bandes bitten zu müssen. Er beträgt bestimmt nicht über 5-6 Tage. Sie können überzeugt sein, dass ich Ihnen diese Unannehmlichkeiten nicht machen würde, wenn mich nicht die dringendste Notwendigkeit zwänge. Ich bitte Sie aber auf den Band bis längstens 27. d. M. zu rechnen.

Die fälligen Piererartikel sende ich morgen früh ab.

In besonderer Hochschätzung Rudolf Steiner

185. AN JOSEPH KÜRSCHNER [TELEGRAMM]

WIEN, 6. JULI 1889

Restierende E-Artikel abgegangen.

Steiner

186. AN JOSEPH KÜRSCHNER

[WIEN, 1. JULI-HÄLFTE 1889]

Hochgeschätzter Herr Professor!

Beifolgend sende ich Ihnen die Artikelreihe Fabbroni -

Mit vorzüglicher Hochachtung Rudolf Steiner

187. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 12. JULI 1889

Sehr geehrter Herr!

Indem ich Ihnen dankend den Empfang der Artikel Fabbroni - Festland bestätige, bitte ich gleichzeitig, doch ja recht bald Fortsetzung folgen zu lassen, damit Anschluss an die Ablieferungstabelle erreicht wird. Bei dieser Gelegenheit möchte ich Sie auch ersuchen, doch stets die Bearbeitung derjenigen Artikel, von denen Ihnen Abzüge der älteren Auflage zugehen, auf diesen zu bearbeiten, da dieselben hier der Kontrolle wegen wieder gebraucht werden.

In vollkommener Hochachtung Ihr ergebenster Kürschner

P.S. Bei dieser Gelegenheit möchte ich Sie noch bitten, mir bei Übersendung des Manuskriptes zu Band III der Naturwissenschaftlichen Schriften sowohl für diesen als auch für den IV. Band anzugeben, ob bzw. welche Illustrationen zu diesen Bänden noch zu geben wären und wo solche zu finden sind.

Für eine recht baldige Mitteilung bin ich um so mehr verbunden, als ich diese Angabe noch in das Verzeichnis der National-Literatur aufnehmen möchte. Der obige

188. AN JOSEPH KÜRSCHNER

WIEN, 17. JULI 1889

Hochgeschätzter Herr Professor!

In Folge der an mich ergangenen Einladung zur Mitarbeiterschaft an der großen Weimarer Goetheausgabe muss ich am 20. oder längstens 21. Juli nach Weimar reisen. Dies veranlasst mich an Sie, hochgeehrter Herr Professor, folgende Bitte zu richten. Von dem auf die beiden ersten Bände der naturwissenschaftlichen Schriften entfallenden Honorarbetrag von 500 Mark habe ich im Juli vorigen Jahres 150 Mark bezogen, und ich bitte Sie nun, mir die restierenden 350 Mark gütigst übersenden zu wollen, da ich sie zur Reise dringend brauche. Nehmen Sie mir nicht übel, wenn ich Sie dazu noch bitte, mir a conto Pierer 50-100 Mark dazu zu senden, so dass ich 400-450 Mark bekäme. Ich muss Sie aber um die Gefälligkeit ersuchen, die Sache so einzurichten, dass ich das Geld bis längstens 20. Juli erhalte.

Den 3. Band der naturwissenschaftlichen Schriften sende ich ganz bestimmt vor meiner Reise ab. Diesmal hält ihn nichts zurück. Es ist nicht unmöglich, dass ich entweder auf der Hin- oder Rückreise Stuttgart berühre, und ich bitte Sie dann, mir mit ein paar Worten zu sagen, wann Sie, Herr Professor, am besten zu sprechen wären.

Pierer-Artikel folgen unverzüglich.

Verzeihen Sie, wenn ich Sie mit meiner Bitte gequält habe, sowie auch, dass ich Sie so lange auf den 3. Band warten lasse. Es klingt zwar schon absonderlich, aber diesmal soll der Termin nicht überschritten werden. Vielleicht bringe ich die Sache selbst nach Stuttgart. Ihren vom 7. Juli datierten Brief erhalte ich leider unbegreiflicherweise erst heute.

Mit vorzüglicher Hochschätzung Rudolf Steiner

189. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 18. JULI 1889

Sehr geehrter Herr!

Mit Vergnügen habe ich von der an Sie ergangenen Einladung zur Mitarbeiterschaft an der großen Weimarer Goetheausgabe Kenntnis genommen. Nur möchte ich Sie dringend bitten, doch ja über dieser Arbeit weder mein Konversationslexikon, noch die National-Literatur hintanzusetzen. Sie wissen ja selbst, dass Sie namentlich bei ersterem sehr, sehr im Rückstand sind. Das Honorar für die beiden Goethebände sowie für den Pierer habe ich im Geschäft angewiesen und hoffe, dass es Ihnen rechtzeitig zugeht.

Mit vollkommener Hochachtung Ihr ergebenster

Kürschner

190. AN PAULINE UND LADISLAUS SPECHT

[WIEN, 21. ODER 22. JULI 1889]

Geschätzteste gnädige Frau und Herr Specht!

Hierdurch möchte ich Ihnen nur anzeigen, dass ich morgen von hier nach Weimar abreise und - nach hoffentlich nicht zu langer Zeit - über Stuttgart nach Unterach komme. Ich bedauere es sehr, dass ich diesmal die Kinder so lange allein lassen muss, allein, einmal muss ich diese Reise ja doch machen. Ihnen, Herr Specht, war ich für Ihren Rat zur sofortigen Rückfahrt sehr dankbar, denn ich hätte mich damals aus eigenem Antriebe, durch meine Ermüdung verleitet, wohl kaum dazu entschlossen, und ich wäre ja dann zu spät gekommen. Ich hatte hier in den letzten Tagen sehr viel zu tun, da die Aufgabe, die man mir in Weimar übertragen hat, eine Vorarbeit notwendig machte, die ich lieber hier absolviert habe, da sonst mein Aufenthalt in Weimar in sinnloser Weise verlängert worden wäre.

Indem ich hoffe, dass ich nach meiner Reise in Ihrer heben Familie alles gesund antreffe, bin ich mit ergebenstem Handkusse an die Frauen und herzlichsten Grüßen an alle lieben Mitglieder des Hauses mit treuer Anhänglichkeit

Ihr Rudolf Steiner

Vom 23. an: R. St., Goethe-Schiller-Archiv in Weimar

N.B. Das beiliegende Blatt bitte ich Sie, meinen Buben zu übergeben. Ich schreibe ihnen darauf einige Wünsche, die ich an sie für die Zeit meines Fernbleibens habe.

191. AN OTTO SPECHT

WEIMAR, 26. JULI 1889

Mein lieber Otto!

Sei mir herzlichst bedankt für Deinen lieben Brief, der mich ganz besonders gefreut hat. Glaube mir, auch ich entbehre schwer, da ich so lange von Euch weg sein muss.

Hier in Weimar ist es allerliebste. Auf jedem Platze fast ein erhebendes Standbild und alles voll großer Erinnerungen. Mir bleibt nur wenig Zeit, um mir die Stadt und ihre herrliche Umgebung anzusehen, denn ich habe im Archiv sehr viel zu tun. Dennoch habe ich schon viel angeschaut. Vor allem erhebend wirkt das Doppelstandbild Goethe-Schillers. Es ist eine herrliche Schöpfung, ebenso das Standbild Herders. Das Wielanddenkmal ist freilich schrecklich missglückt. Gestern abends war ich mit den Genossen vom Goethe-Archiv in Belvedere, heute wollen wir nach Tiefurt. Reizend ist Goethes Gartenhaus, auf das sich die Verse beziehen: «Übermütig sieht's nicht aus» usw.

Nun, lieber Otto, lebe wohl und sei herzlichst begrüßt

von Deinem treuen Ackerwand 4 bei Frau Mosebach Rudolf Steiner

Beiliegendes für Ernstl. Griechisch-deutsches Wörterbuch geht per Fracht mit.

192. AN ERNST SPECHT

WEIMAR, 26. JULI 1889

Mein liebes Ernst!

Ich habe Dir in meinem Briefe versprochen, etwas zum Arbeiten zu schicken. Ich möchte also gerne, dass Du folgendes machst:

Die auf beiliegendem Blatte stehenden gemischten Übungen über die nomina und verba übersetze, und zwar so, dass vielleicht vier oder fünf Sätze auf den Tag kommen. Ich lege Dir ein Wörterverzeichnis bei, worinnen Du alle Wörter finden wirst, die Dir nicht bekannt sind. Wenn Du damit fertig bist, dann gehe an das zweite Blatt und suche alle Sätze, die auf demselben stehen, zu übersetzen, wieder vier bis fünf an einem Tage. Lies fleißig im deutschen Lesebuche.

Sei herzlichst begrüßt von Deinem Rudolf Steiner

193. AN RICHARD SPECHT

WEIMAR, 4. AUGUST 1889

Mein lieber Freund!

Verzeihen Sie, wenn ich so selten und so wenig schreibe. Aber meine Arbeit hier ist eine überhaupt nicht zu übersehende. Ich bin nun gerade so weit, dass ich ein vorläufiges Programm ausarbeiten und zu den Akten legen konnte.* Das ist während des Tages. Und abends ist es nicht loszukommen. In Mitteldeutschland ist es zu reizend. Ich hatte bisher nicht einen einzigen Abend für mich, auch nicht den allerersten nach meiner Ankunft. Ich habe bis jetzt nur «fadengezeichnet» und muss es Serenissima überlassen, in welcher Weise sie die Weiterarbeit von mir haben will. Was ich in Bezug auf die Goetheforschung hier gefunden habe, ist sehr bedeutend. Der Aufsatz, den ich rekonstruiert habe und der prophetisch in meinem zweiten Bande angekündigt ist, hat sich, ganz meinen Vermutungen entsprechend, gefunden.

Seien Sie herzlichst begrüßt. Ich schreibe Ihnen und Arthur, dem ich für seinen lieben Brief vorläufig herzlichst danke, morgen ausführlich. Grüßen Sie Ihre lieben Angehörigen herzlichst von Ihrem

Rudolf Steiner

Es ist selbstverständlich, dass ich für diesmal doch zur versprochenen Zeit in Unterach eintreffe. Denn meine weitere Arbeit bleibt einer wenn auch nicht zu fernen Zukunft überlassen. Ich nehme von Weimar nur zeitweiligen Abschied.

194. AN JOSEPH KÜRSCHNER

WEIMAR, 7. AUGUST 1889

Hochgeschätzter Herr Professor!

Sie können es mir kaum glauben, welche Sorgen mir dieser 3. Band machte, den ich nun zur Erleichterung meines Herzens heute an Sie abschicke. Die Vorrede und Einleitung folgt unmittelbar in rekommandiertem Brief. Auch das Heft mit den Tafeln, die dem Bande beigegeben werden sollen, sende ich mit. Ich bitte nur, mir dasselbe seinerzeit wieder zurückzusenden, da es nicht mein Eigentum ist. Es ist die Vervielfältigung sämtlicher Tafeln des eingebundenen Heftes notwendig. In welcher Weise Sie koloriert werden sollen, das muss ich Ihnen, hochverehrter Herr Professor, überlassen. Ich bitte Sie nun nur noch die ewigen Säumnisse bei mir gütigst zu entschuldigen. Hoffentlich komme ich doch einmal ins Geleise.

Heute geht auch eine Serie Lexikon-Artikel ab, so dass ich auch in dieser Beziehung dann nachgekommen bin.

In vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster

Rudolf Steiner

Bis zu Ende dieser Woche bitte ich zu adressieren: Weimar, Ackerwand 4, 1. Treppe, 2. Stock

195. AN RICHARD SPECHT

WEIMAR, 9. AUGUST 1889

Mein lieber Freund!

In den Handlungen der Menschen wie in denen der Natur sind die Absichten vorzüglich der Aufmerksamkeit wert. Diesen Satz Goethes muss ich anrufen, wenn ich bedenke, dass ich erst heute dazu komme, Ihnen einen ordentlichen Brief zu schreiben. Denn meine Absichten waren immer die besten; allein woher die Zeit nehmen! Ich habe aber Ihrer sehr, sehr oft gedacht. Werde Ihnen auch sehr viel zu erzählen haben. Wenn ich nun aber schreiben will, weiß ich zunächst nur nicht, wo ich anfangen soll. Es ist ein ganz eigenes Gefühl, den Boden unter den Füßen zu haben, der die größten deutschen Meister getragen hat. Ich meine da zunächst gar nicht Weimar allein. Denn ich muss Ihnen sagen, ich habe im Leben wenig Augenblicke gehabt wie gestern, als ich in das Lutherzimmer in der Wartburg eintrat. Es war, als empfand ich den Geist in seiner Unmittelbarkeit, der sich wie der belebende Saft in unsere ganze deutsche Entwicklung in den letzten Jahrhunderten ergossen hat. Es wird wohl wenige Punkte in Deutschland geben, die auf uns so wirken wie die Wartburg, die so viel historische Erinnerungen in sich schließt. Leider kann ich das alles nur so im Fluge sehen, denn ich habe sehr viel im Archiv zu tun. Ich habe hier viel, sehr viel gelernt. Ich trenne mich jetzt auch nur sehr schwer von diesen Schätzen, zu denen ich ja werde bald wieder zurückkehren müssen. Es ahnte eben gar niemand, was es hier eigentlich zu tun gibt. Es ist freilich eine anstrengende Arbeit. Doch sie ist ein Licht über dem Horizont des Lebens, wenn er sich auch noch so hat verfinstern wollen.

Weimars Umgebung ist ganz einzig. Tiefurt mit seinem herrlichen Park und den reichen Erinnerungen der klassischen Zeit Weimars! Ettersburg mit einer Lage, die wunderschön ist! Da wird alles aufgefrischt, was wir von Jugend auf an Gedanken

über die schönste Zeit in der Entwicklung des deutschen Volkes eingesogen haben. Ich wohne hier unmittelbar hinter dem Goethehaus und gehe morgens, wenn ich ins Archiv gehe, an dem Hause der Frau von Stein vorbei. Das alles sind mir liebe Verhältnisse.

Als ich zum ersten Male vor dem herrlichen Doppelstandbild stand, da ward mir's, als ob plötzlich alles, was ich über Schiller und Goethe gesonnen und gedacht, neues Leben bekäme, als ob ein ganz eigenartiger belebender Hauch über alles wehe. Doch nun genug von mir und meinen Eindrücken.

Ich hoffe, nächsten Donnerstag oder Freitag in Unterach einzutreffen. Sehr betrübt mich Ihre Mitteilung, dass Ihre lieben Angehörigen neuerdings einen schweren Krankheitsfall in der Familie haben. Wenn Sie, meiner lieber Richard, mir sogleich auf diesen Brief antworten wollten, dann könnte ich hoffen, dass mich Ihre lieben Zeilen noch hier in Weimar träfen. Tun Sie es doch. Ich teile Ihnen zu diesem Behufe unten meine Adresse mit, doch können Sie immerhin ja auch ans Archiv adressieren.

Bitte richten Sie mir einen Handkuß an die Frauen und die besten Grüße an Ihren Papa, Otto, Arthur, Ernstl und den lieben Hansl aus, sowie überhaupt an alle, die noch sonst von Ihrer lieben Familie am Berghofe dermalen sind,

endlich seien Sie selbst herzlichst begrüßt

von Ihrem Rudolf Steiner

Ackerwand 4 bei Frau Mosebach

196. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 12. AUGUST 1889

Sehr geehrter Herr!

Verbindlichen Dank für das Manuskript zum III. Bande der «Naturwissenschaftlichen Schriften». Die Tafeln werde ich entsprechend vervielfältigen lassen. Der Vorrede und Einleitung sehe ich recht bald entgegen. Gleichzeitig bitte ich auch, Band IV nicht aus den Augen zu verlieren und für dessen baldige Vollendung besorgt zu sein. Dass natürlich auch die Lexikon-Artikel nicht Not leiden dürfen, sondern Sie der Tabelle möglichst nachzukommen trachten mögen, brauche ich wohl nicht besonders zu betonen.

In vollkommener Hochachtung Ihr ergebenster

Kürschner

197. AN JOSEPH KÜRSCHNER

STUTTGART, 22. AUGUST 1889

Hochgeschätzter Herr Professor!

Ich bin - auf meiner Rückreise von Weimar - hierher gekommen, um mit Ihnen in einer Angelegenheit persönlich zu sprechen. Dürfte ich Sie nun bitten, mir durch den Überbringer dieses gütigst Mitteilung zukommen zu lassen, wann es Ihre so sehr in Anspruch genommene Zeit gestattet, dass ich bei Ihnen vorspreche.

In vorzüglicher Hochachtung

Rudolf Steiner Hotel Marquart, Zimmer Nr. 56

198. AN JOSEPH KÜRSCHNER

WIEN [?], 31. AUGUST 1889

Hochgeschätzter Herr Professor!

Eben finde ich bei meiner Ankunft Ihre Zeilen bezüglich der Lexikon-Artikel «Eruptiv, Erzlagerstätten, Familie» vor. Ich werde sie sogleich in der gewünschten Weise und mit der schematischen Darstellung zu dem Artikel «Erzlagerstätten» ausführen und Ihnen umgehend einsenden. Sie können darauf rechnen.

Mit besonderer Hochachtung, Ihr Rudolf Steiner

199. AN FRIEDRICH LEMMERMAYER

1. SEPTEMBER 1889

Gut Berghof in Unterach am Attersee

Lieber Fritz!

Verzeihe, wenn Du erst heute diesen Brief von mir erhältst. Ich bin ein fürchterlicher Konfusionsrat. Beim Auspacken meines Reisegepäcks finde ich Deinen zum Absenden bereiten Brief vor, und so gewahre ich, dass durch mein allerdings unschuldiges Verschulden seit einer Reihe von Wochen von mir keine Nachricht an Dich gelangt ist.

Ich hoffe, Du hast die heurige böse Sommerszeit doch leidlich gut verbracht. Ich habe viel gesehen und gelernt. Der wissenschaftliche Nachlass Goethes ist ein reichhaltigerer, als ich mir habe denken können. Und was mir das Wichtigste ist: alle meine Vermutungen finde ich in reichstem Maße bestätigt. Du weißt, was ich von jeher in wissenschaftlicher Richtung über Goethe geschrieben habe, wich sehr von dem, was man in Gelehrtenkreisen denkt, ab; die Veröffentlichung vieler wertvoller - bisher unbekannter - Auseinandersetzungen Goethes mit verschiedenen Gebieten wissenschaftlichen Denkens wird im vollsten Maße alles, was ich gegen so viele andere aufgestellt habe, bestätigen. Der von mir vorausgesagte und aus dem Briefwechsel von mir rekonstruierte Aufsatz, der zu den wichtigsten wissenschaftlichen Auslassungen Goethes gehört, hat sich ganz in der Gestalt gefunden, die ich vermutet habe. Ich bin also mit vieler Befriedigung von Weimar geschieden.

Aber auch sonst: ich gestehe Dir, es ist ein Gefühl ganz eigener Art, wenn man auf dem Boden Weimars herum wandelt. Es ist, als ob sich plötzlich alles, was wir über die größten Geister unserer Nation gedacht und gesonnen haben, neu belebte, als ob wir es jetzt besser fühlten, tiefer empfänden. Als ich Goethes Gartenhaus betrat, mit seiner lieblichen Umgebung, als ich

Tiefurts Anlagen und sein einziges Schösschen durchwanderte, weiters da ich Belvedere, Ettersburg und so vieles andere kennenlernte, da war mir, als ob ein ganz frischer Hauch durch jenes Gebiet meiner Seele zöge, wo die Goethe- und Schillergedanken wohnen. Das Doppelstandbild machte auf mich einen überwältigenden Eindruck. Goethes Antlitz trägt wirklich in jedem Punkte den gewaltigen Geist an sich, und ich konnte den Künstler, dem wir es verdanken, nicht genug bewundern. Gleich nebenan steht wohl Schapers Goethe in Berlin, der zu den herrlichsten Schöpfungen seiner Art zählt.

Es ist etwas anderes um das geistige Leben in Deutschland als in unserem Österreich. Es trägt doch alles den Stempel eines selbst- und zielbewussten einheitlichen Volkes in sich. Besonders in Norddeutschland, wo mir auch jede Spur des Partikularismus - wenigstens bei einem großen Teil des Volkes - überwunden zu sein scheint.

Einen ganz außerordentlichen Eindruck machte auf mich auch das Betreten des historischen Lutherzimmers in der überschönen Wartburg. Man fühlt da etwas, als ob einem der historische Geist, der in dem deutschen Volke lebt, unmittelbar anwehte. Es war ein erhebender Nachmittag, als ich die Exkursion von Weimar nach der Wartburg machte.

Ich sehne mich nun, Dich nach so langer Zeit wiederzusehen. Ich komme am 16. d. M. nach Wien. Dort hoffe ich Dich gesund zu treffen.

Leider habe ich durch einen Zufall - in Weimar ist man nämlich wie weltabgeschlossen - erst lange nach dem Trauerfall von dem Tode der Frau Warhanek erfahren. Wenn Du den lieben alten Herrn oder das Fräulein Marie siehst, so bitte ich Dich, Ihnen vorläufig meine herzlichste, aufrichtigste Teilnahme an ihrem Verluste auszusprechen. Was machen Hugo, Leo? Sage Ihnen doch, dass ich sie herzlichst grüßen lasse und dass ich mich außerordentlich freue, sie wiederzusehen. Du aber,

lieber Freund, sei herzlichst begrüßt

RUDOLF STEINER

Briefe

von Deinem treuen

Rudolf Steiner

200. AN BERNHARD SUPHAN

WIEN, 18. NOVEMBER 1889

Hochgeschätzter Herr Direktor!

Vor allen andern Dingen bitte ich Sie viele Male um Entschuldigung, wenn ich Ihnen erst heute diese Zeilen sende. Ich war in den letzten Wochen durch fortdauerndes Unwohlsein von allem abgehalten, und dann habe ich Ihnen ja versprochen, in diesem Briefe sogleich bündige Auskunft über meinen nächsten Aufenthalt in Weimar zu geben, was mir denn doch erst heute möglich ist. Bevor ich das aber tue, will ich Ihnen noch für die vielen Liebenswürdigkeiten, die Sie mir während meiner diesjährigen Weimarer Tage erwiesen haben, herzlichst Dank sagen. Glauben Sie, dass ich dieselben wohl zu schätzen weiß!

Ich habe Sie in Berlin bei Herman Grimm aufgesucht; leider musste ich hören, dass Sie gerade am Tage meiner Ankunft daselbst abgereist waren. Ich hätte Ihnen ja so manches über den Stand meiner Archivarbeiten zu sagen gehabt. Nächste Ostern werde ich in Weimar bestimmt erscheinen, um dann solange daselbst zu verbleiben, als das Goethe-Archiv meiner bedarf. Damit habe ich wohl alles gesagt, was Sie in dieser Angelegenheit wünschen.

Nun zu etwas anderem. Der Aufsatz, von dem ich in Weimar als einer von mir prophezeiten Goethe-Arbeit gesprochen habe und der sich nun ganz in der von mir vorauskonstruierten Gestalt vorgefunden hat, gehört zu den wichtigsten wissenschaftlichen Auslassungen Goethes. Ich bitte Sie nun recht sehr, mir darüber Auskunft zu geben, ob nicht eine Mitteilung über dieses wichtige Faktum im nächsten Goethe Jahrbuch erwünscht wäre. Ich halte sie nämlich in Anbetracht der Bedeutung der Sache geradezu für unerlässlich. Mir war das vollkommen genaue Eintreffen meiner Vorhersagung natürlich von einer besonderen Befriedigung.

Mit meinem Aufsatz in der nächsten Goethe-Chronik «über den voraussichtlichen Gewinn der Goethe-Studien durch die Weimarer Ausgabe» werden Sie gewiss einverstanden sein. Außer der Begeisterung, die nur der haben kann, der in ihrem schönen Archiv gearbeitet hat, ist natürlich nichts in den Aufsatz eingeflossen, was nicht auch ein anderer, der nicht Mitarbeiter der Weimarer Ausgabe ist, hätte schreiben können. Nächsten Freitag werde ich im hiesigen Goethe-Verein über die «Bedeutung des Goethe-Archivs» sprechen, was ja gewiss auch nicht gegen Ihre Intentionen ist. Ich bitte, sagen Sie mir ein paar Zeilen darüber.

Meine Arbeit an der Ausgabe schreitet rasch vorwärts. Die letzten Wochen haben mich freilich sehr aufgehalten. Indem ich Ihnen, geschätztester Herr Professor, noch bestens für Ihren in Wahles Brief eingeschlossenen Gruß danke bin ich mit vorzüglichster Hochachtung

Ihr Rudolf Steiner

Dr. Wähle schreibe ich noch heute. Er möge die lange Verzögerung verzeihen. Dr. v. d. Hellen meine besten Empfehlungen!

201. AN JOSEPH KÜRSCHNER

WIEN, 20. NOVEMBER 1889

Hochgeschätzter Herr Professor!

Anbei sende ich per Expressbrief die beiden Artikel: Fraas u. Fritsch; noch heute fertige ich alles übrige Rückständige aus. Ich war leider sehr unwohl und schreibunfähig. Jetzt soll alles rüstig aufgearbeitet werden.

In vorzüglicher Hochachtung Rudolf Steiner

202. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 5. DEZEMBER 1889

Sehr geehrter Herr!

Mit den Farbentafeln zu Goethe geht es doch nicht so leicht, wie ich mir ursprünglich gedacht habe. Der Verlag teilt mir eben mit, dass die Herstellung der Platte für die Farbentafel allein 1000 Mark koste und dass dies die National-Literatur nicht tragen könne. Es bleibt mir somit nichts anderes übrig, als Ihnen das Buch in der Anlage zurückzugeben und Sie zu bitten, mir zu sagen, wie eventuell ein Ersatz geschaffen werden könnte, der die Farben weniger nötig macht.

Gleichzeitig bitte ich für baldige Erledigung der nun schon seit langem in Ihren Händen befindlichen Korrekturen zu den beiden Halbbänden, damit sofort nach Erledigung der Farbentafelfrage die Ausgabe der Bände erfolgen kann.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener Kürschner

203. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 7. DEZEMBER 1889

Verehrter Herr!

Sie hatten die große Liebenswürdigkeit, beim ersten Erscheinen meines Taschen-Konversationslexikons demselben ein warmes empfehlendes Wort mit auf den Weg zu geben, und ich zweifle nicht, dass gerade Ihr Hinweis wesentlich dazu beigetragen hat, dem Buch den Weg zu dem sensationellen Erfolg zu bahnen, den es erzielt hat. Heute bin ich in der angenehmen Lage, Ihnen die siebte Auflage überreichen zu können, für die ich das gleiche Interesse erbitte wie für die erste. Es wird wohl kaum eines Vergleichs bedürfen, dass es sich hier um eine vollständige Neubearbeitung handelt, die namentlich vor der ersten den Vorzug hat, dass auch die Akzent- und Aussprache-Bezeichnung beigefügt wurde, was für zahlreiche Leser gewiss von Vorteil sein wird und wodurch das Buch mehr und mehr seinen größeren Kollegen gleichkommt.

Können Sie bei diesem Anlass noch einmal auf mein Quartlexikon hinweisen, so verbänden Sie mich noch ganz besonders. Jedenfalls aber möchte ich um Zusendung eines Belegs gebeten

Mit vollkommener Hochachtung Ihr sehr ergebener

Kürschner

204. AN JOSEPH KÜRSCHNER [TELEGRAMM]

WIEN, 10. DEZEMBER 1889

Gebirge Eilbrief abgegangen.

Steiner

205. AN JOSEPH KÜRSCHNER

WIEN, 22. DEZEMBER 1889

Hochgeschätzter Herr Professor!

Es betrübt mich sehr, dass die Farbentafeln der Goethe-Ausgabe nicht beigegeben werden können. Ich bin nun beschäftigt, Ersatz-Figuren ohne Farben zu schaffen und verspreche Ihnen dieselben samt den lange bei mir liegenden Korrekturbogen innerhalb von 8 Tagen Ihnen zu senden. Bis jetzt wartete ich immer die Tafeln ab, weil der Text auf die Tafeln sich vielfach bezieht und die Verweise ohne die Tafeln nicht gegeben werden können.

Ich werde mich so sehr beeilen, als dies möglich ist.

In vorzüglicher Hochachtung Ihr ganz ergebener

Rudolf Steiner

206. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 23. DEZEMBER 1889

Verehrter Herr!

Ich weiß wirklich nicht, was ich Ihnen gegenüber verschuldet habe, dass Sie mich abermals in so riesige Verlegenheit bringen, wie dies mit dem Artikel «Geologie» und der dazu erbetenen Tafel der Fall ist. Ich habe doch in meinem Schreiben ausdrücklich um umgehende Erledigung bzw. Rückantwort gebeten und bin bis heute noch nicht im Besitz der Sachen. Ich habe doch mit Ihren Pierer-Artikeln die denkbar größte Nachsicht gehabt. Sie wissen ja wohl selbst, dass bei regelmäßiger Lieferung jetzt sämtliches Manuskript bis zum Buchstaben L in meinen Händen sein sollte und habe ich schon so unzählige Ungelegenheiten gehabt wegen des verspäteten Eintreffens Ihrer Artikel, dass ich doch wohl zum mindesten erwarten sollte, Sie würden einen Artikel wie beispielsweise «Gebirge» oder «Geologie», der unmittelbar vor der Drucklegung steht, mir auch umgehend besorgen, wie ich es erbitte. Auch die Tafel ist sehr eilig, da dieselbe noch geraume Zeit zur Herstellung bedarf. Ich rechne mit aller Bestimmtheit darauf, Tafel und Text bis Freitag den 27. zu erhalten, und bitte Sie wiederholt und dringend, unter allen Umständen zu trachten, den Anschluss an die Tabelle zu erreichen.

Auch über die so sehr dringende Angelegenheit betr. des Goethebandes habe ich, trotzdem mein Schreiben seit langer als 14 Tagen bei Ihnen ist, noch keine Silbe vernommen, noch Korrekturen erhalten. Auch hier muss ich bitten, alles noch im alten Jahr zu erledigen, damit wir gleich nach Neujahr den Band ausgeben

In vollkommener Hochachtung Ihr ergebenster

Kürschner

207. AN JOSEPH KÜRSCHNER [TELEGRAMM]

WIEN, 26. DEZEMBER 1889

Auskunft über fragliche Artikel abgegangen.

208. AN JOSEPH KÜRSCHNER

WIEN, 29. DEZEMBER 1889

Hochgeschätzter Herr Professor!

Gleichzeitig mit diesem sende ich den Artikel Geologie, sowie mehreres andere Rückständige ab. Hoffentlich ist Ihnen die Farbentafel, die ich auch beige schlossen, recht. Sie ist einfach, aber instruktiv. Ich glaubte, dass dies die Hauptsache sei, dass man sich mit einem Blick auf die Tafel einfach und leicht orientieren könne, und in diesem Hinblick habe ich sie angefertigt.

Mit vorzüglicher Hochachtung, Ihr ergebenster Rudolf Steiner

209. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 30. DEZEMBER 1889

Sehr geehrter Herr!

Besten Dank für den nun endlich eingegangenen Artikel Geologie nebst der Tafel. Es war gerade die höchste Zeit. Die Anordnung der Tafel hat mir ganz gut gefallen und lasse ich Ihnen, sobald dieselbe hergestellt ist, nochmals eine Korrektur zugehen, die ich natürlich umgehendst zurückerbitte.

Heute möchte ich nur noch die dringende Bitte an Sie richten, mich doch im neuen Jahre nicht so im Stich zu lassen, wie im verflossenen, und mir namentlich für Pierer möglichst rasch weitere Artikel zu senden, zunächst alles noch Restierende aus G und H, dann aber in möglichst kurzer Zeit die bis Schluss K reichenden Artikel. Letzteres ist umso unerlässlicher, als behufs rascherer Förderung des Manuskripts von Neujahr ab die Redaktion hier verstärkt ist und eine gedeihliche Fortarbeit nur möglich ist, wenn die Manuskripte pünktlich und komplett eingehen.

Mit der Bitte, daneben auch die National-Literatur nicht aus den Augen zu verlieren, bin ich in bekannter Hochachtung

Ihr ergebenster Kürschner

210. AN JOSEPH KÜRSCHNER [TELEGRAMM]

WIEN, 23. JANUAR 1890

Artikel G und H fertig, gehen unverzüglich ab, auch folgendes, so dass in nächsten Tagen Anschluss an Termin. Verzeichnis National-Literatur gleichfalls in rascher Folge. Bitte Wiederholung des im Telegramme namentlich geforderten geologischen Artikels

Steiner

211. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER [POSTKARTE]

STUTT GART, 24. JANUAR 1890

Sehr geehrter Herr!

Ihr Telegramm habe erhalten und beantwortet. Hoffe bestimmt, dass diesmal dem Versprechen gemäß Artikel eintreffen. Sie machen sich wirklich keinen Begriff davon, welche kolossale Unannehmlichkeiten mir durch die fortgesetzte Nachhinkerei erwachsen. Es war nicht ein, sondern mehrere geologische Artikel, und wenn Sie dieser Tage die Buchstaben G und H senden, müssen ja die speziell monierten dabei sein. Nur sollte ich diese eben postwendend haben, da wir ja schon mit dem Umbrechen soweit vorgeschritten sind.

Hochachtungsvoll Kürschner

212. AN JOSEPH KÜRSCHNER [TELEGRAMM]

WIEN, 27. JANUAR 1890

Fehlende G-Artikel Eilbrief nachgesandt.

Steiner

213. AN JOSEPH KÜRSCHNER

WIEN, 27. JANUAR 1890

Hochgeschätzter Herr Professor!

Beiliegend die Ergänzung zu den noch in G gebliebenen Lücken. Hoffentlich sind diese Artikel die in Ihrem Telegramme gemeinten. Ich halte die hier gegebene Fassung allein die für unser Lexikon passende.

Mit vorzüglicher Hochachtung Rudolf Steiner

214. AN FRITZ UND AMALIE BREITENSTEIN

WIEN, 30. JANUAR 1890

Meine teuren, lieben Freunde!

Mea culpa, mea maxima culpa, so spreche ich, mich an die Brust schlagend, wenn ich nur daran denke - und ich muss so oft daran denken, dass ich seit meiner Ankunft in Wien noch nicht bei Euch gewesen bin; und doch darf ich sagen, dass mich nur die dringendsten, unbedingt nötigsten Arbeiten abgehalten haben, Euch aufzusuchen. Ich bin nämlich mit einer Arbeit so sehr im Rückstande, dass ich sie jetzt fertigmachen muss, wenn ich mich nicht in die peinlichste Verlegenheit setzen will. Und so musste ich denn Tag für Tag den Besuch aufschieben, so sehr es mich selbst drängte, so sehr mir die gute Fritzi aufgetragen hat und mir fortdauernd in jedem Briefe wieder aufträgt, doch ja zu Euch zu gehen. Aber entschuldigt mich nur für diesmal. Ich will alles nachholen, wirklich nachholen. Ich hoffe nun, Samstag abends so weit zu sein, um Euch aufsuchen zu können. Seid mir nur nicht böse! Ich habe ja Euch so viel, so viel zu erzählen von den schönen Tagen in Hermannstadt.

Man sollte gar nicht glauben, dass wir in einer Stadt sind und uns doch wochenlang nicht sehen. Also hoffentlich bis

In alter Treue

Euer Rudolf Steiner

215. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 31. JANUAR 1890

Sehr geehrter Herr!

Die 3 nachträglich gelieferten geologischen Artikel habe ich erhalten, obwohl ich nach Aussage des betreffenden Herrn Fachredakteurs annehmen muss, dass sich noch ein solcher in Ihren Händen befindet. Ich möchte Sie doch hierdurch wiederholt und dringend bitten, für die Zukunft sämtliche Artikel in der alphabetischen Reihenfolge zu bearbeiten und an mich abzuschicken, da sonst hier der regelmäßige Fortgang der Redaktions- und Revisionsarbeiten wesentlich gestört wird.

Zu dem Artikel «Gebirge» sandte ich Ihnen seinerzeit einen Bogen aus dem Meyerschen Konversationslexikon, den Sie trotz wiederholten Bitten noch nicht zurückgesandt haben. Ich bitte Sie nochmals darum, da der Bogen aus dem hier auf der Redaktion befindlichen Exemplar entnommen wurde.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr sehr ergebener

Kürschner

216. AN JOSEPH KÜRSCHNER [TELEGRAMM]

WIEN, 6. FEBRUAR 1890

Geologische Landesanstalten, Gesellschaften,
Flachlandsaufnahme, Eilbrief abgegangen.

217. AN JOSEPH KÜRSCHNER

WIEN, 11. FEBRUAR 1890

Hochgeschätzter Herr Professor!

Bitte recht sehr die heiligende Korrektur zu berücksichtigen, da Gelbeisenerz und Gelbeisenstein zwei - in Lehrbüchern oft verwechselte - verschiedene Mineralien sind.

Zugleich sende ich auch heute noch weiteres Manuskript und den Bogen aus dem Meyer.

In vorzüglicher Hochachtung Rudolf Steiner

218. AN JOSEPH KÜRSCHNER

WIEN, 12. FEBRUAR 1890

Hochgeschätzter Herr Professor!

Anbei sende ich den noch rückständigen Artikel «Glasartig» .
Von G bleibt jetzt nur noch das mir nachträglich noch eingesandte Gold, das ich unverzüglich mit Eilbrief sende. Gleichzeitig sende ich die Hälfte von H und den Bogen aus

Mit vorzüglicher Hochachtung

Rudolf Steiner

Eine Tafel zum Artikel «Kristall» sende ich in wenigen Tagen.
Soll ich nicht auch zu «Juraformation» eine solche liefern?

219. AN JOSEPH KÜRSCHNER [TELEGRAMM]

WIEN, 13. FEBRUAR 1890

Artikel mit Bildbeilage sende 16. ab. Gebirge, gefritteter Sandstein gehen sofort ab.

Steiner

220. AN JOSEPH KÜRSCHNER [TELEGRAMM]

WIEN, 14. FEBRUAR 1890

Würde gerne Geologie, Geologische Formationen etc. und die Kartenskizze in Korrektur nachsehen. Glasartig und H-Artikel abgegangen.

221. AN JOSEPH KÜRSCHNER

[WIEN,] 16. FEBRUAR 1890

Hochgeschätzter Herr Professor!

Zu meinem ganz besonderen Bedauern sehe ich eben, dass mein Artikel «Geschiebe» noch nicht abgegangen ist; vielleicht ist er nun doch, wenigstens in der Korrektur noch zu verwenden; und ich übersende ihn deshalb schleunig.

In besonderer Hochachtung Rudolf Steiner

RUDOLF STEINER

Briefe

222. AN FRIEDRICH LEMMERMAYER

WIEN, 17. FEBRUAR 1890

Lieber Fritz!

Eben sendet mir Pernerstorfer Deine «Menschen und Schicksale» zur Besprechung für die «Deutschen Worte», und ich freue mich sehr auf die Lektüre. Wir sehen uns wohl morgen abends bei Pfarrers.

Herzlichst

Dein Rudolf Steiner

223. AN JOSEPH KÜRSCHNER

[WIEN, FEBRUAR 1890]

Hochgeschätzter Herr Professor!

Beifolgend endlich den Artikel Gold. Ich konnte ihn, trotzdem ich in jeder Weise knapp zu sein versuchte, nicht unter 250 Zeilen liefern.

In vorzüglicher Hochachtung Rudolf Steiner

224. AN JOSEPH KÜRSCHNER

WIEN, 1. MÄRZ 1890

Hochgeschätzter Herr Professor!

Wahrhaft glücklich bin ich darüber, dass ich nun endlich imstande bin, Ihnen auch die Korrektur der National-Literatur in rascher Folge zu schicken. Der Anfang geht heute ab. Glauben Sie mir, dass ich es tief bedauere, dass Sie unter den Ihnen von mir bereiteten Unannehmlichkeiten fortwährend zu leiden haben. Ich werde nach Kräften bemüht sein, dergleichen in der Zukunft hintanzuhalten. Ich habe den Ersatz für die nun leider nicht zustande gekommenen Tafeln geschaffen in der Form von einfachen Figuren, die leicht in der Druckerei selbst gemacht werden können, und hoffe, dass Sie in dieser Hinsicht mit mir einverstanden sein werden. Die Sache folgt schon mit der nächsten Korrektursendung.

Noch einmal um Entschuldigung bittend

ganz ergebenst Rudolf Steiner

225. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 2. MÄRZ 1890

Sehr geehrter Herr!

Die kolossalen Verzögerungen, welche in der letzten Zeit wieder bei Ihren Artikeln eintraten, nötigen mich leider, Ihnen diese Zeilen zu schreiben und Sie auf das höflichste, aber auch dringendste zu bitten, sowohl die Termine pünktlich einzuhalten und zu trachten, sobald als möglich Anschluss an die Tabelle zu erreichen, als auch die Artikel so zu bearbeiten, dass dieselben trotz ihrer Kürze es mit denjenigen unserer Konkurrenten aufnehmen können. Wir dürfen diesen an Inhalt keineswegs nachstehen, und es ist daher absolut notwendig, dass alles berücksichtigt wird, was Meyer bringt, und namentlich Literaturangaben möglichst vollständig gegeben werden. Wenn Ihnen für einen Artikel etwa 30 Zeilen vorgeschrieben sind, so ist das der hier schon berechnete knappste Raum, und es ist deshalb unrichtig, einen Artikel abzuliefern, der etwa nur 5-6 Zeilen enthält, wie in letzter Zeit mehrfach vorgekommen. Vor allen Dingen aber ist raschere Lieferung unbedingt notwendig; dann ist auch die Möglichkeit vorhanden, einen mangelhaft bearbeiteten Artikel nochmals zurückgeben und ihn rechtzeitig wieder haben zu können. Ich muss, soll die Arbeit überhaupt einen gedeihlichen Fortgang haben, bis längstens Ende dieses Monats im Besitze des vollständigen Manuskripts bis zum Schluss des Buchstaben L sein.

Der Tafel «Kristall» und «Juraformation» sehe ich in Bälde entgegen. Für erstere sende ich Ihnen die alten Tafeln mit, aus denen Sie das Nötige auswählen mögen, letztere muss auch enthalten: Archaeopteryx, Ichthyosaurus und Belemniten.

Hochachtungsvoll Kürschner

226. AN BERNHARD SUPHAN

WIEN, 3. MÄRZ 1890

Hochgeschätzter Herr Direktor!

Vielen Dank für Ihren liebenswürdigen Brief und Ihre Postkarte. Es freut mich ganz besonders, wenn Sie mit der Art, wie ich über die Bedeutung des Archivs gesprochen habe, zufrieden und einverstanden sind. Ich glaube auch Ihrem Wunsche entsprechen zu haben, die ethische Bedeutung des Archivs besonders zu betonen. Dass der Gruß an Sie, verehrtester Herr Professor, aus vollem dankbaren Herzen in den Vortrag eingeflossen ist, brauche ich wohl nicht ausdrücklich zu erwähnen. Ich freue mich auf die Zeit, die ich wieder in Ihrer mir so werten Gegenwart zubringen werde. Mit der Art und Weise, wie Sie äußerlich meine Archivarbeit zu regeln gedenken, bin ich ganz einverstanden. Über die Höhe eines monatlichen Betrages können wir wohl am besten nach meiner Ankunft verhandeln. Was Ihre liebenswürdige Mitteilung in betreff des Ordners der naturwissenschaftlichen Schriften anbelangt, so denke ich, es wäre wohl am besten, die Sachen blieben in den Kästen so, wie sie liegen, da ich ja ein sorgfältiges Verzeichnis alles Vorhandenen mir bereits angelegt habe.

Die Blätter der «Chronik», welche Sie gewünscht haben, konnte ich mir erst heute verschaffen. Ich sende Ihnen je zwei Exemplare und bitte Sie, verehrtester Herr Professor, Heft I des 5. Jahrgangs, worinnen ein Auszug meines Vortrages ist, Serenisimae gütigst überreichen zu wollen. Sie haben selbst gewünscht, dass die Nummer in ihre Hand kommt.

Ich komme jedenfalls zu Ostern oder wenige Wochen danach. Die genaue Zeitangabe meiner Ankunft werde ich entsprechend früher brieflich machen.

Mit dem Ausdrucke besonderer Hochachtung bin ich

Ihr ergebenster

RUDOLF STEINER

Briefe

Rudolf Steiner

Dr. Eduard von der Hellen und Dr. Wähle beste Empfehlung!

227. AN FRITZ UND AMALIE BREITENSTEIN

WIEN, 5. MÄRZ 1890

Meine lieben Freunde!

Vorerst herzliches Prosit am heutigen Tage. Wenn Ihr einverstanden wäret, so käme ich gerne dreiviertelneun Uhr abends zur «Linde», wo wir eine Stunde zur Feier des heutigen Tages beisammensitzen könnten. Ihr findet mich jedenfalls dort. Könnt Ihr nicht kommen, so ist vielleicht Fritz so gut und lässt mir im Cafe Griensteidl Nachricht, wo ich zwischen drei und vier jedenfalls bin. T T ... _

Herzlichst Euer

Rudolf Steiner

228. AN ROSA UND KARL MAYREDER

WIEN, 21. MÄRZ 1890

Verehrteste gnädige Frau und verehrtester Herr Professor!

Dr. Lang teilt mir mit, dass Sie heut Abend gerne am Goethe-Abende teilnehmen möchten. Ich erlaube mir deshalb, Ihnen beifolgend zwei Karten zu schicken und bemerke zugleich, dass der Vortrag im Festsale des Ingenieur- und Architekten-Vereines (L, Eschenbachgasse 9) stattfindet. In besonderer Hochachtung

Rudolf Steiner

229. AN JOSEPH KÜRSCHNER

WIEN, 23. MÄRZ 1890

Hochgeschätzter Herr Professor!

Aus Ihrem letzten geehrten Schreiben ersehe ich, dass Sie die Pierer-Artikel so bearbeitet wissen wollen, dass sie in jeder Hinsicht mit dem Meyer konkurrieren können. Ich habe bei allen folgenden Artikeln dies Prinzip streng eingehalten und es werden Ihnen die Artikel nun in den nächsten Tagen unbedingt zugehen. Bis Ende März sind Ihrem Wunsche gemäß bestimmt alle Artikel bis Schluss L in Ihren Händen. Hammerschmidt, Hauer, Haushofer sende ich voraus, damit sie nicht zu spät kommen.

In vorzüglicher Hochschätzung Ihr ergebenster

Rudolf Steiner

230. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 26. MÄRZ 1890

Sehr geehrter Herr!

Bereits unterm 1. 3. teilten Sie mir mit, dass Sie nunmehr in rascher Folge die Korrekturen von Goethe XXXV. erledigen und mir auch die als Ersatz für die Tafeln bestimmten Figuren angeben würden. Ich habe leider seit den damals mitgesandten Bogen 1 und 2 nichts mehr erhalten und möchte deshalb hiermit aufs dringendste gebeten haben, die Korrektur dieser beiden Halbbände jetzt so rasch als möglich zu fördern, da wir dringend Material zur Ausgabe brauchen. Die letzten Bogen sind Ihnen bereits am 24. 10., also vor genau einem halben Jahre zugegangen. Indem ich also nochmals dringend um recht rasche Förderung der Korrekturen, Übersendung der Vorlagen zu den Figuren und ebenso rasche seinerzeitige Erledigung der Revisionen bitte, bin ich

in vollkommener Hochachtung, Ihr ergebenster Kürschner

231. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 27. MÄRZ 1890

Sehr geehrter Herr!

Besten Dank für die übersandten Artikel aus H, die gerade noch recht kamen, um eingeschoben werden zu können. Ich bitte nochmals aufs dringendste, die Artikel bis Schluss L möglichst rasch an mich gelangen zu lassen. Wie weit Sie hinter der Tabelle und hinter sämtlichen Mitarbeitern sind, die fast ausnahmslos größere und schwierigere Gebiete haben als Sie, mögen Ihnen die nachstehend wiederholt angegebenen Termine zeigen. Es war zu liefern:

den 31.10. 89 bis Homilien

den 28.11. 89 bis Irkutsk

den 27.12. 89 bis Kinkel

den 24.1. 90 bis Krakau

den 21.2. 90 bis Leim

den 21.3. 90 bis Mammers.

Hiernach sollten heute alle Artikel bis Schluss L in meinem Besitz sein; Sie aber sind noch nicht einmal mit denen fertig, welche im Oktober 89 fällig waren. Wenn Sie nur einigermaßen einen Begriff von der Arbeit haben, welche die Herstellung eines Lexikons macht, so werden Sie wohl mein fortgesetztes Drängen begreiflich finden und sich eine Vorstellung machen können, in welcher ungeheurer Weise der regelmäßige Fortgang der Redaktionsarbeiten hier gestört ist.

Was Ihre Bemerkung wegen der Konkurrenzfähigkeit der Artikel anlangt, so ist das doch wohl ganz selbstverständlich, dass wir bei aller Kürze nicht nur nicht hinter Meyer etc. zurückstehen dürfen, sondern wo irgend Gelegenheit, Neues als dieser, der doch schon mehrere Jahre alt ist, bringen müssen, was sich namentlich auch auf Angaben von Literatur etc. erstreckt. In

RUDOLF STEINER

Briefe

diesem Sinne bitte ich alle die folgenden Artikel gleich von
Haus aus zu bearbeiten.

Hochachtungsvollst, Kürschner

232. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 2. APRIL 1890

Sehr geehrter Herr!

Hierdurch teile ich Ihnen mit, dass der Verlag neuerdings wieder aufs entschiedenste ein schnelleres Erscheinen des Pierer, vor allem aber einen möglichst raschen Abschluss der redaktionellen Arbeiten verlangt und dass ich infolgedessen genötigt bin, die Herren Mitarbeiter aufs dringendste zu bitten, mir in möglichst rascher Folge die bearbeiteten Manuskripte zugehen zu lassen. Ich ersuche deshalb auch Sie, mir jedenfalls spätestens bis 10. 4. alle Artikel bis Schluss H, spätestens zum 1. 5. aber sämtliche Artikel bis Schluss L zugehen zu lassen.

Auf die Notwendigkeit der Konkurrenzfähigkeit unserer Artikel mit denen von Meyer habe ich ja schon einmal hingewiesen.

Einer freundlichen Antwort entgegensehend, ob ich mit Bestimmtheit auf Erfüllung meiner Bitte rechnen darf, bin ich in vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster, Kürschner

233. AN JOSEPH KÜRSCHNER [TELEGRAMM]

WIEN, 9. APRIL 1890

H-Artikel gehen mit Eilbrief ab.

Steiner

234. AN JOSEPH KÜRSCHNER

WIEN, 9. APRIL 1890

Hochgeschätzter Herr Professor!

Anbei sende ich Ihnen laut meiner Depesche sämtliche noch restierende H-Artikel in drei Briefen.

I. von Hebert - Henk

II. von Höfflich - Höhle

III. von Hornstein - Hypoklarit und einigen Nachtrag.

Mit vorzüglicher Hochachtung Rudolf Steiner

235. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTT GART, 2. MAI 1890

Sehr geehrter Herr!

Wieder sind einige Wochen seit meiner letzten Mahnung verstrichen, und immer noch nimmt die Korrektur der Goethebände keinen Fortgang. Die Bände müssen jetzt unter allen Umständen in rascher Folge erscheinen und bitte ich deshalb nochmals dringendste die Korrektur sowie später die Revision sehr zu beschleunigen und mir bis Anfang nächster Woche eine größere Anzahl Bogen zugehen zu lassen.

Hochachtungsvoll Kürschner

236. AN BERNHARD SUPHAN

WIEN, 18. MAI 1890

Hochgeschätzter Herr Direktor!

Sie werden gewiss erstaunt, vielleicht auch ungehalten darüber sein, dass ich mit der Übernahme meiner Verpflichtungen in Weimar so lange zögere. Allein unabänderliche Privatverhältnisse zwingen mich zu dieser Verzögerung. Es sollen aber jetzt nur mehr wenige Wochen vergehen bis zu meinem Eintreffen in der deutschen Musenstadt. Ich habe mittlerweile hier so viel vorgearbeitet, als nach dem von mir in Weimar bereits durchgearbeiteten Materiale möglich war. Hoffentlich entschuldigen Sie meine Säumnis gütigst.

Sie nur noch bittend, mich den Doktoren von der Hellen und Wähle bestens zu empfehlen, bin ich mit besonderer Hochschätzung

Ihr Rudolf Steiner

237. AN HEINRICH VON STEIN

WIEN, 27. MAI 1890

Sehr geehrter Herr!

Hierdurch bitte ich Sie recht sehr, mir zu sagen, ob das gleichzeitig mit diesem Briefe an Sie eingesandte Buch über «Erkenntnistheorie» nicht als Promotionsabhandlung dienen kann. Es wäre mir das außerordentlich angenehm. Gleichzeitig möchte ich bemerken, dass ich auf keinen Fall in Jena, am liebsten in Rostock promovieren wollte. Den Grund, warum in Jena nicht, kann ich Ihnen, wenn Sie darauf reflektieren, mitteilen. Ich erbitte mir also gütige Auskunft, ob mein Buch als Promotionsabhandlung [dienen kann] und ob ich in Rostock promovieren kann. Um die formelle Betreuung der Sache werde ich Sie, nachdem ich über diese Fragen orientiert bin, umgehend bitten. Ich möchte auf jeden Fall Philosophie als Hauptfach haben.

Ihren freundlichen Zeilen entgegensehend, hochachtend, Rudolf Steiner

Ihr Brief anbei. Die «Erkenntnistheorie» liegt bei.

Ich sende sofort dann alles von Ihnen Geforderte an Sie.

238. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 7. JUNI 1890

Sehr geehrter Herr!

Ein zur Zeit bestehender Mangel an druckfertigen Bogen, dann aber auch eine bedeutende Ebbe in Manuskript überhaupt zwingt mich, Ihnen heute wiederholt in Sachen der Goethe-Bände (Naturwissenschaftliche Schriften) zu schreiben und Sie dringend zu bitten, doch die Korrekturen zu Band III, 1 und 2, schneller zu erledigen. Der Satz des ganzen Bandes hat vom 18. 9.-24. 10. v. Js. gedauert, der erste Bogen Korrektur kam am 5. 3. und jetzt nach Verfluss von 3 Monaten sind erst 6 Bogen Korrektur fertig. Ich muss wöchentlich mindestens 3-4 Bogen erhalten, da der Band sonst nicht einmal in diesem Jahre fertig wird.

Gleichzeitig bitte ich auch, den 4. Band nicht aus den Augen zu verlieren und mir das Manuskript, das ja wohl inzwischen nahezu fertiggestellt ist, sobald als möglich zugehen zu lassen. Der Verlag treibt unaufhörlich und wünscht endlichen Abschluss des Unternehmens, da die Abnehmer im höchsten Grade ungeduldig werden.

Bei der Gelegenheit bitte ich auch noch um Angabe, wie sich der Inhalt der beiden Halbbände III 1 und III 2 nunmehr gruppiert, da derselbe ursprünglich nur für einen Band aufgestellt war. Ebenso wäre ich dankbar für eine Mitteilung, ob auch für den 4. Band der «Naturwissenschaftlichen Schriften» Illustrationen zu erwarten sind und bitte in dem Fall um gefällige Vorschläge.

In vollkommener Hochachtung Ihr ergebenster, Kürschner

239. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 10. JUNI 1890

Geehrter Herr!

Ich ersuche Sie hiermit nochmals so höflich als dringend um gefällige postwendende Zurücksendung der noch in Ihren Händen befindlichen Pierer-Manuskripte von I-M. Dieselben müssen längstens anfangs kommender Woche in unserem Besitze sein, damit kein Aufenthalt in dem ganzen Werke entsteht. Bitte also, senden Sie selbige nach Empfang dieses sogleich an mich per Post ab.

Hochachtend Joseph Kürschner

240. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTT GART, 10. JUNI 1890

Sehr geehrter Herr!

Das Nichteintreffen Ihrer Artikel für den Pierer sowie sachliche Klagen unseres Fachredakteurs über die Fassung der Artikel haben mich leider genötigt, die von Ihnen bearbeiteten Gebiete anderweit zu vergeben. Sie sind jetzt bei H, während die Redaktion kontraktlich verpflichtet ist, am Sonnabend bis Me. . . abzuliefern!!! Ich bitte Sie deshalb freundlichst, mir umgehend sämtliche Manuskriptblätter zurückzusenden.

Mit freundlichem Gruß, immer der Ihrige Kürschner

241. AN JOSEPH KÜRSCHNER [TELEGRAMM]

WIEN, 13. JUNI 1890

Brief eben erhalten. Meine Artikel bis auf kleine Lücken fertig und sämtlich Montag früh bearbeitet in Ihren Händen. Bitte recht sehr um Antwort. Steiner Notiz von Joseph Kürschner für Dr. Fünfstück und dessen Antwort:

Steiner ist um Rückgabe aller Artikel gebeten worden, da aus technischen und kritischen Gründen auf seine Mitarbeit verzichtet wurde. Er telegraphiert darauf das obige. Ich ersuche um Ihre Mitteilung, ob diese Artikel angenommen werden sollen oder nicht. K.

Ich bin der Meinung, dass man sich nicht darauf einlässt. Die Worte «bis auf kleine Lücken» flößen mir wenig Vertrauen ein, und wenn es auch diesmal vielleicht wirklich nur kleine Lücken wären, so bin ich fest davon überzeugt, dass doch bald der alte Trödel beginnen würde. Bisher war es wenigstens stets so. F.

242. AN BERNHARD SUPHAN

WIEN, 21. JUNI 1890

Hochgeschätzter Herr Professor!

Rechnen Sie es mir nicht zu schlimm an, wenn an Stelle des Schreibers noch einmal nur dieser Brief bei Ihnen eintrifft. Ich kann mir in Anbetracht von Dingen, die ich nicht ändern kann, nicht anders helfen. Am liebsten wäre ich ja gleich nach dem Eintreffen Ihrer werten Postkarte abgereist. Ich sehe es ganz gut ein, dass Sie mich anfänglich nur in Ihrer Gegenwart in Weimar haben wollen. Und dies soll auch nicht anders geschehen. Doch möchte ich Sie bitten, falls Ihnen das gegenüber Serenissimae nicht Unannehmlichkeiten bereitet, folgenden Vorschlag anzunehmen. Derselbe wird ja in Ansehung des Umstandes nicht unannehmbar sein, als der erste von mir redigierte Band so weit ist, dass er vierzehn Tage nach meinem Eintreffen in Weimar druckfertig sein wird. Ich könnte nämlich, selbst wenn ich alles außer acht ließe, nicht anders, als zwischen dem 4. und 8. Juli in Weimar eintreffen. Da bliebe also nur noch eine Woche etwa vor Ihrem Urlaube. Wäre es nun nicht möglich, dass ich erst nach Ihrer Rückkehr im Archive zu arbeiten anfinge? Mir wäre damit außerordentlich gedient, da ich vorher nicht ohne Opfer erscheinen kann. Doch bitte ich dabei fortwährend zu berücksichtigen, dass ich Ihnen nicht im geringsten Unannehmlichkeiten bei Serenissimae machen will und dass, wenn Sie mir schreiben, dass mein verspätetes Kommen solche im Gefolge hätte, ich unbedingt Anfang Juli in Weimar bin. Ich lege also alles in Ihre Entscheidung. Nehmen Sie es mir nur nicht übel, dass ich durch mein zu optimistisches Ansehen der Dinge im vorigen Jahre einen früheren Termin angegeben habe, als ich jetzt einhalten kann.

Also richten Sie, verehrtester Herr Professor, die Sache nur nach Ihrem Ermessen ein und teilen Sie mir Ihre Entscheidung bald mit. Mir würde, wie gesagt, der Aufschub einen Stein vom Her-

RUDOLF STEINER

Briefe

zen nehmen, doch will ich gerne gleich kommen, wenn es sonst nicht geht. Es wartet auf Ihre baldige Antwort und bittet Sie nochmals um Entschuldigung

ganz Ihr Rudolf Steiner

243. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 21. JUNI 1890

Sehr geehrter Herr!

Sie werden mein Telegramm erhalten haben. Ich hätte selbstverständlich, obgleich ich nicht zuletzt unter der fortgesetzten Verzögerung der Artikelsendungen schwer gelitten habe, gern gesehen, wenn Sie weiter Mitarbeiter am Pierer geblieben wären. Leider aber war dies ganz unmöglich. Unser Fachredakteur für den naturwissenschaftlichen Teil, Dozent am hiesigen Polytechnikum, Dr. Fünfstück, ebenso wie die andern Redakteure sind zu pünktlicher Ablieferung bestimmter Serien verpflichtet. Wenn er dann nicht fertig wurde, berief er sich hauptsächlich darauf, dass die Nachträge von Ihnen ihm eine wesentliche Mühe machten, was denn auch nicht zu leugnen ist, außerdem aber hat er vom Anbeginn seiner Tätigkeit an schwere sachliche Bedenken geltend gemacht, die zu prüfen ich nicht in der Lage bin und bei denen ich mich naturgemäß auf sein Urteil verlassen musste. Um Ihnen zu zeigen, wie sehr ich bemüht war, das alte Verhältnis aufrecht zu erhalten, sende ich Ihnen Ihr Telegramm mit einer Korrespondenz zwischen mir und Dr. F., die ich aber als vertraulich zu betrachten bitte und um deren Rücksendung ich bitten möchte.

Ich hoffe übrigens, dass wir uns bei andern Gelegenheiten um so mehr treffen und sehe ich namentlich möglichst bald der Einsendung des National-Literatur-Bandes entgegen.

Mit vorzüglicher Hochachtung stets Ihr sehr ergebener Kürschner

244. AN JOSEPH KÜRSCHNER [TELEGRAMM]

WIEN, 30. JUNI 1890

Fertige Korrekturen des dritten Bandes so aus, dass Schluss bis 5. Juli, Manuskript des vierten bis 10., längstens 12. Juli, in Ihrer Hand verlässlich. Brief sofort folgend.

Steiner

245. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTT GART, 5. JULI 1890

Sehr geehrter Herr!

Ihr Telegramm vom 30. v[origen] M[onats] ist in meinen Händen, in dem Sie versprechen, die Korrekturen des dritten Bandes bis 5. Juli zu liefern. Seit 5. März sind jedoch bis heute nur 8 Bogen eingegangen und verstehe ich eigentlich nicht, wie Sie die 34 Bogen fertig bringen wollen. Um so sicherer sehe ich der Einsendung des 4ten Bandes entgegen, da, wie Sie sich denken werden, uns jetzt sehr daran liegt, die National-Literatur zu einem Abschluss zu bringen. Ich hoffe sicher, von Ihnen das Versprochene recht bald zu erhalten und bin mit bekannter Hochachtung

Ihr sehr ergebener Kürschner

246. AN BERNHARD SUPHAN

WIEN, 12. JULI 1890

Hochgeschätzter Herr Direktor!

Vielen Dank für Ihre Mitteilung. Ich dachte mir wohl im Vorhinein, dass sich die Sache in der von Ihnen angegebenen Weise am besten machen wird. Hierdurch will ich Ihnen nur mitteilen, dass ich spätestens zwischen 15. und 20. September eintreffen werde und Sie dann schon in Weimar zu finden hoffe. Es erübrigt mir nur noch, Ihnen recht frohe Ferien zu wünschen und Sie zu bitten, die Herren im Archiv bestens von mir zu grüßen.

Stets Ihr hochachtungsvoll ergebener Rudolf Steiner

Für die Kreuzbandsendung bestens Dank.

247. AN ROSA MAYREDER

GUT BERGHOF IN UNTERACH AM ATTERSEE, 28. AUGUST 1890

Geschätzteste gnädige Frau!

Vor allen anderen Dingen vielen Dank für Ihr liebes Briefchen. Verzeihen Sie, dass ich Ihnen das «Tagebuch» noch immer nicht überschickt habe, aber ich trenne mich schwer von dieser Ihrer vielversprechenden Arbeit. Ich möchte sie Ihnen gerne selbst in Waidhofen übergeben. Dort Sie aufzusuchen, drängt es mich schon deshalb, weil ich noch einiges über Ihre anderen Arbeiten mit Ihnen besprechen will. Ich habe sie nun zum Abschreiben gegeben und hoffe nur, dass die Sache bald in Fluss kommt. Wenn ich es irgend machen kann, so suche ich Sie also in Waidhofen auf. Ich stelle mir vorläufig die Sache so vor, dass ich die Reise nach Wien über Waidhofen mache. Ich freue mich, Sie wiederzusehen.

Ich war bis gestern hier wie vermauert, hatte niemanden, mit dem ich ein Wort hätte sprechen können. Gestern stellte sich der liebe Eck ein und Sie können sich denken, wie sehr ich mich gefreut habe. Leider konnte er mir recht wenig von Ihnen erzählen, da Sie sich kaum mehr in Bellevue haben sehen lassen.

Zu Ihrer Freiheit beglückwünsche ich Sie auf das herzlichste. Sie haben es ja wiederholt von mir gehört, wie hoffnungsvoll ich die allseitige, uneingeengte Entfaltung Ihrer so bedeutsamen und vor allem mir tief sympathischen Begabung begrüße. Deshalb auch diesmal ein herzliches, volltreuliches «Glückauf» zu allem, was Sie während dieses Ihres Sommeraufenthaltes unternehmen. Wenn wir nur in Waidhofen recht viel über solches Neuestes aus Ihrem Pulte sprechen könnten!

Damit und mit den herzlichsten Grüßen an Ihren lieben Gemahl

in voller Hochschätzung, Ihr Steiner

248. AN BERNHARD SUPHAN

WIEN, 5. SEPTEMBER 1890

Hochgeschätzter Herr Direktor!

Vielen Dank für Ihre Postkarte, die ich mir dahin zu beantworten erlaube, dass ich längstens am 25. September in Weimar bin. Es macht sich das insofern wohl ganz gut, als ich nicht zur Zeit Ihrer Abwesenheit dort eintreffen möchte. Ich freue mich außerordentlich, Sie wieder begrüßen zu können und hoffe, dass ich Sie in bestem Befinden antreffen werde. Hoffentlich finde ich bald Privatwohnung. Und somit auf Wiedersehen und in besonderer Hochschätzung

Ihr ergebener Rudolf Steiner Dr. von der Hellen und Wähle
meine besten Grüße!

249. AN ROSA MAYREDER

WIEN, 17. SEPTEMBER 1890

Geschätzteste gnädige Frau!

Durch meine Ungeschicklichkeit ist zu meinem übergroßen Ärger die Abschrift Ihrer Schriften bis zur Stunde noch nicht zu Ende besorgt. Ich erwartete, sie schon vorzufinden. Das war aber nicht der Fall, weil ich bei meiner Abreise vergessen, Format und sonstige Abschreibespezifikation anzugeben und zu alledem dem Abschreiber meine Ferienadresse nicht zurückgelassen habe. Ich habe aber gesorgt, dass die Sache jetzt so schnell wie möglich geschieht. Fast fürchte ich nun, dass ich durch meine Schuld um Ihre samstägige Hierherreise komme. Sollten Sie dieselbe aber doch ausführen, dann würde ich mich unendlich freuen. Wollten Sie mir diese Freude machen?

Auf jeden Fall möchte ich die Manuskripte bis Mitte der nächsten Woche zum Absenden haben, da jetzt eben die beste Zeit ist.

Lino sprach ich gestern. Er schlug mir vor, morgen Donnerstag mit ihm nach Bellevue zu gehen. Ich weiß noch nicht, ob ich das werde bewerkstelligen können, da ich gezwungen bin, mit dem Reste meiner Zeit in Wien außerordentlich ökonomisch umzugehen. Sobald ich die Abschriften habe, sende ich sie, wenn Sie nicht vorziehen sollten, dieselben Samstag selbst in Empfang zu nehmen.

Nun möchte ich Ihnen nur noch herzlichsten Dank für Ihre Liebenswürdigkeiten während meines - leider so kurzen - Waidhofener Aufenthaltes sagen. Es war ein schöner

Abend und Tag! In freundschaftlicher Hochschätzung

Ihr Steiner

250. AN JOSEPH KÜRSCHNER [TELEGRAMM]

WIEN, 21. SEPTEMBER 1890

Freundlichst angezeigter Betrag noch nicht eingetroffen.

Bitte sofortigst Erledigung.

Steiner

251. AN ROSA MAYREDER

WIEN, 21. SEPTEMBER 1890

Geschätzteste gnädige Frau!

Sende eben die Kopien ab, soweit ich sie erhalten habe. Das übrige lasse ich folgen, sobald ich es erhalten werde. Hoffentlich sind Sie wohlbehalten in Waidhofen angekommen und genießen den Rest des Sommers in Ihnen erfreulicher Weise. Ihr Herr Gemahl soll sich doch nicht zu sehr verprojektizieren.

Freundschaftlichst, Rudolf Steiner

252. AN ROSA MAYREDER

WIEN, 28. SEPTEMBER 1890

Geschätzteste gnädige Frau!

Leider hat der Bursche die «Sonderlinge» nicht mehr vor meiner Abreise besorgt. Sie erhalten dieselben durch gütige Vermittlung von Frau Pauline Specht, Wien IX., Kolingasse 19, die auch die Liebenswürdigkeit haben wird, die Rechnung zu bezahlen, weshalb ich Sie bitten muss, den Betrag, wie er aus der Rechnung ersichtlich sein wird, an ihre Adresse zu senden. Ich schreibe Ihnen bald nach meiner Ankunft in Weimar. Die Kopie bitte ich an mich: Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv, zu senden.

Vor der Abreise nur noch herzlichen Dank für Ihre lieben warmen Zeilen und nochmals besten Abschiedsgruß Ihnen und Ihrem lieben Herrn Gemahl.

In besonderer Hochschätzung

Ihr

Rudolf Steiner

FRIEDRICH THEODOR VISCHER AN RUDOLF STEINER

[POSTKARTE]

[STUTTGART, 3. JULI 1882]

W[erter] H[err]!

Entschuldigen Sie diese flüchtige Form. Ich habe die gütig zugesandten Blätter mit Interesse gelesen, um aber eingehend zu schreiben, fehlt mir die Muße; daher diese Korrespondenzkarte, die eigentlich nur eine Empfangsanzeige ist, damit Sie nicht länger im Ungewissen sind. Ich bin sehr überhäuft. - Der Überarbeitung bedarf Ihr Aufsatz wohl allerdings noch, speziell die Stelle vom Zeitbegriff. - Noch einmal: sehen Sie meine Eile nicht als Mangel an Interesse für Ihre Studie an!

Hochachtungsvoll

Ihr ergebener Fr. Vischer

JOSEF KÖCK AN RUDOLF STEINER [POSTKARTE]

WIENER NEUSTADT [12. APRIL 1883]

Lieber Freund!

Ich ersuche Dich, wenn es Dir möglich ist, mir durch Freund Schober das entzückend schöne Fragment Missons zu senden. Ich werde doch versuchen - so viel es eben in meinen schwachen Kräften steht -, es fertig zu bringen. Freilich habe ich schon sehr viel an Fühlung mit dem Dialekt verloren - doch ich will Mut und Zuversicht fassen. Gelingt es, ist's gut! Mehrere Andeutungen in Bezug auf das Fragment, Dialekt und Fortführung wären natürlich sehr erwünscht. Einstweiliges Stillschweigen wird erbeten!

Ich schliesse mit Gruß, Dein Josef Köck

AN JOHANNES GRUNOW [BRIEFENTWURF]

[BRUNN AM GEBIRGE, 23. MÄRZ 1884]

Euer Wohlgeboren!

Nicht weil es eine alte Gepflogenheit ist, dass man sich mit einem im Erscheinen begriffenen Buche an die bekannten Journale mit der Bitte um Aufnahme einer Besprechung wendet, erlaube ich mir den beifolgenden ersten Band meines Kommentars zu Goethes naturwissenschaftlichen Schriften (das Ganze umfasst drei Bände der von Prof. Kürschner herausgegebenen deutschen National-Literatur) Euer Wohlgeboren zu übersenden, sondern weil es mir wirklich eine ganz besondere Befriedigung gewähren würde, wenn gerade «Die Grenzboten» eine Anzeige desselben brächten. Sie überragen ja die Journale mit ähnlicher Tendenz durch Ihre unbefangene Würdigung berechtigter Bestrebungen um ein ungeheures. Wo anders als gerade da sollte daher meine Auffassung von Goethes naturwissenschaftlichen Anschauungen, die von den bisher geltend gemachten sehr abweicht, eine objektive Beurteilung suchen. Man hat bisher Goethes

[Hier bricht der Entwurf ab.]

AN EINEN PHILOSOPHEN

BRUNN AM GEBIRGE, 1. MAI 1884

Euer Hochwohlgeboren!

Gestatten Euer Hochwohlgeboren, dass ich Ihnen hiermit den ersten Band meines Kommentars zu Goethes naturwissenschaftlichen Schriften übersende. Das Ganze wird in drei Bänden in Prof. Jos. Kürschners «Deutscher National-Literatur» erscheinen. Dieser erste Band kann als selbständiges Ganzes gelten. Er behandelt Goethes Organik. Dass ich mir erlaube Euer Hochwohlgeboren das Buch vorzulegen, bitte ich recht sehr damit zu entschuldigen, dass ich mit demselben einen Gegenstand vor das Forum der Philosophie bringe, der bisher fast ausschließlich entweder von Philologen oder von Naturforschern behandelt wurde.

Ich glaube nun bewiesen zu haben, dass allein die philosophische Behandlung die eigentliche Bedeutung dieses Gegenstandes klarlegt. Es scheint mir mit Goethes wissenschaftlichen Bestrebungen der Weg betreten zu sein, der zu einer wahren Organik als Wissenschaft führt. Goethe ist, wie ich glaube, dazu durch eine Weiterentwicklung derjenigen Gedanken gekommen, die auch Kant in der Kritik der Urteilskraft über das Verhältnis von Begriff und Erscheinung beim Organismus angedeutet hat. Kant sieht dieses Verhältnis ja für ein ganz anderes an, als es das von Begriff und Erscheinung in der unorganischen Natur ist. Eine Erklärung des Organischen hält er deshalb nicht für möglich, weil das Allgemeine unseres Verstandes nur ein Analytisches ist, welches seinen Inhalt außer sich - in der sinnlichen Anschauung - hat, während doch im Organischen das Allgemeine - der Begriff - aus sich selbst heraus sich seinen Inhalt geben müsste, so dass Gesetz und Anschauung hier identisch wären. Goethe nahm für den Menschen ein Erkenntnisvermögen in Anspruch, das das letztere imstande ist und gründete darauf eine Theorie des Organischen. Hier möchte ich jenen Wendepunkt

in der Geschichte des geistigen Lebens verzeichnen, wo die Organik sich zu einer selbständigen Wissenschaft zu erheben [anschickt], in dem sie unser Begriffssystem um jene Begriffe erweitert, die uns das Organische ebenso erklärlich machen, wie uns unsere Begriffe von der unorganischen Natur diese letztere begreiflich machen.

Es würde mir zur besonderen Befriedigung gereichen, wenn Euer Hochwohlgeboren von Ihrem Standpunkte aus in der Bedeutung, die ich Goethe zuspreche, nichts Unstatthaftes zu sehen veranlasst wären, insbesondere darinnen, dass ich jenen Schritt, den Goethe nach meiner Ansicht über Kant hinaus macht, gerechtfertigt finde.

Verzeihen Euer Hochwohlgeboren, wenn ich mir zugleich hiermit die Bitte erlaube, Sie, hochverehrter Herr, möchten mich in meinen Bestrebungen durch eine gütige Besprechung meines Buches an einem von Ihnen geeignet erachteten Orte freundlichst unterstützen. Es ist ja heute so schwer, mit Arbeiten, die das philosophische Gebiet betreten, noch dazu, wenn sie mit vielen entgegengesetzten Ansichten zu kämpfen haben, durchzudringen.

Indem ich nochmals recht sehr bitte, mir meine Freimütigkeit nicht übelzunehmen, empfehle ich mich dem Wohlwollen Euer Hochwohlgeboren als Ihr ergebenster Verehrer

Rudolf Steiner

AN DEN WIENER LANDESSCHULRAT [BRIEFENTWURF]

WIEN, 27. OKTOBER 1885

Hoher Landesschulrat!

Der Gefertigte bittet einen hohen Landesschulrat, seinen Sohn Otto, Schüler der ersten Klasse des Staats-Gymnasiums in Wien IX. Wasagasse 10, vom Unterrichte im Zeichnen zu befreien und stützt sich hierbei auf das beifolgende ärztliche Zeugnis, welches besagt, dass der Schüler wegen Schwachsichtigkeit und Neigung zu Gehirnkongestionen an diesem Unterrichte nicht teilnehmen kann.

Ladislaus Specht

AN FRIEDRICH ZARNCKE

BRUNN AM GEBIRGE, 16. JANUAR 1887

Euer Hochwohlgeboren! Hochgeehrter Herr Professor!

Die außerordentlich freundliche Besprechung, die dem ersten Bande meiner Ausgabe von Goethes wissenschaftlichen Schriften im «Literarischen Zentralblatt» (1885, No. 10, 28. Febr.) zuteil geworden ist, ermutigt mich, Ihnen, hochgeehrter Herr Professor, auch die beiliegende kleine Schrift über Goethes Erkenntnistheorie vorzulegen.

Dieselbe sucht in selbständiger Weise die Prinzipien zu begründen, von denen ich bei Beurteilung von Goethes wissenschaftlicher Tätigkeit ausgehe und die in den zwei folgenden Bänden hoffentlich mit noch größerer Deutlichkeit zur Geltung kommen werden, als dies im ersten geschehen ist.

Erlauben Sie mir, hochgeehrter Herr Professor, die Bitte, dem Büchelchen eine Beachtung im «Literarischen] Zentralblatt» gütigst zuteilwerden zu lassen.

Mit besonderer Hochachtung Rudolf Steiner

253. AN PAULINE UND LADISLAUS SPECHT

WEIMAR, 30. SEPTEMBER 1890

Geschätzteste gnädige Frau und verehrtester Herr Specht!

Eben bin ich so weit gekommen, dass ich diese als die ersten Zeilen an Sie richten kann. Es sind Gedanken ganz eigener Art, die den Menschen überkommen, wenn eine so durchgreifende Änderung in seinem äußeren Lebensgang vorgeht. Und die lange einsame Fahrt war wohl noch gehörig dazu geeignet, alles was dabei in Betracht kommt, mir vor die Seele zu bringen.

Wenn ich Ihnen allen sagen wollte, wie tief gewurzelt das Gefühl des Dankes ist, das sich während der sechs Jahre, die ich in Ihrer Mitte verbringen durfte, in mein Inneres eingepflanzt hat: ich fände nicht Worte. Sie haben mir stets alle das gegeben, was ich so sehr brauchte: Wohlwollen und freundschaftlichstes Entgegenkommen. Ihre gütige Gesinnung verstand es, über manches hinwegzusehen, was der böse Geist der Laune und Missstimmung bei mir oft anrichtete. Ich weiß das zu schätzen und werde es immer zu schätzen wissen. Nicht minderen Dank schulde ich Ihrer jederzeit hilfsbereiten Freundschaft, die dem unerfahrenen Büchermenschen oft so nottat. Und was müsste ich noch alles anführen, wenn ich aufzählen wollte, was ich Ihnen allen schulde, was mich an Sie und Ihre Familie wie ein Mitglied derselben kettet. Ich möchte nur eines noch sagen: bleiben Sie mir alle auch nach der räumlichen Trennung, was Sie mir immer in einem so hohen Maße gewesen!

In Weimar bin ich recht gut empfangen worden. Suphan bemerkte mir heute vormittags, «er hoffe nun endlich in mir nicht nur einen Helfer im Archivdienste, sondern eine geistige Stütze zu finden, wie er sie seit seiner Ankunft in Weimar sucht».

Es scheint mir auch, dass ich in Bezug auf die Wohnungsverhältnisse nicht gerade ungünstig daran bin. Ich habe ein Wohn- und ein Schlafzimmer zum Preise von fünfundzwanzig Mark

pro Monat. Anders und billiger lässt sich die Sache hier in Weimar kaum einrichten. Einzelne Zimmer sind nirgends zu finden.

Nun möchte ich, dass der Brief doch noch heute abgeht, und beschränke mich daher darauf, Sie zu bitten, mir an Ihre Frau Mutter und Schwester meinen Handkuß, an Richard und die Buben meine allerherzlichsten Grüße zu bestellen, Hans aber ja dabei nicht zu vergessen.

In immer gleicher Hochachtung

Ihr Rudolf Steiner

254. AN LADISLAUS SPECHT

WEIMAR, 15. OKTOBER 1890

Verehrtester Herr Specht!

Seien Sie mir herzlichst bedankt für Ihren lieben, ausführlichen Brief. Ich habe mich außerordentlich mit demselben gefreut. Denn ich habe Sie während der Zeit unseres Zusammenseins kennengelernt, um Ihre Worte voll schätzen zu können. Ich weiß, wie Ihnen bloße Formen zuwider sind.

Wenn Sie mir ein «Einverstanden?» zurufen bei den Worten: «Wahre Freundschaft», dann wissen Sie wohl, dass niemand diesem Zuruf mit einem herzhafteren «Ja» entgegen wird als ich. Lassen Sie uns die weiteren Blätter unter dieser Aufschrift denn zu meiner innersten Befriedigung weiterführen. Ich hoffe darauf und trage die Zuversicht davon in der Brust. Es ist doch so trostvoll für mich, dem ja doch noch mancher Kampf bevorsteht, diesen Rest aus unmittelbarer Vergangenheit in die Zukunft hinübernehmen zu können.

Was nun mein Treiben hier anlangt, so kann ich nur sagen, dass ich mich recht vereinsamt fühle. Meine Arbeiten im Archiv wären bis auf kleine Reste schön und befriedigend. Es vergeht kein Tag, an dem mir nicht irgendetwas Neues aufstößt; und ich bin durch meine bisherigen Gothestudien so weit, diese Schätze aus dem Nachlass dem Gesamtbilde Goethes einzufügen, so dass ich nicht der Unbescheidenheit geziehen zu werden fürchte, wenn ich hoffe: die wissenschaftlichen Arbeiten Goethes werden durch meine hiesigen Arbeiten zu einer entsprechenden Einheit gestaltet werden. Ich habe da freilich viele Schwierigkeiten zu überwinden. Nach meiner Überzeugung müssen diese Teile des Nachlasses in ganz anderer Art verarbeitet werden, als das bisher bei den erschienenen zwanzig Bänden der Ausgabe der Fall war. Meine Sachen bringen also in gewisser Hinsicht eine Unebenheit in die Ausgabe. Nun untersteht die Herausgabe

in «letzter Instanz» einem Komitee, bestehend aus: Exzellenz] von Loeper, Herman Grimm, Erich Schmidt, Suphan und Seuffert. Bei denen ist die Abänderung durchzusetzen. Dazu muss zunächst Suphan, der Direktor des Archivs, gewonnen werden. Wenn ich Ihnen nun sage, dass dasselbe Komitee den ganzen Plan gemacht hat, so werden Sie einsehen, dass solch ein späterer Eingriff nicht ohne weiteres durchgesetzt werden kann. Ich sagte aber Suphan offen, dass ich niemals bezüglich meines Teiles mich dem Plane fügen werde. Nun ist Suphan kaum der Mensch, der die notwendige Energie hat, meine Ansichten, mit denen er sich einverstanden erklärt hat, auch gehörig zu vertreten.

Mein Verhältnis zu Suphan ist überhaupt ganz eigentümlich. Ich habe Ihnen schon geschrieben, dass er mich gleich in den ersten Tagen zu seinem besonderen Freund «ernannt» hat. Mir fehlt aber, sozusagen, der rechte Glaube. Es bleibt so wenig übrig für den Menschen, wenn jemand Höfling wird. Dabei kommt aber wieder in Betracht, dass Suphan ein tief unglücklicher, im Leben viel geprüfter Mensch ist. Er hat zwei Frauen verloren, die Schwestern voneinander waren, und lebt mit seinen zwei Knaben (von sieben und dreizehn Jahren) nun allein, fortwährend von häuslichen Misereen geplagt. Er hat nun, da er nach Berlin zur Enthüllung des Lessingdenkmales gefahren ist, den älteren Jungen unter meinen Schutz gestellt. Sie sehen also, er behandelt mich mit ziemlichem Vertrauen.

Ich hoffe nun jedenfalls, in den allernächsten Wochen meine Diplomangelegenheit in Ordnung zu haben, obwohl es mir schwer wird - dermalen nach so kurzer Zeit -, einen wenn auch kurzen Urlaub zu bekommen. Ich werde aber froh sein, wenn auch diese Sache endlich überwunden sein wird. Dann werde ich an die Verwirklichung des Dozentenplanes schreiten. Bei dieser Gelegenheit möchte ich Sie bitten, von dem letzteren Plane zu niemandem zu reden. Denn es liegt viel daran, dass das Professoren-Kollegium von keiner Seite her eine Ahnung bekommt, bis die Geschichte eine vollendete «Tatsache» ist. Ich

werde mir erlauben, Ihnen stets alle Fortschritte der Sache, zu der Sie ja so viel beigetragen, vertrauensvoll mitzuteilen.

Heute habe ich endlich auch meine Sendung von Kürschner erhalten, die durch einen Fehler in der Adressierung zweimal den Weg von Stuttgart nach Wien gemacht hat. Auch meine Kiste habe ich soeben ins Haus zugestellt erhalten und danke bestens für die Übersendung derselben. Das lange Ausbleiben derselben war mir schon verdrießlich, da ich meine Bücher zur Fertigstellung meiner Disputation darinnen habe.

Für alles, was Sie mir über Ihre Familie schreiben, sage ich Ihnen nochmals im besonderen besten Dank. Otto und Ernst werde ich in diesen Tagen auch antworten. Sie sagen, Ernst galomiert weiter. Ich habe mich über seinen Brief recht gefreut. Er kam mir ganz entgalomiert vor. Auch Richards schnelles Hineinfinden in seinen Beruf, wovon ich durch Ihren Brief und seine direkten Nachrichten erfahre, ist sehr erfreulich. Am Ende macht er noch alle bösen Vorahnungen zuschanden. Es möge nur recht gut weitergehen! Dass Hansl wieder unwohl war, hat mich betrübt. Da Richards Brief nichts über das Befinden des kleinen Kerls enthält, so darf ich wohl schließen, dass ihm wieder besser ist. Doch bitte ich Sie alle recht sehr, im nächsten Briefe - wer immer ihn schreibt - über Hansls Befinden mir Kunde zukommen zu lassen.

Dieser Brief trifft Sie am 16. Oktober, d. i. an Ihrem Geburtstag. Ich weiß, dass Sie Glückwünsche an diesem Tage perhorreszieren. Auch wissen Sie, dass ich keinen besonderen Anlass brauche, um Ihnen zu sagen, was ich Ihnen von ganzer Seele wünsche. Aber schließlich wäre es doch wieder gar zu pedantisch, dies Schreiben deswegen einen Tag liegen zu lassen, damit es erst am 17. in Wien einträfe. Zum Schlüsse habe ich nur noch zu sagen, dass es mich befriedigt, dass Ihre lästige und schmerzhaft Zungengeschichte wieder besser ist. Bitte empfehlen Sie mich Ihrer geschätzten Frau Gemahlin, der Großmama und allen anderen Mitgliedern der Familie auf das beste, und seien Sie bestens begrüßt von

RUDOLF STEINER

Briefe

Ihrem aufrichtig ergebenen

Rudolf Steiner

255. AN RICHARD SPECHT

WEIMAR, 18. OKTOBER 1890

Mein lieber Freund!

Sie müssen sich nichts daraus machen, wenn ich Ihnen hiermit einen Brief während meiner offiziellen Archivzeit schreibe. Da er aber noch vormittags abgehen muss, wenn er Sie morgen als an Ihrem einzigen freien Wochentage treffen soll, so müssen Sie ihn schon - wenn auch gleich einem Goethe-Ausgabe-Manuskript honoriert - hinnehmen. Er entspringt deshalb nicht minder warmer inniger Freundschaft.

Vor allen Dingen bitte ich Sie um Entschuldigung, wenn ich irrtümlich den Brief an Grasberger das letzte Mal liegen ließ. Ich will ihn heute mitsenden. Sie treffen den Mann mal am ehesten um 10 Uhr vormittags im Cafe Griensteidl.

Sie werfen mir vor, ich befriedigte Ihre Neugierde bezüglich Persönlichem zu wenig. Ich glaube, ich habe das wenige, was darüber zu sagen ist, nun auch schon in den Briefen an Ihre Angehörigen mitgeteilt, und es bleibt mir in dieser Beziehung nichts zu berichten als der Umstand, dass ich anfangs, mich an «Seine» Luft zu gewöhnen, d. h. bloß an die physische. Aber auch die wollte mir anfänglich nicht taugen.

Nun muss mein dritter Goetheband bald erscheinen. Sie sollen ihn sofort haben, wenn ich ihn bekomme. Ich bin neugierig, was man im Reiche der Physiker dazu sagen wird. Mein vierter Band dürfte im November in Druck gehen. Das «Märchen» habe ich in Angriff genommen, und es geht unter günstigen Auspizien vorwärts. Wenn Sie mich niemandem gegenüber verraten - ich meine natürlich mit dem niemand nur Literaturmenschen - so will ich Ihnen sagen, dass ich ernstlich daran denke, eine «Goethe-Philosophie» - unter diesem Titel - zu schreiben. Es schließt sich mir jetzt alles zu einem schönen Bilde zusammen, und jeder Tag bringt mir Neues. Obwohl ich unzufrieden mit

meinem dermaligen äußeren Sein bin, habe ich doch seit kurzem Arbeitsdrang und Arbeitsmut, wie ich sie wohl vorher kaum je gehabt. Die Leute um mich herum mögen mich verstehen oder nicht, ich folge meinem eigenen Lichte, Goethe sagt so schön: «Das Leben des Menschen, so gemein es aussieht, so leicht es sich mit dem Gewöhnlichen, dem Alltäglichen zu begnügen scheint, hegt und pflegt doch immer gewisse höhere Forderungen im Stillen und muss sich nach Mitteln umsehen, sie zu befriedigen.»

Es wird Sie gewiss interessieren, wenn ich Ihnen mitteile, dass Goethe 1824 die «Bhagavadgita» gelesen hat. Nun ist es wohl erklärlich, woher manches im zweiten Teile des «Faust» kommt. Wir können uns denken, welchen Eindruck das hohe Lied der Selbstlosigkeit und Liebe auf Goethe gemacht haben mag. Wird uns ja so vieles aus diesem Vermächtnis des alten Indertums klar. Wer diese Lehren versteht, für den sieht das Leben anders aus als gewöhnlich, und er erst weiß, dass Unrecht nicht aus dem Geiste kommt.

Nun nur noch die Bitte, mir an Ihre Angehörigen die besten Empfehlungen zu bestellen. Ich schulde nun noch Ihrer werten Frau Mutter und Ernstl je einen Brief.

Schreiben Sie mir bald, wenn auch Weniges. Alles interessiert mich.

In Treue, Ihr Steiner

Grasberger-Brief sende besonders, weil ich ihn jetzt nicht hier habe.

256. AN PAULINE SPECHT

WEIMAR, 18. OKTOBER 1890

Geschätzteste gnädige Frau!

Vor allen anderen Dingen: haben Sie Dank für die Glückwünsche, die Sie mir in Ihrem geschätzten Briefe nachsenden. Wenn nur die Zukunft, der diese Glückwünsche gelten, auch so ausfällt, dass ich dasjenige zur Verwirklichung bringen kann, was von jeher mir als das Ziel meines Lebens vorschwebte! Wenn ich nur bald die Lage finden kann, wo Wollen und Können in Harmonie zu bringen sind. Ich hoffe, es wird nun endlich doch gelingen.

Wenn Sie mir sagen, Sie bedauern, dass ich meine Voraussetzungen wegen des Mangels an anregendem Umgange eingetroffen finde, so muss ich gestehen, dass es nicht so sehr der Mangel an anregendem als der Überfluss an nicht anregendem Umgang ist, der mir Weimar wenig erfreulich erscheinen lässt.

Meine Goethe-Studien machen mir fortdauernd recht viel Freude. Sie werden aus Richards Briefen das Inhaltliche derselben erfahren haben. Das «Märchen» hoffe ich in Bälde herausgehobelt zu haben. Ein Blatt in Goethes Nachlaß zeigte mir ganz klar, daß die Auslegung in meinem Sinne die einzig berechtigte ist. Ich will es mit der Darstellung diesmal so halten, daß die Sache für das größere Publikum verständlich wird.

Zuwider ist mir bei alledem, daß wir auch am Nachmittag Archivstunden haben. Doch hoffe ich von diesen späterhin dispensiert zu werden. Dies wird um so leichter gehen, wenn ich einmal meine Jenenser Pläne der Verwirklichung entgegenbringen kann. Der großherzogliche Hof ist aber vorderhand noch nicht in Weimar. Mein Diplom hoffe ich in vierzehn Tagen bis drei Wochen zu haben. Ich kann nur leider jetzt nach so kurzer Zeit nicht von hier weg. Ich lechze auch schon darum nach dieser

Zeit, weil mich die Reise über Berlin führt, wo ich Eduard von Hartmann wieder sprechen kann.

Sie schrieben mir, Ernstls Brief sei durchaus aus eigener Initiative hervorgegangen. Ich habe mich über diese seine Zeilen sehr gefreut. Sie sind so durchaus vernünftig. Hoffentlich geht dem Jungen in Bälde vollständig der Knopf auf.

Und nun habe ich Ihnen für das Verschiedenste meinen besten Dank zu sagen. Einmal für die Besorgung der «Sonderlinge» an Frau May reder, die nun auch schon in meinen Händen sind. Darf ich Sie um ein Wort bitten, ob die May-reder auch schon die Rechnung an Sie beglichen hat. Ich will Sie nicht direkt darum fragen. Dann danke ich Ihnen vielmals für die Übersendung meiner Kiste, die seit dem 3. Oktober - bis vorgestern - auf der Reise war und bei irgendeiner Zollrevision jämmerlich zugerichtet worden ist.

Sollten Sie endlich wirklich die Freundlichkeit haben, mir besagte acht Kragen zu schicken, dann bitte ich dies vielleicht durch Brief besorgen zu wollen, da man mit Paketen, die als Zollstücke behandelt werden, die unglaublichsten Schwierigkeiten hat. Den Wohnungsschlüssel will ich Ihnen auf demselben Wege zukommen lassen. Dass ich Kürschners Sendung erhalten habe, haben Sie wohl aus dem Briefe an Ihren Herrn Gemahl ersehen.

Nun obliegt mir nur noch, Sie, geschätzteste gnädige Frau, zu bitten, mich allen Ihren verehrten Angehörigen auf das Beste zu empfehlen.

In aufrichtiger Hochachtung Ihr

Rudolf Steiner

257. AN ERNST SPECHT

WEIMAR, 18. OKTOBER 1890

Mein lieber Ernst!

Hast Du auch etwas lange auf diese Antwort warten müssen, so wirst Du doch aus anderen Briefen, die an Deine lieben Angehörigen abgegangen sind, erfahren haben, wie erfreulich mir Deine Zeilen waren. Ich begrüßte es mit Befriedigung, dass Du von dem Wechsel Deiner Professoren so angenehm berührt bist und dass Du mir über Deine Schulverhältnisse Gutes sagen kannst. Es soll nur auch immer so fortgehen!

Hast Du meinen Brief an Otto gelesen? Daraus wirst Du etwas jedenfalls auch Dich Interessierendes über die etwas andern Verhältnisse entnommen haben, wie sie an dem Gymnasium hier herrschen. Du bist jetzt wohl fest im Cornelius Nepos. Der spielt hier an den Schulen eine geringere Rolle als in Osterreich. Dass Du mir so schöne Worte über Deine Anhänglichkeit an mich schreibst, hat mir sehr wohlgetan. Ich habe so gerne das Bewusstsein, dass meine Schüler mich liebgewonnen haben. Auch ich habe Dich ja sehr lieb und werde Dich immer im Herzen behalten. Immer wird es mir besondere Freude bereiten, wenn ich hören werde, dass Du Fortschritte gemacht hast.

Bringe auch Foges, den ich Dich bitte, bestens von mir zu grüßen, recht viel Gehorsam und guten Willen entgegen. Er gibt sich ja alle Mühe mit Dir, und es wird Dir gewiss heuer besser gehen. Ich vermutete das ja schon aus dem, wie Du während der Ferien gearbeitet hast.

Hast Du Nelli, Risa und die Geschwister derselben schon gesehen? Wenn es wieder der Fall ist, dann grüße sie herzlichst von mir und sage ihnen, dass ich auch ihnen schreiben werde. Haben sie schon einen neuen Lehrer?

Nochmals Glückauf auf ein gutes, erfolgreiches Jahr!

RUDOLF STEINER

Briefe

In Treuen, Dein Steiner

258. AN ROSA MAYREDER

WEIMAR, 20. OKTOBER 1890

Geschätzteste gnädige Frau!

Ihre Sendung langte erst nach mannigfachen Umwegen bei mir an. Sie schrieben erstens auf die Adresse Goethe-Schillerstiftung statt Goethe- und Schiller-Archiv. Nun ist momentan auch die Schillerstiftung in Weimar, was natürlich eine Kollision gab. Dann mache ich Sie aufmerksam, wenn Sie irgend etwas je wieder über die Grenze zu schicken haben, machen Sie, wenn irgend möglich, eine Briefsendung daraus, damit die Sache nicht als Zollstück behandelt wird. So sonderbar das Ihnen vorkommen wird, aber die guten «Sonderlinge» mussten sich einer sorgfältigen Revision auf ihre Staatsungefährlichkeit unterziehen. Mich machte die Verspätung der Sendung besorgt, weil ich schließlich dachte, Sie seien am Ende krank geworden, umso mehr freute ich mich bei deren Eintreffen. Und nun kann ich den Tag nicht erwarten, wo ich Ihnen Günstiges über das weitere Schicksal Ihrer von mir so geschätzten Arbeiten werde mitteilen können. Sie können überzeugt sein, dass ich mir alle Mühe geben werde.

Für Ihre beiden lieben Briefe sage ich Ihnen herzlichen Dank. Ich habe Ihnen wohl zu verschiedenen Malen gedankt, wie hoch ich es anschlagen muss, gerade Sie kennengelernt zu haben. Es wird Ihnen erinnerlich sein, dass ich Ihnen sagte, wie durchaus kongenial mir das Gefüge Ihres Geistes gleich bei unserem Zusammentreffen in dem von mir so hochverehrten Hause Lang erschien. Und wie wir uns verstanden, das wissen Sie ja auch. Es berührt mich mit tiefster Wehmut, wenn ich aus meinem jetzigen Asyl zurückblicke auf all die schönen Stunden, die ich bei Ihnen und Ihrem Kreise verleben durfte. Hier stehe ich allein. Niemand ist hier, der auch nur im entferntesten ein Verständnis für das hätte, was mich bewegt und was meinen Geist trägt.

Dabei freilich erlebe ich mit meinen hiesigen Goethearbeiten viel Freude. Jeder Tag bringt mir Neues aus den hinterlassenen Papieren dieses einzigen Geistes, und ich komme allmählich immer mehr dazu, das Bild zu einem totaleren zu machen, das ich von Goethe habe. Ich finde Gedanken und Ideen, von denen ich mir sagte, diese müsse Goethe gesagt haben, jetzt wirklich von ihm aufgezeichnet. Ich finde täglich eine neue Bestätigung dessen, was ich geahnt, eine Verwirklichung, was mir nur als kühne Vermutung erscheinen musste. Sie erinnern sich dessen, was ich Ihnen am Abend des mir so unvergesslichen Tages in Waidhof en über das «Märchen» sagte. Auch dies bestätigt sich mir aus Goethes Nachlass. Ich habe durchaus in seinem Sinne gedeutet. Wie oft denke ich doch bei irgendeiner neuen Entdeckung: ach, könnte ich doch mit Ihnen über die Sache sprechen! So muss ich alles mit mir selber ausmachen, meine Gespräche sind dermalen nur Gedankenmonologe. Es ist ein starker Kontrast gegenüber einem so schön verlebten Winter im verflossenen Jahre.

Goethe erscheint mir immer mehr wie der Brennpunkt, in dem sich die Strahlen der abendländischen Weltanschauung und Weltgestaltung vereinigen. Wir verstehen ihn freilich nur dann, wenn wir uns selbst zu ähnlichem Denken und Anschauen emporgearbeitet haben. Aber wenn uns dann aus dieser geistigen Unerschöpflichkeit dasselbe entgegenkommt, was wir selbst gedacht und erstrebt haben, dann fühlen wir es gleichsam geweiht und sanktioniert von einer Instanz, die uns als eine höchste gelten muss.

Was machen Ihre Lange-Studien? Ich kann nicht umhin, Ihnen bei dieser Gelegenheit einen schönen Satz aus der Feder von Gisela von Arnim, der vor einem Jahr verstorbenen Frau Herman Grimms, einer Tochter Bettina von Arnims, der Freundin Goethes, mitzuteilen. Sie schreibt: «In dem Augenblick, da ich die Feder niederlege und schließe, hat der Materialismus, vor dem ich, da ich zu schreiben begann, zurückschauderte und mich in diesen Traum vertiefte, noch viel mehr an unserem Volk ver-

brochen, als ich damals ahnte, und das Höchste ausgespielt, was man von seiner treibenden Kraft vermuten konnte.» - Ich hasse den Materialismus im Leben, in der Kunst und in der Wissenschaft. Er ist der Hemmschuh aller Vertiefung und alles geistigen Aufschwunges. Der «Materialismus» Langes ist nun noch nebenbei eine geistige Verirrung auch in logischer Beziehung, ein nicht zu rechtfertigender Widerspruch.

Ich will nur hoffen, dass Sie dieser Brief bereits in Ihrem Winterheim antrifft und zwar bei voller Gesundheit. Grüßen Sie mir herzlichst Ihren lieben Gemahl und die anderen Freunde. Frau Marie Lang will ich demnächst schreiben. Was macht Eck? Hat das Familienfest in seinem Hause schon stattgefunden? Gerne würde ich auch etwas darüber hören, wie sich Ihr verehrter Herr Gemahl in seine «deskriptiven» Vorträge hineingefunden hat. Und nun noch die besten Grüße von Ihrem Sie aufrichtig hochschätzenden

Steiner

259. ROSA MAYREDER AN RUDOLF STEINER

WIEN, 22. OKTOBER 1890

Lieber, verehrter Freund!

Jetzt kann ich Ihnen wohl gestehen, dass ich diese ganze Zeit her in mannigfachen Zweifeln verbracht habe. Ich konnte nicht darüber schlüssig werden, ob ich Ihnen den Fehler in der Adresse meiner Sendung, der mir nicht unbekannt geblieben war, anzeigen sollte oder nicht; und ich unterließ es nur in dem Wunsche, nicht den Schein der Aufdringlichkeit auf mich zu laden. Es kommt mir aber fast vor, als hätte der «Zuschauer» mich wieder einmal mit überflüssigen Bedenken von einer vernünftigen Handlung zurückgehalten. Jene falsche Adresse verdankt einem Zusammentreffen unglücklicher Umstände ihre Entstehung. Der Morgen, an welchem ich Ihnen die «Sonderlinge» sandte, war einer der wenigen sonnenhellen dieses Sommers; und in dem Bestreben, ein begonnenes Aquarell zu vollenden, überließ ich die Verpackung und Adressierung der korrigierten Abschrift dem immer bereitwilligen Lino, vergaß aber, ihm eine nähere Adresse anzugeben. Auf der Post nun - wo man leider das Paket nicht als Briefsendung annahm - forderte man eine genauere Angabe des Bestimmungsortes, und so schrieb Lino, der sich nicht deutlich des Namens entsann, «Stiftung» statt «Archiv». Dazu kommt, dass Linos Schrift nur von besonders Eingeweihten von der meinigen unterschieden werden kann - denken Sie sich also, wie bestürzt ich war, als ich durch den ahnungslosen Lino von dem nicht mehr gutzumachenden Irrtum erfuhr! Denn Sie hatten mir ja mündlich und schriftlich wiederholt das Archiv eingeschärft. Mein Trost in dieser Not war nur der Gedanke, dass ich, wiewohl der Schein so schlagend wider mich war, von Ihnen wenigstens keines jener vernichtenden Urteile über den Frauenzimmerverstand zu befürchten hatte, die ich so ungern auf mein Haupt herabbeschwöre. Aber im Ernst: es ist mir leid, dass ich Ihnen meine Sendung und den sie

begleitenden Irrtum nicht brieflich angezeigt habe, um jede Ungewissheit und die Nachteile der Verspätung zu vermeiden.

Wir sind seit ungefähr zwölf Tagen von Waidhofen zurückgekehrt. Diese Übersiedlung bedeutete für mich eine starke Unterbrechung aller ernstesten Beschäftigung. Meine gänzlich verkümmerten hausfraulichen Instinkte zwar erwachen auch bei einem solchen Anlass nicht; aber die Familienpflichten und die zu Hause herrschende Unordnung bildeten Hindernisse genug. Daher bin ich im zweiten Bande der «Geschichte des Materialismus» über die ersten Seiten noch nicht hinausgekommen. So fehlt mir noch jedes Urteil, ja jede deutliche Vorstellung von der eigentlichen Auffassung Langes. Ihre energische Verurteilung des Materialismus hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, obwohl ich sie, das kann ich nicht verschweigen, nicht teile. Allerdings ist es mir vollständig unbegreiflich, wie jemals ein tiefer Geist in der Weltanschauung des Materialismus Befriedigung finden, sich an einer Erklärungsmethode genügen lassen konnte, die wie der Atomismus unter dem Vorgeben, über die Erscheinungswelt hinauszuführen, sich innerhalb dieser Welt im Kreise herumdreht. Aber wenn ich nun sehe, wie dieser Gedanke sich durch alle Jahrtausende menschlichen Denkens hindurch behauptet, von glänzenden Trägern immer wieder aufgegriffen, verteidigt, ausgebaut wird, so fühle ich mich geneigt, zwei grundverschiedene Organisationen des menschlichen Geistes anzunehmen, deren Erkenntnisgebiete strenge gesondert sind und die einander nichts beweisen noch widerlegen können: eine metaphysische und eine materialistische. Und da ich nun weiß, dass ich Partei bin, wage ich nicht zu urteilen. Ich bin zu sehr verstrickt in jene objektive Betrachtungsweise, die Nietzsche aus einer verkehrten Anwendung historischer Studien herleitet und die Paul Bourget, der Rivale Guy de Maupassants, mit dem Namen Dilettantismus kennzeichnet. Diese dilettantische Toleranz gegenüber allen Stil- und Gedankenrichtungen, wie heterogen sie auch seien, macht mir das Werk Langes zu einer Quelle des Vergnügens. Vielleicht kommt auch dazu, dass es mir

so viele neue Gebiete des Wissens erschließt und dass ich mich noch in jenem ersten Stadium des philosophischen Denkens befinde, welches das der Verwunderung ist. Aber selbst wenn der Materialismus ein Hemmschuh aller Vertiefung und alles geistigen Aufschwunges bildet, mein Freund, bedeutet es ein so trostloses Symptom, dass er «das Höchste ausspielt, was man von seiner treibenden Kraft vermuten konnte» -? Wenn ein Prinzip, das im Stillen lange fortgewirkt hat, endlich zur Herrschaft gelangt und sich auslebt bis in seine äußersten Konsequenzen, darf man nicht, wie man es im Leben des Einzelnen erwartet, auch von der Menschheit hoffen, dass sie es dadurch überwindet, darüber hinauskommt -? Wäre es zu gewagt, aus so vielen Analogien einer Fortentwicklung in Reaktionen zu schließen, dass auch die Menschheit einer neuen, glänzenden Epoche geistigen Aufschwunges entgegenggeht -? Ohne diese Überzeugung wäre ja das Leben in dieser Epoche des Niederganges nicht zu ertragen! Ich finde eine tröstliche Bestätigung meiner Hoffnung in jenem indischen Gedanken, dass die Bahn der Menschheit in einer Spirale um einen einseitig beleuchteten Kegel läuft, so dass sie ewig aus Licht in Finsternis, aus Finsternis zum Lichte sich fortbewegt. Und ihr scheinbarer Niedergang ist nur eine Vorbereitung zu einer höheren Stufe der Entwicklung. Die Beschränktheit der materialistischen Lehrsätze erscheint mir wie die Orientierung eines im Dunklen nach den nächsten Gegenständen Tappenden, der sich auf die groben Wahrnehmungen des Tastsinnes beschränken muss, weil ihm das Licht fehlt, das dem höheren Sinn des Gesichtes erst einen Spielraum gewährt. Aber macht uns nicht die Gewissheit, dass es wieder Tag werden wird, auch die Nacht zur Freundin? Und liegt nicht ein geheimnisvolles Glück darin, die Morgenröte zu ahnen und zu erwarten? Sich im Widerspruch gegen die herrschende Weltanschauung selbständig zu entfalten, betrachte ich als einen Vorzug, den nur die edelsten Geister besitzen; und Ihr Hass gegen den Materialismus, mein Freund, ist nur eine Bürgschaft für meinen liebsten Glauben - den Glauben an die Zukunft der abendländischen Menschheit -, wie er mir eine Bürgschaft Ihrer

eigenen großen Zukunft ist. So bestätige ich selbst, was ich doch gerne leugnen möchte: dort, wo man tätig, wirkend, mächtig sein will, darf man nicht objektiv sein. Ich komme immer mehr zur Einsicht, dass das Streben nach Objektivität im Indifferentismus endigt und dass schließlich die Reflexion das Handeln unmöglich macht. Sie geben das nicht zu; und ich frage mich beständig: gibt es einen Zustand, in welchem die Impulse des Handelns aus einer tieferen Welteinsicht entspringen, oder ist jeder Handelnde gezwungen, in einer parteiischen Verblendung für die eigene Sache, die eigene Meinung befangen zu bleiben -? Führt uns der Wunsch nach höherem, intensiveren Bewusstsein, der uns antreibt, uns in das Geheimnis des eigenen Ichs zu versenken, notwendigerweise aus der Welt des Handelns hinweg in eine Welt der Betrachtung, zwischen welchen es keine Vermittlung gibt? Es kommt mir vor, als hätte ich auf diesem Wege alle ursprüngliche Tatkraft, alle Initiative eingebüßt. Aber vielleicht suche ich den Fehler in der Methode, dessen Ursache in der individuellen Anlage liegt.

26. Oktober 1890

Nach unaufzählbaren Unterbrechungen, welche dieser Brief erfahren hat, lieber Freund, möchte ich mit seiner Absendung nicht länger zögern. Lassen Sie mich Ihnen deshalb nur noch sagen, dass Sie mir mit Ihrem Briefe eine große, innige Freude bereitet haben. Allerdings hat mir die Schilderung Ihrer Einsamkeit eine ebenso große Trauer verursacht. Es ist ja trostlos, dass wir Sie hier so sehr vermissen und Sie in Weimar sich so allein fühlen! Deshalb hat mich Ihre Versicherung, dass Sie oft meiner gedächten, wenn ein Gedanke Sie beschäftigt, mit einer jener seltsamen Empfindungen erfüllt, von denen man nicht weiß, ob sie Glück oder Schmerz sind. Denn die Lücke, welche Ihr Scheiden in meinem Leben hinterlassen hat, wird mir täglich, stündlich fühlbar, bei allen den zahllosen Punkten des Nachdenkens, wo Unsicherheit, Zweifel, Verwirrung, Unruhe den Wunsch nach dem unersetzlichen Glück der freundschaftli-

chen Mitteilung erwecken, das Sie mir geboten haben. Je länger Sie ferne sind, mein teurer Freund, desto undenkbarer wird es mir, dass Sie ferne bleiben sollen.

Über die darstellende Geometrie, der sich Lino in die Arme geworfen hat, kann ich Ihnen leider wenig Gutes berichten. Er wurde zum Suppleanten in diesem Gegenstande mit tausend Gulden Gehalt ernannt und zwar vorläufig auf ein Jahr. Seine Ernennung wurde in der Inaugurationsrede des abtretenden Rektors, in welcher alle ähnlichen Änderungen erwähnt zu werden pflegen,, verschwiegen, obwohl dieselbe schon herabge-
langt war, wie ihm der Kanzleidiener nach der Inauguration mitteilte. Sie wurde erst einige Tage später ihm und den Studenten bekanntgegeben. Zu dieser Zeit hatten die Einschreibungen der Hörer bei den Professoren schon stattgefunden, so dass sich bei Lino nur zehn Hörer meldeten, während bei Professor Staudigl, zu dessen Entlastung angeblich diese Parallellehrkanzel geschaffen wurde, ihrer hundertsechzig sind. Dazu kommt, dass dieser früher zwei Assistenten hatte, während er jetzt einen derselben der neugeschaffenen Lehrkanzel überließ. Zu allen diesen verkehrten und verfehlten Einrichtungen, die sich als äußere Hindernisse entgegenstellen, gesellt sich eine innere Schwierigkeit, die ich selbst, wiewohl ich sie aus Erfahrung hätte kennen sollen, im Voraus nicht genügend erwogen habe: Linos Gewissenhaftigkeit. Diese Gewissenhaftigkeit, die ihn beständig mit selbstquälerischen Zweifeln plagt, ist eine schwere Bürde, die er heimlich in allen Lebenslagen mit sich schleppt. «Das hätte ich viel besser machen sollen, andere hätten das weit besser gemacht als ich» - dieses lähmende Bedenken verlässt ihn nicht, weder bei der Arbeit, noch selbst im Verkehre mit seinen Freunden. Ich allein weiß, wie viel schöne und wie viel verhängnisvolle Phänomene seines Wesens aus dieser Quelle herzuleiten sind. Und nun verbringt er schlaflose Nächte und peinvolle Tage in dem Gedanken, dass er seine Vorträge nicht gut, nicht selbständig genug arbeitet, dass es eine Frivolität war, eine Lehrkanzel an einer Hochschule mit jemandem zu besetzen, der

kein Fachmann ist, und so fort. Und alle meine Vorstellungen, dass man doch von einem Praktiker, von einem Architekten, dem man kaum zwei Monate Zeit gelassen hat, sich mit dem Gegenstande näher zu beschäftigen, unmöglich eine selbständige Leistung erwarten könne, dass seine Aufgabe doch nur darin bestehe, seine Vorträge leicht fasslicher, praktischer zu gestalten als der Fachmann - alle diese Vorstellungen bleiben wirkungslos.

Der mächtige Eck ist gegenwärtig als männliches Familienoberhaupt stark in die Sphäre des bürgerlichen Familienlebens herabgezogen worden. Die Hochzeit seiner Schwester findet übermorgen statt. Er ist aus diesem Anlass in die Notwendigkeit geraten, sich einen Frack anzuschaffen - eine Situation, die ihm neu ist, weil er den Hochzeiten seiner älteren Schwester noch in der Uniform des Wagnervereins beiwohnte. Er ist im allgemeinen kein Enthusiast der Familienfreuden, wie Sie wissen, überdies ein Gegner der Orthodoxie, namentlich der jüdischen. Nun sind aber die künftigen Schwiegereltern seiner Schwester so streng koscher, dass sie das Hochzeitsmahl von eigens beigeestellten, koscheren Vertrauensköchinnen zubereitet wünschen. Über diese Zumutung geriet Eck in einen so mächtigen Zorn, dass er sich bis zu dem Ausspruch verstieg, er werde sich bei diesem Festmahl vom Vegetarianismus emanzipieren und in eklatanter Weise einen Schinken verzehren.

Ich sende Ihnen eine leider nicht besonders geglückte Photographie Mariens - welche morgen die Bellevue verlässt, um ihr Winterquartier zu beziehen - und die versprochene meine. Und zwar hauptsächlich, um Sie an ein unerfüllt gebliebenes Versprechen von Ihrer Seite zu erinnern.

Vergönnen Sie bald wieder ein Stündchen Zeit

Ihrer Sie aufrichtig verehrenden Rosa Mayreder

Herzlichste Grüße von allen Seiten, in erster Linie von Lino.

260. AN FRIEDRICH ECKSTEIN

WEIMAR, [ENDE] OKTOBER 1890

Liebster Freund!

Ich hätte Ihnen vieles mitzuteilen. Dies soll in allernächster Zeit geschehen. Heute aber verzeihen Sie mir, wenn ich mit einer Bitte komme. In Goethes «Braut von Korinth», fünfte Strophe vom Ende (Zeile 166-67) heißt es:

«Salz und Wasser kühlt Nicht, wo Jugend fühlt.»

Sie kennen gewiss die symbolische Bedeutung von «Salz und Wasser». Ich bitte Sie nun, mir die Gefälligkeit zu erweisen, mir möglichst rasch darüber Auskunft zu geben. Die Geschichte ist mir momentan sehr wichtig.

Wie allein und unverstanden ich mich hier fühle, davon können Sie sich schwerlich einen Begriff machen. Seit ich von Wien fort bin, konnte ich noch mit niemanden ein vernünftiges Wort sprechen.

In Treuen Ihr Steiner

26L. AN JOSEPH KÜRSCHNER

WEIMAR, 2. NOVEMBER 1890

Hochgeschätzter Herr Professor!

Je mehr ich von dem wissenschaftlichen Nachlasse hier in Weimar kennenlerne, desto klarer bestätigt sich mir alles, was ich in meinen Einleitungen ausgeführt habe. Wenn die hinterlassenen Schriften von mir redigiert erscheinen werden, dann werden sie Stück für Stück schwerwiegende Beweisgründe für meine Auffassung sein. Das gewagteste Stück innerhalb dieser Auffassung ist jedenfalls die Einleitung zum dritten Bande. Aber ich sehe allen Angriffen mit gutem Mute entgegen, denn ich glaube, die Gegner dieser Auffassung werden sonderbare Augen machen, wenn ihnen der Nachlass vorliegen wird. Dieser kann nur in der allergünstigsten Weise auf unsere Ausgabe zurückwirken. Ich werde mich ja auch sachlich durchaus immer auf meine Einleitungen in der National-Literatur beziehen müssen.* Ich bitte Sie nun aber dieses durchaus als Mitteilung vertraulichster Natur zu betrachten.

Zugleich nehme ich bei dieser Gelegenheit abermals Anlass Ihnen zu sagen, wie hoch ich den Umstand anschlage, dass Sie mir bei meinen Arbeiten und bei meiner Anschauung in solch unbefangener und wohlwollender Weise entgegenkommen. Haben Sie besten Dank dafür. Ich weiß diese

Dies werde ich gegen alle Einwände durchsetzen.

Ihre Gesinnung mir gegenüber zu schätzen und werde sie immer zu schätzen wissen.

Den 4. Band erhalten Sie druckfertig unbedingt bis 12. November. Sie können darauf rechnen, denn ich bin jetzt doch in besserer, arbeitsmöglicher Lage. Verzeihen Sie die abermalige Verzögerung, aber rechnen Sie mit Bestimmtheit für den 12. November darauf.

RUDOLF STEINER

Briefe

Ich hoffe demnächst einen Aufsatz erscheinen lassen zu können, der auf meinen 3. und 4. Band hinweist. Was auch von Seiten der Naturforscher vorgebracht werden mag: ich bin meiner Sache gewiss und werde die Wahrheit verteidigen.

In vollster Hochschätzung

Ihr treu ergebener Rudolf Steiner

NB: Bitte zu berücksichtigen, dass meine Adresse ist:

Weimar, Junkerstraße 12, 2. Treppe

262. FRIEDRICH ECKSTEIN AN RUDOLF STEINER

WIEN, 3. NOVEMBER 1890

Lieber Steiner!

Vielen, vielen Dank für Ihre beiden lieben Briefe, die mich und unseren Kreis ungemein gefreut und angeregt haben. Besonders die Gedichte aus dem West-Östlichen Divan, die Sie uns empfohlen haben, sind von überraschender Tiefe.

Ich will gleich auf den Gegenstand Ihrer Frage übergehen.

«Salz und Wasser kühlt

Nicht, wo Jugend fühlt.»

Um die Stelle richtig zu verstehen, muss man sie im Zusammenhang mit dem ganzen Gedicht betrachten. Der Inhalt des Gedichtes scheint mir esoterisch gesehen der folgende: Die Braut ist der Geschlechtstrieb, das äußere Liebesbedürfnis zwischen Mann und Weib. Dieses war im klassischen Altertum ein ganz harmonisches und mit der antiken Religion tief verwachsenes, welches nicht als «unrein» bezeichnet worden war, zum Beispiel Phallizismus. Erst das Christentum mit seinen asketischen und unterdrückenden Prinzipien hat den freien sexuellen Verkehr gestört, aber es konnte dies nur ganz äußerlich tun. Bei Tag war der Mensch Christ, aber bei Nacht, das heißt im Unbewußten, wenn der Verstand ermüdet hinsinkt, dann kommen heimlich die Grundinstinkte wieder herauf «aus dem Grabe» und verlangen ihr Recht. Salz und Wasser sind die beiden Hauptsymbole des Christentums, und eine katholische Taufe ist eigentlich nicht vollständig, wenn dem Täufling, nachdem er mit dem Taufwasser begossen worden, nicht noch einige Körner Salz auf die Zunge gelegt werden, während der Priester die liturgischen Worte spricht: «Accipe salem sapientiae, ut habeas vitam aeternam.» Amen. - (Rituale Romanum).

Vergleichen Sie damit das 16. Kapitel aus dem Propheten Ezechiel. Was die esoterische Bedeutung von Salz und Wasser bedeutet, ist sehr schwer mitzuteilen: Wasser reinigt den menschlichen Augiasstall. Herkules leitet den Eurotas durch den Augiasstall. Warum Heracles? Warum Eurotas? Warum Augiasstall? Lesen Sie in der Bibel alle Stellen über die «Wasser des Lebens», Noah etc. und über den «Regen», ferner Goethes Gedicht «Legende»: «Wasser holen ging» etc., ein «Gedicht, welches die größten Geheimnisse des Daseins enthält». Ferner vergleichen Sie den Schluß des Märchens von der Schlange, wo es in die Kuppel des Tempels regnet.

Salz ist ein uraltes Symbol der geistigen Auferstehung und der Unsterblichkeit. Salz entsteht, wenn Holz verbrannt wird und die Asche ausgelaugt wird. Das Salz ist die Materie, die verklärt ist und nur mehr dem reinen mathematischen Gesetz der Sphären gehorcht; alles Unreine in der Mutterlauge zurücklassend. Außerdem bewahrt es das Fleisch vor Fäulnis. - Gott hat mit den Auserwählten einen Salzbund geschlossen, heißt es in der Bibel. -

Es wäre darüber noch sehr vieles zu sagen. Ich schreibe Ihnen bald wieder einmal. Vorläufig aber grüße ich Sie aufs herzlichste in meinem Namen und dem des ganzen Freundeskreises. Es grüßt Sie nochmals besonders

Ihr getreuer mächtiger Eck

263. AN RICHARD SPECHT

WEIMAR, 5. NOVEMBER 1890

Mein lieber Freund!

Eben erinnere ich mich, dass ich das Heft der «Deutschen Dichtung», das das Datum «Oktober» trägt und um das ich Sie in meinem gestrigen Briefe bat, noch in Wien bei Ihnen gesehen habe, und ich kann mich nicht erinnern, dass das von mir Gesuchte drinnen war. Vermutlich ist es also in dem noch im Oktober erschienenen Novemberheft. Ich bitte Sie also, wenn möglich, mir die beiden letzten Hefte für einen Tag zu senden. Sie erhalten Sie gleich wieder zurück.

Ihr Steiner

264. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 8. NOVEMBER 1890

Sehr geehrter Herr!

Empfangen Sie meinen besten Dank für Ihren so erfreulichen Brief. Ich bin vom ersten Augenblick an, als ich Ihr Manuskript zu Goethes naturwissenschaftlichen Schriften in die Hände bekam und die Korrektur mit der größten Aufmerksamkeit las, der Überzeugung gewesen, dass Sie in der Beurteilung dieses Teiles der Goetheschen Tätigkeit entschieden eine Ziel gebende Bedeutung erlangen würden, und ich freue mich lebhaft, aus Ihrem Briefe zu vernehmen, dass Ihre Forschungen in Weimar Ihnen die Richtigkeit Ihrer Annahme bestätigen. Wenn Sie mir persönlich auch viel Gutes sagen, so wollen Sie es nicht als eine einfache Wiederholung, sondern als den Ausdruck der Überzeugung entgegennehmen, wenn ich Ihnen sage, dass es mir eine freudige Genugtuung gewesen ist, mit einem Manne zusammenarbeiten zu können, der den größten deutschen Dichter in so hervorragender Weise in einer am längsten im Schatten gebliebenen Seite erkannt hat.

Dass ich den 4. Band der naturwissenschaftlichen Schriften bis 12. November erhalten soll, höre ich mit Freuden. Möchte Ihre Zusage in Erfüllung gehen. Ich werde dann den Druck unverzüglich beginnen lassen.

In vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster

Kürschner

265. AN PAULINE SPECHT

WEIMAR, 22. NOVEMBER 1890

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Sie haben mir über Ihre lieben Kinder sehr gute Mitteilungen gemacht und mir damit eine große Freude gemacht. Haben Sie herzlichen Dank dafür. Sie haben es wohl oft sehen können, dass ich mit nicht gewöhnlichen Banden an Ihren Kindern, namentlich an Otto, hänge, und werden es mir daher gewiss nicht versagen, mich auch fernerhin auf dem laufenden in dieser Beziehung zu halten. Wenn man wirklich sagen kann, dass ich bei Otto etwas geleistet habe, dann - glauben Sie mir dies - zähle ich dies jedenfalls zu meinen besten Leistungen. Und der Mensch hat doch in seinen Leistungen seine Daseinsfreude.

Mit Ihren Mitteilungen über Ihre Kinder haben Sie wohl auch die Güte, mir sonstiges mitzuteilen, was Ihr von mir so geschätztes Haus bewegt. Richard hat Ihnen ja wohl aus seinen Briefen mitgeteilt, dass ich hier ganz von der Erinnerung leben muss. Doch ich will nicht wieder in den alten Klagen verfallen, habe ich doch neuerdings wieder Anlass genug zu Verdruss und Verstimmung. Jene böse Geschichte mit der «Kohlengasse» statt der «Kolingasse» hat tatsächlich verursacht, dass meine zweite Kiste erst am 16. Oktober, d. i. nach dem für mein Erscheinen bestimmten Tage an Ort und Stelle anlangte, so dass ich jetzt - was ich ganz und gar nicht voraussetzte - warten muss, bis mir neuerdings ein Termin offiziell bestimmt wird. Ich sagte Ihnen bereits in Wien, wie gerne ich die ganze Geschichte abgetan und vom Halse hätte, und nun diese Verzögerung! Ich bin sehr verstimmt darüber. Den mir mittlerweile schon zu obigem Zweck erbetenen Urlaub benütze ich nun, um in Leipzig Studien für meine «Ästhetik» zu machen. Die Arbeit ist es ja doch allein, die mich hier aufrecht erhält. Ich fahre heute abends nach Leipzig ab. Hier bin ich nämlich auch fast ganz ohne literarische Behelfe. Die Großherzogliche Bibliothek hat fast

nur philologische und literargeschichtliche Werke. Sie sehen also, dass ich möglichst viel entbehre. Ich glaube, ich habe Richard bereits mitgeteilt, dass ich die Absicht habe, bald nach dem Erscheinen des ersten von mir bearbeiteten Goethebandes der Weimarer Ausgabe mit einem Buch «Goethe-Philosophie» aufzutreten, für das nun auch schon für einen Verleger gesorgt ist. Auch die Unterstützung der Großherzogin ist halb und halb dafür gewonnen. Sie glauben nur gar nicht, wie wenig Suphan, der Goethepapst, von all diesen Dingen versteht und wie das auch meine Arbeiten im Archiv erschwert. Dieser Mann ist gegen mich ganz eigentümlich. Er gibt mir alle seine Arbeiten zum Durchlesen, gibt alles auf mein Urteil, sucht mich überall; und mir fehlt doch das Vertrauen zu ihm. Sollte ich sagen, wovon das abhängt, so würde mir das wohl schwer, denn diese Dinge sind zumeist ganz und gar eine Sache der unmittelbaren Empfindung. Ich ziehe mich hier so zurück, wie dies nur irgend angeht. Muss ich doch einmal in Gesellschaft gehen, dann empfinde ich nachher einen unbeschreiblichen Ekel vor den hölzernen Menschen ohne Kern und Seele. Man kann anklopfen, wo man will: man stößt überall nur auf nüchternen Verstand, kalte Berechnung. Die schönen Stunden, die ich mit Rudolf Schmidt, dem dänischen Dichter, der vier Wochen hier war, verbrachte, sind nun auch vorbei! Das ist ein geistvoller, von hohen Interessen getragener Mann, der für mich hier eine wahre Erquickung war. Ich bekam durch ihn auch einen genauen Einblick in die geistigen Verhältnisse Dänemarks, die mich sehr interessierten.

Und nun nochmals meinen tiefsten, wärmsten Dank für Ihre Mitteilungen und die Bitte, mir die Freude auch fernerhin zu machen, mich über Ihre Angehörigen zu unterrichten.

Ihrer Frau Mutter meinen Handkuß, Ihrer Frau Schwester, Ihrem Manne, den Kindern (Hansl) meine herzlichst aufrichtigsten Grüße! Ich bitte jedermann, der mir schreibt, um Nachricht, wie es meinem geliebten Hans geht. Den Kindern antworte ich auf ihre Briefe alsbald. Arthur soll mir nicht böse sein, dass ich ihm noch gar nicht geschrieben. Richard bitte ich zu sagen, dass

ich ihm, falls ich heute vor meiner Abreise nicht mehr zum Schreiben komme, entweder von Leipzig aus oder gleich nach meiner Rückkunft (Donnerstag früh) schreibe. Die Zeitungen, für die ich bestens danke, sende ich aber noch heute zurück.

Damit in aufrichtiger Hochschätzung

Ihr Steiner

266. AN RICHARD SPECHT

WEIMAR, 30. NOVEMBER 1890

Mein lieber Freund!

Vorerst einige Worte über die beiden Gedichte, die Sie mir zu meiner besonderen Freude einsandten. Ich finde das eine: «Endlich» formvollendeter, das andere: «Wir beide» tiefer und vielsagender. Dürfte ich Ihnen einen Rat geben, so wäre es der, in dem ersten die Zeile: «Ja, auch du kannst innig warm empfinden» etwas abzuändern. Diese Worte stören den Schwung des Ganzen. Der Satz hat seine psychologische Berechtigung, wenn man annimmt, dass der Empfindende (d. h. der Schreiber des Gedichtes, nicht der, an den es gerichtet ist) zu der glücklichen Überzeugung der ausgesprochenen Tatsache spontan kommt, mit der Voraussetzung, dass er an dieser Tatsache nie gezweifelt hat, ja dass er ein ausschließliches Glück in dieser Tatsache findet. Ein solches ausschließliches Glück wird aber wenig gut mit den Worten gekennzeichnet: «auch du». Das mir Anstößige liegt in dem Wörtchen: auch, das eben der Ausschließlichkeit entgegenstrebt. Ich habe Ihr sonst mir sehr sympathisches Gedicht in verschiedenen (voneinander entfernt liegenden) Zeiten gelesen und wieder gelesen, und ich muss sagen: dieses auch war meiner Empfindung zuwider, ja für sie verletzend. Ich komme zu dem anderen Gedicht: «Wir beide». Nachdem ich mir die Sache wiederholt überlegt habe, komme ich zu dem Schlüsse: ob es nicht am besten wäre, die erste (zweizeilige) Strophe überhaupt wegzulassen. Wozu diese unnötige Reflexion als Einleitung eines Empfindungsvorganges? Ich verstehe wenigstens auch ohne diese Zeilen alles.

Sie werden gewiss diese Ausstellungen nicht anders denn als Fortsetzung unserer manchmal so heftigen Debatten über Ihre dichterischen Schöpfungen nehmen und als Beweis, dass mein Interesse an Ihren Arbeiten das gleiche geblieben ist.

Nun zu etwas anderem. Ich bin, einem alten Prinzipie (d. i. Gewohnheit) getreu, etwas später von Leipzig zurückgekommen. Diesmal freilich ohne Schuld, weil die Eisenbahnverbindung wegen Hochwassers völlig abgesperrt war. Mir war das eigentlich persönlich gar nicht unangenehm, denn ich habe dadurch meine Arbeiten um ein wesentliches vorwärtsgebracht. Meine «Ästhetik» geht, wie Sie sich denken können, nicht von Seite i bis . . . weiter, sondern ich arbeite, je nachdem mir dieses oder jenes naheliegt, ein oder das andere Kapitel aus, auf dass sich dann das Ganze zusammenschließe. Gegenwärtig beschäftigt mich die «Idee des Tragischen» und das «Prinzip des Naturalismus in der Kunst». Wenn Sie mir schreiben, dass und wann Ihnen das recht ist, schicke ich Ihnen dieses letztere Kapitel zum Durchlesen. Ich hoffe, es in etwa acht Tagen beendet zu haben.

Meine «Märchen»-Exegese habe ich vorläufig zurücklegen müssen, weil mir in der Lektüre etwas sehr Wichtiges aufgestoßen ist, das ich noch gehörig durcharbeiten muss, bevor ich weiter kann. Darüber kann ich aber jetzt noch gar nichts weiteres sagen. Soviel ist sicher: Goethes ganzes Glaubensbekenntnis hegt in diesem Märchen, - und man kann es nicht erklären, ohne gewisse Dinge durchgemacht zu haben, die in der Zeit von 1790-1820 in Deutschland still und unsichtbar sich abspielten. Ich bin auf einer ganz besonderen Spur. Doch davon zu Ostern mündlich mehr.

Auf meinem Tische liegen wohl dreißig oder mehr Schriften über Fichte. Ich mochte sehr gerne zu dem Schriftsteller-Jubiläum^{1*} dieses von mir immer höher geschätzten Geistes etwas Gründliches zustande bringen. Heute früh hat mich eine Stelle von ihm geradezu in Entzückung gebracht: «Denn das Leben ist Liebe, und die ganze Form und Kraft des Lebens besteht in der Liebe und entsteht aus der Liebe. -Ich habe durch das soeben Gesagte einen der tiefsten Sätze der Erkenntnis ausgesprochen, der jedoch, meines Erachtens, jeder nur wahrhaft zusammengefassten und angestregten Aufmerksamkeit auf der Stelle klar und einleuchtend werden kann. Die Liebe teilet das an sich

tote Sein gleichsam in ein zweimaliges Sein, dasselbe vor sich selbst hinstellend, und es vereinigt und verbindet innigst die Liebe das geteilte Ich, das ohne Liebe nur kalt und ohne alles Interesse die Welt anschauen würde.» Wer so etwas nicht tot mit dem Verstande versteht, sondern lebendig zu erfassen vermag, der lebt ein ganz eigenes Leben. Und nur, wer das vermag, der versteht die Freiheit, die ich so gerne zum Angel- und Einheitspunkt meines ganzen Philosophierens machen möchte. Es ist mir ganz merkwürdig, wie Fichte und Goethe von zwei Seiten sich hinanarbeiten und auf der Höhe sich in Vollkommenheit begegnen. Ich glaube, meine Zeit ganz gut zu verstehen, wenn ich sage: Fichtes und Goethes Idealismus muss in einer Art Freiheitsphilosophie seine letzte Frucht tragen. Denn das Korrelat jenes Begriffes bei beiden ist die «Freiheit».

Bei meinen obigen Worten «Vor mir liegen wohl dreißig Schriften über Fichte» höre ich Sie fast auflachen, denn nun denken Sie: das mag wohl heillos aussehen. Ich versichere Ihnen aber: es sieht bei mir jetzt zumeist so «gründlich gemacht» aus, dass ich verdrießlich werden könnte. Mein Aufwärtermädchen - oder wie so etwas heißt - räumt so «gründlich» zusammen, dass ich oft lange suchen muss, bis ich etwas finde. Die Bücher ordnet sie natürlich sorgfältig nach der Größe. Ich darf aber gegen diese Ordnung gar nichts haben, denn hier in Weimar geht alles in strengster Ordnung, und es wird mir «ordnungsgemäß» jeder Besuch erwidert, den ich mache. Und sollte ich denn auch hier «als der schlampigste Mensch» gelten, «den es gibt»?!

Neulich habe ich hier die Oper «Der Barbier von Bagdad» gesehen, die außergewöhnlich interessant ist. Man ist jetzt auch hier gar nicht mehr so spröde wie damals, als die Oper zum ersten Male aufgeführt wurde.

Gegenwärtig gastiert Fräulein Haverland hier, deren künstlerische Leistungen für mich nicht ohne Interesse sind. Unter aller Kritik jedoch finde ich die Theater in Leipzig. Das war zum Davonlaufen.

Dass Ihr Gedicht, von Wagner vorgetragen, gefallen hat, freut mich außerordentlich. Schicken Sie mir doch, wo möglich, das Gedicht.

Mein Urteil über Speidels Feuilleton müssen Sie nicht seriös nehmen. Sie wissen ja, dass ich «Die Ehre» selbst nicht kenne, sondern nur Stoff und Inhalt, und dass daher meine Ansicht über eine Kritik darüber möglicherweise sehr schief sein kann. Die Geschichte, die Sie in Ihrem Briefe erzählen, ist immerhin bemerkenswert.

Über Bergers Vortrag schreibt mir auch Schröer Gutes. Bemerkenswert ist, was in dem Feuilleton der «Neuen Freien Presse» von gestern über das Stück gesagt ist. Dass «Danae» «lustig» weitergeht, freut mich. Nur tut es mir leid, dass Sie mir so gar nichts Näheres darüber schreiben. Warum denken Sie aber bei einem Drama ans Druckenlassen? Seit dem Erfolge des «Verwandten König» habe ich wieder bessere Hoffnungen in Bezug auf Aufführungen von Dingen, die nicht der naturalistischen Modekrankheit angehören.

Was ich Ihnen nun noch sagen will, ist, dass mir nun auch Eck geschrieben hat. Einen inhaltreichen, vielsagenden Brief. Haben Sie ihn noch nicht gesehen?

Schreiben Sie mir nun doch recht bald wieder. Ich lechze ja nach allem, was von Wien kommt. In diesen Tagen schreibe ich auch Hansel und Ihren Brüdern. Mit diesem aber will ich abschließen und Ihnen nur noch die Bitte beifügen, mich Ihrer lieben Familie, vor allem aber auch Brülls, Schwarz', Strisowers usw., ferner nach Gelegenheit Biedermann, dem Fräulein Herzfeld, Christel, Heidt, Kitir bestens zu empfehlen.

Mit esoterischem Händedruck Ihr Steiner

Als ich neulich an Naumburg vorbeifuhr, kam mir lebhaft die Erinnerung an Nietzsche. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, dass das «klassisch-gebildete» Weimar den ganzen Nietzsche-Rummel verschlafen hat. Bitte, schreiben Sie mir doch

auch, was von den furchtbaren Geschichten, die die Zeitungen über das Wiener Burgtheater bringen, wahr ist.

267. AN ROSA MAYREDER

WEIMAR, 30. NOVEMBER 1890

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Am liebsten schriebe ich Ihnen schon heute bündige Nachricht über das Schicksal Ihrer Schriften. Aber ich habe sie selbst noch nicht. Ich habe die Sachen mit den vorgeschriebenen kurzen Inhaltsangaben versehen und an Professor Kürschner geschickt, von dem ich gegründete Überzeugung habe, dass er auf meine Bitte alles für die Sache tut, was er bei seinen reichen Verbindungen und dem großen Verlage, dem er als literarischer Direktor vorsteht, tun kann. Ich habe aus einer sechsjährigen Verbindung mit diesem Manne die obige Überzeugung gewonnen. Sie werden freilich bald zu der Ansicht kommen, dass kaum irgendwo mehr Geduld notwendig ist als in der literarischen Welt.

Und nun zur Beantwortung Ihres lieben Briefes, der leider nur schon zu lange unbeantwortet geblieben ist. Verzeihen Sie diese Länge, ich werde nie mehr so lange auf eine Antwort warten lassen. Und nun gleich in *mediam rem*.

Dieses aber ist in unserem Falle Ihre Ansicht über den Materialismus. Sie werden mich gewiss immer auf Ihrer Seite finden, wenn Sie behaupten, es seien zwei grundverschiedene Organisationen des menschlichen Geistes anzunehmen, «deren Erkenntnisgebiete streng gesondert sind». Nur verlange ich, dass man stets dieser Sonderung eingedenk bleibt und nicht mit der Organisation für die materialistische Ansicht sich in jenes Gebiet begibt, das nur für die entgegengesetzte Organisation zugänglich ist. Der Materialismus hat gewiss eine eingeschränkte Berechtigung. Es ist ebenso wahr, dass es einen Materialismus geben muss, wie es wahr ist, dass es eine Materie gibt. Unrichtig und widersinnig aber ist es, die materialistische Denkweise dahin zu tragen, wo - ich möchte sagen - der Geist greifbar wird. Der

bornierteste der gegenwärtigen Physiologen, Emil Du Bois-Reymond, hat einmal gesagt, wenn wir erst wüssten, wie die Materie denkt, dann könnten wir alle Welträtsel lösen. Ich will diese allem gesunden Denken geradezu ins Gesicht schlagende Behauptung doch einmal hypothetisch voraussetzen und zeigen, wie wir, selbst wenn wir jenes auszuschließendes, erst recht nichts davon hätten. Nehmen wir an: die Materie denke, d. h. mit anderen Worten, die Materie spaltet sich, legt sich auseinander in sich und in ihr Produkt, den Gedanken. So haben wir das Subjekt Materie und das Objekt, den Gedanken. Nun entsteht die weitere Frage: Was ist der Inhalt des Gedankens? Da es unter jener Voraussetzung ein Wirkliches außer der Materie nicht gibt, so kann der Gedankeninhalt nur wieder Materie sein. So wären wir denn dabei, die Materie bringt denkend wieder Materie hervor. Nun frage ich jemanden, wie er auf diesem Wege überhaupt zu einer Ansicht kommt. Ich habe oben die Spaltung in Subjekt und Objekt vorgenommen. Subjekt ist die Materie; Objekt der Gedanke, der aber sich nur wieder als Materie entpuppt. Wir haben also die Materie zum Subjekt und Objekt zugleich, d. h. wir sind in ihr sitzengeblieben. Der Materialismus ist eben eine ganz sterile Weltansicht, und wenn er doch zu einem Inhalt kommt, so rührt das davon her, dass er diesen aus anderen Auffassungsweisen entlehnt und in seinem Sinne umdeutet.

Wenn Sie nun sagen, Sie seien in «jene objektive Betrachtungsweise verstrickt, die Nietzsche aus einer verkehrten Anwendung historischer Studien herleitet», so fände ich es gerade von dem Standpunkt dieser objektiven Betrachtungsweise als un gerechtfertigt, einer so exklusiven Anschauung zuzustimmen, wie sie der Materialismus ist. Denn exklusiv ist der Materialismus jedenfalls, weil er die Welt des Geistes einfach verneint. Eine solche Einseitigkeit fällt dem Idealismus durchaus nicht bei. Dieser anerkennt die Materialität, weil er sehr wohl einsieht, dass es eine Form des Seins gibt, die den Geist raumzeitlich unter Negation der Ideenform widerspiegelt. Der Idealismus sieht

in der Materialität das notwendige Korrelat des Geistes, das diesen begleiten muss wie der Schatten den Wanderer. Und wie es unmöglich ist, aus dem Schatten das schattenwerfende Objekt zurückzuzonstruieren, nämlich dem Inhalte, nicht der Form nach - ebenso ist es unmöglich, aus der Materie den Geist aufzubauen. Und nun komme ich zum eigentlich Langeschen Theorem. Danach soll unser Geist so organisiert sein, dass er die Welt der Wirklichkeit notwendig materialistisch, d. i. im Falle Langes atomistisch erklären muss. Nun bitte ich Sie, mit mir den Gedankengang Schritt für Schritt zu verfolgen. Lange sagt: Wir können die Welt nur so anschauen, wie es der Organisation unseres Geistes gemäß ist. Nun ist unser Geist so organisiert, dass er zuletzt auf das Reich der Atome verfällt. Folglich baut er sich die Weltordnung atomistisch auf. Er erklärt alle Erscheinungen und zuletzt sich selbst atomistisch. Wenn jemand einen Preis darauf aussetzte, die eklatantesten Widersprüche aufzutürmen, die Anhänger Langes müssten diesen Preis unbedingt gewinnen. Der Geist ist so organisiert, dass er sich nur materialistisch erklären kann. Ja, woher rührt denn dann überhaupt das Bewusstsein von einem Geiste? Der Geist muss Ungeistiges sehen. Wo soll er denn in dieser Welt, zu der ihn nun einmal seine Organisation verurteilt, sich selbst, also auch seine eigene Organisation, finden? Woher soll der Geist wissen, dass er sich nur so erklären kann, wenn er gar nicht dazu organisiert ist, die Organisation eines Geistes, sondern nur die Konstitution der Materie einzusehen? Wer in aller Welt einen Geist begreifen kann, der von sich selbst einsieht, dass er vermöge seiner Organisation sein eigenes Gegenteil ist, der müsste wohl ein sonderbares Gehirn haben.

[Ohne dieses Einschiesel müsste mich ja Lino einer jämmerlichen Unkenntnis der Deskription zeihen.]

Ich bin ein Mensch, der nur dann einer Auffassung zustimmen kann, wenn sie vor dem Forum des strengen Gedankens sich legitimieren kann. Der Materialismus kann das nicht, weil er sich selbst nie verstehen kann.

Wenn Sie, verehrteste gnädige Frau, sagen, dass der Materialismus lange im stillen fortgewirkt hat und sogar Früchte gezeitigt hat, so frage ich Sie, wo sind diese Früchte? Hat der auf sich selbst gestützte Materialismus wissenschaftliche oder künstlerische Epochen der Menschheit auf die Oberfläche gebracht? Sind nicht die materialistischen Epochen in der Geschichte immer die unfruchtbarsten gewesen? Bezeichnen Plato und Aristoteles oder bezeichnet Demokrit die Blüte griechischer Weisheit? Hat Goethe, der den Materialismus hasste bis zum Exzess, oder hat Holbach die altgewordene Menschheit des achtzehnten Jahrhunderts neu verjüngt? Sie sagen: «Macht uns nicht die Gewissheit, dass es wieder Tag werden wird, auch die Nacht zur Freundin?» Ich bestreite die Richtigkeit dieses Vergleiches. Der Materialismus verhält sich nicht zum Idealismus wie die Nacht zum Tag. Ich möchte die metaphorische Frage anders stellen: Muss ich, um einzusehen, dass ein Winterrock vorteilhaft ist, mich eine Stunde einer eisigen Kälte aussetzen? Sie sagen im weiteren Verlaufe Ihres Briefes: «So bestätige ich selbst, was ich doch gerne leugnen möchte: dort, wo man tätig, wirkend, mächtig sein will, darf man nicht objektiv sein. Ich komme immer mehr zur Einsicht, dass das Streben nach Objektivität im Indifferentismus endigt und dass schließlich die Reflexion das Handeln unmöglich macht.» Ich kann das nicht zugeben, weil die Objektivität der Betrachtung, die Handlung dem Willen angehört. Wenn ich in irgendeiner Weise handelnd in die Weltordnung eingreife, so ist mein Handeln etwas ganz Bestimmtes, Individualisiertes, das von partiellen Bestimmungen des Weltprozesses abhängt und nicht von den allgemeinen, unbedingten, die der Betrachtung zur Grundlage dienen. Ich kann ganz gut einsehen, dass irgendeine Handlung - und es gilt dies von jeder Handlung - unvollkommen ist, wenn ich sie im Zusammenhang mit den höchsten Prinzipien des Daseins betrachte, dennoch aber kann mir klar sein, dass ich nach den individualisierten Voraussetzungen nur diese Handlung und diese nur so vollbringen kann. Dies beeinträchtigt meine Freiheit gar nicht. Wenn ich handle, gehen mich die allgemeinen Prinzipien des Wissens

gar nichts an, sondern nur die Antezedenzen meines Handelns. Diese Prinzipien verhalten sich zu meinem Handeln so wie die Gesetze des Verdauungsprozesses zu diesem letzteren selbst. Niemand kann nach physiologischen Gesetzen verdauen, wenn er sie auch bis ins kleinste hinein kennt. Wir müssen die Bestimmungsgründe unseres Willens streng von den Prinzipien der Ethik trennen. Ich gebe zu - dass es sehr schwer ist, diese beiden Dinge auseinanderzuhalten.

Es muss aber doch geschehen, wenn Klarheit in die Sache kommen soll. In jedem anderen Gebiete ist dies Auseinanderhalten leichter, weil der Schauplatz, auf dem die Gesetze walten, ein anderer ist als der, wo sie erscheinen. Wenn ich die Gesetze der Planetenbewegung betrachte, so weiß ich genau: die Sache, welche diesen Gesetzen unterliegt, ist außer mir im Räume, die Gesetze aber kommen in meinem Geiste zur Erscheinung. Hier verwechselt niemand Sache und Begriff. Anders ist es bei meinem Handeln. Hier spielt sich Sache und Erkenntnisprozess auf dem gleichen Schauplatz ab innerhalb meines Bewusstseins. Das menschliche Individuum, das handelt, ist zugleich der Betrachter dieser seiner Handlungen. Aber deshalb muss doch Sache und Begriff auseinandergehalten werden. Ich bin eben nicht eine abstrakte Einheit, in der alles verschwimmt, sondern eine lebendige Einheit eines individuellen besonderen Ichs, das in einer gewissen Zeit- und Raumsphäre lebt und eines allgemeinen, reflektierenden Ichs, das unbeschränkt, raum- und zeitlos ist. Wer wie Hamlet beide Ich konfundiert, der kommt erstens nicht zum Handeln, zweitens nicht zum Verständnis seiner selbst. Dass im Hamlet diese beiden Ich im Kampfe liegen, darinnen besteht das Tieftragische seines Charakters. Dabei aber bleibt die Freiheit doch voll bestehen.

Denn ich wäre nur in dem Falle unfrei, wenn ich in einem besonderen Fall dazu käme, nach den all gemein-ethischen Prinzipien zu handeln und dieses nicht könnte. In dieser Lage bin ich aber nie, denn meine Aufgaben werden mir von der Zeit und dem Orte gestellt, in der und an dem ich lebe; nicht von der

Ethik. Dass ich jetzt diesen Brief schreibe, ist eine Folge davon, dass wir uns kennengelernt, uns freundschaftlich zugetan sind, dass Sie den Austausch der Gedanken in dieser Richtung wünschen, dass Sie mir geschrieben usw. Und weil das alles vorhergegangen, entschlief ich mich aus freiem Willen, Ihnen diesen Brief zu schreiben. Nun kann doch diese Betrachtungsweise auf jede Handlung des Menschen angewendet werden. Dann löst sich aber doch der Sie quälende Widerspruch vollständig. Mir ist es ganz unmöglich, anders zu sehen. Ich bitte Sie dringend, schreiben Sie mir, was für Zweifel Ihnen nach diesen meinen etwas weitschichtigen Auseinandersetzungen noch bestehen bleiben. Ich werde sogleich antworten, denn bei dem Umstände, dass ich genau weiß, dass Ihre Geistesrichtung mit der meinigen auf das vollständigste übereinstimmt, beängstigt mich jede Meinungsverschiedenheit. Wenn Sie mit mir in irgendeiner Frage verschiedener Ansicht sind, so rührt das nicht von einer verschiedenen geistigen Organisation, sondern nur von dem Umstand her, dass wir uns über den fraglichen Punkt nicht bis zur vollen Verständigung klar genug ausgesprochen haben.

Sie haben sehr Unrecht getan, dass Sie in Ihren lieben Brief den Satz einfügten: «Und ich unterließ es nur in dem Wunsche, nicht den Schein der Aufdringlichkeit auf mich zu laden.» Da habe ich Sie einen Augenblick lang nicht verstanden. Wer mich kennt, dem sollte ein solcher Wunsch gar nicht kommen. Es gibt Beziehungen zwischen Menschen, die solche Worte wie Aufdringlichkeit gar nicht mehr in ihrem Lexikon haben. Ich freue mich doch so innig über jedes neue Lebenszeichen. Vergelten Sie mir nur nicht Gleiches mit Gleichem und lassen Sie mich nicht vier Wochen auf eine Antwort warten.

Dass Ihr Gemahl mit der darstellenden Geometrie solche Mißhelligkeiten hat, ist recht bedauerlich. Nur glaube ich, geht er in der Gewissenhaftigkeit zu weit. Man muss sich in einem solchen Falle immer vor Augen halten, dass eigentlich doch von der größeren oder geringeren Vollendung eines fortlaufenden Vortrags wenig für die Zuhörerschaft folgt. Wenn sie mir nämlich

schreiben, Lino habe Bedenken, dass «er nicht gut, nicht selbständig genug die Vorträge ausgearbeitet habe», so finde ich diese Bedenken hyperkasuistisch. Denn dies ist eine Forderung, die niemand erheben darf. Unterlassen Sie doch nicht, mir auch zu schreiben, ob die peinvollen Stunden, die ihm diese neue Aufgabe gebracht hat, nun schon geschwunden sind. Grüßen Sie ihn von mir auf das allerherzlichste, und seien Sie selbst begrüßt von

Ihrem Rudolf Steiner

Meine Photographie - freilich eine Weimarer - erhalten Sie demnächst.

268. AN KARL JULIUS SCHRÖER

WEIMAR, 30. NOVEMBER 1890

Hochgeschätzter Herr Professor!

Es ist wohl durchaus nicht anzunehmen, dass Goethes Vater an seinen Sohn nicht geschrieben habe. Aber bei der sorgfältigen Art, mit der Goethe alles vernichtet hat, was an Briefen aus seiner vor-italienischen Zeit vorhanden war, ist es nur zu erklärlich, dass wir von dem Briefwechsel mit seinem Vater gar nichts haben. Hier wenigstens weiß niemand über Goethes Vater etwas. Das einzige sind die Briefe, die ich Ihnen hiermit mitteile. (Die größeren Zahlen bedeuten immer die Seiten, die nebenstehenden kleineren die Zeilen von oben nach unten gezählt.)

I. Band: 722, 1224, 2016, 2212, 2624, 283,4,15, 313, 3216,17,21, 34 23, 3516, 43 23, 4717, 50 if., 53 a, 5,13,6816, 73 21, 78, 7922, 81 18, 9912f., 10724, 111 8f, 11721, 1446, 1604, 18010, 18223, 20527, 226i2, 2593, 268 6.

II. Band: 312, 3020, 3513, i9f., 42i6, 63i9, 65h, IOI28, 1044f., 1356,h, 1772, 22022, 26514, 27623, 278is, 28022f., 296 s.

III. Band: 2h., 11,201, 14is, 1520, 30ö, 37i3ff., 402f., 5023, 11113, II816, 1449,161i3.

IV. Band: 503ff., 6017, 62i3f., 8818, 275i6f.,3232i. V.Band: 1812.

VI. Band: 56,972i.

Ich entnehme diese Angaben dem in Vorbereitung befindlichen Register zu den sieben ersten Briefbänden. Da dieses Register erst in einiger Zeit erscheinen wird, so könnten Ihnen vielleicht diese Verweise einstweilen nützlich sein.

Ein Aufsatz von mir für die «Chronik» ist fertig. Da aber der Goethe-Papst (Prof. Suphan) eben in Berlin ist und ich verpflichtet bin, ihm alles vorzuweisen, was ich während meines

Hierseins über Goethe schreibe, so dürfte er vielleicht erst in drei bis vier Tagen abgehen können. Wenn nicht in der Dezember-Nummer, so wird er aber gewiss in der Jänner-Nummer erscheinen können.

Ich arbeite intensiv an dem ersten Bande der morphologischen Schriften. Ich bin überzeugt, Sie werden viele Freude haben, wenn Sie dem neuen Material gegenüber treten werden. Wenn auch vieles fragmentarisch ist, so ist doch der große Zusammenhang durchaus kenntlich. Wenn ich nur den Plan, den ich für die Herausgabe habe, durchbringe, dann soll alles so übersichtlich als möglich sein. Allein Sie glauben wohl nicht, wie Goethe hier verbureaukratisiert (verzeihen Sie die barbarische Wortbildung für eine jedenfalls noch viel barbarischere Sache) wird. Zum Glück fand ich ein von Goethe selbst herrührendes Schema für die Anordnung der morphologischen Sachen vor, und da darf ich wohl hoffen, dass ich mit diesem Dekret in der Hand den Widerstand der Redaktoren brechen kann. Ich denke, Sie, mein geschätzter Lehrer, stimmen mir wohl zu, wenn ich sage: wo Goethes eigene Intentionen irgendwie gewusst werden können, sind sie unbedingt zu beobachten.

Und nun will ich Ihnen im Vertrauen einiges Charakteristisches mitteilen. Zuerst eine Stelle, die uns unmittelbar dahin erhebt, was Goethe will: «Hier aber werden wir vor allen Dingen bekennen und aussprechen, dass wir mit Bewusstsein uns in der Region befinden, wo Metaphysik und Naturgeschichte übereinandergreifen, also da, wo der ernste treue Forscher am liebsten verweilt. Denn hier wird er durch den Zudrang grenzenloser Einzelheiten nicht mehr geängstigt, weil er den hohen Einfluss der einfachsten Idee schätzen lernt, welche auf die verschiedenste Weise Klarheit und Ordnung dem Vielfältigen zu verleihen vermag.

Indem nun der Naturforscher sich in dieser Denkweise bestärkt, im höheren Sinne die Gegenstände betrachtet, so gewinnt er eine Zuversicht und kommt dadurch dem Erfahrenden entge-

gen, welcher nur mit gemessener Bescheidenheit ein Allgemeines anzuerkennen sich bequem. -

Wir leben in einer Zeit, wo wir uns täglich mehr angeregt fühlen, die beiden Welten, denen wir angehören, die obere und die untere, als verbunden zu betrachten, das Ideelle im Reellen anzuerkennen und unser jeweiliges Missbehagen mit dem Endlichen durch Erhebung ins Unendliche zu beschwichtigen. Die großen Vorteile, die dadurch zu gewinnen sind, wissen wir unter den mannigfachsten Umständen zu schätzen, und sie besonders auch den Wissenschaften und Künsten mit kluger Tätigkeit zuzuwenden.

Nachdem wir uns nun zu dieser Einsicht erhoben, so sind wir nicht mehr in dem Falle, bei Behandlung der Naturwissenschaften die Erfahrung der Idee entgegenzusetzen; wir gewöhnen uns vielmehr, die Idee in der Erfahrung aufzusuchen, überzeugt, dass die Natur nach Ideen verfare, ingleichen dass der Mensch in allem, was er beginnt, eine Idee verfolge.»

In unserem Verhalten zur Natur unterscheidet Goethe vier Arten von Menschen: die Nutzenden, die Wissbegierigen, die Anschauenden und die Umfassenden. Er charakterisiert diese vier Arten des Verhaltens folgendermaßen:

«1. Die Nutzenden, Nutzen-Suchenden, Fordernden, sind die ersten, die das Feld der Wissenschaft gleichsam umreißen, das Praktische ergreifen; das Bewusstsein durch Erfahrung gibt ihnen Sicherheit, das Bedürfnis eine gewisse Breite.

2. Die Wissbegierigen bedürfen eines ruhigen, uneigennütigen Blickes, einer neugierigen Unruhe, eines klaren Verstandes und stehen immer im Verhältnis mit jenen; sie verarbeiten auch nur im wissenschaftlichen Sinne dasjenige, was sie vorfinden.

3. Die Anschauenden verhalten sich schon produktiv, und das Wissen, indem es sich selbst steigert, fordert, ohne es zu bemerken, das Anschauen und geht dahin über, und so sehr sich auch die Wissenden vor der Imagination kreuzigen und segnen, so

müssen sie doch, ehe sie sichs versehen, die produktive Einbildungskraft zu Hilfe rufen.

4. Die Umfassenden, die man in einem stolzern Sinne die Erschaffenden nennen könnte, verhalten sich im höchsten Grade produktiv, indem sie nämlich von Ideen ausgehen, sprechen sie die Einheit des Ganzen schon aus, und es ist gewissermaßen nachher die Sache der Natur, sich in diese Ideen zu fügen.»

Dieses vorläufig über Goethes Absichten bei seiner Naturforschung.

Eben komme ich von Leipzig zurück, wo ich einige Tage war, um einiges auf der Universitätsbibliothek einzusehen. Da finde ich denn Ihre Karte vor, die mir ein neues Übel in Ihrer Familie berichtet. Möchte doch ein gütiges Geschick Sie bald wieder dahin bringen, dass Sie alle Ihre Lieben gesund und Ihre Umgebung froh sehen!

Ich möchte sehr gerne während dieses Winters einen Vortrag im Goethe-Verein halten. Im Dezember wird es aber kaum gehen. Ich hätte es so gerne zustande gebracht, bin aber gegenwärtig so sehr in Bezug auf meine Geldmittel in anderer Weise in Anspruch genommen, dass es mir wohl unmöglich sein wird, schon im Dezember die ja relativ doch immerhin kostspielige Reise nach Wien zu machen. Später aber wird es ganz gut gehen. Ich sage Ihnen dieses ganz offen, weil ich sonst ja sehr gerne nach Wien kommen möchte. Freilich kommt dazu der Grund, dass man es hier nicht gerne sehen würde, wenn ich längere Zeit meine Arbeiten unterbräche. Jedenfalls teile ich Ihnen meine Reise nach Wien zur rechten Zeit mit.

Exz[ellenz] v. Loeper (auch Prof. Suphan) lassen Sie bestens grüßen. Die Großherzogin ist gegenwärtig in Holland. Und nun mit den besten Wünschen für Ihre und Ihrer Angehörigen Gesundheit

in aller Treue Ihr

Steiner

269. AN FRIEDRICH ECKSTEIN

WEIMAR, [ENDE] NOVEMBER 1890

Lieber, verehrter Freund!

Wie sehr ich Ihnen für Ihre beiden Briefe dankbar bin, könnte ich im Augenblicke wohl schwer schildern. Ich möchte Ihnen aber doch einmal eines sagen, was mich drängt, Ihnen zu sagen: Es gibt zwei Ereignisse in meinem Leben, die ich so sehr zu den allerwichtigsten meines Daseins zähle, dass ich überhaupt ein ganz anderer wäre, wenn sie nicht eingetreten wären. Über das eine muss ich schweigen; das andere aber ist der Umstand, dass ich Sie kennenlernte. Was Sie mir sind, das wissen Sie wohl noch besser als ich selbst; dass ich Ihnen unbegrenzt zu danken habe, das aber weiß ich. Ihr lakonischer Brief «Lesen Sie Jung-Stillings Heimweh» wiegt wohl viele dickleibige Schreiben auf. Solch ein Buch lehrt uns den Weg zu dem «Stirb und Werde!» Wissen Sie, daß Jung-Stilling auch einen «Schlüssel zum Heimweh» geschrieben hat?

Merkwürdig ist die Art, wie Goethe Jung gegenüberstand. Er spricht in seinen Briefen ganz merkwürdige Worte über diesen seinen Freund. Und von Jung getraue ich mir zu behaupten, daß ihm Goethe der sympathischste Mensch war, der ihm je gegenübergetreten.

Nun möchte ich Ihnen aber einige Aussprüche Goethes im Vertrauen mitteilen und Ihre Meinung darüber hören.

«Wir leben in einer Zeit, wo wir uns täglich mehr angeregt fühlen, die beiden Welten, denen wir angehören, die obere und die untere, als verbunden zu betrachten.»

«In dem Geiste des Schauenden ereignet sich immerfort wechselweise eine sich im Gleichgewichte bewegendende Systole und Diastole.»

«Das Wesen der Menschen ist viererlei Art:

1. Die Nutzenden, Nutzen-Suchenden, -Fordernden, sind die ersten, die das Feld der Wissenschaft gleichsam umreißen, das Praktische ergreifen; das Bewusstsein durch Erfahrung gibt ihnen Sicherheit, das Bedürfnis eine gewisse Breite.
2. Die Wissbegierigen bedürfen eines ruhigen, uneigennütigen Blickes, einer neugierigen Unruhe, eines klaren Verstandes und stehen im Verhältnis mit jenen; sie verarbeiten auch nur im wissenschaftlichen Sinne dasjenige, was sie vorfinden.
3. Die Schauenden verhalten sich produktiv, und das Wissen, indem es sich selbst steigert, fordert, ohne es zu bemerken, das Schauen und geht dahin über, und, so sehr sich auch die Wissenden vor der Imagination kreuzigen und segnen, so müssen sie doch, ehe sie sich's versehen, die produktive Einbildungskraft zu Hilfe rufen.
4. Die Erleuchteten, die man in einem stolzen Sinne die Erschaffenden nennen könnte, verhalten sich im höchsten Grade produktiv; indem sie nämlich von der Imagination ausgehen, wird ihr Wissen Schaffen, ist ihr ideeller Prozess der Weltprozess.»

Ich glaube, Goethe versteht nur der, welcher den Sinn dieser Worte versteht. Mir ist klar, dass Goethe mit seinem «Teilhaftigsein am Weitprozesse» unmittelbar die Selbstauflösung des Individuums und dessen Wiederfinden im Weltall meinte, die Vergottung des Menschen. Charakteristisch für ihn ist in dieser Hinsicht, dass er einmal offen sagte: Ich habe etwas zu hüten als mein Geheimnis, und wer mich von außen sieht, der hat nichts von mir gesehen. Ich weiß von letzterer Stelle nicht genau den Wortlaut, der Sinn aber ist richtig zitiert. Merkwürdig ist, dass Fichte aus persönlichem Umgange mit Goethe die Ansicht gewann, dass letzterer das lebe, was er (Fichte) selbst denke. Daher das unerschütterliche Vertrauen, das Fichte in Goethe setzte, auch noch nach dem unseligen Atheismusstreit.

Kennen Sie Erasmus Francisci «Gegenstrahl der Morgenröte». Wissen Sie, dass Faust bei Widmann «an hohen Festtagen, wann die Sonne zu morgens früh aufging, das crepusculum matutinum

gebrauchte?» Vergleichen Sie Faust (II. Teil) bei seiner Erblindung:

«Die Nacht scheint tiefer, tief her einzudringen, Allein im Innern leuchtet helles Licht» mit Hamanns Worten: «Je mehr die Nacht meines Lebens zunimmt, desto heller wird der Morgen im Herzen.»

Nicht ohne Interesse werden Sie das Lied im Divan (Hempel, Band IV, S. 160 ff.): «Wiederfinden» lesen.

In einem nächsten Briefe hoffe ich Ihnen Interessantes über das «Märchen von der grünen Schlange» mitteilen zu können. Es sind Deutungen aus Goethes Umgebung da, die von ihm selbst zusammengestellt erhalten sind. Ich habe sie nur noch nicht sehen können.

Nun bitte ich Sie nur noch: grüßen Sie mir unseren lieben Kreis, zu dem in treuer Anhänglichkeit wie zu Ihnen selbst auch verharret

Ihr Steiner

NACHSCHRIFT

Es gibt eine Handschrift des Gedichtes «Wiederfinden» (im Westöstlichen Divan), welche zwischen der dritten und der tiefesoterischen vierten Strophe noch folgendes eingeschaltet enthält:

«Denn das Oben und das Unten Ward zum ersten Mal geschaut,
Unter freiem Himmelsrunde Tief der Erde Schoß erbaut. Ach,
da trennte sich für immer, War doch der Befehl geschehen!
Feuerwasser in den Himmel, Wellenwasser in die Seen.»

Es muss uns doch etwas ganz Besonderes bedeuten, wenn Goethe z. B. 13. Mai 1780 in sein Tagebuch schreibt: «Es offenbarten sich mir neue Geheimnisse.»

Unter dem 24. November 1807 lese ich im Tagebuch: «Alchymie aus dem Gothaischen Bande: Artis auriferae Vol. I.» Unter dem

25. November: «Nach Tische Roger Bacons <De mirabili potestate naturae et artis>. Nachher die anderen vorgedruckten alchymistischen Sachen.»

Unter dem 17. Mai 1808: «Systole und Diastole des Weltgeistes.»

Dies alles sind mir fortlaufende Beweise dafür, dass Goethe ein Esoteriker in des Wortes bester Bedeutung war.

In dem noch nicht veröffentlichten Tagebuche von 1812 findet sich aber auch direkt die Bemerkung: «Exoterisches und Esoterisches.»

Meine Ansicht ist die, dass für Goethe Systole und Diastole die fortwährende Auf- und Abbewegung war, in der er sich zwischen Oben und Unten befand. Gerne wüsste ich, wie Sie sich dazu stellen.

Herzlichen Dank für Ihre Erklärung der Stelle in der «Braut von Korinth», und herzliche Grüße an unseren ganzen Kreis von Ihrem treuen

Steiner

Es ist dies dieselbe Systole und Diastole, von der Goethe sagt: sie regieren alles menschliche Wesen «wie die Pendelschläge die Zeit».

270. AN RUDOLF SCHMIDT

WEIMAR, 5. DEZEMBER 1890

Hochgeschätzter, lieber Herr Dr. Schmidt!

Vor allen anderen Dingen sage ich Ihnen vielen Dank für Ihren lieben Brief; nicht weniger auch Ihrer verehrten Frau für die freundlich angefügten Grüße von ihr und von dem «vierbeinigen Goethe». Ich war über das Gedenken der ganzen Familie herzlich erfreut und dachte: wie schade es doch ist, dass Sie Ihre Gattin und den kleinen Olympier nicht mit nach Weimar gebracht haben.

Die Art, wie Sie Ihren großen Erfolg in Dresden auffassen, ist für diejenigen, die das Glück hatten, Sie kennen und schätzen zu lernen, gewiss die erhebendste. Aber - glauben Sie mir - für Deutschland hat dieser Erfolg nicht minder eine ganz besondere Bedeutung. Er ist ein lebendiger Beleg dafür, dass in einer Stadt wie Dresden sich 1500-1600 Menschen noch genug Idealismus und Empfindung für wahrhafte Poesie bewahrt haben aus dem Sumpfe der ästhetischen Zerfahrenheit, in der wir - in Deutschland - stecken. Nur diese ästhetische Zerfahrenheit, die in einer furchtbaren geistigen Indolenz wurzelt, hat es möglich gemacht, dass Ibsen jenen Anhang gewonnen hat, den er nun einmal eben hat. Man möchte aufjauchzen bei dem Gedanken, dass Ihr «Verwandelter König» mit seiner Tiefe und schönen poetischen Form solche 1500 bis 1600 «Mitwisser» heranziehen können. Denn hier Mitwisser zu sein, bedeutet viel und bedeutet vor allem die Fähigkeit der Erhebung in die edlen Regionen des Idealismus. Ich wünschte nur, dass das Gebiet dieser «Mitwisser» sich immer mehr und mehr erweitere. Dann wäre auch der Boden gewonnen, die herrlichen Ideen Rasmus Nielsens einem deutschen Publikum zugänglich zu machen. Soweit es mir bis jetzt möglich war, vorzudringen in den Werken dieses Geistes, habe ich es getan und dabei die Empfindung gewonnen, wie recht Sie haben, wenn Sie Rasmus Nielsen den «begabtesten

Mann» nennen, «der in einer bestimmten Epoche auf der Erde lebte».

Sie können sich aber auch denken, wie brennend meine Begierde ist, unter solchen Umständen ganz und voll in alle Tiefen dieses Geistes einzudringen. Denn mir ist es - das darf ich wohl sagen - immer aufrichtig um die Wahrheit zu tun. Außerdem finde ich durch meine eigene Denkrichtung so viel auf dem Wege, der in Niensens Anschauung führt, vorgezeichnet, dass auch daraus für mich reichliche Befriedigung fließt. Dass zuletzt alle Philosophie der große Monolog sein müsse, den das menschliche Selbstbewusstsein hält, um sich selbst, und damit die Welt, zu verstehen, schien mir von jeher klar. Dass man aber, von dieser Voraussetzung ausgehend, vom Wissen und nicht vom Sein beginnen müsse, ist einleuchtend. Was uns die wissenschaftliche Entwicklung bringen soll, kann nur vom Wissen aus und nicht vom Sein aus erreicht werden.

Die mir aufgetragenen Grüße habe ich bestellt. Köhler hat sich über Ihren Dresdener Erfolg außerordentlich gefreut. Der Arme liegt nun acht Wochen völlig unbeweglich im Bette. Dass ihm dieser Zustand manchmal unerträglich scheint, ist wohl leicht zu begreifen, besonders da ein Ende noch immer nicht abzusehen ist. Er trug mir die herzlichsten Grüße und besten Glückwünsche an Sie auf. Die Zeilen an Bock habe ich bestellt, allein die guten Leute nicht zu Hause angetroffen. Auch an Wähle und Suphan habe ich Ihre Grüße überbracht, dem ersteren seine Teilnahmslosigkeit für Bajer arg vorgehalten. Er will das nun gutmachen und lässt sich Ihrem vierbeinigen Genossen besonders empfehlen.

Die Anzeige Ihres Dresdener Erfolges stand sofort in der «Weimarerischen Zeitung». Wenn ich das Blatt noch bekommen kann, will ich es Ihnen senden; ebenso die gestern abends erschienene Nummer, wo wieder eine Freudenbotschaft steht. Diesmal die von Ihrem guten Erfolge mit Ihrem Einakter. Ich habe mich herzlich gefreut, als ich die Nachricht las.

Rosenbergs Abhandlung über Sie mit dem Bilde habe ich leider bis jetzt noch nicht erhalten. Ich möchte sie aber so gerne haben. Vielleicht dürfte ich Sie bitten, die Liebenswürdigkeit zu haben und Rosenberg noch einmal daran zu erinnern. Auch bin ich gespannt auf die Bilder Ihrer geschätzten Frau und Ihres Arbeitsgenossen, die Sie mir so freundlichst in Aussicht stellen. Damit nehme ich für heute Abschied von Ihnen, bitte Sie recht sehr, mich Ihrer Frau Gemahlin bestens zu empfehlen und Bajer meinen Gruß zu übermitteln; Sie selbst aber empfangen herzlichsten Gruß

Von Ihrem

Rudolf Steiner

271. AN PAULINE UND LADISLAUS SPECHT

WEIMAR, 24. DEZEMBER 1890

Hochgeschätzte gnädige Frau und verehrtester Herr Specht!

Voran stelle ich mein dankbarstes Gedenken an die mich so erfreuende Überraschung, die Sie mir zum bevorstehenden Weihnachtsfeste bereitet haben. Die schönen Dinge zieren seit diesem Morgen meinen Schreibtisch und werden mir immer, wenn ich mich zur häuslichen Arbeit setze, wie mich grüßend erscheinen von jenen lieben Menschen, in deren Gemeinschaft ich so viele Jahre verlebt habe.

Auch Ihre lieben Zeilen habe ich soeben erhalten, und zwar gerade in dem Augenblicke, da ich den Brief zur Post tragen wollte, in dem ich Ihnen mit einigen Sätzen frohe Weihnachtstage wünschte. Ich zerreiße ihn jetzt, da er ja doch durch diesen schnell überholt wird, freilich auf die Gefahr hin, dass sich dadurch meine Wünsche auf recht fröhliche Weihnachten etwas zu spät einfinden. Jedenfalls aber sind sie allerherzlichst gemeint, ebenso wie der Dank, den ich Ihnen hiermit aus tiefstem Innern für die Ihrigen sage.

Nicht minder dankbar bin ich Ihnen für den warmen Anteil, den Sie fortdauernd an mir und meinen Arbeiten nehmen. Zu Anfang der nächsten Woche werde ich mein an Richard versprochenes Kapitel über Naturalismus und Kunst senden. Es wird mir eine ganz besondere Freude sein, wenn dieser Aufsatz, der einen Teil meiner «Ästhetik» bildet, auch Sie interessiert; ich habe in denselben viel von den Gedanken hineingelegt, die seit Jahren meine innerste Überzeugung über den Lebensnerv der Kunst geworden sind. Es ist aber nicht gerade leicht, hier vollständig klar zu werden, da ja die «Modernen» so viel Unklarheit geschaffen haben, dass vielfach die Begriffe nicht nur fehlen, sondern - was viel schlimmer ist - eine karikierte Gestalt bekommen haben.

Endlich danke ich Ihnen ganz besonders, dass Sie so liebenswürdig waren, meine auf die Zensuren der Kinder so gespannten Erwartungen so bald, nachdem die Würfel gefallen waren, zu befriedigen. Ich ersehe aus Ihrem freundlichen Berichte, dass der Stand der Erfolge sich im wesentlichen nicht viel geändert hat. Ein paar Grade auf oder ab in der Notengebung machen ja schließlich nicht so viel aus, und auch Sie werden ja mit den Ausweisen nicht unzufrieden sein. Wenn nur Ernstl es im Zeichnen wenigstens zu einem «Genügend» bringen könnte; da doch selbst ein für den Gesamtfortschritt nicht weiter in Betracht kommendes «Ungenügend» immerhin das Zeugnis entstellt. Bitte schön: sagen Sie doch den Kindern, dass ich jedem besonders im Laufe der Festtage schreibe. Einstweilen mögen sich alle von mir herzlichst begrüßt halten und meine Wünsche auf frohe Weihnachten entgegennehmen.

Was Ihr Brief von Richard und seinem Stücke enthält, hat mich freudig interessiert. Es ist besonders befriedigend, dass er unbeeirrt um das, was die jungen Talente um ihn her beginnen, seinen eigenen Weg wandert. Nur so kann wirklich etwas Gutes herauskommen. Mit den Schlagworten der Parteien, ob sie sich auf literarischem oder einem anderen Felde vernehmen lassen, ist ja doch nichts auszurichten. Ich lasse Richard sagen, ich wartete mit Verlangen auf sein Stück und freue mich recht sehr darauf. Er hat mir auch das Gedicht, das in der «Modernen Dichtung» gedruckt war, versprochen. Ist dasselbe schon erschienen?

Heute abends werden Sie wohl alle wie immer an diesem Tage bei Hansls Weihnachtsbaum sein; ich denke mit einer gewissen Wehmut daran, dass ich so viele Male an dieser schönen Freustunde auch habe teilnehmen dürfen. Ich bin für den Abend zu Suphan gebeten, der zwei Knaben hat, von denen mir besonders Martin, der ältere, der in Untertertia ist, recht anhänglich ist. Ich habe mit den Buben oft gelernt oder sie sonst versorgt, wenn ihr Vater von hier abwesend war.

Die herzlichen Worte, die Sie mir auf meine Lebensstellung bezüglich senden, sind mir ein neuer Beweis Ihrer freundschaftli-

chen Teilnahme an mir. Glauben Sie mir: ich weiß dies zu schätzen und werde es immer. Erhalten Sie mir dieses Wohlwollen und diese gute Gesinnung immer! Wissen Sie aber auch von mir, dass ich Ihnen und Ihrem Hause stets in treuester Freundschaft anhänglich sein werde und dass mich nichts mehr freuen wird, als Gutes von da zu hören.

Mit dieser Versicherung will ich denn meinen heutigen Brief beschließen, nur noch bittend, Ihrer Frau Mutter meinen besten Weihnachtswunsch zu überbringen und mich doch baldigst wieder mit einigen Zeilen zu erfreuen.

Nochmals frohe Weihnachten allen

Ihr Rudolf Steiner

272. AN ARTHUR SPECHT

WEIMAR, 16. DEZEMBER 1890

Mein lieber, guter Arthur!

Du hast am längsten auf einen Brief von mir warten müssen; ich will Dir also heute zuerst schreiben und Dich vor allem anderen bitten, mir wegen des langen Ausbleibens dieser Zeilen nicht böse zu sein und auch dasselbe nicht so aufzufassen, als wenn ich nicht mit allerwärmster Neigung Dir zugetan wäre; aber Du weißt: ich bin einmal ein fauler Briefschreiber, und diese Faulheit scheint zu den Krankheiten zu gehören, deren Kur am schwersten ist. Indem ich aber dies einfach damit abtue, dass ich meine Besserung auf diesem Gebiete dem Zukunfts-Koch, der sich darauf verlegt, als dessen erster Versuchspatient überlasse,* gehe ich gleich darauf über, Dir für Deine lieben, guten Zeilen herzlich zu danken.

* Nimm mir den schlechten Witz nicht übel; ich werde in jedem Briefe einen machen, bis sie die Zahl derjenigen erreichen, die Du bei Tische gemacht hast.

Ich ersehe zu meinem aufrichtigen Bedauern, dass Du mit Deinem Stande in der Schule nicht so recht zufrieden bist und dass Du auch in diesem Jahre recht angestrengt arbeiten musst. Ich erinnere mich recht wohl daran, wie Du im vorigen Schuljahre oft bis in die Nachmitternacht hinein saßest, um Deine Arbeiten zu vollenden, und dabei über Kopfschmerzen klagtest, wenn ich am Tische gegenüber war. Es tut mir sehr leid, dass diese große Menge von Arbeiten Dich auch dieses Jahr drückt. Aus dem Briefe Deiner lieben Mutter ersehe ich aber, dass nun doch Dein Fleiß im geometrischen Zeichnen es so weit gebracht hat, dass Deine Note sogar auf «Vorzüglich» gestiegen ist. Dass Du diese Note auch in Geschichte hast, legitimiert Dich ja auch als fleißigen Menschen, und ich glaube, Deine Angehörigen werden damit mir einer Ansicht sein. Das «Lobenswert» in Mathematik

gefällt mir ganz besonders. Dass Du im Französischen mit einem bloßen «Genügend» davongekommen bist, ist wohl nur auf irgendeinen bösen Zufall zurückzuführen und wird sich ja wahrscheinlich nicht wiederholen. Also nur Mut, lieber Freund!

Wie geht es Dir gesundheitlich? Was treibst Du sonst? Ich bitte Dich, schreibe mir gelegentlich alles; mich interessiert jedes Ding, das Dich oder Deine Angehörigen betrifft, und ich freue mich immer, wenn ich eines Eurer Briefe ansichtig werde.

Hoffentlich verbringt Ihr alle die Weihnachtstage recht gut und verlebt angenehme Ferien bis zu Neujahr! Zum letzteren sende ich Dir von dem ganzen Herzen ein volles «Glückauf»; es möge Dir recht viel Gutes und Schönes bringen.

Ich habe die Weihnachten, so gut es für mich hier möglich ist, verlebt und wurde durch manches Zeichen herzlicher Teilnahme von da und dort erfreut. Ich trug mich auch mit dem Plane, für ein paar Tage nach Berlin zu gehen, fand es aber zuletzt doch angemessener, die Ferien jetzt zu meiner Arbeit zu verwenden und bin dageblieben, trotzdem ich eine sehr freundliche Einladung bekommen hatte.

Deinen Brüdern schreibe ich wohl auch noch heute; grüße sie vorläufig und tue desgleichen bei allen anderen Angehörigen.

In herzlichster Treue

Dein Steiner

273. AN RUDOLF SCHMIDT

WEIMAR, 27. DEZEMBER 1890

Verehrtester Herr Doktor!

Voran die Bitte, mein Zögern mit diesem Schreiben gütigst entschuldigen zu wollen. Ich wollte Ihnen durchaus sogleich meine Photographie mitsenden; aber der Schlingel von Photographen wird ewig nicht fertig damit, und so kam es, dass ich sogar versäumt habe, Ihnen zum Weihnachtsfeste ein herzliches «Glückauf» und «Frohe Festtage» zuzurufen; ich will nun aber auch nicht mehr länger warten, sondern die Photographie ein folgendes Mal mitsenden und Ihnen heute ein inniges «Prosit Neujahr» senden. Dass ich dieses Prosit als Neujahrsgruß auch Ihrer geschätzten Frau und dem klugen, auf die solide Spitze einer in sich gegründeten Persönlichkeit gestellten Bajer zurufe, bitte ich in meinem Namen auszurichten. Bajers Bild finde ich ungeheuer charakteristisch. In seiner Physiognomie liegt so viel, dass wohl ein jeder, ob er Dichter oder Philosoph ist, etwas herauslesen kann. Ich finde, von meinem Standpunkte aus, das Bild als das eines Philosophen, und zwar möchte ich ihn unter den Deutschen entschieden Fichte am nächsten stellen. Es liegt etwas vom «absoluten Ich» in dieser Physiognomie. Diese Augen verraten eine Selbstheit, die nicht so einfach von und durch Natur gesetzt ist, sondern die nachher durch «absolute Tätigkeit» Selbst gesetzt hat. Es spricht aus seinen Zügen in der behaglichen und klugen Ruhe entschieden das: «Ich bin, weil ich bin und bin, was ich bin, schlechthin, weil ich bin.»

Der gute Erfolg Ihres Einakters macht mir eine ungeheure Freude. Hoffentlich bringt Ihnen das neue Jahr recht viele neue Erfolge und uns ein neues Stück aus Ihrer Feder. Wenn ich an Bajer direkt schreiben könnte, dann würde ich ihn aufhetzen, dass er seinem guten Herrn nicht Ruhe lässt, bis die letzte Szene auf dem Papiere steht. Aber Sie hatten ja die Güte, mir zu schreiben, dass das Stück bereits immer mehr Leben gewinnt,

und ich, der ich mit solcher Erwartung jeder Ihrer Geistmanifestationen entgegensehe, knüpfe an diese Stelle Ihres lieben Briefes meine Hoffnungen. Hier erlaube ich mir gleich meinen innigsten Dank für die Zusendung Ihres «Grundtvig» auszusprechen. Ich war vorgestern bei Bock und habe dort vorgeschlagen, das Buch in Gesellschaft zu lesen. Ich werde so auch am besten in die nichtphilosophische Prosa hineinkommen. Bocks Frau hat Ihre Weihnachtskarte erhalten und will Ihnen demnächst schreiben. Meine Nielsen-Verehrung wächst mit jedem Kapitel, durch das ich mich hindurcharbeite. Ich komme immer mehr auf das zurück, was Sie mir über Nielsens Bedeutung gesagt haben. Dieser Mann bedeutet geradezu ein Kulturprogramm, und ich darf wohl sagen, dass ich auch Sie, verehrtester Herr, in dem Maße besser verstehen lerne, je tiefer ich in diese Philosophie eindringe. Den gewaltigen Abgrund, der zwischen der Welt des Seins und der des Wissens gähnt, hat keiner so tief erfasst und so glücklich zu überbrücken gesucht als Rasmus Nielsen. Ich hoffe, ich werde Ihnen in aller kürzester Zeit diese meine Ansicht in viel konkreterer Form vorlegen können, als ich dies heute schon vermag. Dazu muss ich freilich die «Grundideen der Logik» ganz durchgearbeitet haben. Bock ist sehr liebevoll und hilfsbereit. Er hat mir neuerlich ein Büchelchen von Nielsen gegeben: «Folkelige Foredrag». Ich bin noch nicht dazu gekommen, mich damit zu befassen; aber ich glaube, es handelt von den religionsphilosophischen Ansichten Ihres großen Landsmannes. Auch diese sind mir ja sehr interessant.

Gestern sah ich Ihren «Engel» als Eboli und Ihren «König» als Marquis Posa in Schillers «Don Carlos». Ich muss Ihnen aber sagen, ich kann das in Weimar vielfach herrschende abfällige Urteil über Fräulein Jenicke nicht teilen; mir hat sie auch als Eboli ganz gut gefallen. Wiecke, den Sie ja auch kennengelernt haben, spielte den Carlos recht befriedigend.

Gleichzeitig mit diesem Briefe erhalten Sie wohl die beiden Sie interessierenden Nummern der «Weimarer Zeitung», die ich Ihnen unter Kreuzband schicke.

Herzlichen Gruß an Ihre verehrte Frau, an Bajer und an Sie selbst von

Ihrem Sie so schätzenden

R. Steiner

274. AN WALTER FEHR

WEIMAR, 31. DEZEMBER 1890

Mein lieber, guter Walter!

Das Jahr soll nicht zu Ende gehen, ohne dass ich Dir und durch Dich auch Deinen lieben Angehörigen meinen herzlichsten Gruß aus der Goethestadt hinübersende in jenes Wien, das ich so schwer entbehre und nach dem ich mich so heftig zurücksehne. Ist es doch vor allen andern Dingen der Umstand, dass ich während einer Reihe von Jahren in Wien mit lieben, guten Freunden verkehrte, die mir so viel sind und bleiben und deren lebendige Gegenwart ich leider nun entbehren muss. Du glaubst gar nicht, wie oft ich der schönen Stunden gedenke, die mir gegönnt waren in Deinem und Deiner lieben Angehörigen Beisein zuzubringen, wie ich der Stunden gedenke, wo unser Trifolium hinter einem Glase Bier vorkam, als ob wir außer uns selbst nichts mehr bedürfen. Man gewöhnt sich nicht leicht an neue Verhältnisse; in keinem Falle, am wenigsten aber, wenn einem die alten so teuer waren. Dass mir in diesem Augenblicke, wo die Sonne eben ihre letzten Strahlen auf das Jahr 1890 heraufsendet, ganz besonders klar vor Augen steht, was mir Ihr alle wäret, wirst Du begreifen. Nimm daher aus vollem Freundesherzen meinen tiefgefühlten Neujahrs grüß entgegen und überbringe ihn auch Deinen werten Schwestern Fr. Johanna u. Gundi. Ebenso Willi und Günther und dem Constant. Sage ihnen, dass ich allen ein recht frohes und zufriedenes Jahr 1891 wünsche und dass ich mich freue, sie im Frühlinge zu sehen.

Dir und Köck aber will ich am i. Jänner abends, wenn Du also diesen Brief schon hast, punkt 8 Uhr mit einem Ganzen Kulmbacher zuvorkommen. Ja, es würde mich ganz besonders freuen, wenn dieser Brief das Zuvor- in ein Gleichkommen verwandeln würde.

Wenn Du abrechnest, dass ich mich in die steife Hölzernheit des norddeutschen Wesens eben durchaus nicht gewöhnen kann und wenn Du noch dies und jenes abrechnest, so geht es mir gut; wenigstens habe ich keinen Grund, mich zu beklagen.

Meine Arbeiten im Archive sind wohl ganz geeignet, einen Menschen für eine Zeitlang auszufüllen, der das Bedürfnis hat, sich Geistigem ganz zu widmen. Ich stoße auf viel Neues und Interessantes, das nicht verfehlen wird, ein neues Licht gerade auf das von mir vertretene Gebiet Goetheschen Denkens zu werfen. Hoffentlich bringen diese Arbeiten auch meine Person in jene Geleise, die ich mir erhoffte, da ich im September von Wien schied. Durch die Erwerbung des Diploms ist ja auch der äußere «Firn» gewonnen, den die Welt einmal will.

Und nun, mein lieber Freund, möchte ich Dich doch auch bitten, mir der alte zu bleiben, jener gute Walter, den ich immer so lieb gehabt um seines lieben Herzens und seiner zart-schönen Gesinnung willen, dessen Charakter mir immer ein Gegenstand der Achtung und Verehrung war. Jener Walter, der Du mir warst in den Tagen, da wir uns fanden, in jenen endlich, wo wir einen herrlich schönen Winter in liebem Kreise verbrachten, jener Walter, der immer so treu und brav verstand, Freund und Bruder zu sein. Wenn ich weiß, dass jenes Kämmerlein Deines Herzens, wo die Freundschaft für mich sitzt, intakt geblieben ist und immer noch in gleicher Art funktioniert, dann bin ich zufrieden, dann weiß ich, dass ich an einer Freundschaft, die mir so innig Bedürfnis ist, nicht zweifeln darf. Du sagtest einmal: wenn Du mich verlörest, so wäre es Dir schrecklich. Dies wird niemals der Fall sein. Ich bin nur manchmal etwas nachlässig in der Freundschaft, aber gewiss nie untreu. Und diese Nachlässigkeit: sie verfolgt mich wie ein böser Dämon, den ich nicht loswerden kann und um dessentwillen ich oftmals verkannt werde. Möge das bei Dir nicht der Fall sein. Unter diesem Zeichen wollen wir das neue Jahr beginnen und immerdar will in treuer Freundschaft verharren

Dein alter Steiner

275. AN LADISLAUS SPECHT

WEIMAR, 3. JANUAR 1891

Verehrtester Herr Specht!

Da in meinem Lebenslaufe das Wirken in Ihrer geschätzten Familie einen so integrierenden Bestandteil bildet, so sehe ich mich gezwungen, wieder einmal zu Ihrem Quälgeist zu werden und Sie zu bitten, mir dieses Wirken in schriftlicher Form zu bestätigen, damit ich es «schwarz auf weiß», wenn nicht nach Hause, wohl aber zur Universität tragen kann. Es erscheint nämlich, wenn auch nicht unerlässlich, so doch wichtig, dass ich über eine schon verbrachte pädagogische Wirksamkeit irgendeinen Schein beibringe. Seien Sie mir deshalb nicht böse, wenn ich Sie bitte, mir in Zeugnisform zu bestätigen, dass ich den Unterricht und die Erziehung Ihrer Kinder besorgt habe. Das Schriftstück sollte folgendes enthalten:

- a) dass ich in Kraljevec in Ungarn am 27. Februar 1861 geboren bin.
- b) dass ich in Ihrem Hause vom 10. Juli 1884 bis 28. September 1890 den Unterricht und die Erziehung von vier Kindern (Söhnen) besorgt habe, und zwar geführt habe einen Ihrer Söhne bis zur Maturitätsprüfung der Oberrealschule; den zweiten bis zur sechsten Gymnasial-, den dritten bis zu ebenderselben Realschulklasse, endlich den jüngsten bis zur dritten Gymnasialklasse.
- c) ein Wort darüber, dass mein Wirken Erfolg hatte; endlich,
- d) dass mein moralisches Verhalten während der Zeit meines Aufenthaltes in Ihrem Hause ein durchaus zufriedenstellendes war.

Es mag Ihnen sonderbar erscheinen, aber ich muss auf den letzten Punkt auch Wert legen, da das Rostocker Universitätsstatut einen Paragraphen hat, der da heißt: «Bescheinigung des sittli-

chen Wohlverhaltens», und gegen Pedanterie gibt es kein Mittel. Ich muss also zum letzten Ende den Ausweis über meine Bravheit in dieser Form auch noch mitbringen.

Wenn Sie ein gesetzlich beglaubigtes Amtssiegel führen, so genügt dies neben Ihrer Unterschrift unter dem Schriftstück; im gegenteiligen Falle - verzeihen Sie meine Quälerei - müsste ich Sie bitten, die Unterschrift von dem Notar legalisieren zu lassen und zwar so, dass aus der Legalisierungsklausel ersichtlich ist, dass Ihr Name identisch ist mit dem Träger Ihrer Firma.

Ich kann wohl hoffen, dass die ganze schon so lange hängende Angelegenheit bereits ihre Erledigung gefunden haben wird, wenn ich zu Ostern das Vergnügen und die Freude habe, Sie wiederzusehen. Wenn Sie in der Lage wären, das Schriftstück so fertigzustellen, dass es am 10. dieses Monats in meinen Händen wäre, so wäre ich Ihnen sehr dankbar.

Anschließend an diese meine Bitte will ich Ihnen im Vertrauen mitteilen, dass ich meine Stellung gegenüber dem Hofe wohl für eine gute halten darf. Ich habe als der einzige unter den Mitarbeitern des Archivs von der Großherzogin die Erlaubnis erhalten, die Resultate meiner Forschungen auch außerhalb der Goethe-Ausgabe, die in ihrem Auftrage erscheint, zu verwerten, «wegen der Wichtigkeit der mir zugefallenen Partien». Auch höre ich von vertrauenswürdiger Seite, dass sich der Großherzog zu einer ihm nahestehenden Person dahin ausgesprochen hat, dass er mich persönlich liebgewonnen hätte. Ich war darüber eigentlich überrascht, da ich im persönlichen Verkehre, wenn man von den üblichen Titulaturen und Höflichkeitsfloskeln absieht, mit ihm so wie mit jedermann verkehre und ihm gegenüber von meinem so oft gerügten rechthaberischen Ton nicht abweiche. Aber ich lege Wert darauf, ohne Rückenbeugen und Grundsatzverleugnung das zu erreichen, was eben ohne diese Mittel zu erreichen ist. Und ich bin der Ansicht, dass ich, wie die Dinge jetzt stehen, und wenn Suphan - zu dem mir allerdings das Vertrauen fehlt - kein falsches Spiel spielt, zu dem

von mir gewünschten Ziele binnen nicht allzu langer Zeit komme.

Richard schreibe ich in allernächster Zeit. Ihnen aber und Ihrer geschätzten Frau Gemahlin sende ich nochmals meine herzlichsten Glückwünsche zum neuen Jahre. Über mein äußeres Befinden zu schreiben, war eigentlich nie so recht nach meiner Art. Doch will ich mir diesmal nicht versagen, zu berichten, dass es mir gesundheitlich trotz der hier herrschenden ganz greulichen Kälte gut geht. Wie mir sonst Weimar anschlägt, werden Sie aus einem meinem nächsten Briefe beizufügenden Konterfei entnehmen können.

Nun nochmals um Verzeihung gebeten ob meiner heutigen Bitte, mich Ihrer verehrten Frau und Ihrem Wohlwollen fernerhin empfehlend,

in alter Treue

Ihr Rudolf Steiner

276. AN ROSA MAYREDER

WEIMAR, 4. JANUAR 1891

Geschätzteste gnädige Frau!

Kürschner schreibt mir, dass es ihm dringenderer älterer Verpflichtungen und der sich gegen Weihnachten zu immer mehrenden literarischen Arbeiten halber bei dem besten Willen bisher noch nicht möglich war, mit den ihm übergebenen Arbeiten sich eingehend zu befassen, dass er dies aber in der aller-nächsten Zeit tun werde. Wir können also in Bälde jetzt auf eine Entscheidung rechnen.

Der Erfolg, den Sie mittlerweile auf Ihrem anderen Schaffensgebiete gehabt haben, macht mir die innigste Freude. Sie glauben vielleicht noch immer nicht vollinhaltlich, wie hoch mir Ihre Begabung steht und wie ich in Ihnen die scharf erfassende Künstlerin verehere und schätze. Die lichtvolle Klarheit in der psychologischen Motivierung, die feine Zeichnung jener Punkte des Lebens, wo sich Probleme mit inhaltstrotzender Wirklichkeit berühren, ziehen mich an Ihren Schriften so an. Ihre Male-reien kenne ich allerdings nicht aus eigener Anschauung, doch gedenke ich mit dem schmerzlichen Gefühl eines augenblicklich Entbehrenden Ihrer aus der Lebensfülle unmittelbaren AnschauungsStrebens kommenden Kunsturteile, die mich immer so fesselten. Sie gehören zu jenen Geistern, von denen ich sagen möchte, «sie beruhigen mich, wenn sie mit mir übereinstimmen, und ich möchte von ihnen nicht grundsätzlich abweichende Ansichten haben». Wenn Sie zeigen, wie des Lebens Höchstes an dem Faden der Alltäglichkeit hängt und oft nur, weil die Möglichkeit fehlt, diesen Faden abzuschneiden, in seinem Ringen nach Freiheit erliegt, so schreiben Sie mir immer aus der Seele. Ihre novellistischen Skizzen werden zeigen, wie man gefälligste Wirklichkeit mit Fragen nach dem «Warum des Lebens», ohne didaktisch zu werden, durchsetzen kann. Und hierinnen liegt Ihre künstlerische Aufgabe. Sie haben mir be-

wiesen, dass man seinen Stoff bis ins Kleinste zerzausen, zerfasern kann, ohne unkünstlerisch zu werden; Sie haben mir nicht weniger gezeigt, wie man in die Wirklichkeit mit all ihrer saftstrotzenden Lebendigkeit untertauchen kann, ohne das Selbst der freien Persönlichkeit, ohne die feste Stütze vernunftgemäßer Klarheit dabei zu verlieren. Ich habe meine Sympathie zu Ihrem ganzen Wesen wachsen sehen in dem Maße, als ich das Lechzen nach Selbstbehauptung, nach voller uneingeschränkter Entfaltung der menschlichen Totalität erkannte. Der Drang nach voller ganzer Menschlichkeit, die nicht Stand, nicht Geschlecht, gar nichts kennt, was uns zu Halb-, Viertel- und Achtelmenschen macht, dieser Drang war für mich etwas so Erhebendes, dass ich die Summe der Freuden, die mir daraus wachsen, nicht ziehen kann.

Wenn ich untersinken soll mit meinem Selbst, verschwinden im Objekte, ohne mich wiederzufinden, dann kann die Erkenntnis auch nicht mehr das sein, was sie sein muss, nämlich die Auseinandersetzung über meine Bestimmung. Ich fühle mich erst dann ganz voll in meiner Menschlichkeit, wenn ich den Punkt kenne, der mein «Ich», mein individuelles Sein mit dem Sein des Universums verknüpft. Mir ist die Wissenschaft letzten Endes die Antwort auf die große Frage: was bedeutet mein «Ich» dem Universum gegenüber? Ich will mich meines Selbstbewusstseins nur zu dem Zwecke entäußern, um es im Objekte wiederzufinden. Aber es hinzuwerfen, um in der unendlichen Objektivität unterzugehen, das kann nimmermehr zur Erkenntnis führen. Das Individuum-Sein, das Absondern als «Ich» bedeutet mir die große Frage, bedeutet mir Schmerz und Qual des Daseins. Das Finden im Objekte, das Aufgehen im Universum - die Erlösung und das heitere Genießen der höchsten Welt-Harmonie. Es ist furchtbar, sich ausgeworfen zu sehen aus dem Gebiete des Weltgeistes, ein Punkt zu sein im Weltbau, es ist unerträglich, «Ich» zu sein; aber abzuwerfen diese Haut der Besonderung, hinauszutreten auf den Plan, da, wo der Weltgeist schafft, und zu sehen, wie im Wesen des Ganzen auch meine Individualität

begründet ist, vom Standpunkt des zeitlosen Anschauens sein eigenes Zeitendasein zu begreifen, das ist ein Augenblick des Entzückens, gegen den man alle Qual des Daseins eintauschen muss. Aber wer nie ein «Ich» war, kann auch das «Ich» nicht begreifen; wer nie gelitten hat, kann auch die Wonne nicht verstehen, die im Begreifen des Schmerzes liegt; wer nicht das Übel der Besonderung durchlebt, kann nicht der Freude der Selbstersetzung teilhaftig werden. Um sterben zu können, muss man erst gelebt haben.

Hier bin ich aus der Sphäre allgemeiner Betrachtungen zu dem speziellen Thema Ihres lieben letzten Briefes gekommen. Sie wissen wohl, wo der Anknüpfungspunkt liegt. Ich war recht schmerzlich von diesem speziellen Thema berührt und hoffe, dass in der Zeit, die seit Ihrem Schreiben verflossen ist, das Befinden Ihres lieben Gemahls wieder völliger Gesundheit gewichen ist und dass die ja jetzt schwebende Feriazzeit sein ja doch nur von Überanstrengung geschädigtes Wohlsein wiederhergestellt hat. Jedenfalls stelle ich an Sie die freundschaftliche Bitte, mir recht bald über das Befinden des verehrten Lino Nachricht zukommen zu lassen. Sie würden mich durch ein momentanes Schweigen wirklich beunruhigen.

Die «Hesperischen Früchte» bildeten meine Festlektüre am ersten Weihnachtstag. Ich war über einzelnes aus dem Kapitel über Freundschaft ebenso erfreut, wie mir anderes den Magen umgedreht hat. Doch darüber kann ich wohl heute nicht mehr ausführlich werden.

Möge Ihnen das «Neue Jahr» nur Gutes bringen und Sie die Früchte Ihrer schönen Begabung bald sehen lassen; mit diesem Wunsche und den besten Grüßen an Lino bin ich in

treuer Freundschaft Ihr

Rudolf Steiner

277. AN RUDOLF SCHMIDT

WEIMAR, 21. JANUAR 1891

Verehrter Herr Dr. Schmidt!

Eine besondere Freude haben Sie mir durch die Übersendung Ihres Bildes gemacht, für die ich Ihnen herzlichst danke. Sie glauben gar nicht, wie oft ich Ihrer gedenke und wie sehr ich mich nach den Zeiten zurücksehne, die ich an Ihrer Seite habe verbringen dürfen. Jetzt fänden Sie es auch in meiner Behausung schon wohnlicher, und die Kälte würde Sie nicht mehr abschrecken, bei mir den Schwarzen zu nehmen. Denn allmählich habe ich doch alles eingerichtet, was die Kürze der Zeit, die ich bei Ihrer Ankunft selbst erst in Weimar war, noch hat mangelhaft erscheinen lassen.

Ich hoffe, dass ich Ihnen in meinem nächsten Briefe auch über meine Rasmus Nielsen-Studien bereits etwas Sie Befriedigendes werde mitteilen können. Heute will ich es lieber nicht tun, denn ich stehe mitten in den «Logischen Grundideen», und ich muss meine gewonnenen Einsichten erst ganz ausgären lassen, bevor sie sich vor Ihnen zeigen sollen. Es steht soviel jedenfalls fest, dass Sie durch Ihre mir nicht nur liebe, sondern so bedeutungsvolle Anwesenheit in Weimar eines der wichtigsten Bildungsfermente in meinem Lebenslauf gelegt haben.

Ich sende Ihnen die beiden Nummern der «Weimarischen Zeitung» noch einmal, da ich annehmen muss, dass meine erste Sendung durch den brutalen Sinn der deutschen Post, die nicht genug frankierte Kreuzband-Sendungen einfach wegwirft, verlorengegangen ist. Und wahrscheinlich ist es mir passiert, dass ich das Ding ungenügend frankiert habe.

Ihren Lebensabriss mit dem Bilde habe ich leider bis jetzt noch immer nicht erhalten.

Ihre Grüße habe ich an Köhler, Suphan, Wähle, Gebrüder Krause und auch an Frau Mechler bestellt. Die arme Frau hatte eine

maßlose Freude darüber und fragte mich, ob sie sich erlauben dürfe, den Gruß durch mich erwidern zu lassen, welches ich denn hiermit tue.

Dr. Köhler ist seit einigen Tagen so weit, dass er täglich einige Stunden außerhalb des Bettes zubringen darf; auch Gehversuche im Zimmer konnte er einige anstellen. Sie sehen aber aus diesem Berichte, wie langsam der ganze Heilungsprozess vonstatten geht.

Haben Sie wohl etwas über Hoffory gehört? Es soll ihm doch nicht möglich gewesen sein, seine Vorlesungen wieder aufzunehmen: Ja, er soll sich In einem Sanatorium in Lichterfelde befinden. Genaueres konnte ich hier nun freilich nicht erfahren.

Dass ich Bajer den Herren im Goethe-Archiv feierlichst vorgestellt habe, schrieb ich Ihnen wohl schon. Dr. von der Hellen musste doch wissen, über welches Wesen er sich bei der ersten Mitteilung über Bajer so im unklaren geblieben ist. Seine westpreußische Nüchternheit konnte sich freilich bis zu der Erkenntnis dessen, was er da auf dem «selbstgewählten St. Helena» vor sich hatte, nicht aufschwingen. Das verdross mich. Aber ich will Ihnen doch nicht verhehlen, dass ich Bajers Bild mit dem seiner Herrin knapp hinter meinem Tintenfass auf dem Schreibtische postiert habe.

Für heute nur noch die besten Empfehlungen Ihrer geschätzten Frau Gemahlin und meinem «vierbeinigen Ich-Philosophen»; endlich auch Ihnen selbst besten Gruß von Ihrem

aufrichtig ergebenen

Rudolf Steiner

278. AN PAULINE SPECHT

WEIMAR, 23. JANUAR 1891

Hochgeschätzte gnädige Frau!

In nicht geringes Erstaunen hat mich der Teil Ihres lieben Briefes versetzt, wo Sie von meinem Gesundheitszustande sprechen. Ich weiß nicht, auf welchem Wege Formey etwas über mich erfahren kann, denn ich habe seit meinem Abgange weder ihm noch einem uns gemeinsamen Bekannten eine Zeile geschrieben. Selbst wenn also das wahr wäre, was er sagte, so könnte er es kaum wissen. Ich kann Ihnen nun aber sagen, dass ich dermalen vollkommen gesund bin. Wenn ich auf Richards liebe, so willkommene Sendung noch nicht geantwortet habe, so bitte ich tausendmal deswillen um Entschuldigung. Ich musste in diesen Tagen den ersten von mir hier zu bearbeitenden Band druckfertig machen. Vor einer halben Stunde etwa habe ich den Schlusspunkt daruntergesetzt. Es war eine heillose Hetzarbeit, da der Setzer bereits seit acht Tagen wartet und nichts zu tun hat. Sie können sich wohl vorstellen, dass man unter solchem Drängen jeden Augenblick benützen muss. Außerdem hatte ich Korrekturen zu zwei Aufsätzen zu besorgen, die Ihnen nebst dem dritten Bande meiner Goethe-Werke demnächst zugehen werden. Der letztere ist nämlich schon erschienen, nur fehlen mir noch die Freiexemplare. Weiß Gott, wo die wieder stecken! Außerdem muss mein vierter Kürschner-Band noch in diesem Monate fertig werden. Um an dem letzteren zu arbeiten, meldete ich mich neulich einmal krank. Ich erinnere mich dessen, weil wohl möglich wäre, dass Formey hier Bekannte hat, und der angeführte Umstand zu jener falschen Darstellung meiner gesundheitlichen Verhältnisse Veranlassung gegeben haben kann.

Meiner Überbürdung mit Arbeit, die aber bald ein Ende haben wird, ist es denn auch zuzuschreiben, dass ich Ihrem lieben Herrn Gemahl für die lebenswürdige Ausfolgung des

Testimonium morum noch nicht gedankt habe. Es soll demnächst geschehen, und ich bitte Sie, geschätzteste gnädige Frau, ihm vorläufig meinen herzlichsten Dank zu überbringen.

Richard erhält jedenfalls in den ersten Tagen der nächsten Woche ein Schreiben über sein Stück. Es kam gerade in eine etwas böse Zeit hinein, denn während man Hals über Kopf Texte vergleichen muss, lässt sich die Frische für ein richtiges Urteil über ein Kunstprodukt nicht gewinnen. Und ich möchte ihm doch voll gerecht werden. Nur der Umstand, dass ich nicht über das Stück schreiben konnte, hielt mich ab, an ihn zu schreiben. Hansels reizendes Briefchen rührt mich wirklich, ich werde ihm morgen einen Brief schreiben. Auf die Antworten Ihrer Kinder freue ich mich herzlich. Richards Gedicht in der «Modernen Dichtung» habe ich gelesen. Ich kannte es bereits. Es hat mir aber neuerdings sehr gut gefallen.

Serenissimus zeigt sehr viel Teilnahme und Interesse für mich. Er gewinnt unbedingt, wenn man ihn näher kennenlernt. Ich möchte ihn einen Gefühlsidealisten nennen, auf den der Umstand doch nicht wirkungslos geblieben ist, dass er noch Goethe gekannt hat. Er sagte mir letzthin: «Es macht mir Freude, Sie hier zu haben.» Ich glaube, die Leute haben es doch nicht einmal so ungerne, wenn man ihnen nicht so ganz ohne Selbstbewusstsein entgentritt, wie das leider in ihrer Umgebung in so ekelregender Weise der Fall ist.

Nun nur noch Dank von ganzem Herzen für Ihren lieben Brief, der mir durch die Auffassung jenes ganz unbegründeten Geschwätzes Formeys die Anteilnahme neuerdings zeigt, die Sie mir bewahren. Bitte empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter und Schwester, Ihrem lieben Herrn Gemahl und grüßen Sie die Kinder herzlichst von

Ihrem dankbarsten Rudolf Steiner

279. AN PAULINE SPECHT

WEIMAR, 4. FEBRUAR 1891

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Erlauben Sie, dass ich Ihnen heute den dritten Band meiner Goethe-Ausgabe übersende mit denselben Widmungsworten, die auch der zweite trägt. Bei lege ich demselben den Separatabzug eines Aufsatzes, der Ihnen Nachricht geben kann, in welcher Richtung sich meine Arbeiten hier im Archiv bewegen. Diese Bewegung geschieht nun freilich nicht ohne alle Hemmnisse. Ich ging vom Anfange an hier meinen eigenen Weg und habe auf demselben vor kurzem -nach vieler Mühe und Arbeit - meinen ersten Band vollendet. Die Druckerei wartete darauf. Da ging dann im letzten Augenblicke Direktor Suphan aller Mut aus; er getraute sich den Band nicht in die Druckerei zu geben. Ich erklärte, nicht ein Wort ändern zu können. Ich musste ein Zirkular an die Redaktoren ausarbeiten, in dem ich mein selbständiges Vorgehen rechtfertigte; zum Glücke wurde schließlich die Berechtigung meines Standpunktes eingesehen, und ich konnte vorgestern endlich den Druck beginnen lassen. Nun ist freilich alles in Ordnung, denn da man mich einmal gewähren ließ, wird man es wohl auch in Zukunft tun müssen. Aber genug geärgert habe ich mich doch. Ich hoffe aber, es wird mich dann auch intensiver freuen, wenn ich die Arbeit fertig vor mir sehe, die heraustritt aus der Schablone, in die bisher in wahrhaft bornierter Weise die Weimarer Ausgabe eingezwängt war. Sie glauben gar nicht, was für Mühe die Leute haben, um alle die Stimmen niederzuhalten, die aus aller Welt gegen diese Borniertheit sich erheben wollen. Doch genug davon. Man wird ja auch voll entschädigt durch all das Herrliche und Bedeutende, das Goethes Nachlass birgt.

Meine Rostocker Reise fällt wohl noch in den Februar, gewiss aber in die erste Hälfte des März. Wenn ich zu Ostern nach

Wien komme, hoffe ich Ihnen in dieser Hinsicht ganz geordnete Verhältnisse mitbringen zu können.

Ich lege diesem Brief ein anderes Bild von mir bei, das ich Sie recht sehr bitte, meinen lieben Schülern Otto, Arthur und Ernst zu übergeben. Richard erhält zugleich mit diesem einen Brief von mir. Ich habe ihm da in aufrichtigster, ungeschminktester Weise meine Meinung über das Stück, das mir ganz außerordentlich gefallen hat, mitgeteilt. Wenn ich aber doch einiges anders gewünscht hätte, so möge er sich daraus doch nichts machen.

In dem Augenblicke, da ich dieses schreibe, erhalte ich wieder eine Todesanzeige aus dem Schröerschen Hause, die zweite, seit ich in Weimar bin. Revy, Schröers Schwiegersohn, ist gestorben. Sie können sich nicht vorstellen, welche Sorgen ich in Bezug auf die Widerstandskraft des guten alten Mannes gegen so viel Ungemach habe. Er hat in kurzer Zeit einen Sohn verloren und eine Tochter zur Witwe werden sehen, ganz abgesehen, dass vor kurzem sein Schwager und seine Schwägerin gestorben sind. Die letztere erst anfangs Januar.

Bei uns hier ist es jetzt weniger winterlich. Während ich dies schreibe, scheint die Sonne ganz frühlingsmäßig auf die Schlossgärten und die Um erholt sich von dem Erstaunen, das ihr der Umstand gemacht hat, dass sie dies Jahr seit langer Zeit wieder hat zufrieren müssen.

Nun muss ich den Brief abschließen, mein Archivfreund Wähle erscheint, um mit mir ein Manuskript durchzusehen, das heute noch erledigt werden muss.

Mit herzlichsten Grüßen an alle Familienglieder

in aufrichtigster Hochschätzung

Ihr Rudolf Steiner

NB. Richard bekommt in kürzester Zeit ein besonderes Exemplar meines dritten Bandes.

280. AN EDUARD VON HARTMANN

WEIMAR, 5. FEBRUAR 1891

Hochgeschätzter Herr!

Gestatten Sie, dass ich mich Ihnen mit den mitfolgenden Arbeiten wieder in Erinnerung bringe. Das Januarheft der in Wien erscheinenden «Deutschen Worte» brachte von mir eine Abhandlung über Ihre Lehre. Diese Zeitschrift ist gerade in denjenigen Kreisen Österreichs verbreitet, von denen ich Verständnis für die von mir gelieferte Charakteristik Ihrer von mir so hochgestellten philosophischen Richtung erwarten darf. Sie haben mir durch die Art, wie Sie meine bisherigen Arbeiten, namentlich die in meinem zweiten Goethebande gegebene Auseinandersetzung der Grundgedanken Ihrer Philosophie, beurteilten, Mut gemacht, einmal zusammenfassend den von Ihnen vertretenen Standpunkt zu kennzeichnen. Der Aufsatz wird Ihnen jedenfalls den Beweis liefern, dass ich ein treuer Anhänger Ihrer Richtung geblieben bin. Meine von Ihrer dualistischen Erkenntnistheorie etwas abweichende monistische ist nicht nur kein Hindernis für das Verständnis und die Vertretung Ihres wissenschaftlichen Monismus, sondern ich finde immer mehr, dass gerade der immanente Idealismus, dem ich in der Erkenntnistheorie huldige, mich zwingt, Anhänger Ihrer Naturphilosophie, Metaphysik, Ethik, Religionsphilosophie und Politik zu sein. Wenn ich in der Ästhetik in der Weise etwas abweiche, dass ich zwar am «ästhetischen Schein» als der Grundlage aller ästhetischen Betrachtungsweise festhalte, aber denselben anders begründe, als es in Ihrer Ästhetik geschieht, so ist das wohl auch nur eine Konsequenz meiner erkenntnistheoretischen Überzeugung. Wer, wie ich, in jedem Dinge eine Verbindung von Idee und «unmittelbar Gegebenem» sieht, dem obliegt es, in dem einzelnen Falle die besondere Art dieser Verbindung nachzuweisen. Und so muss ich zeigen, in welchem Sinne beim Kunstobjekt Idee und Gegebenes verbunden sind, um den «ästheti-

schen Schein» zu erzeugen. Ich muss es daher in der Ästhetik so machen, wie Sie in der Naturphilosophie und Geschichte, nämlich den ästhetischen Schein als eine besondere Entwicklungsstufe der Idee darstellen. Der konkrete Idealismus scheint es mir zu fordern, dass man nicht von dem negativen Merkmal: «Ablösung des Scheins von der Realität» ausgeht, sondern die positiven Elemente, die das Schöne konstituieren, untersucht und dann zeigt, wie durch die so charakterisierte Natur der Kunst die Ablösung von der unmittelbar gegebenen Wirklichkeit gefordert wird. Doch das sind Dinge, die es nur mit den ersten sechzig Seiten Ihrer «Philosophie des Schönen» zu tun haben, während ich in Ihre Ausführungen über die Formen des Scheins und die einzelnen Künste, gerade wieder von meinem Standpunkte aus, aus tiefster Überzeugung einstimme.

Zugleich mit diesem Aufsätze erlaube ich mir den dritten Band meiner Goethearbeit zu übersenden, dem der vierte bald nachfolgen soll. Die Einleitung zu den physikalischen Arbeiten Goethes kann wohl nur als ein Ganzes, das heißt das in diesem Bande Enthaltene zusammen mit den Ausführungen des vierten beurteilt werden. Ich kann Ihnen aber schon jetzt die Versicherung geben, dass es nur die aus meinem immanenten Idealismus fließende Überzeugung ist, die mich zu den in der Einleitung sich findenden Aufstellungen gebracht hat. Es war mir schwer, in dieser Sache schon jetzt das Wort zu ergreifen. Die Welt nimmt so etwas von einem jungen Manne sehr schlecht auf. Ich hoffe von niemandem Gerechtigkeit als von den Philosophen. Die Naturwissenschaft der Gegenwart steht auf einem viel zu einseitigen Standpunkte dazu. Glücklicherweise schätzte ich mich, wenn Sie, hochverehrter Herr, meinen Ausführungen die Folgerichtigkeit nicht ganz absprechen. Ich glaube, dass die von mir aufgestellten Sätze über das Wesen der Sinnesempfindung und deren Verhältnis zu der Naturgesetzlichkeit allein Klarheit über das Prinzip der Goetheschen Farbenlehre verbreiten kann. Die Zustimmung freilich ist wieder eine andere Sache. Ihnen wird auch der Anfang dieser meiner Einleitung zeigen, wie für mich

Ihre Denkweise so recht eigentlich im Zentrum des wissenschaftlichen Treibens der Gegenwart liegt und wie ich immer danach trachte, mein eigenes Denken irgendwo an Ihre Schöpfungen anzuschließen.

Ich lege noch einen kleinen Aufsatz bei, der die Art charakterisieren soll, wie ich meine Aufgabe dem Goetheschen Nachlasse gegenüber auffasse. Die philologische Wortkrämerei, mit der man jetzt einzig und allein in der sogenannten Goetheforschung operiert, ist mir ein Greuel. Dennoch wollte ich es nicht ablehnen, den wissenschaftlichen Nachlass Goethes, insofern er sich auf Morphologie, Geologie und Naturphilosophie bezieht, zu redigieren und wissenschaftlich auszubeuten, weil ich an der Hand des Materials gesehen habe, dass für die Totalauffassung Goethes, von dieser Seite her, noch etwas zu tun ist. In dieser Richtung Ihre Billigung zu finden, würde mich für manches trösten, was ich habe erdulden müssen, weil ich in der Art, wie man heute Literaturkritik und Goetheforschung treibt, durchaus keine Wissenschaft sehen kann.

In dem Augenblicke, da ich daran gehe, Gegenwärtiges an Sie, hochgeschätzter Herr Doktor, zu expedieren, bin ich damit beschäftigt, Ihre neueste Schrift über den Spiritismus zu studieren, aus der mir die tiefste Befriedigung fließt.

Sie bittend, das meinen ersten philosophischen Arbeiten geschenkte Wohlwollen mir auch fernerhin zu bewahren, bin ich in warmer Verehrung

Ihr ergebenster

Rudolf Steiner

281. AN ROSA MAYREDER

WEIMAR, 12. MÄRZ 1891

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Haben Sie vielen herzlichsten Dank für Ihren lieben Brief, der mich eben in der denkbar verdrießlichsten Stimmung angetroffen hat, aber auch viel zur Aufbesserung derselben getan hat. Ich leide nämlich seit einigen Tagen wieder an einer vollständigen Aphonie, verursacht durch Lähmung der Stimmbänder, ein Ding, das außerordentlich lästig ist. Hoffentlich verhilft mir das Universalagens der Neuzeit, die Elektrizität, bald wieder zu meiner Stimme und damit auch zur besseren Stimmung. Um aber aus dieser körperlichen und seelischen Verstimmung herauszukommen, bemerke ich Ihnen, dass Ihre Voraussetzung in Bezug auf Ihre Schriften durchaus nicht richtig ist. Dieselben finden sogar in Kürschner einen verständnisvollen Schätzer. Ich darf Ihnen aber wohl im Vertrauen mitteilen, dass er, der durchaus empfänglich für neue Richtungen und Bestrebungen ist, einen harten Kampf mit dem Verlag zu kämpfen hat, dessen Direktor er ist, und der mit allen Kräften an den alten «Über Land und Meer»-Traditionen festhalten will. Doch das Zurückdrängen der letzteren und damit auch das Publizieren Ihrer Schriften ist wohl nur eine Frage der Zeit. Freilich muss ich Ihnen gestehen, dass ich mich auf eine lange Zeit nicht einlasse und, wenn wir mit Stuttgart nicht in den nächsten Monaten zum Ziel kommen, wir im Einvernehmen mit Kürschner ein anderes versuchen wollen. Denn Sie dürfen mir es glauben: ich betrachte Ihre Angelegenheiten in dieser Richtung wie die meinen, und wir müssen zum Ziel kommen. Sie dürfen das nicht als vage Versicherung nehmen. Ich werde mich, wenn ich Sie gedruckt sehe, gewiss ebenso freuen wie Sie selbst. Denn ich habe mich noch nie so gut mit einer Richtung verstanden wie mit der Ihrigen. Der lebendige Verkehr mit dem Publikum wird Sie auch zu jener künstlerischen Ausgestaltung Ihrer Richtung

bringen, die ich von Herzen wünsche und in welcher ich das künstlerisch ausgeführt sehen werde, was ich auf dem Wege des philosophischen Nachdenkens zuletzt auch suche. Sie wissen das schon, denn ich habe es Ihnen wohl schon mündlich gesagt, aber es gewährt mir eine solche Befriedigung, Ihre künstlerische Individualität auf meinen Wegen gefunden zu haben, dass ich es immer wieder gerne ausspreche. Also hinweg mit der Mutlosigkeit Ihres letzten Briefes!

Ich habe in den letzten Tagen nur Arbeit gehabt und wenig Freundliches erlebt. Sie würden erstaunen, wenn Sie Weimar kennenlernten, wie bald man gewahr wird, dass man auf den Gräbern deutscher Größe wandelt. Es ist unbedingt richtig: in dem Augenblick, da Goethe starb, verfiel Weimar in einen Dornröschen-Schlaf, aus dem es nicht wieder erwachen will. Ich versichere Sie, dass hier niemand meine Sprache versteht, dass ich mich nach gar keiner Seite hin verständigen kann. Wenn Sie nun erwägen, was ein unmittelbarer, persönlicher Verkehr für uns alle bedeutet, so werden Sie meine Lage kaum anders als die eines Exilierten bezeichnen können. Und wie notwendig hätte ich gerade jetzt geistige Anregung. In dem Augenblick, als ich von Wien wegging, war ich eben im Begriffe, in meinem Denken jene wichtige Stufe zu erreichen, wo Idee, Form und Begriff (*essentia*, *quidditas* und *universale*) in ihrer richtigen gegenseitigen Beleuchtung erscheinen. Ich wollte damit den Nominalismus der neueren Naturwissenschaft überwinden und die Entität der Essenz wieder herstellen. Dass ich gerade dazu berufen bin, spricht auch Eduard von Hartmann in einem Schreiben aus, das ich soeben von ihm erhalte und in dem er mir in der denkbar freundschaftlichen Weise entgegenkommt. Er meint: ich wäre dazu ausersehen, durch eine Synthese von Nominalismus und Realismus eine neue Form des philosophischen Realismus herbeizuführen. Diese Aufmunterung ist gewiss viel wert, da ich ja nie selbst meine Aufgabe in einer solchen Weise formuliert habe, also annehmen muss, dass Eduard von Hartmann durch Studium meiner Schriften zu der Formu-

lierung gekommen ist. Hätte ich diesen Winter in Wien zubringen dürfen, dann wäre ich wohl heute weiter.

Was mein Nach-Wien-Kommen betrifft, so dürfen Sie mir glauben, dass ich sehnsüchtig auf den Tag meiner Abreise warte. Ich werde aber kaum gerade zu Ostern reisen können. Meine hiesigen Obliegenheiten zwingen mich nämlich, den Zeitpunkt von der Beendigung des ersten Bandes der Weimarer Goethe-Ausgabe, den ich bearbeite und dessen Druck jetzt läuft, abhängig zu machen. Ich reise dann von hier nach Berlin, von da nach Wien und über Stuttgart wieder zurück. Den Zeitpunkt werde ich Ihnen demnächst angeben. Ich muss Sie also bitten, mich dann von dem Handschlage zu entbinden, wenn Sie denselben so aufgefasst haben sollten, dass damit die Osterwoche gemeint wäre. Denn ich kann wohl schon heute sagen, dass der Druck des Bandes wohl kaum vor dem 10. April fertig sein wird. Dann allerdings zögere ich keine Stunde, denn ich lechze nach - Menschen.

Dass es Ihrem lieben Gemahl wieder gut geht, freut mich außerordentlich. Grüßen sie ihn doch herzlichst von mir.

In den nächsten Tagen sende ich Ihnen den dritten Band meiner Goethe-Ausgabe, aus dessen Einleitung ich Ihnen in Waidhofen einige Stellen vorgelesen habe. Er ist endlich erschienen.

In treuer, unveränderlicher Freundschaft

Ihr Steiner

282. AN PAULINE SPECHT

WEIMAR, 15. MÄRZ 1891

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Durch ein Schreiben Ihrer verehrten Frau Schwester erfahre ich soeben, dass auch Otto an den Masern erkrankt ist. Hoffentlich aber bleibt es doch wenigstens dabei stehen; denn ich kann mir denken, wie viel Verdrießlichkeit Ihnen aus dieser bösen Geschichte wieder erwachsen ist. Wenn nur die Kinder in ihren Schulobliegenheiten nicht gar zu sehr gestört sind! Ich wünsche von ganzem Herzen, dass ich in Wien wieder alles gesund und froh auf den Beinen finde. Heute kann ich dies auch nicht einmal von mir sagen. Ich bin seit einer Reihe von Tagen wieder vollständig aphonisch und muss elektrisiert werden, worauf die Stimme wieder klingt, freilich - zu meinem Verdrusse - nur für anderthalb bis zwei Stunden. Ich bin neugierig, wann ich damit wieder ins Geleise komme. Den genauen Zeitpunkt meiner Reise kann ich heute noch nicht bestimmen. Vor der Hand liegt mir die Sehnsucht danach in allen Gliedern. Ich werde nämlich von hier nach Rostock, dann über Berlin nach Wien und über Stuttgart wieder zurückreisen. Die Verhältnisse hier machen es dringend notwendig, dass ich die beiden Reisen verbinde. Vorher muss aber der erste von mir in Weimar zu bearbeitende Band ausgedruckt sein. Es geht dies aber bisher sehr rasch vorwärts, und ich kann wohl hoffen, dass ich Anfang oder längstens Mitte April in Wien bin. Nach dem Schlusspunkt des Bandes warte ich nur noch bis zum nächsten Eisenbahnzuge. Wie sehr ich wieder Tage der Erfrischung und des Zusammenseins mit Menschen notwendig habe, werden Sie so recht erst aus den mündlichen Mitteilungen entnehmen können. Jene Art von Menschen, die wir in Wien als besonders schätzenswert finden, gibt es hier gar nicht. Alles geht in den kleinlichsten, persönlichsten Interessen auf. Hier denkt niemand individuell, persönlich, alles standesgemäß. Anders ist die Denkart des Geheimen

Regierungsrates, anders muss die des Geheimen Hofrates sein, denn beide sind verschieden wie Regierungsrat und Hof rat.

Zu den Kleinlichsten der Kleinlichen gehört Suphan, der Direktor des Archivs. Eine echt philiströse Schulmeisternatur ohne alle größeren Gesichtspunkte. Wo irgendetwas sich frei, selbständig und unbehindert entwickeln sollte, da hängt seine Gesinnung wie ein Bleigewicht daran. Er kann natürlich nichts dafür. Denn kein Mensch kann anders sein, als er geworden ist. Aber wer mit solchen Menschen zu tun hat, fühlt sich in allem gelähmt. Dabei ist er mit einer Art von neidischem Hass erfüllt gegen alle fremden Leistungen, und man erregt sein äußerstes Missfallen, wenn man ein lebhaftes Interesse für das geistige Leben der Gegenwart hat. Mein nicht zu verleugnender, nur leider hier schwer zu befriedigender Drang, die Strömungen im geistigen Leben der Gegenwart voll kennenzulernen, hat mir von Suphans Seite den Beinamen «Bildungsepikureer» eingebracht. Mir erscheint es immer unbegreiflich, wie man mit diesem Worte überhaupt ein Gefühl des Vorwurfes verbinden kann. Sie werden aber aus dieser meiner Angabe entnehmen können, welches Leit-Gesinnungs-Motiv bei der Direktion des Goethe-Archivs herrschend ist.

Dass Richard sein Stück nicht doch umarbeitet, ärgert mich eigentlich. Denn ich bleibe dabei: es ließe sich aus dem Stoffe etwas recht Gutes machen. Auch halte ich das Sich-Selbst-Vertrösten auf eine spätere Zeit nicht für gut, denn man sollte eine solche Sache dann anfassen, wenn sie die Kräfte unserer Psyche noch voll in Spannung hält, nicht nachher, wenn das Gefühl unbedingt kälter geworden sein muss.

Die allseitige Verstimmung in Ihrer lieben Familie begreife ich, also auch die Ihres lieben Gemahls. Dass auch noch die Wahlen zur Herabstimmung das ihrige beitragen, finde ich nicht minder verständlich. Ich muss aufrichtig gestehen, dass mein Begriffsvermögen aufhört gegenüber solchen Verhältnissen, wie sie sich in den letzten Wahlen ausgelebt haben. Ich habe Leute wie Steinwender immer für verrannt und etwas borniert, nie aber

für so brutal gehalten, dass sie einen Mann wie Carneri aus seinem Wahlbezirke verdrängen. Gerade dieser Fall ist symptomatisch. Er beweist, dass Verdienst und Arbeit nicht mehr gilt und dass die Hohlheit alles zu beherrschen vermag, wenn sie sich einer beliebten Phrase bedient. Man hat heute kein Bewusstsein davon, dass der Mensch nach seinem Leistungsvermögen beurteilt werden muss.

Ob ich in der Lage bin, mein ästhetisches Kapitel voranzusenden oder ob ich es lieber mitbringe, weiß ich wirklich noch nicht. Eine Abschrift davon nehme ich auch nach Berlin mit, da ich gerne mit Eduard von Hartmann über die Hauptfragen sprechen möchte. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon geschrieben habe, dass ich gerade von diesem Manne neue Aufmunterung erhalten habe, rüstig fortzuarbeiten an der «Ästhetik». Er sagt, er werde gerade mein Unternehmen mit Freude begrüßen.

Und nun nur noch die Bitte, mich allen Gliedern der Familie bestens zu empfehlen, und die Versicherung, dass ich mit Sehnsucht an meine Wiener Reise denke. Den Kindern wünsche ich baldige, volle Gesundheit.

In Hochschätzung Ihr dankbarer

Rudolf Steiner

283. AN PAULINE SPECHT

WEIMAR, 21. MÄRZ 1891

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Sie werden glauben, dass es tiefinnerlich empfunden ist, wenn ich Ihnen zu Ihrem Geburtstage die herzlichsten Grüße hiermit übersende. Hoffentlich sind die lieben Kinder nun wieder hergestellt und der böse Gast, der sich in den letzten Wochen in Ihrem Hause eingestellt hat, trübt Ihnen wenigstens nicht die Freude des 23. März. Ich muss gestehen, dass ich bis vor ganz kurzer Zeit gehofft habe, schon am 23. oder 24. März in Wien sein zu können. Nun muss ich leider noch anderthalb bis zwei Wochen warten. In solchen Zeiten, die eigentlich ganz widerrechtlich sich in unser Leben einflechten, verdoppeln sich die Tage. Auch hat in den letzten Tagen der Zustand meines Kehlkopfes nicht gerade zur Erhöhung meiner allgemeinen Befriedigung beigetragen. Nachdem er schon ziemlich imstande war, macht er mir wieder Männchen. Ich kann mich darüber freilich nicht wundern, da ich in den letzten zwei Tagen ein ziemlich bewegtes Leben führen musste. Vorgestern nämlich war ich zum Diner beim Erbgroßherzog und gestern zum Souper bei der Großherzogin eingeladen. Es wird Sie vielleicht interessieren, wenn ich Ihnen mitteile, dass bei der Erbgroßherzogin recht flott über Yogi, Fakire und indische Philosophie gesprochen wurde. Sie können sich denken, dass ich da wieder recht gründlich untergetaucht bin in das mystische Element, in dem ich eine Zeitlang in Wien fast besorgniserregend geschwommen habe. Der Erbgroßherzog erklärte zwar, er halte «das alles für physiologisch unmöglich», da aber die Erbgroßherzogin sehr begeistert für die Sache ist, so kann es ja immerhin kommen, dass die Mystik hier noch ganz hoffähig wird. Da dies wohl das letzte Stadium vor ihrem Aussterben ist, so könnte man diese Erscheinung ja mit Freuden begrüßen. Mehr gefreut hat mich der Umstand, dass mir gestern die Erbgroßherzogin sagte, sie schwärme

für Hamerling. Ich möchte wünschen, dass diese Schwärmerei auch in Deutschland allgemeiner würde, denn deutsche Professoren z. B. wissen von Hamerling selten mehr, als «dass er auf die Nerven wirkt». Wenn ich auch durchaus die Art missbillige, wie in Österreich Hamerling im Parteiinteresse ausgebeutet und seine Sätze zu Parteischlagern verzerrt werden, so ist mir die mit vollkommener Unkenntnis gepaarte summarische Verdammung des guten Hamerling in Deutschland furchtbar zuwider. Ich bin eben daran, «Die Atomistik des Willens», Hamerlings hinterlassen es philosophisches Buch, zu lesen, von dem er in den letzten Wochen seines Lebens viel gesprochen hat. Ich hatte ja die Freude, direkt aus seinen Briefen Andeutungen über dieses nachgelassene Werk Hamerlings zu erhalten.

Ich werde heute auch noch an Richard schreiben und ihm auch die Hefte aus der «Modernen Dichtung» endlich zurücksenden.

Ob Sie an Ihrem Geburtstage wohl alle Familienmitglieder schon wiedersehen, weiß ich wohl nicht. Wenn es aber der Fall ist, dann bitte ich recht sehr, mich Brülls, Schwarzs, Strisowers auf das Beste zu empfehlen. Jedenfalls aber bitte ich schön, Ihrer Frau Mutter mich zu empfehlen, Ihren Gatten herzlichst zu grüßen sowie die Kinder, denen ich rasche und volle Genesung wünsche. Nochmals herzlichsten Glückwunsch zum Geburtsfeste

in voller Hochschätzung Ihr dankbarer

Steiner

284. AN KARL JULIUS SCHRÖER

(AUSSCHNITT)

[WEIMAR, 20.] APRIL 1891

... In Weimar ist leider kaum jemand, mit dem man sich über Goethe aussprechen könnte. Suphan hat weder Verständnis noch Interesse für Goethe. Er wirft uns Wienern vor, dass wir Goethe «singen», weil ihm unsere Hingabe an die Sache eigentlich zuwider ist...

285. AN RICHARD SPECHT

WEIMAR, 22. APRIL 1891

Mein lieber Freund!

Dies ist wohl der letzte Brief, den ich Ihnen vor meiner Abreise schreibe, denn nun hoffe ich doch bald fortzukommen. Die Großherzogin wünscht durchaus, dass mein erster Band in ununterbrochener Folge fertiggestellt werde. Und so sei es denn! Was ich für Empfindungen gegenüber diesen fortwährenden Verzögerungen habe, will ich lieber ganz verschweigen.

Sie haben die Güte gehabt, mir das Probeheft der «Modernen Rundschau» zusenden zu lassen. Ich habe mich über Ihr Gedicht «Endlich» sehr gefreut. Auch über die Rezension von Bergers Gedichten, die wohl von Ihnen ist. Es ist noch manches Gute in dem Hefte, so «Im dunkelsten Erdteil der Moderne» und «Der Roman vom Übermenschen». Der letztere Aufsatz macht mich sehr neugierig auf «Am offenen Meer», wenn ich auch kaum glauben kann, dass der Dichter von «Fräulein Julie» und «Der Vater» etwas wirklich Künstlerisches schaffen kann. Vor kurzem wurde mir auch eine andere Zeitschrift, «Die Moderne», zugeschickt, worinnen mich manches interessiert, wenn auch wenig angesprochen hat. Doch werde ich bald aufhören, auf meinen Geschmack auch nur das allergeringste zu geben, denn wer es über sich bringt, hier in Weimar mit den Vampiren des Klassischen gemeinsame Sache zu machen, von dem ist wenig zu halten. Wenn nicht aus dem eigenen Innern manchmal noch etwas käme, das Trost in diese Öde brachte, dann müsste man davonlaufen. Aber ich wollte ja nicht schon wieder klagen! Unbotmäßige Feder!

Zu Ostern hatten wir hier eine Vorstellung der Devrientschen Faustbearbeitung mit der Musik des hiesigen Kapellmeisters Lassen. Die Darstellung war unter der Mittelmäßigkeit, bis auf

das Gretchen, das von Frau Wiecke ganz ausgezeichnet gegeben wurde.

Sie haben jetzt in Wien großartige Ibsen-Festlichkeiten gehabt. Dass Minor dabei die Festrede gehalten hat, wundert mich ganz besonders. Es würde mich ganz außerordentlich interessieren, Genaueres über alle diese Vorgänge zu hören. Ich habe, seit ich von Wien wegging, außer der «Neuen Freien Presse», die ich täglich lese, keine Wiener Zeitung in der Hand gehabt. Denn Weimar liegt eben mitten in der Welt außerhalb derselben. Wollten Sie mir einiges schreiben, so wäre ich Ihnen wirklich ganz ungemein dankbar. Besonders unterlassen Sie nicht, mir zu sagen, ob Sie denn selbst auch an den Festlichkeiten teilgenommen haben. Wenn Sie mir nicht allzu spät schreiben, so trifft mich ein Brief jedenfalls in Weimar, sonst auf der Rückreise in Berlin, wo ich ja auch einige Tage bleiben werde. Also bitte: schreiben Sie mir doch bald.

Sonnabend wird in Weimar die Kaiserin erwartet, und die ganze Stadt ist verrückt ob dieser Erwartung.

Dass Professor Bardeleben aus Jena, der an dem Tische neben mir ein Spezialkapitel der Osteologie sichtet, einen wichtigen anatomischen Aufsatz Goethes gefunden hat, werden Sie vielleicht aus den Zeitungen entnommen haben. Ich habe dabei den Triumph erlebt, durch diesen Fund einen ganz «speziellen» Bundesgenossen in der wissenschaftlichen «Goetheforschung» auf meine Seite zu bekommen. Bei dem Umstände, dass Bardeleben in Jena ist, hat das auch für mich persönlich eine große Bedeutung. Bardeleben war auch vor allen anderen deutschen Anatomen dazu berufen, gerade Goethes anatomischen Nachlass zu ordnen, denn er ist ja der Entdecker des sechsten und siebenten Fingers bei den Säugetieren und dem Menschen; es handelt sich da um eine Entdeckung, die von großer wissenschaftlicher Bedeutung ist.

Was sagen Sie zu Speidels Feuilleton über die «Kronprätendenten». Jedenfalls scheint er Burckhard gegenüber die Waffen

noch nicht gestreckt zu haben. In Bezug auf diesen Burckhard haben Sie in der «Modernen Rundschau» allerdings einen bösen Artikel von Kulka, der wenig für die Kennerschaft seines Verfassers spricht, soviel ich heute noch als Außenstehender beurteilen kann. Vielleicht ist das nun aber überhaupt nichts.

Wie geht es Ihnen und allen Ihren lieben Familienmitgliedern gesundheitlich? Grüßen Sie mir doch ja alle recht herzlich und sagen Sie ihnen, dass ich es nicht mehr erwarten kann, sie alle zu sehen; Sie selbst aber seien in

treuer Freundschaft herzlichst begrüßt von Ihrem
Steiner

286. AN RUDOLF SCHMIDT

WEIMAR, 24. APRIL 1891

Sehr geehrter Herr Doktor Schmidt!

Sie werden mich gewiss für den nachlässigsten Menschen der Welt halten, denn dieser Brief hätte ja schon vor vielen Wochen in Ihre Hände gelangen sollen. Aber ich bitte Sie inständigst, diese Verzögerung nicht auf ein Erkalten der Anhänglichkeit zurückzuführen, die ich von den ersten Stunden unserer Bekanntschaft zu Ihnen hege und die gewiss nie abnehmen wird. Allein das archivarische Arbeiten, das den Geist dumpf macht, erzeugt bei mir eine geistige Unbehaglichkeit, die mich fast jeder Schreiblust beraubt. Ich will darüber gar nicht weiter sprechen, denn man macht sich solche Dinge nur noch bitterer, wenn man darüber viel reflektiert. Glauben Sie mir: ich habe dringend nötig, die wenigen Stunden des Tages, die mir das Archiv übriglässt, auf die Lektüre zu verwenden, um geistig nicht ganz zerfahren zu werden. Und da haben mir Nielsens Schriften gute, sehr schöne Stunden bereitet. Ich brenne vor Begierde, Sie wiederzusehen und Ihnen zu zeigen, dass gerade, was diesen nordischen Geist angeht, derselbe diesen Winter tief in mein Inneres eingegriffen hat. Hoffentlich findet sich inmitten der rauschenden Festlichkeiten, die Sie in Weimar mitzumachen haben werden, doch ein Stündchen, in dem Sie meine Stube aufsuchen. Ich war glücklich über die Nachricht, dass Sie nach Weimar kommen. Nicht weniger war ich erfreut über die Kunde von dem rüstigen Fortschreiten Ihres neuen Stückes, worüber ich zuletzt von Suphan gehört habe, bei der Gelegenheit, als er Ihre Beiträge zur Goetheforschung erhielt. Hoffentlich geht das Stück bald auch auf deutschen Bühnen in Szene.

«Der verwandelte König» ist leider in Weimar nicht mehr aufgeführt worden, ein Faktum, das mir allerdings unbegreiflich ist. Denn ich rechnete mit Bestimmtheit darauf, dass er ein drittes Mal für die auswärtigen Abonnenten gegeben wird. Dies

hätte eigentlich geschehen müssen und auch sehr leicht geschehen können.

Reinhold Köhler habe ich Ihre Grüße stets überbracht; auch jene, die Sie an Bock schrieben, übernahm ich auszurichten. Der gute Mann ist leider noch immer ans Zimmer gefesselt. Eine einzige Spazierfahrt, die er gewagt hat, musste er damit bezahlen, dass sich die Schmerzen im Beine vermehrten. Hoffentlich treffen Sie ihn bei Ihrer Ankunft noch an. Denn er denkt, in der allernächsten Zeit nach Wiesbaden zu gehen.

Ich rechne mit Bestimmtheit darauf, dass Sie bei Ihrem diesmaligen Hierherkommen auch Ihre sehr geschätzte Frau Gemahlin mitbringen, der ich mich vorderhand wärmstens zu empfehlen bitte. Ob wir freilich auch darauf rechnen dürfen, dass der «vierbeinige Goethe» mitkommt, das weiß ich nicht. Jedenfalls möchte ich diesem Briefe auch an ihn meine besten Grüße einverleiben. Ich würde ihn doch gar zu gerne auch einmal bei mir empfangen.

Ihr Hierherkommen war in diesen Tagen in der Zeitung «Deutschland» angekündigt. In der freudigen Erwartung, dass Sie recht bald in Weimar eintreffen, sage ich Ihnen

auf recht frohes Wiedersehen Ihr ergebener

R. Steiner

Wenn Sie mir durch eine Korrespondenzkarte Ihre Ankunft anzeigen würden, wäre ich Ihnen sehr dankbar; ich würde dann jedenfalls nicht versäumen, Sie auf dem Bahnhofe zu erwarten.

287. AN PAULINE SPECHT

WEIMAR, 20. MAI 1891

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Wohl kann ich mir denken, dass Sie mir alle sehr, sehr zürnen ob meines beharrlichen Schweigens. Aber der Umstand, dass sich meine Wiener Reise von Woche zu Woche hinausschiebt und dass ich hier bei meinem Bande (wir drucken jetzt am 26. Bogen) wie festgenagelt bin, dabei fortwährende Verdrießlichkeiten Suphan gegenüber (bei dem ich nur immer nach langem Kampfe etwas durchsetzen kann), hat mich in denkbar missmutigste Stimmung versetzt, die nur durch das achttägige Theaterfest, wo hier alles aus den Fugen ging, mit etwas guter Laune wechselte. Dafür ist seither der Umschlag um so stärker. Doch ich will Sie damit nicht ermüden, sondern Ihnen sofort auch Besseres sagen. Ich habe in aller Stille und ohne hier von dem unmittelbaren Inhalt meines auswärtigen Tuns etwas zu sagen, meine Reise nach Rostock (1.-3. Mai) gemacht; das Resultat wird nun offiziell nach Fertigstellung des Druckes meiner Dissertation, was ja nun in wenig Wochen der Fall sein wird. Nach Wien komme ich jedenfalls, nachdem mein Band abgeschlossen sein wird. Ich bin nun aber schon so skeptisch geworden, dass ich mit der Feststellung meines Reisedatums lieber warte, bis sie mit mehr Gewissheit geschehen kann. Dass ich unter oberwähnten Verhältnissen nicht daran denken konnte, mich in Berlin aufzuhalten, ist wohl ohne weiteres klar. Gut scheint es mit den auf Jena gesetzten Hoffnungen zu stehen. Nur will man an Literatur eher als an Philosophie denken, was ich niemals akzeptieren könnte. Ich liebe die Philosophie ebenso sehr, wie ich mich der Literaturgeschichte gegenüber ganz gleichgültig verhalte, und bin in der Philosophie ebenso tüchtig wie in der Literaturgeschichte untüchtig. Aber es liegt etwas Tragisches in dem Umstände, dass alle meine bisherigen Publikationen sich in irgendeiner Weise an Goethe anschließen. Ich

will Ihnen diese Behauptung alsogleich durch ein Beispiel illustrieren. Eines der Kapitel in der «Atomistik des Willens» von Robert Hamerling schließt sich direkt an meine «Erkenntnistheorie» an. Mir war alles so sympathisch, dass ich die Seiten durch meine fortwährenden Randstriche völlig verunzierte. Am bekanntesten dünkte mich ein wörtliches Zitat. Erst die Nennung meines Namens machte mir klar, dass dieses Zitat aus meiner «Erkenntnistheorie» ist; diese selbst aber ist, dem Titel nach, falsch zitiert, nämlich «Steiner, Goethes Erkenntnistheorie» statt «Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung». Beim Goethefeste stellte sich mir ein Pfarrer aus Württemberg vor (Schwiegersohn des Bildhauers Donndorf), der sich geradezu als ein schwärmerischer Anhänger meiner Ideen entpuppte, der aber nach kurzer Zeit die Tragik begriff, die für mich darinnen liegt, dass ich noch immer an die eigentliche Goetheforschung gefesselt bin. Er sagte: schon die Einleitung zum dritten Bande zeige, dass ich innerlich mit Goetheforschung gar nichts mehr zu tun habe. Ach! Wenn doch nur meine hiesige Tätigkeit der Puppen-Schlafzustand sein könnte, aus dem ich als Schmetterling heraus und in den heiteren Himmel der reinen, von aller Anhängerschaft freien, philosophischen Lehrtätigkeit fliegen könnte! Ich weiß sehr gut, dass man mir sagen wird, ich bewiese zu wenig Energie, um das herbeizuführen. Ich möchte diesem Vorwurfe am liebsten nichts entgegensetzen, denn ich mache ihn mir seit Wochen selbst täglich mehrmals. Aber es ist doch auch so etwas wie ein altes Naturgesetz: der Mensch kann nicht aus seiner Haut heraus, und ich werde so schon auch in der meinen bleiben müssen. Vielleicht werden sich später, wenn der Erfolg auf meiner Seite ist, selbst meine und anderer jetzt vollberechtigte Zweifel verwischen.

Seit Ihrem letzten lieben Briefe habe ich nichts von den Schulerfolgen Ihrer Kinder vernommen. Richard erzählte mir nichts in seinem letztthin an mich gesandten Briefe. Ich hoffe aber von Woche zu Woche persönlich zu erfahren. Vielleicht schreibt

mir aber doch Otto oder einer seiner jungen Brüder wieder einmal.

Sie selbst und Ihren lieben Herrn Gemahl aber bitte ich, mir mein langes Nichtschreiben zu verzeihen und mich nicht damit zu strafen, dass Sie diesen Brief unbeantwortet lassen. Sie könnten mich am ehesten ja wieder aufrichten, wenn Sie mir aus Ihrem Hause gute Nachrichten zukommen ließen. Es wäre mir fürchterlich, zu denken, dass ich meine besten Freunde verletzte, da ich ja ohnedies hier in Weimar allem so fremd und kühl wie möglich gegenüberstehe, am meisten dem Judas der Humanität, dem falschen Herder-Apostel Suphan.

Mit der Bitte, mich der ganzen Familie, insbesondere Ihrem lieben Gemahl, herzlichst zu empfehlen,

bin ich in aller Dankbarkeit Ihr

Steiner

288. AN RICHARD SPECHT

WEIMAR, 20. MAI 1891

Mein lieber Freund!

Herzlichsten Dank für Ihre Ibsen-Nachrichten. Ich habe mich dabei am meisten über die Anerkennung gefreut, die Ihnen dabei geworden ist. Die Ibsen-Verehrung selbst zu teilen, ist mir, wie Sie ja wohl wissen, nicht möglich. Und ich kann eigentlich nicht begreifen, was Felix Dörmann will, wenn er in einer wüsten Weise die ältesten Dinge von der Welt sagt, die heute nur deshalb neu klingen, weil sie in einer besseren Zeit als selbstverständlich und banal nicht gesagt würden. Mein lieber Freund! Mir ist die ganze Ibsensche Richtung so fremdartig und unsympathisch wie die moderne Naturweisheit. Sie dürfen mir aber glauben, dass ich weit davon entfernt bin, alles Neue kurzweg abzulehnen. Ich sehe in Conrad Alberti einen Menschen, der sich vielleicht noch zu Bestem durchringen wird. Nur die bare Flachheit, die sich herausnimmt, das Dümme, Selbstverständlichste für neu auszugeben, hasse ich. Ich dachte, man solle nur über das reden, was man versteht, aber ich habe beim Weimarer Theaterfeste gesehen, dass Leute wie Schienther usw. über alles dasjenige die flachsten, äußerlichsten Dinge sagen, über die sie aber schon gar nichts wissen.

Das Weimarer Theaterfest brachte etwas Leben in die Stadt und eine schöne Opernleistung: Gunlöd. Sonst haben wir - außer Sonnenthals Wallenstein - wohl wenig Gutes gesehen. Die Faustaufführung war - das einzige Gretchen der Frau Wiecke-Halberstedt abgerechnet - das Miserabelste, das sich ersinnen lässt. Wildenbruchs Epilog war geradezu albern. Goethe und Schiller von Schauspielern dargestellt - das Monument vor dem Theater nachahmend - und sich Schmeicheleien, Schönheiten sagend, zuletzt Schiller bedauernd, dass er so früh gestorben ist, muss doch unwiderstehlich komisch wirken. Das Stück von Heyse «Die schlimmen Brüder» wurde geradezu verlacht. Ich

konnte mich, trotzdem ich auf einem Platze saß, wo ich zu exponiert war, die ganze Zeit über des Lachens nicht enthalten. Das Stück ist aber auch zu Tode gelacht worden und wird hoffentlich nirgends mehr aufstehen. Wäre nicht der gesamte Hof anwesend gewesen, so hätte es offenbar noch mehr abgesetzt. Es war ein wahres Glück, dass Heyse es vorzog, nicht zu erscheinen.

Was Sie mir über Ihre neuen Bekanntschaften schreiben, freut mich sehr. Ich hoffe, sie werden Ihnen noch manche schöne Stunde verschaffen. Insbesondere die mit delle Grazie. Was macht Ihnen der Roman für einen Eindruck? Wissen Sie nichts über seinen Weitergang?

Burckhard und Bezecny waren hier beim Feste. Der erste reiste aber nach zwei Tagen ab, den letzteren sprach ich einigemal beim Hofdiner am eigentlichen Festtage. Dort hoffte ich auch Burckhard zu finden, aber er war eben schon fort. Ich hätte ihn gerne über seine Meinung von dem Gretchen der Frau Wiecke gefragt, das ich selbst mit ihr durchgesprochen habe, und hätte ihn überhaupt gerne auf diese im höchsten Maße begabte Schauspielerin hingewiesen. Freilich ist ihre Figur für ein größeres Theater zu klein. Bei dem Umstände aber, dass, wie mir Bezecny sagte, das Burgtheater dermalen keine Darstellerin des Gretchen hat, wäre an ein Gastspiel vielleicht doch zu denken.

Grüßen Sie alles von mir und schreiben Sie mir doch recht bald wieder. Meinen Goetheband haben Sie hoffentlich erhalten, wohl auch die «Moderne Dichtung».

In Treuen

Ihr Steiner

289. AN ROSA MAYREDER

WEIMAR, 20. MAI 1891

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Ihre Briefe erst heute zu beantworten, ist gewiss eine unerhörte Nachlässigkeit. Wenn Sie aber bei meiner Anwesenheit in Wien mündlich hören werden, mit welchem Missmut und mit welcher Niedergeschlagenheit meines Gemütes ich die ganzen Wochen hindurch zu kämpfen habe, dann werden Sie vielleicht selbst das Unverzeihliche verzeihlich finden. Ich war froh, als ich beim Goethefeste endlich - nach acht Monaten - einen Menschen fand, der meine ganze tragische Lage hier in Weimar begreift. Ein württembergischer Pfarrer, der aber noch durch das Tübinger Stift gegangen ist und sich daher die Entwicklung des hohen intellektuellen Vermögens mitgenommen hat, auf die die Deutschen einer besseren Zeit noch Wert legten, - stellte sich mir beim Goethediner vor und entpuppte sich nach und nach als ein verständnisvoller Anhänger meines Ideenkreises. Dieser begriff nun auch, welche Tragik für mich darinnen liegt, dass ich äußerlich mit einem Wirkungskreise verwoben sein muss, dem ich innerlich bereits ganz fremd geworden bin. Er sagte: schon die Vorrede zu meinem dritten Goethebande beweise, dass ich in meinem Herzen von dieser Anhängerschaft zu einer ganz freien Behandlungsweise gekommen sei. Und so sehe ich mich denn den ganzen vollen Tag hindurch in einer Tätigkeit, die mein «Ich», wie es vor fünf bis vier Jahren war, mit großer Hingebung getan hätte. Indem ich sie heute vollbringe, tue ich sie nicht mehr. Unter solchen Umständen können Sie sich wohl denken, dass für mich die Reise nach Wien viel, sehr viel bedeutet. Dennoch kann ich vor Beendigung meines Bandes nicht abkommen. Wir drucken jetzt den 26. Bogen. Und dann habe ich noch einen Herzenswunsch. Ich möchte nicht früher nach Wien kommen, bis ich Ihnen volle und günstige Gewissheit über Ihre Schriften bringen kann. Und diese muss mir nun doch

in kürzester Zeit werden. Kürschner ist wohl auch momentan etwas böse auf mich, da mein vierter Band nicht mit wünschenswerter Schnelligkeit vorrückt. Allein wenn der fertig ist, dann wird auch da wieder alles in Ordnung sein. Wie gesagt: bis auf den Umstand, dass ich die Haut endlich einmal abwerfen will, die, seit zwei Jahren organisch getrennt, mich nur noch wie eine anorganisch gewordene Schale umgibt. Sonst ist mein ganzes Dasein Lüge und Unsinn; mein Wirken nicht meines, sondern das einer elenden Marionette, gezogen von den Fäden, die ich vor Jahren gesponnen habe, die ich aber jetzt nicht einmal berühren, geschweige denn selbst führen möchte. Ich glaube, Sie werden mich verstehen. Hier in Weimar, der Stadt der klassischen Mumien, stehe ich allem Leben und Treiben fremd und kühl gegenüber. Ich habe niemanden, demgegenüber ich mich aussprechen könnte, der mir auch nur im geringsten Verständnis entgegenbrächte. Bitte schönstens mir Ihren lieben Gemahl herzlichst zu grüßen.

In Treuen und in voller Freundschaft

Ihr Steiner

290. AN ROSA MAYREDER

OBERHOF, THÜRINGEN, 24. MAI 1891

Geschätzteste gnädige Frau!

Auf den Klageruf, den Sie in diesen Tagen von mir bekommen haben, will ich Ihnen heute einen Gruß aus froherer Stimmung senden. Ich sehe anderthalb Tage hindurch endlich einmal statt der klassischen Mumien die herrlichste, entzückendste Natur.

Bitte: sagen Sie Ihrem lieben Gemahl und unserem ganzen Kreise herzlichsten Gruß, den ich aus einem reizenden Thüringischen Orte sende.

St.

291. AN HELENE RICHTER

WEIMAR, 19. JUNI 1891

Geschätztestes Fräulein!

Wohl fühle ich es wie ein Unrecht, dass ich Ihnen Ihren Shelley-Aufsatz bis heute noch nicht geschickt habe. Aber das Versäumte soll jetzt in wenigen Tagen nachgeholt werden. Die «Ausschreitungen» der Theater-Festwoche bewirkten bei mir eine furchtbare Abspannung, und ich wollte während der Dauer derselben mich einer Arbeit nicht unterziehen, von der ich aufrichtig sagen kann, dass sie mir ganz außerordentlich viel Freude macht: der genaueren Durchsicht Ihres Manuskriptes. Sie werden nun dasselbe viel verunziert durch meine Randbemerkungen in kürzester Zeit erhalten. Wenn ich mir gegenüber Ihrer Abhandlung eine Bitte erlauben darf, so ist es die: Bleiben Sie bei dem Thema. Sie haben es von einer Seite erfasst, von der aus es einer ganz besonderen Vertiefung fähig ist. Sie werden auch nicht bald einen Stoff finden, an dem Sie die Ihnen eigene Behandlungsart in dem Maße betätigen können wie gerade Shelley gegenüber. Mir ist diese Behandlungsart sympathisch, die den einzelnen Geist auf dem breiten Untergrunde seiner Lebens- und Weltauffassung erscheinen lässt. Georg Brandes kann trotz vieler Schwächen hier vielfach als Muster dienen. Ich glaube nur, dass Sie gerade in dieser Beziehung noch einmal tüchtig Hand an Ihre Arbeit legen müssten. Ich weiß ja recht gut, dass der Autor die stilistische Architektonik oft als Fessel empfindet. Dem Leser aber ist sie unentbehrlich. Sie werden aus meinen Bemerkungen ersehen, wie ich diese allgemeinen Sätze im einzelnen gerne angewendet sehen möchte. Jedenfalls sollen Sie sich bald überzeugen, dass Ihr Manuskript nicht jenes verhängnisvolle Schicksal getroffen hat, das Sie vermuten. Schon deshalb nicht, weil ich seit ihrer Abreise überhaupt nicht in der «Künstlerkneipe» gewesen bin.

Dass Ihnen die in meiner erkenntnistheoretischen Schrift vertretenen Ideen nicht ganz uninteressant waren, freut mich außerordentlich. Auch ich hoffe, einmal darüber mit Ihnen sprechen zu können. Auch ich erinnere mich mit vieler Freude an die Festwoche, die schönste, die ich bisher in Weimar zugebracht habe. Wenn ich dabei besonders daran denke, dass ich persönlich zwei wichtige Erlebnisse zu verzeichnen habe, so ist das vielleicht ein leicht begreiflicher Egoismus. Ich meine damit: erstens die Befriedigung, die ich davon habe, eine so genaue und ernste Kennerin des von mir hoch verehrten und den ersten Geistern beigezählten Shelley kennengelernt zu haben, zweitens die Freude, die mir das Eintreten Max Christliebs, dieses verständnisvollen Beurteilers meiner Weltanschauung, bereitet hat. Und nun will ich heute nur noch die Pflicht erfüllen, Wahles Grüße an Sie und Fräulein Schwester zu bestellen und Sie bitten, sowohl selbst entgegenzunehmen wie auch an Ihr Fräulein Schwester gütigst zu bestellen die besten Empfehlungen

Ihres ganz ergebenen

Steiner

292. AN PAULINE SPECHT

WEIMAR, 12. JULI 1891

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Es war allerdings durchaus nicht meine Meinung, dass die Ferien herankommen würden, ehe ich Wien und meine so lieben Wiener Freunde wiedersehe. Wenn ich Ihnen dabei auch noch sagen könnte, wie an- und ausgeödet ich durch dieses erste Jahr in Weimar bin, dann würden Sie erst ganz begreifen, wie notwendig mir ein leider bisher unmöglicher Aufenthalt in Wien gewesen wäre. Nun hoffe ich aber bald hier loszukommen. Ich korrigiere gegenwärtig am 27. Bogen, und der erste Band ist im ganzen 29 Bogen stark. Ich lege diesem Briefe die bibliographische Einleitung, die ich zu dem Bande geschrieben habe, bei. Sie werden daraus ersehen, welche Bedeutung der Sache zukommt, aber Sie werden vielleicht auch einigermaßen ermessen können, welche Arbeit die Sache gekostet hat. Wenn ich Ihnen dazu noch sage, dass ich mir für jede einzelne Neuerung erst den Boden erkämpfen musste, wenn Sie daran denken, dass Suphans Mitarbeiterschaft darin bestand, mir alle möglichen Steine in den Weg zu werfen, die aus der stupiden Gesinnung eines alten preußischen Gymnasiallehrers hervorgehen, so haben Sie viele, aber nicht alle Schwierigkeiten, die ich hier zu überwinden gehabt habe. Zu diesem Kapitel wäre nämlich noch so manches zu sagen, das ich lieber unterdrücken will. Ich sende Ihnen auch hiermit meine Publikation aus dem Goethe-Jahrbuch, der ich eine gute Aufnahme bei Ihnen wünsche, weil ich ihr einigen Wert beilege. Ihr soll in Kürze der Abdruck meiner Dissertation über «Die Grundfrage der Erkenntnistheorie mit besonderer Rücksicht auf Fichtes Wissenschaftslehre. Prolegomena zu einer jeden künftigen Erkenntnistheorie» nachfolgen, mit welchem meine Promotionsangelegenheit ihren offiziellen Abschluss erhält. Sie werden aus derselben ersehen, dass ich seit meiner «Erkenntnistheorie» über die einschlägigen Fragen doch manches

gebrütet habe, was sich immerhin in der philosophischen Wissenschaft zeigen kann.

In den letzten Tagen habe ich von Richard und Otto mich erfreuende, liebe Briefe erhalten. Aus dem ersteren ersehe ich, dass Ihr verehrter Gemahl in der letzten Zeit wieder viel unwohl war. Hoffentlich tut die Unteracher Luft, in der Sie ja jedenfalls bald alle atmen, das ihre, um ihn wieder herzustellen. Jedenfalls bitte ich Sie, geschätzteste gnädige Frau, ihm zu sagen, dass ich ihm dies wünsche. Dasselbe nicht weniger Richard, der mit manchem Übel wieder zu kämpfen gehabt hat. Hoffentlich finde ich in Unterach nur von Gesundheit strotzende Antlitze. Ich schreibe heute auch noch an Richard und Otto, welch letzteren ich sehr bitte, mir die Ergebnisse des Semesterabschlusses von sich und seinen lieben Brüdern mitzuteilen. Dass ich diese Bitte vor allem an Sie, verehrteste gnädige Frau, stelle, ist selbstverständlich, grenzt aber bei meiner Nachlässigkeit im Briefschreiben sozusagen stark an Unverschämtheit. Ich möchte Sie aber doch ersuchen, mir nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Hoffentlich hat sich der Schluss des Schuljahres in einer Sie befriedigenden Weise vollzogen und haben sich namentlich auch Ihre Besorgnisse in Bezug auf Ernstl als unbegründet erwiesen.

Sehr hat mich in letzterer Zeit gefreut, von Richards Besuchen bei delle Grazie zu hören. Ich weiß ja, mit welcher Befriedigung ich an die Abende zurückdenke, die ich dort verlebt habe.

Noch eines: bei einer Revision der botanischen Objekte des hiesigen Goethehauses warf ich neulich auch einen Blick auf Goethes Schädelammlung. Dabei ging mir sogleich folgender Gedanke durch den Kopf. Als Goethe die für die damalige Zeit wichtige Entdeckung von der Wirbelnatur der Schädelknochen machte, wird er gewiss den Schöpsenschädel, an dem er den Fund tat, vom Lido in Venedig mitgenommen und sich aufbewahrt haben. Ich stellte sofort die Hypothese auf: besagter Schöpsenkopf sei unter diesen Schädeln. Gleich schrieb ich

Bardeleben nach Jena von meiner Vermutung. Bardeleben ist nämlich der Bearbeiter des Anatomischen. Und so machten wir uns denn auf die Suche nach besagtem Schöpsenkopf: Geheimer Hofrat Ruland, Professor Bardeleben aus Jena und ich. Nach längerem Forschen stellte sich uns denn auch besagter Kopf in seiner ganzen Herrlichkeit vor. Wir haben nun die Befriedigung, jenen Schafskopf gefunden zu haben, an dem Goethe eine seiner wichtigsten Ideen aufgegangen ist. Also geschehen zu Weimar Ende Juni 1891, hundertundein Jahr nach besagter Entdeckung.

Nun bitte ich Sie noch, mich allen Ihren Angehörigen, Ihrem Herrn Gemahl und Ihrer Frau Mutter besonders, zu empfehlen und auch weiterhin in Wohlwollen zu gedenken

Ihres ganz ergebenen Steiner

293. AN RICHARD SPECHT

WEIMAR, 18. JULI 1891

Mein lieber, guter Freund!

Aus Ihrem letzten lieben Briefe musste ich ersehen, dass Sie in der letzten Zeit mit manchen Anfechtungen Ihrer Gesundheit zu kämpfen gehabt haben. Hoffentlich ist das nun alles behoben und Sie erholen sich in der guten Unteracher Luft aufs beste und schnellste. Wenn ich von dem Teile Ihres Briefes absehe, der sich mit dieser Mitteilung beschäftigt, so darf ich wohl sagen, dass mir der Inhalt desselben, soweit er sich auf Sie bezieht, große Freude gemacht hat, denn er berichtet mir von vielen schönen Erfolgen, die Sie in der letzteren Zeit zu verzeichnen haben und die vielleicht wenige mit solcher Befriedigung erfüllen wie gerade mich. Und ich freue mich ganz besonders, alle Einzelheiten von Ihnen mündlich zu vernehmen. Ich werde mich wahrhaftig daran erfrischen, und ich habe solches nötig. Eine ganz besondere Genugtuung ist es mir, dass Sie sich Ihre idealistische Weltanschauung nicht rauben lassen, trotzdem Sie mitten drinnenstehen in dem Strudel der «Moderne», der alle jungen Geister mit solcher Macht mit sich fortreißt. Ich gehöre so wenig zu den Menschen, die «schnell fertig mit dem Urteile» sind, dass ich Hermann Bahrs jüngstes Buch «Die Überwindung des Naturalismus» von Anfang bis zu Ende gelesen habe. Aber ich bin in meinen Ansichten nicht erschütten worden. Ja, ich muss gestehen, dass es für mich, der ich das Heil der Menschheit darinnen sehe, dass sie sich zur vollen geistigen Freiheit durchringt, etwas Ekeleregendes hat, wenn ich bei Bahr das Bestreben vernehme, den Menschen vollständig in den ideen- und ideallosen Nerventaumel untergehen zu lassen. Ich habe mich in dieser Zeit viel mit den neuesten Erscheinungen der russischen Literatur und des russischen Lebens beschäftigt und mir namentlich einen Einblick in die Unter-Kulturströmungen dieses Landes zu verschaffen gesucht. Ich habe auch da nur den

Eindruck gewonnen, dass aller Geistesprozess ein Befreiungsprozess ist, und so bleibe ich denn dabei, dass alle Bewegungen, die darauf abzielen, jenen Prozess zu hemmen, der den Menschen immer mehr herauszieht aus der Bewusstlosigkeit, direkt schädlich sind. Es wäre doch ganz absonderlich, wenn, während die Russen dahin streben, immer mehr und mehr die freie Persönlichkeit herauszuarbeiten und die volle Menschenwürde zu erreichen, wir in Europas Westen von dem Leben der Nerven den freien Geist vollständig übertönen lassen würden. Dort stehenbleiben wollen, wo Goethe stand, ist unsinnig, aber ohne ihn im Leibe zu haben und ohne mit den von ihm in die Welt gesetzten Triebfedern sich ganz durch und durch auszuspannen, ist kein Fortschritt möglich. Das ist ja nicht so schnell zu haben, wie unsere Zeitgenossen gerne möchten, aber der muss es sich schon gefallen lassen, der so unvorsichtig war, am Ende des 19. Jahrhunderts zu leben. Wir dürfen uns den Luxus einmal nicht gestatten, so einfach naiv in die Welt hineinzuleben.

Haben Sie Hermann Bahr in Wien kennengelernt? Wie ich höre, ist er in der letzten Zeit dort gewesen.

Felix Dörmann hat mir sein neuestes Opus übersendet, über welches Faktum ich sehr erfreut bin. Ich habe es bis zu dieser Stunde aber erst zur Hälfte gelesen und so konnte ich ihm noch nicht meinen brieflichen Dank abstaten, was aber bald geschehen soll.

Auch Ihnen habe ich zu danken für die Übersendung der «Modernen Dichtung» mit Ihrem Gedichte, das mir - besonders der Anfang - sehr gefallen hat. Es ist Ihnen dies Mal ganz besonders gut gelungen, eine Naturstimmung festzuhalten. Sie fragen mich über Ihr Ibsen-Gedicht. Ich sehe aus demselben, was die gute Begabung für die Form bei einem Menschen vermag gegenüber einem Sujet, mit dem er innerlich doch zu wenig in Harmonie steht, um ganz davon ergriffen zu werden. Ich halte Sie gerade nach diesem Gedichte nicht für einen Ibsenianer.

In diesen Tagen erhielt ich die Anzeige, dass sich in Wien eine literarische Gesellschaft unter dem Namen «Iduna» konstituiert hat, bei deren Eröffnungssitzung der alte Fercher eine Rede gehalten hat, die der Ankündigung beigedruckt ist. Sie ist gutgemeint, aber schwülstig, eigentlich die reine Limonade. Eine zweite Vereinigung scheint mir allerdings noch etwas bedenklicher, denn dieselbe soll den neuesten Ibsen-Apostel Jakob Minor zu ihrem Ehrenmitglied gewählt haben. Auch eine Art, sich als «modern» zu bezeugen.

Weimar, 31. Juli. Endlich muss nun dieser Brief doch fertig werden. Mittlerweile sind Sie wohl gewiss schon in dem schönen Unterach angekommen, und ich gehe nicht fehl, wenn ich dahin adressiere. Bitte schön: sagen Sie dem lieben Otto, er möchte so gut sein und mir die Schlussresultate des Jahres von sich und seinen Brüdern mitteilen. Ich bin sehr gespannt darauf und warte mit Ungeduld.

In Treuen Ihr

Steiner

294. AN HELENE RICHTER

WEIMAR, 29. AUGUST 1891

Geschätztestes Fräulein!

Ihr geehrtes Schreiben vom 20. dieses Monats hat mich von einer Sorge befreit, denn der Franzensbader Brief, demzufolge ich bis 25. Juli die Arbeit nach Franzensbad senden sollte, kam viel zu spät, um das Manuskript noch nach diesem Orte zu befördern, und da Sie mir nicht schreiben, wohin Sie zunächst gehen, so wusste ich schlechterdings nicht, wohin mit der Sache. Dieselbe geht nun unverzüglich an Sie ab und Sie erhalten sie ja wohl gleichzeitig mit diesem Briefe. Ich habe sie wiederholt durchgelesen und bleibe bei meiner Meinung, dass die Arbeit nicht nur kein missratenes Kind ist, sondern sogar ein ganz besonders gut veranlagtes, das nur noch ein wenig der Kultur bedarf, um als ganz vorzügliches gelten zu können. Sie haben die Grundidee des Prometheus in ganz treffender Weise entwickelt; wenn mir an Ihrer Auffassung etwas bedenklich erscheint, so ist es die Opposition, die Sie der Gestalt entgegenbringen, die Goethe der Prometheussage gegeben hat. Bei Goethe erscheint die in Prometheus verkörperte Menschheit ja doch durchaus nicht als die sich in unendlichem Hochmut gegen den Weltenschöpfer empörende, sondern als die, welche gewahr wird, dass sie das Höchste, was es für sie überhaupt in der Welt geben kann, aus ihrem eigenen Selbst sich schöpfen muss und die deshalb jedes von außen auf sie einwirkende göttliche Prinzip als solches ablehnt. In dem Moment, wo der Mensch gewahr wird, dass die höchste Potenz des Daseins in unendlicher Liebe sich selbst aufgegeben hat, um in der menschlichen Seele wieder aufzuleben und hier die Taten der Freiheit zu verrichten, in demselben Momente muss er jeden Gott, der außer ihm steht, als einen Pseudogott ansehen, gegen dessen Tyrannei er sich auflehnen muss. Im Grunde stimmt damit auch Shelleys Prometheus überein, denn die Befreiung des Gefesselten durch Weis-

heit und Liebe bedeutet doch letzten Endes nur, dass die Fesselung in dem Momente aufhört, wo die im Innern schlummernde höchste Daseinspotenz, das ist eben Weisheit und Liebe, entbunden wird. Dann merkt der Mensch aber auch, dass die Fessel, die er getragen hat, nur die Fessel eines Pseudogottes war, die in dem Momente von seinen Gliedern fällt, in welchem Zeus, das ist der Gott des noch nicht zu vollem Selbstbewusstsein erwachten Menschen, in sein Nichts sich auflöst. Hätte Goethe seinen Prometheus zu Ende geführt, so wäre diese Grundidee ohne Zweifel von ihm verkörpert worden, zweifellos aber ist, dass Goethe bei zunehmendem Alter nicht mehr in demselben Sinne an die Macht jenes Selbstbewusstseins geglaubt hat, die ihn die Dichtung hätte zu Ende führen lassen. Es vollzog sich in seinem Innern mehr eine Annäherung an Jupiter, und damit geht unbedingt eine Entfernung von Prometheus Hand in Hand. Ob wir das zu bedauern haben, ich weiß es nicht. Mir scheint aber, dass die Vertiefung in die reale Welt der Erscheinungen, der wir die späteren Dichtungen Goethes verdanken, eine solche Vergöttlichung der Natur notwendig machte, dass daneben die Idee der absoluten Selbstbefreiung des Menschen unbequem wird. Ich möchte so sehr gar nichts von dem missen, was Goethe geschaffen hat, dass ich gar nicht bedauern kann, dass er dafür manches Unvollendete liegengelassen hat. Die Art, wie Sie die Analyse des Shelleyschen Geistes an den Prometheus anknüpfen, scheint mir ganz gut, und ich bewundere den weiten Blick, mit dem Sie so vieles leicht überblicken, was sonst unserer Zeit ein Buch mit sieben Siegeln ist. Schon darum möchte ich Sie nochmals bitten, den Aufsatz doch auf jeden Fall druckreif zu machen und dann auch zu veröffentlichen. Manches scheint mir doch so, als wenn es sich in Ihre ganze Weltanschauung nicht harmonisch einfügte, so die ungeheure Verehrung, die Sie Du Bois-Reymond entgegenbringen. Ich schätze die Spezialarbeiten dieses Gelehrten, aber was er an allgemeinen Ideen so von Zeit zu Zeit der Nation aufischt, das verrät einen philosophischen Dilettantismus, der mich einfach verhindert, diesen Mann in Bezug auf diese Dinge ernst zu

nehmen. Ein Mann, der solche Behauptungen in die Welt setzt, wie sie in den «Grenzen des Naturerkennens» und in den «Sieben Welträtseln» stehen, der kann in philosophischer Beziehung einfach gar nicht in Betracht kommen. Und auch da, wo Sie die Du Bois-Reymond [betreffenden Erklärungen] geben, scheinen Sie mir durchaus nicht das Richtige zu treffen. Ich halte es für ganz unmöglich, dass ein Wesen, in dessen Innern die Ideenwelt gegenwärtig ist, unfrei sein kann. Und deshalb glaube ich, dass aller Streit über Freiheit oder Unfreiheit des menschlichen Willens nur davon herrührt, dass sich die Streitenden noch nicht klargemacht haben, was Freiheit des Willens heißt. Ich halte dafür, dass die Verbreitung jener Ideen, die Du Bois-Reymond in den «Grenzen des Naturerkennens» vertritt, den Tod alles gesunden und namentlich alles tieferen Denkens bedeutet. Ich würde mich außerordentlich freuen, wenn Sie mir in diesem Punkte Ihre Zustimmung nicht versagten.

Im Einzelnen habe ich mir erlaubt, kleine Bemerkungen auf die unbeschriebenen Seiten Ihres Heftes zu machen. Wenn es mir gestattet ist, Ihnen in Bezug auf die Arbeit zu raten, so wäre mein Rat der, dass Sie die Arbeit vor sich nehmen und Satz für Satz nochmal schreiben. Wenn sie nämlich Fehler enthält, so liegen sie wohl namentlich in einer zum Teil eckigen, zum Teil flüchtigen, nicht gefeilten Ausdrucksweise. Das Große ist gut, das Einzelne lässt manches zu wünschen übrig. Das ist jedenfalls viel besser, als wenn das Gegenteil der Fall wäre. Aber eben deshalb glaube ich, dass die Sache durch ein weiteres Durcharbeiten ganz druckreif würde. Wir brauchen in der deutschen Literatur solche Essays, wie der Ihrige seiner ganzen Anlage nach ist, denn das, was wir an dieser Kost bekommen, das sind meist Arbeiten, die viel, sehr viel Gelehrsamkeit und gar keine Gedanken enthalten. Wahrhaftig entzückt hat mich an Ihrer Abhandlung der Schluss, der Ihre Ansichten über Kunst und Dichtung enthält. Ich habe mir erlaubt, Ihnen an der betreffenden Stelle meinen auf diese Frage bezüglichen Aufsatz über die Grundgedanken einer neuen Ästhetik einzulegen, und es würde

mir eine besondere Befriedigung gewähren, wenn Sie sich auch mit den anderen von mir in Bezug auf die Kunst geäußerten Ideen einverstanden erklärten, was ja nach dem, was Sie am Schluss Ihrer Arbeit sagen, notwendig der Fall sein muss.

Der Schlusssatz Ihres Briefes, «Ich verspreche feierlich, die Dame völlig unbehelligt und in Frieden zu lassen», tut mir eigentlich unrecht und verurteilt mich etwas zu streng. Ich muss Ihnen aber doch zugestehen, dass Sie ein Recht zu fluchen haben, da aus den wenigen Tagen, nach deren Ablauf ich Ihnen Ihre Arbeit schicken wollte, nun mehrere Monate geworden sind. Jedenfalls bitte ich Sie tausendmal zu entschuldigen, ich war ja nur um so mehr verpflichtet, mein Versprechen pünktlich zu erfüllen, als ich Ihnen die Arbeit förmlich abgerungen und Sie mir ja doch nur widerwillig Einblick in dieselbe gestattet haben. Aber wenn Sie das warme Interesse, das ich für die ganze Richtung Ihres Geistes habe, damit aussöhnen kann, dann lassen Sie mir immerhin mein unverantwortliches Versäumnis verziehen sein. Glauben Sie, dass sich wenige Menschen so freuen werden, wenn Ihre Arbeit einmal erscheinen wird, wie ich. Bitte empfehlen Sie mich Ihrem Fräulein Schwester aufs allerbeste und ebenso Herrn und Frau Dr. Friedländer, die, wie ich höre, auch in Aussee sein sollen, und seien Sie selbst bestens begrüßt von Ihrem ganz ergebenen

Steiner

295. LUDWIG LAISTNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 3. SEPTEMBER 1891

Nachdem wir beide in den vier Juliwochen einander so nahe gekommen, wie andere, die am selben Orte wohnen, in Jahren nicht, wäre es meine Schuldigkeit gewesen, lieber Freund, Ihnen Nachricht zukommen zu lassen. Allein Arbeit und Unwohlsein in Braunschweig, Arbeit über Arbeit hier in Stuttgart haben mich nicht zu meinem Urlaub, geschweige zu mir und Ihnen kommen lassen, und auch jetzt kann ich nicht die Zeit erschwingen, mehr als diese paar halbamtlichen Zeilen an Sie zu richten. Ich habe Kröner erzählt, dass Ihnen der Vorschlag zu einem Buche «Grundprobleme der Metaphysik» eingeleuchtet habe, und er sagte erfreut, das sei ein Buch, wie er sich schon lange gewünscht habe. Somit lassen sich die Aussichten günstig an, und ich hoffe, wenn Sie versprochenermaßen hierher kommen, können Sie mir über Wachsen und Gedeihen eines Buches berichten, mit dem einer unter Umständen viel Glück haben kann. Dass ich nicht in der Lage bin, Ihnen geradezu einen Auftrag in dieser Hinsicht zu übermitteln, wird Sie wohl nicht abhalten, die schöne Aufgabe in Angriff zu nehmen. Schlägt das Buch ein, so mögen spätere Auflagen den pekuniären Ertrag steigern, der vielleicht bei der ersten nicht allzu glänzend ausfallen dürfte (doch hab' ich über diesen Punkt mit Kröner gar nicht gesprochen).

In die «Bibliothek der Weltliteratur» soll eine Auswahl aus Jean Paul aufgenommen werden, und ich wäre sehr dafür, bei dieser Gelegenheit dem Publikum die «Vorschule» aufzunötigen. Hätten Sie vielleicht Lust, nicht bloß diese, sondern die ganze Jean Paul-Auswahl zu edieren und mit Einleitungen zu versehen? Bezahlung mäßig, da angeblich diese Bibliothek nicht viel Unkosten verträgt.

Dr. Hellen, der mir dieser Tage geschrieben hat, bitte ich, mir noch eine kurze Säumnis mit der Antwort zugutehalten zu wol-

len. Meine Frau grüßt sämtliche Freunde aus dem Archiv aufs schönste; indem ich mich dem anschließe, bin ich mit den freundschaftlichsten Gesinnungen

Ihr

Ludwig Laistner

296. AN PAULINE SPECHT

WEIMAR, 4. SEPTEMBER 1891

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Wäre nicht das Gefühl der Freude größer als irgendein anderes mögliche, wenn eine Nachricht aus Ihrem Hause bei mir eintrifft, so hätte der Ärger über mein langes Schweigen wohl kaum ein Gegengewicht gefunden, als mir diesen Morgen Ihr lieber Brief diese meine unselige Schreibunlust wieder so recht vor Augen brachte. Die Mitteilungen, die Sie mir machen, sind wahrhaftig nicht die besten. Sie scheinen wirklich den Berghof diesmal gefüllt mit Patienten gehabt zu haben. Nun aber sagen Sie, dass alles wieder gut ist oder wenigstens in entschiedener Besserung begriffen, welches letzterer ich von ganzem Herzen den entschiedensten Fortgang wünsche.

Nun vor allen andern Dingen zu der Angelegenheit des lieben Hans. Vorausschicken muss ich da, dass ich mit keinem Mitgliede des Fehrschen Hauses seit Neujahr einen Brief gewechselt habe. Sie sehen: überall blickt die «Angst vor der Feder» bei mir durch, wenn auch gerade dem Fehrschen Hause gegenüber manches andere in Betracht kommt. Jedenfalls bin ich gegenwärtig ohne alle Kenntnis von dem, was dort im letzten Jahre vorgegangen ist, und ob an ein Stundengeben von Gundi Fehr zu denken ist. Ich möchte Ihnen daher vorschlagen, mit der Sache einige Tage zu warten, da ich zwischen dem 10. und 15. September von hier abreise, über Frankfurt gehe und jedenfalls vor dem 20. dieses Monats in Wien bin. Hoffentlich lässt sich die Sache doch so machen, dass ich, wenn auch nur ganz kurze Zeit, doch Unterach noch sehe. Bitte sagen Sie Ihrer verehrten Frau Schwester, dass ich unbedingt in der Lage sein werde, vor dem 20. dieses Monats in ihrer Angelegenheit mit Gundi Fehr zu sprechen. Sollte sie aber doch die Sache früher erledigt wünschen, so bitte ich um Nachricht. Ich schreibe dann sofort an die Fehr.

Ich habe im vorigen Monate die Freude gehabt, meinen guten Schröder mit seiner Frau hier in Weimar begrüßen zu können und mit ihnen einige Tage zu verleben. Sie waren vom 12. bis 15. August hier. Der Mann hat wohl unter den Unglücksfällen, die ihn während des letzten Winters getroffen, schwer gelitten. Die Reise hierher hat ihn aber sichtlich erfrischt. In den letzten Tagen war auch Herman Grimm einige Tage hier, mit dem bekannt zu werden, mir sehr erfreulich war. Er ist ein Mann, der durchaus die Dinge von hohen Gesichtspunkten aus ansieht, und das zu vernehmen, ist eine Wohltat.

Mitte August überraschte mich eine Sendung von Gedichten von delle Grazie mit einem freundlichen Schreiben Professor Müllners, in dem auch Richards gedacht ist. Die Gedichte sind sehr bedeutend und für die eigenartige Begabung delle Grazies in hohem Maße charakteristisch.

Bitte, empfehlen Sie mich allen Gliedern Ihrer geschätzten lieben Familie. Richard und Otto danke ich herzlichst für ihre Briefe, die ich baldigst beantworten werde.

Also auf Wiedersehen, womöglich noch in Unterach! Geschrieben: Weimar, den 4. September 1891 im Goethe- und Schiller-Archiv, in immer gleicher Hochschätzung

Ihr Steiner

297. AN EDUARD VON HARTMANN

WEIMAR, 6. SEPTEMBER 1891

Hochgeschätzter Herr Doktor!

Im August 1889 hatte ich die Ehre, Ihnen persönlich Mitteilung zu machen über den Bestand des wissenschaftlichen Nachlasses Goethes. Dieser erscheint nun, soweit er sich auf die Morphologie bezieht, teilweise im ersten von mir für die Weimarer Ausgabe bearbeiteten Bande (dem ersten Bande der morphologischen Schriften). Fortsetzungen desselben werden die folgenden Bände liefern. Sie werden aus dem Seite 279 bis 363 mitgeteilt, bisher unbekanntes Material ersehen, dass wir nun imstande sind, manche Lücke auszufüllen, die uns Goethes Weltanschauung bot, dass wir manche Behauptung über seine Grundansichten präziser zu fassen in der Lage sind, als dies bis jetzt der Fall gewesen ist. Für mich ist das Wichtigste, dass die neuen Funde Blatt für Blatt nur Bestätigungen meiner Ansichten über Goethe liefern, und dass jetzt wohl nicht mehr gezweifelt werden kann, dass die Interpretationen von O. Schmidt, Haeckel, Du Bois-Reymond und der Darwinisten überhaupt, soweit sie sich an Haeckel anschließen, falsch sind. Seite 401 bis 452 sollen Proben liefern von der echt empirischen Art, wie Goethe seine naturwissenschaftlichen Forschungen anstellte.

Dem Buche erlaube ich mir einen Aufsatz beizulegen, der auf den Gewinn der Gothestudien durch den wissenschaftlichen Nachlass Goethes hinweist. Ich habe in diesem Aufsätze namentlich die Frage nach dem Verhältnis des Darwinismus und der Deszendenztheorie zur Goetheschen Weltanschauung auf Grund des bis jetzt unbekanntes Materials nochmals behandelt und, wie ich hoffe, in bestimmter Weise formuliert.

Im Anschluss an diese Sendung möchte ich Ihnen meinen tiefgefühltesten Dank sagen für das Schreiben, mit dem Sie die Zusendung meines dritten Goethebandes in der «National-

Literatur» beantworteten. Ihr Brief brachte mir eine Reihe der wertvollsten Winke, die ich im vierten Bande, der demnächst erscheinen wird, dankbarst benutzt habe. Ich hoffe, dass die Art, wie dies geschehen ist, Sie befriedigen wird. Ich werde namentlich genau ausführen, in welchem Sinne ich die Entität der Essenz wiederherstellen will, welche die moderne Naturwissenschaft verflüchtigt hat. Ich sehe nämlich sehr wohl ein, dass ich in präziserer Weise, als dies bis jetzt geschehen ist, zeigen muss, meine philosophische Ansicht sei keine Form des Realismus, die bereits durch die Geschichte der Philosophie aufgelöst ist, sondern eine Modifikation, welche die Fehler und Unzulänglichkeiten der Vergangenheit vermeidet.

Sehr gefreut hat mich die Stelle Ihres Briefes, in der Sie sagen, dass meine Definition des ästhetischen Scheins ganz in Ihrem Sinn sei und dass es Ihre volle Sympathie hat, wenn ich aus der Idee den ästhetischen Schein und die Notwendigkeit seiner Ablösung von der Realität deduziere.

Auch für den Hinweis auf meine Darstellung der Goetheschen Ästhetik in Ihrem Aufsatz «Oscar Linkes Dichtungen» in der «Gegenwart» danke ich Ihnen bestens.

Für die überaus liebenswürdige Einladung, Ihr Gastzimmer während einiger Tage benützen zu dürfen, sage ich Ihnen vielen Dank. Ich werde mir erlauben, von derselben Gebrauch zu machen, wenn ich nach Berlin komme, was sich ja leider bis jetzt nicht hat bewerkstelligen lassen. Es wird aber, wie ich hoffe, nun in kurzer Zeit geschehen.

Sie bittend, meine Sendung als einen Beweis meiner fortdauernden Hochschätzung und Dankbarkeit aufzunehmen, bin ich

Ihr ganz ergebener Rudolf Steiner

298. AN ROSA MAYREDER

WEIMAR, 10. SEPTEMBER 1891

Geschätzteste gnädige Frau!

Sie werden von mir sagen: ein unverbesserlicher Mensch, und ich muss mir gestehen, dass, wenn ich mir die Schlussstelle Ihres letzten lieben Briefes vorhalte: «nur lassen Sie mich nicht wieder wochenlang auf eine Antwort warten», so bangt mir vor dem Eindruck, den meine Nachlässigkeit im Schreiben auf Sie machen muss. Ich bitte Sie nun dringend, mir diese Saumseligkeit nicht nachzutragen und sie namentlich nicht wie einen Beweis des Erkaltens meiner freundschaftlichen Gefühle hinzunehmen und der Hochschätzung, die ich immer in gleicher Weise für Sie hege und hegen werde. Ich freue mich, wie selten auf etwas, auf den Tag, wo ich Sie wiedersehen werde. Und das soll jetzt in kürzester Zeit geschehen. Ich bitte Sie deshalb, mir Ihren augenblicklichen Aufenthaltsort anzugeben, damit ich meine Reise, die ich zwischen dem 16. und 20. September antrete, danach einrichten kann. Meine Abwesenheit von Weimar kann nur ganz kurze Zeit dauern; das zwingt mich umso mehr, die Zeit derselben in der allerökonomischsten Weise auszunutzen. Ich habe unglaublich viel zu tun und reise mitten in der Arbeit ab, weil mein Gesundheitszustand solches unbedingt erfordert. Ich hoffe also bestimmt in den nächsten Tagen auf eine Mitteilung über Ihren augenblicklichen Aufenthaltsort.

Von Ihren Novellen kann ich heute wohl bestimmt sagen, dass sie diesen Herbst erscheinen. Eine mündliche Rücksprache mit Kürschner, der in der Nähe von hier Sommeraufenthalt genommen hat, soll den Zweck haben, dies Erscheinen so schnell als möglich zu bewirken.

Ihr Brief, soweit er sich auf Eckstein bezieht, hat mich tief erschüttert. Ich weiß zwar seit langer Zeit, dass sich Friedrich Eckstein in einem verhängnisvollen Irrtum befindet. Dieser be-

steht nämlich darinnen, dass er den Satz: der Mensch muss das Leben in seiner Fülle durchleben, ganz quantitativ nimmt, als wenn derselbe notwendig machte, dass man auch alle zufälligen, akzessorischen Erscheinungsformen der Lebensführung durchlaufe. Dies ist insofern ein Irrtum, als damit das Missverständnis gegenüber der Qualität alles Seins verknüpft ist. Auch ich glaube, dass der wahrhafte Erkenntnismensch die Lebens- und Weltsubstanz in allen ihren Formen in sich aufnehmen muss, aber dies muss qualitativ geschehen, durch immer stärkere Vertiefung, nicht durch ein Herumirren in allem möglichen, womit man ja auch nie selig werden könnte, weil es zu einem regress[us] in infinitum führt. Der Erkenntnismensch muss alles erleben, aber es immer am rechten Orte suchen, nicht wo es ihm sich zufällig aufdrängt. Dass Friedrich Eckstein dies nicht erkennt, darinnen hegt das tragische Verhängnis dieser doch so groß und bedeutend angelegten Natur. Ich muss Ihnen gestehen, dass ich mich nach Ihrem Briefe fast fürchte auf das erste Zusammenkommen mit Eckstein. Worauf sollen wir in dieser Welt vertrauen, wenn es nicht die Menschen sind, die wir für auf sich selbst gestellte, innerlich volle und aus sich schöpfende Naturen halten! Erschütternd muss Ecksteins Handlungsweise auf die gute Frau Lang gewirkt haben, die in ihm stets so viel sah. Auf all die Veränderungen, die mir da entgetreten werden, fürchte ich mich - das kann ich offen gestehen. Wir leben eben in einer ganz unglaublichen Zeit. Jeder hastet von Lebensform zu Lebensform; es ist ein nervöses Treiben, eine Zeit, die kein Verständnis dafür hat, dass Janus zwei Gesichter haben muss und dass der Blick nach vorn nur dann richtungsbestimmend sein kann, wenn ihm der Bück nach rückwärts hilft, diese fortlaufende Richtung mit der durchlaufenen fortwährend in Einklang zu bringen.

Wenn wir uns sehen, werde ich Gelegenheit haben, Ihnen manches von meinen literarischen Plänen für die Zukunft zu erzählen. Also bitte, schreiben Sie mir baldigst, grüßen Sie mir herzlichst Ihren lieben Mann und seien Sie selbst

bestens begrüßt von
Ihrem ergebenen
Steiner

299. AN PAULINE UND LADISLAUS SPECHT

WEIMAR, 21. SEPTEMBER 1891

Hochgeschätzte gnädige Frau und verehrtester Herr Specht!

Hierdurch teile ich Ihnen mit, dass ich erstens von Rostock meine Approbation erhalten habe, zweitens, dass Cottas Buchhandlung dafür gewonnen ist, von mir ein umfassendes Werk über das Gesamtgebiet der höheren Philosophie zu verlegen. Die letztere Mitteilung bitte ich vorläufig als streng vertraulich zu betrachten. Donnerstag bin ich in Wien. Hierbei hätte ich an Sie eine große Bitte. Mein Aufenthalt in Wien kann, weil er mitten in fortlaufende Arbeiten fällt, höchstens vier bis fünf Tage dauern. Wenn Sie mir während dieser Zeit gestatten wollten, bei Ihnen zu wohnen, so würden Sie mich damit wahrhaftig glücklich machen, denn damit würde ich mich wieder einige Tage das fühlen, was ich ein ganzes Jahr hindurch nicht konnte, heimisch. Ein Schreiben trifft mich in Weimar nicht mehr, ich werde also Donnerstag Ihre Antwort persönlich entgegennehmen können.

Immer in gleicher Treue Ihr

Steiner

300. AN BERNHARD SUPHAN

WIEN, 30. SEPTEMBER 1891

Persönlich!

Geschätztester Herr Professor!

Während meiner Abwesenheit von Weimar ist mir eine Mitteilung geworden, bezüglich welcher ich nicht bis zu meiner Rückkunft warten möchte, um sie Ihnen, geschätztester Herr Professor, anzuvertrauen. Nach einer vertraulichen Nachricht Laistners werden Cottas wahrscheinlich zu gewinnen sein, um von mir eine philosophische Publikation in Verlag zu übernehmen. Ich freue mich sehr darüber und würde mich noch mehr freuen, wenn die Sache wahr werden sollte. Ich weiß nicht, ob von Seite der Cotta'schen Buchhandlung die Sache als vertraulich betrachtet wird; ich möchte aber jedenfalls, dass Sie, verehrtester Herr Professor, vorläufig der einzige Mensch bleiben, dem ich von der Sache gesagt habe.

Korrektur habe ich zu meinem Erstaunen noch keine erhalten. Sollte Böhlau von seiner gewohnten Eilfertigkeit abgelassen haben?

An Martin und Ludwig schreibe ich noch heute.

In Treuen Ihr

Steiner

NB. Ich treffe jedenfalls zum versprochenen Zeitpunkt in Weimar ein.

301. AN PAULINE UND LADISLAUS SPECHT

WEIMAR, 7. OKTOBER 1891

Hochgeschätzte gnädige Frau und verehrtester Herr Specht!

Heute Morgen um 3 Uhr wieder hier angekommen, soll es zu meinen ersten Verrichtungen gehören, Ihnen von ganzem Herzen zu danken, dass Sie mir die Möglichkeit gewährten, eine Woche hindurch jenes Leben wieder auferstehen zu machen, das mich durch so viele Jahre mit Ihrer mir so teuren Familie verband. Die Erinnerung an diese schönen Tage wird mich in einer weniger schönen Zeit aufrecht und, so gut es geht, frisch erhalten. Wenn irgendein Herzenswunsch, den ich für meinen Wiener Aufenthalt gehabt habe, unerfüllt blieb, so ist es nur der, alle Glieder Ihres lieben Kreises in voller, frischer Gesundheit anzutreffen. Hoffentlich bessern sich aber diese Verhältnisse baldigst, und ich erlebe bei einem nächsten Besuche in Wien die Freude, alles in bestem Wohlsein zu finden.

Ich habe noch schöne Stunden in Stuttgart bei Dr. Laistner [und seiner Frau] verlebt, die mich mit ganz besonderer Liebenswürdigkeit aufnahmen und in gar nicht zu ahnender Weise Gastfreundschaft an mir übten. Endlich sah ich mir die Frankfurter Ausstellung an, die uns durch die Vorführung wahrhaft imponierender Erscheinungen ein ganz neues Zeitalter der Technik vorausahnen lässt. Und nun bin ich wieder da an der Leichenstätte deutscher Größe, erwartet von Arbeit, die um so mehr Eile jetzt hat, weil vieles vor dem Ausbruch des Setzerstreiks unter Dach und Fach gebracht werden muss. Trotz alledem aber hoffe ich, dass ich schon in allernächster Zeit mein philosophisches Buch fördern kann. Das ist eine Arbeit, die wirklich geeignet ist, einen Menschen zu tragen, weil auch sie nur mit Aufwendung aller Geisteskraft zu einem gedeihlichen Abschlusse kommen kann. Ich werde jetzt Gelegenheit haben, vieles zu sagen, was ich zu sagen und zu vertreten habe. Ich fühle mich ja seit längerer Zeit der eigentlichen Goethearbeit auch innerlich

entfremdet, und es ist wohl erklärlich, dass es mich jetzt nicht gerade mit Freude erfüllt, äußerlich mit einer Sphäre wissenschaftlicher Tätigkeit verknüpft zu sein, mit der ich innerlich abgeschlossen habe.

Bei meiner Ankunft hier fand ich einen Brief Eduard von Hartmanns vor, worinnen er der Hoffnung Ausdruck gibt, mich doch einmal bei sich zu sehen, und eine Rezension meines Goetheartikels im Goethe-Jahrbuch aus der Feder Max Kochs, worinnen er sagt, dass diese Arbeit von neuem beweise, dass meine Publikationen «die bedeutendsten neueren Leistungen der Goetheforschung» seien.

Sehr froh war ich in Wien über das gute Aussehen Ottos, Arthurs und Ernstls. Die Vermännlichung des ersteren will mir noch immer nicht eingehen. Hoffentlich macht ihm die «Logik» weniger nächtliche Spaziergänge notwendig, als dies nach seinen und Ihren Erzählungen bei der Mineralogie der Fall war. Richard schreibe ich ganz bestimmt in diesen Tagen; wie geht es ihm mit seiner Gesundheit?

Für heute möchte ich Sie nur noch bitten, mich Ihrer Frau Mutter bestens zu empfehlen und herzliche Grüße auszurichten an Ihre Frau Schwester, Richard, Otto, Arthur, Ernst, an den lieben guten Hans, die Familien Schwarz und Strisower, an die Frau Doktor Schwarz und an Foges. Wenn Sie ihn baldigst mit einigen Zeilen beschenken wollten, so würden Sie eine besondere Freude machen Ihrem

dankbarst ergebenden Steiner

302. AN BERNHARD SUPHAN

GEMEINSAM MIT DR. WAHLE

WEIMAR, 28. OKTOBER 1891

Sehr geehrter Herr Professor!

. . . Außerdem gestatte ich mir, Ihnen von einer Privatsache Mitteilung zu machen. Der Buchhändler Thelemann hat nämlich den Plan, diesen Winter einen kleinen Zyklus von sechs Vorträgen über deutsche Literatur zu arrangieren, und mich und Steiner““ dazu aufgefordert. Wir haben beide zugesagt. Außerdem sind noch Dr. Arthur Seidl, Pfarrer Bürkner in Berka und der dramatische Schriftsteller Hans Olden beteiligt. Das Programm dieser Vorlesungen wird in den nächsten Tagen festgesetzt, und wenn Sie bis dahin noch nicht zurück sind, werde ich mir erlauben, es Ihnen mitzuteilen . . .

Herzlichst grüßend Ihr ergebener

Wähle

Verehrtester Herr Professor! Wollte eben dasselbe schreiben. Da aber Wähle die Sache schon so schön dargestellt, so brauche ich Sie wohl nicht mit besonderem Geschreibsel zu beschweren.

Herzlichst grüßend Steiner

303. AN PAULINE SPECHT

WEIMAR, 19. NOVEMBER 1891

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Haben Sie vielen, herzlichen Dank für Ihren Brief und verzeihen Sie, dass ich erst heute mich mit diesen Zeilen einstelle. Ich habe in diesem Monat zwei Vorträge zu halten: einen hier über die Phantasie, womit ich einen Zyklus von Vorträgen über das deutsche Geistesleben eröffne, die in diesem Winter hier abgehalten werden, und jenen in Wien, von dem ich ja schon gesprochen habe, über «Das Geheimnis in Goethes Rätselmärchen». Hier habe ich am 25., in Wien am 27. November zu sprechen. Ich werde also nicht viel vor meinem Vortrage in Wien ankommen können. Ich freue mich ganz maßlos auf diese Reise. Richard darf ich wohl bei dieser Gelegenheit nochmals bitten, mir das Anhören seines Prologes möglich zu machen. Aus Richards letztem Briefe erfahre ich zu meiner besonderen Freude, dass sowohl Ihr Gemahl wie Richard selbst sich besser befinden. Hoffentlich finde ich diesmal Ihre liebe Familie mit einer besseren Gesundheits-Physiognomie als das letzte Mal.

Richard fragt mich in seinem Briefe, was mein verehrter Chef zu meinem Buche gesagt hat. Ich will Ihnen seine eigenen Worte hierher setzen, damit Sie sehen, dass selbst dann, wenn man eine Sache von den verschiedensten Seiten anzusehen glaubt, es für manchen Menschen eine neue, völlig ungeahnte gibt. Sankt Bernhardus sagte: «Eigentlich haben Sie das Ganze mir zu verdanken, denn in Weimar haben Sie sich mit Laistner zusammengefunden.» Sie sehen, es fehlt nur noch, dass er behauptet, ich mache das Ganze unter seiner gestrengen Oberaufsicht. Mit meiner Arbeit selbst geht es munter fort. Ich studiere die Philosophie des Mittelalters, das Kapitel, in dem ich mein Wissen doch immer als lückenhaft bekannt habe. Wenn ich auch da ganz heimisch bin, dann schließen sich mir die beiden großen Massen des Wissens, das Altertum und die Neuzeit, in denen ich

mich ganz fest glaube, in eins zusammen, und dann erst darf ich sagen, dass ich den Boden unter meinen Füßen ganz sicher fühle. Verzeihen Sie diese Abschweifung auf mein ganz individuelles Ich. Aber man spricht doch zuweilen gerne von dem, was einen so Tag für Tag erfüllt und beschäftigt. Auch erlebe ich im Äußeren so wenig, dass ich mit dem Erzählen gar bald fertig würde.

In diesen Tagen wird hier mehr als sonst von Wien gesprochen. Die Vorgänge auf der Börse haben allenthalben eine solche Verwunderung hervorgerufen, dass man überall, wohin man kommt, als Wiener um die einschlägigen Persönlichkeiten gefragt wird.

Seit einigen Tagen ist auch der Hof wieder aus seinen verschiedenen Sommeraufenthaltsorten zurück. Die Großherzogin geht übrigens übermorgen wieder nach Holland, offenbar um als die einzige jetzt noch lebende Original-Oranierin mit dem Lande in Fühlung zu bleiben.

Hat Richard von dem Feuilleton über Felix Dörmann, das Georg Brandes im «Berliner Tageblatt» geschrieben hat, gehört? Es war in jeder Zeile vollkommen zutreffend.

Ich bin sehr gespannt darauf, wie ich alles in Ihrer lieben Familie treffen werde. Otto wird wohl schon ganz «lugisch» geworden sein. Sie bittend, mich Ihrer Frau Mutter, Ihrem lieben Herrn Gemahl und allen Gliedern der Familie auf das Beste zu empfehlen, bin ich in immer gleicher Hochschätzung

Ihr dankbarer

Steiner

304. AN ROSA MAYREDER

WEIMAR, 19. NOVEMBER 1891

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Es sind nun leider mehrere Wochen seit meinem Wiener Aufenthalt verflossen, ohne dass ich Ihnen geschrieben hätte, obgleich dieses Mal neben dem immer und für immer gleichen Gefühl treuer Freundschaft auch noch das herzliche Dankbarkeitsgefühl hinzukommt für die schönen Stunden, die ich in Wien vor allem durch Ihre Bemühungen habe erleben können. Allein zwischen dem Willen zu schreiben und der die Feder führenden Hand schwebt so viel. Und so komme ich erst heute mit diesen Zeilen, die Ihnen erstens sagen sollen, dass ich von Wien mit einer - ich möchte sagen -vertieften Überzeugung weggegangen bin von der innigen Verwandtschaft unserer Anschauungen. Ich kann mich mit wenigen Menschen so wie mit Ihnen verständigen. Sie haben jenes geistige Bedürfnis, das allen Seeleninhalt zur vollen Klarheit und zu scharfumrissenen Gebilden bringen will, ehe es ihn gelten lässt. Und diese Art des Denkens halte ich für die, die allein zur Erkenntnis und durch diese zur Freiheit führen kann. Nicht das dunkle, nebelhafte, magische Motiv kann uns zum frei handelnden Menschen machen, sondern nur das, welches in liebevoller Gestalt und deutlich in allen seinen Teilen vor uns steht. Erst wenn ich den Inhalt meines Geistes restlos durchdringe, so dass nichts als dunkles Gefühl, als mystische Macht in mir verborgen bleibt, kann ich sicher sein, dass auch dasjenige, was ich als mein Inneres nach außen hin darlebe, wirklich meine Tat sei: Und hierinnen sehe ich nur allein die wahre Freiheit und die volle Ausgestaltung der menschlichen Persönlichkeit. Und deshalb, weil ich in Ihrem Geistesgefühl dieses rastlose Ringen nicht nur nach Tiefe, sondern auch nach Klarheit in der Tiefe finde, deshalb berührt mich alles, was Sie sagen und was von Ihnen ausgeht, so tief sympathisch.

Ich habe in diesem Monate zwei Vorträge zu halten. Den einen hier in Weimar am 25. über die «Phantasie als Kulturschöpferin» und den zweiten am 27. in Wien über «Das Geheimnis in Goethes Rätselmärchen». Sie können sich denken, dass ich mich innigst freuen würde, einige Tage in Wien zubringen zu können.

Dass Ihre Arbeiten noch immer nicht aus dem Hafen laufen, daran ist gegenwärtig wohl nur ein äußerer Umstand schuld, nämlich der Buchdruckerausstand. Ich bin gewiss, dass ich sie nach dem Aufhören des Streiks der Veröffentlichung zuführen werde, und dann werde ich mich mehr freuen als über vieles, was ich selbst erreicht habe. Gegenwärtig wird in Deutschland nur das Notwendigste gedruckt. Ich bitte Sie nur noch einmal inständigst, nicht zu verzweifeln und die Geduld nicht zu verlieren. Fast komme ich mir komisch vor, indem ich dieses niederschreibe, weil ich die Geduld ja selbst schon verloren habe. Aber was schwer geht, muss erzwungen werden.

Mein Buch geht vorwärts. Ich studiere Mittelalter, das ist dasjenige Gebiet der Philosophie, in dem ich mein Wissen immer lückenhaft gefunden habe. Dabei gehen mir ganz eigentümliche Einsichten auf, über die ich in Wien mit Ihnen sprechen möchte. Es ist doch merkwürdig, wie sich eine Sache anders ausnimmt, wenn man sie unmittelbar an ihrer Wurzel erfasst und von da aus weitertreibt, als wenn man sie von außen betrachtet, der Gestalt nach, die sie oft durch fremden Einfluss erhalten hat. Sie erinnern sich wohl, dass wir anlässlich eines Gespräches über die Hegeische Philosophie darüber gesprochen haben.

Ich hoffe, einige Tage in Wien sein zu können. Ankommen kann ich erst am 26. (Donnerstag) abends um 10 Uhr mit der Nordwestbahn, da ich am 25. abends 1/2 8 Uhr hier zu sprechen habe.

Und nun bitte ich Sie, Ihren lieben Gemahl ganz herzlich zu grüßen und ihm zu sagen, dass ich hochofret über seine Zustimmung zu meinen letztthin in Wien geäußerten Überzeugun-

gen bin. Mich freut nichts mehr, als wenn ich ähnliche Gesinnung bei jemandem finde, der in einer ganz anderen Sphäre tätig ist als ich selbst. Und ganz besonders ist meine Befriedigung, wenn ich mich mit ausübenden Künstlern verständigen kann.

Auf Wiedersehen, Ihr Sie stets gleichschätzender Steiner

305. AN ROSA UND KARL MAYREDER

WIEN, [ENDE NOVEMBER 1891]

Verehrteste gnädige Frau und Herr Professor!

Zitter hatte bis zu diesem Augenblicke zu tun, und ich kann ihn erst jetzt sprechen. Deshalb sage ich Ihnen auf diesem Wege, dass die Zusammenkunft in einem Restaurant vis-a-vis von Zitters Wohnung um 8 Uhr sein soll. Ich komme dann bald zu Ihnen, Sie abzuholen.

Herzlichste Grüße Ihr Steiner

306. AN ROSA MAYREDER

[WIEN, ANFANG DEZEMBER 1891]

Geschätzteste gnädige Frau!

Ihr Unwohlsein macht mich nicht nur besorgt, sondern benimmt mir auch die Möglichkeit, Ihnen persönlich «Lebewohl» zu sagen. Sie können sich denken, dass es mich nun betrübt, so ziehen zu müssen. Ich weiß nicht, ob ich Ihren Herrn Gemahl noch sehen kann; mit einem aber würden Sie mir einen großen Dienst leisten: wenn Sie mir durch irgendjemanden im Laufe des Abends ins Cafe Griensteidl Nachricht zukommen ließen, wie es Ihnen geht. Sollte ich wirklich niemanden mehr sehen, so nehme ich auf diese Weise Abschied und danke Ihnen herzlichst für so vieles, was ich nicht im einzelnen anführen kann. In die Vorlesung kann ich natürlich nicht gehen, da ich die Abendeinteilung nicht ändern kann. Also Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl herzlichst Lebewohl

Ihr Steiner

307. AN PAULINE SPECHT

WEIMAR, 14. DEZEMBER 1891

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Schelten Sie mich nicht als den ewig Unzufriedenen, wenn ich meinen Brief wieder mit dem Satze beginne, dass mir der Glaube schwer, sehr schwer wird, wieder für unbestimmte Zeit Weimars Jämmerlichkeiten ertragen zu können, da ich wieder mehr als eine Woche hindurch bessere Verhältnisse gesehen habe. Wenn die aus diesen Verhältnissen fließende Grundstimmung nicht gar so mächtig wäre, so würde ich sie schon aus dem Grunde verschweigen, damit meine Briefe nicht dem Vorwurf äußerster Langweiligkeit ausgesetzt wären. Denn es gibt wohl keine langweiligeren Menschen als die, die ewig klagen. Aber bei mir kommt es wahrlich nicht auf diese oder jene kleine oder große Unannehmlichkeit an. Diese möchte ich gerne ertragen. Solches verstimmt für kurze Zeit, aber man kann doch wieder aufatmen, wenn bessere Augenblicke des Lebens kommen. Etwas anderes ist es aber, wenn uns Zustände umgeben, die uns fortwährend das Gefühl des Ekels einflößen. Und dieses ist es, was ich nicht los werde, wenn ich all die Jämmerlichkeit, die Kleinlichkeit, die Borniertheit sehe, die mich hier umgibt. Umso größer aber ist das Gefühl des Dankes, das ich Ihnen und Ihrem geschätzten Herrn Gemahl gegenüber empfinde und hiermit ausspreche dafür, dass Sie mich wieder einmal Ihrem lieben Kreise durch eine Reihe von Tagen angehören ließen. Ich sage wirklich nicht zu viel, wenn ich gestehe, dass mir die Wiener Tage wie ein schöner Traum erscheinen. Sie sind freilich darauf angewiesen, mir das zu glauben, denn nachfühlen könnten Sie mir es nur, wenn Sie von den beiden Gliedern des Gegensatzes, Wien und Weimar, auch das zweite kennten. Um vieles auszugleichen, habe ich jetzt freilich die Arbeit an meinem Buche, die mir Trost, Erhebung und auch Erholung ist. Vielleicht wird die geistige Öde Weimars auch das tun, was Richard so sehr gerne

möchte, meinem Stile Breite und Ausführlichkeit geben. Ich weiß nicht, werde es auch kaum suchen. Bis Ostern hoffe ich auf jeden Fall, das Manuskript abgeschlossen zu haben. Versäumt habe ich durch mein nur ein paar Tage verlängertes Wegbleiben gar nichts, da an ein Ende des Setzerstreikes noch gar nicht zu denken ist. Es ist sogar fraglich, ob am 1. Januar die Arbeiten wieder aufgenommen werden. Und um die Direktion bei einem ihrer jämmerlichsten Schritte zu sehen, bin ich gerade noch zurechtgekommen. Soeben habe ich auch noch einen verspäteten Mozartabend (Erste Nummer: das G-moll-Quintett) mitgemacht. Der zweite der Vorträge in der von mir mitarrangierten Serie wurde vom 7. auf den 11. verschoben, so dass ich auch den noch mit anhören konnte. Also ist doch alles in bester Ordnung.

Nun möchte ich Ihnen aber noch sagen, dass ich mich diesmal ganz besonders gefreut habe, als ich Otto in seinem Nachdenken über seinen Hamletaufsatz beobachtete. Er fasst die Sache gründlich und selbständig auf, was die besten Vorblicke für ein gedeihliches Fortkommen während der Universitäts-Studienjahre gibt. Ich glaubte, entschieden wieder ein Wachsen seines Geistes wahrgenommen zu haben. Sie wissen, dass mir das besondere Freude macht. Während ich dieses hier schreibe, gedenke ich besonders lebhaft des mit Richard und Otto geführten Disputes über Shakespeare um 1/2 11 Uhr nachts. Es stimmt das ganz genau, denn meine Uhr geht noch immer nach Wiener Zeit; ich habe sie noch nicht umgestellt.

Richard schreibe ich morgen ganz bestimmt. Hoffentlich geht es ihm wieder besser. Er hat mir eine große Freude damit gemacht, dass er mir die letzte Stunde vor der Abreise auf dem Bahnhofe Gesellschaft leistete.

Nun aber bitte ich Sie nur noch, mich Ihren lieben Angehörigen bestens zu empfehlen, Ihre Frau Mutter, Ihren lieben Gemahl, und mir die Kinder herzlichst zu grüßen. Wenn Sie ihm bald einige Zeilen in sein Leid senden und dabei nicht vergessen zu

bemerken, wie es den verschiedenen Patienten geht, dann werden Sie besonders erfreuen

in vorzüglichster Hochschätzung ergebenen

Steiner

308. AN PAULINE SPECHT

WEIMAR, 22. DEZEMBER 1891

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Herzlichsten Dank für Ihre lieben Zeilen, die eben in meine Hände gelangen. Auch Ihrer Frau Schwester danke ich für die in Ihrem Brief eingeschlossenen Worte. Sie scheinen wahrhaftig das Esoterische ins Exoterische übersetzen zu wollen, indem Sie mir ankündigen, dass ein Symbol für die im «Märchen» figurierende Lampe durch Ihre Liebenswürdigkeit in Zukunft mir selbst bei meinen Arbeiten leuchten soll. Ich wünschte nur, dass die Leuchtkraft auf recht viel anderes Licht in diesem Winter stoße, denn Sie wissen aus dem «Märchen», dass die Lampe im Finstern nicht leuchtet. Nur dann kann ja von dem Märchen gesprochen werden, das Sie zur Lampe hinzugedichtet wünschen. Ich will Gold suchen so viel ich kann; hoffentlich treffe ich auf das rechte, und ich werde zuletzt als Schlange und nicht als Irrlicht befunden. Nun es sei, wie es komme. Wenn ich Ihnen neulich vom Ekel geschrieben habe, so glauben Sie nur ja nicht, dass mir derselbe den Mut nimmt, nicht einmal die Lebensfreude. Das wäre bei mir am allertörichtesten. Ich wäre wahrscheinlich auch ganz froh, wenn ich hier in Weimar von dem geistigen Dunstkreis meiner Umgebung absehen könnte. Aber man kann doch nicht immer mit zugehaltener Nase herumgehen! T>och. jetzt abgesehen davon. Vor allem meinen herzlichsten Dank dafür, dass Sie gelegentlich des Festes meiner gedachten. Ich werde die Tage ziemlich einsam zubringen, dafür aber umso mehr Gelegenheit haben, meine Arbeiten um ein gutes Stück vorwärtszubringen. Wenn ich zu Ostern fertig sein will - und das soll auf jeden Fall geschehen -, so muss ich stark hinterdrein sein.

Von den Gesundheitsverhältnissen in Ihrem Hause hätte ich gerne Besseres gehört, als dass sie dieselben geblieben sind. Vielleicht bringt mir Ihr nächster Brief, mit dem ich Sie bitte, mich

recht bald zu erfreuen, in dieser Beziehung Besseres. Zu Weihnachten haben die Kinder gewiss Zensuren nach Hause gebracht. Dürfte ich um Mitteilung derselben bitten.

Mich hat gestern Speidels Feuilleton über die «Einsamen Menschen» recht interessiert. Sie wissen, dass ich kein besonderer Freund dieses Kritikers bin. Der Ernst aber und die Gründlichkeit, die er auf dieses Stück wendet, müssen anerkannt werden. Denn sie beweisen, dass Speidel der ihm gerade diesem Werke gegenüber gestellten Aufgabe vollkommen und in schönster Weise gewachsen war. Ich habe mich über manche Bemerkung des Feuilletons, namentlich über die Worte bezüglich der Monologie und des Szenenwechsels, sowie über das in Bezug auf den Realismus im allgemeinen Gesagte sehr gefreut. Mit dem Monolog glauben die Naturalisten gleichsam das letzte Bollwerk der idealistischen Kunst überwunden zu haben. Als neulich Emanuel Reicher in Weimar war und mit Hans Olden zusammentraf, da sagte der letztere: «Haben Sie schon bemerkt, dass in meinem letzten Stücke keine Monologe mehr vorkommen?» Fort also mit allem, was Seele bedeutet in der Kunst. Denn der Monolog ist ja doch nur ein Mittel, die seelische Tiefe, die im gewöhnlichen Leben oft verborgen bleibt, an die Oberfläche zu bringen. Die «Einsamen Menschen» könnten nur gewinnen, wenn Johannes die Weisheit, die er in seinem sorgfältig verschlossenen Manuskripte hat, wenigstens andeutungsweise in einem Monologe entwickelte.

Und nun nochmal frohe Feiertage Ihnen, Ihrer Frau Mutter, Ihrem lieben Herrn Gemahl, den Kindern und auch Ihrer Frau Schwester.

In fortdauernder Hochschätzung

und Dankbarkeit

Ihr Steiner

309. AN ROSA MAYREDER

WEIMAR, 22. DEZEMBER 1891

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Spät erst kommen diese Zeilen in Ihr Haus; zu spät, da ich Ihnen längst hätte sagen sollen, wie glücklich mich Ihre Freundlichkeiten während meines diesmaligen Wiener Aufenthaltes wieder machten. Ich danke Ihnen und Ihrem lieben Gemahl herzlichst für die vielen Stunden, die Sie mir gewidmet haben; die Aussicht auf solche an den folgenden Tagen war es ja immer, was mich veranlasste, die Abreise immer und immer wieder aufzuschieben, was ja hier eine Kalamität gegeben hätte, wenn nicht der unglückselige Setzerstreik ins Endlose dauerte. Ja, die Hoffnung, dass am i. Januar die Arbeiten wieder beginnen, ist bis heute keine große.

Ich war in diesen Tagen in fortwährender Besorgnis wegen des Umstandes, dass ich Sie eigentlich recht unwohl verlassen habe. Hoffentlich ist dies Unwohlsein längst wieder behoben, und Sie sitzen wieder über Ihren Arbeiten. Die ganze Geschichte hätte dann keinen anderen Nachteil gehabt als den, dass Sie die delle Grazie diesmal noch nicht haben kennenlernen können, was mir eigentlich sehr leid gewesen ist. Ich hätte gerne gesehen, wie sich Ihre dem Leben zugewandte und zukunftsfreudige Anschauung an dem verzweifelnden und dem großen Sterben zugewandten der delle Grazie reibt. Das wäre ein rechtes Psychologen-Problem geworden. Doch abgesehen von allem Egoismus meinerseits: Sie hätten Freude von der Bekanntschaft gehabt. Delle Grazie ist in ihrer ganzen Eigenart der entgegengesetzte Pol solcher Anschauungen, wie sie unsere so sehr geschätzte Marie Lang hat. Ich glaube, delle Grazie könnte für Sie vielleicht zum Erlebnis werden. Sie werden an ihr erfahren, was Sie sich theoretisch durch das Studium Friedrich Albert Langes vermitteln wollten, aber auf kürzerem Wege, weil ins Leben umgesetzt und zum scheinbar unerschütterlichen Glaubensbe-

kenntnis geworden. Er hat etwas Bestrickendes, dieser Materialismus! Er weiß alles so sonnenklar zu machen. Wer ihm verfallen ist, wird nur schwer wieder loskommen. Wie wenige haben doch begriffen, dass Langes «Geschichte des Materialismus» eigentlich eine Münchhauseniade ist. Der Geist schafft sich die atomistische Materie, um sich dann selbst aus dieser seiner Schöpfung zu erklären, allerdings dabei bekennd, dass diese Erklärung eine solche nur für ihn ist. Das ist der Mensch, der sich an dem eigenen Zopfe in die Höhe hebt und - hierinnen ergänzt Lange den Münchhausen - genau weiß, dass die Bewegung nach oben nur für ihn da ist. Schade, dass der gute Mann so gar nicht einsieht, dass bei dieser Prozedur so verflucht wenig geschieht. Eine Weltanschauung, die uns wahrhaft befriedigen soll, muss uns wirklich von der Stelle im Weltall, wo wir ohne sie stehen, wegbringen, sie muss uns in absolute Bewegung versetzen. Wir müssen durch sie nicht bloß Aufschluss darüber erhalten, was wir sind, sondern wir müssen etwas durch sie werden. Da stellen sich freilich alle die Enthusiasten des Stehenbleibens ein und erklären: wir wollen eine Wissenschaft dessen, was ist, nicht eine Vermittlung von etwas nicht Seiendem. Das sind die Schwachen, die sich durchaus nicht zugestehen wollen, dass ihnen als Menschen das Recht zusteht, zu schaffen und dass das durch sie gewordene Sein keinen niedrigeren Anspruch hat auf das Bestehen als alles andere Sein. Dies namentlich ist es, was mich nie an die Gotteskindschaft hat glauben lassen. Sie ist nur ein Auskunftsmittel, um die Gebilde, die wir schaffen, als bloß nachgeschaffen auszugeben. Der Mensch in seiner Schwäche bat um Verzeihung für seine Ideenschöpfungen und erklärte: sie sind ja gar nicht von mir, sondern von dem himmlischen Vater gewollt. Er getraute sich nicht zu wollen, deshalb gab er vor zu sollen.

Und nun wünsche ich Ihnen noch recht frohe Weihnachtsfeiertage und bitte Sie, Ihrem lieben Gemahl zu sagen, dass ich ihm diese ebenfalls wünsche. Ich werde in meinem Exil denken, wie

RUDOLF STEINER

Briefe

froh manche Stunde des Festes sein könnte, wenn wir sie zusammen durchleben könnten.

In der Hoffnung, dass diese Zeilen Sie gesund und froh antreffen,

Ihr Rudolf Steiner

310. AN RICHARD SPECHT

WEIMAR, 23. DEZEMBER 1891

Mein lieber, guter Freund!

Vor allen andern Dingen danke ich Ihnen herzlichst für die vielen Liebenswürdigkeiten und Freundschaftsdienste, die Sie mir vor und während meines Wiener Aufenthaltes erwiesen haben. Insbesondere bin ich Ihnen dankbar dafür, dass Sie mir die letzte Stunde durch Ihre freundliche Begleitung zu einer leichteren machten, als sie mir diesmal durch die Aussicht auf ein längeres Fernbleiben von Wien sonst geworden wäre. Bei dieser Gelegenheit will ich Ihnen gleich sagen, ob Sie nicht die Güte haben wollten und mir noch etliche Prologe senden möchten. Ich gäbe sie gerne einigen Menschen, denen ich von Ihnen gesprochen habe. Hanslick hat die Prolog-Frage also prinzipiell genommen. Das ist freilich das Allereinfachste.

Eben bin ich mit Hermann Bahrs «Russischer Reise» zu Ende gekommen. Ich wäre ungerecht, wenn ich nicht sagen wollte, dass ich sie eigentlich mit Vergnügen gelesen habe. Mein Geist braucht manchmal Futter, das nicht besonders tief ist, aber doch nicht in der Haut, sondern in den Nerven seinen Ursprung hat. Bei meiner übrigen Lektüre muss ich meistens denken; das strengt mich nicht an, aber es elektrisiert mich, es bringt Leben in meine Glieder; ich muss oft von meinem Sitze aufspringen. Bei Hermann Bahr kann ich behaglich auf dem Sofa liegen bleiben, und ich zapple vermutlich nur mit den Beinen. Einen Nachteil hat es für mich. Ich kann keine Zeile von Bahr lesen, ohne zu rauchen. Und die Kosten auf Zigaretten während eines Bahr sehen Buches kommen denen des Buches selbst gleich, wenn sie nicht höher sind. Ohne die chaotisch blaugraue Rauchwolke vor mir kann ich mir keinen Satz von Bahr zum Bewusstsein bringen. Ich verstehe auch Bahr erst, seit ich rauche. Ich glaube, in der Gestalt der von mir und meiner Zigarette

ausgehenden Rauchwirbel eine Objektivierung der Bahrschen Gedanken zu vernehmen.

Nun zum Inhalt Ihrer Karte. Ich möchte nach den Feiertagen in der Arnauschen Angelegenheit ganz gerne mit dem Generalintendanten sprechen. Nur müsste ich dann allerdings gleich die Rollen Arnaus wissen. Denn ich glaube nicht, dass andere Stücke als die auf dem Repertoire stehenden einstudiert werden. Außerordentliche Proben sind hier ganz unmöglich, weil für Oper und Schauspiel ein gemeinsames Haus und einer der schwerfälligsten Bühnenapparate besteht. Ich mache Sie nur von vornherein auf einige Bedenken aufmerksam. In der Karwoche wird nicht gespielt. Dann steht einem Gastspiel Arnaus entgegen, dass man hier als Gäste nur Anfänger und Kräfte allerersten Ranges spielen lässt. Durch Schauspieler, die in der Mitte zwischen Sonnenthal, der Ellmenreich oder Haverland einerseits und einem eben aus der Schule Entlassenen andererseits, fühlen sich die hiesigen, erbgesessenen Kräfte beeinträchtigt. Sie meinen, das können sie auch. Nur ganz junge Schauspieler, von deren Kunst sie noch nichts befürchten, und Großen, mit denen von vorneherein ein Vergleich ausgeschlossen ist, passen ihnen. Bisher haben nur solche Kräfte hier gastiert. Ich sage Ihnen das von vorneherein, weil hier die Theaterverhältnisse eben ganz andere als in jeder anderen deutschen Stadt sind. Dennoch möchte ich dem Intendanten die Sache vorlegen. Wir wollen eben sehen. Viel Aussichten sind aber nicht vorhanden.

Nun noch frohe, recht frohe Weihnachtstage und den Wunsch, Ihre Gesundheitsverhältnisse möchten bald die allerschönsten sein.

In Treuen Ihr

Steiner

311. AN PAULINE UND LADISLAUS SPECHT

WEIMAR, 31. DEZEMBER 1891

Hochgeschätzte gnädige Frau und Herr Specht!

Hiermit will ich Ihnen vor allen anderen Dingen von ganzem Herzen die besten Grüße zum Neujahr senden. Ferner Ihnen vielen Dank sagen für das Weihnachtsgeschenk, das, nachdem es eine selbst für thüringische Verhältnisse lange Reise gemacht hat, heute morgens angekommen ist und abends zum ersten Male meinen Studien sein Licht spenden wird. Für Ihre Weihnachtswünsche danke ich herzlichst. Ich kann es nur immer wieder und wieder sagen, was ich eigentlich nicht intensiv genug sagen kann: wie sehr ich Ihnen dankbar bin für Ihre fort-dauernde freundschaftliche Gesinnung und wie viel sie mir wert ist.

In diesen Tagen wurde ich von einem Berliner Verleger aufgefordert, ein umfassendes Werk über «Goethes Verhältnis zur Wissenschaft» zu schreiben. Wie ich mich dazu stelle, weiß ich noch nicht. Mein ganzes Sinnen und Denken steht vorläufig bei meinem in Angriff genommenen philosophischen Werk. Dies muss vor allem fertig werden.

In den nächsten Tagen werde ich vielleicht mit dem dritten der hier von mir zu arbeitenden Bände fertig. Der zweite ist längst fertig, nur wegen des Buchdruckerstreikes noch nicht zu Ende gedruckt. Leider konnte ich meinen Vorsatz nicht ausführen und zu Weihnachten nach Berlin fahren. Da in diesen Tagen der Streik zu Ende gehen dürfte, so ist nämlich der Abschluss verschiedener Dinge nötig, und ich muss dableiben.

Dürfte ich Sie, geschätzteste gnädige Frau, bitten, mir Nachricht über die Weihnachtszensuren der Kinder zukommen zu lassen! Ich bin darauf immer sehr gespannt.

Nun nur noch die Bitte, allen Gliedern der Familie von mir den herzlichsten Neujahrsgruß zu sagen.

RUDOLF STEINER

Briefe

In Treuen und Dankbarkeit, Steiner

312. AN PAULINE SPECHT

WEIMAR, 20. JANUAR 1892

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Zu dem Danke, den ich Ihnen für das schöne lichtspendende Weihnachtsgeschenk bereits ausgesprochen habe, darf ich wohl jetzt auch noch jenen für die Bilder hinzufügen, über die ich mich ganz besonders gefreut habe. Wenn ich mir hier ein Urteil über die Güte der Bilder erlauben darf, so muss ich sagen, dass nur drei derselben auf mich den Eindruck von guten Photographien machen. Welche das sind, betrachte ich als mein Amtsgeheimnis. Ich könnte mich sonst doch gar zu sehr in Bezug auf mein Urteil exponieren, und für den, der sich mit Ästhetik beschäftigt, wäre das fatal. Besten Dank auch für die schönen Worte auf den Rückseiten der Bilder, und zwar jedem einzelnen Dargestellten im besonderen. Nun noch ein Wort über das aus der Symbolik des Goetheschen Rätselmärchens ins Tatsächliche umgesetzte Geschenk. Es hat während zwanzigtägigen Gebrauches seine Probe großartig bestanden. Vornehm - im Nietzscheschen Sinne - alles gleich behandelnd, wirft diese Lampe ihr Licht über «Tasso» und «Iphigenie», Ibsen und Tolstoi, über Windelbands «Geschichte der Philosophie» und über ein Buch über «Platonismus und Christentum», das ich in letzterer Zeit viel studiere.

Sehr interessant war mir in Ihrem letzten Briefe die Bemerkung über Gerhart Hauptmanns «Einsame Menschen». Dass Ihr lieber Gemahl nicht übel Lust verspürte, auf und davon zu laufen, begreife ich ganz gut. Die «Einsamen Menschen» sind von einem gewissen Punkte an so, dass nur dem sie noch gefallen können, der sich seines gesunden Menschenverstandes entledigt hat und dafür eine Sympathie für das Unwahr-Überspannte, Großmülig-Nichtige eingetauscht hat, das in der Person des Johannes «schlecht und recht» verkörpert ist. Menschen, denen das Unna-

türliche, Verlogene ein Greuel ist, die können keine Sympathie für die «Einsamen Menschen» haben.

In diesen Tagen gab hier Strakosch zwei Vortragsabende. Er erzählte mir, was ich bisher nicht wusste, dass er früher viel in Ihrer Familie verkehrt hat, dass die jetzige Frau Freytag eine Freundin Ihrer Frau Schwester war. Donnerwetter! Ist dieser Strakosch ein toller Kerl! Ein nachläufiger Romantiker mit einem Bodensatz von wahren Gefühle, verbrämt, mit endlosem Wust von Phrase, von falschem Pathos. Ich meine nicht seine Deklamationskunst, sondern sein Verhalten im Leben. Er setzt jedes Wort auf eine Stelze. Da schreiten sie dann drolligst einher - diese übermäßig großen Massen von Stelzen Worten.

Aus Richards liebem Briefe, den ich sehr bald beantworten werde, kann ich nicht entnehmen, ob Ihr lieber Gemahl und Richard selbst wieder vollständig gesund sind. Ich bitte Sie, wenn Sie wieder die Güte haben, mir zu schreiben - ich bitte recht bald darum -, nicht zu versäumen, mich darüber genau zu unterrichten.

Für heute will ich Ihnen nur noch sagen, dass mein Buch gut vorwärtsrückt, namentlich stehen Disposition und Stoffverteilung fest.

Bitte grüßen Sie mir alle Familienglieder, im besonderen Ihre Frau Mutter, Herrn Specht und die Kinder herzlichst.

Ihr dankbarer Steiner

313. J. G. COTTA SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOLGER AN
RUDOLF STEINER

Stuttgart, 25. Januar 1892

Hochgeehrter Herr!

In einer dritten Reihe unserer Bibliothek der Weltliteratur beabsichtigen wir u. a. auch Schopenhauers sämtliche Werke und Jean Pauls Werke in Auswahl zu veröffentlichen und fragen hiermit ergebenst bei Ihnen an, ob Sie bereit sein würden, für jede der beiden Ausgaben eine biographisch-literarhistorische Einleitung zu schreiben? Jede dieser Einleitungen sollte etwa einen Bogen in Petit stark sein und würde mit M. 100,- honoriert werden; der Ablieferung der Manuskripte würden wir bis zum i. Juli entgegensehen.

Wir werden uns freuen, von Ihnen eine zusagende Antwort zu erhalten, und zeichnen uns, indem wir Ihrer geschätzten Erwiderung gern entgegensehen, hochachtungsvoll als Ihre sehr ergebene

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

314. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

Weimar, 7. Februar 1892

Hochgeehrte Herren!

Besten Dank für Ihren Brief vom 25. Januar. Ich bin mit Vergnügen bereit, die literarhistorisch-biographischen Einleitungen zu Schopenhauers sämtlichen Werken sowie zu Jean Pauls Werken in Auswahl zu schreiben. Auch bin ich in der Lage, das Manuskript bis zum 1. Juli abzuliefern, wie Sie es verlangen.

Ich möchte Sie nur bitten, mir auch die Herstellung des Textes, also die Ausarbeitung des Druckmanuskriptes, gütigst überlassen zu wollen. In diesem Falle ersuche ich Sie um die Gefälligkeit, mir, wenn möglich, eine beliebige der bisherigen Schopenhauer-Ausgaben resp. Jean Paul-Ausgaben als Druckmanuskript zur Verfügung stellen zu wollen und mir den Umfang der «Auswahl» von Jean Pauls Werken anzugeben.

Ihnen noch meine Freude darüber aussprechend, durch diese Publikation mit Ihrem vielgeschätzten Verlage in Beziehung zu kommen, bin ich mit besonderer Hochachtung

Ihr ergebener Rudolf Steiner

315. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER

STUTTGART, 15. FEBRUAR 1892

Sehr geehrter Herr!

Sie werden wohl unschwer erraten, was mir heute wieder die Feder in die Hand zwingt und mich an Sie schreiben lässt. Es ist der in der Druckerei eingetretene Mangel an Manuskript zur Nationalliteratur. Sie können sich ja wohl leicht vorstellen, dass jetzt, wo das Unternehmen seinem Ende zugeht und die Zahl der der Druckerei zur Verfügung stehenden Manuskripte eine immer kleinere wird, ich möglichst rasch alles noch Ausstehende erhalten muss, um die Druckerei immer so beschäftigen zu können, dass wöchentlich 2 Lieferungen zur Ausgabe gelangen. Weniger dürfen wir jetzt unter keinen Umständen mehr geben, denn die Abonnenten fangen an, in der unheimlichsten Weise ungeduldig zu werden. Ich kann Ihnen Dutzende von Briefen und Karten vorlegen, worin die Leute den Verlag in der denkbar Vorwurf vollsten Weise über die ungeheure Verschleppung und Verzögerung des Abschlusses zur Rede stellen und sich beschweren, und jede solche Karte, jeder Brief bringt mich dem Verlag gegenüber in eine immer unangenehmere Lage.

Zwei Jahre sind es in der nächsten Zeit, dass ich auf meine wiederholten Mahnungen das erste Telegramm von Ihnen erhielt

«Manuskript folgt bestimmt Sonnabend».

Es sind seither 87 Wochen vergangen und mindestens 4 ganz gleich lautende Telegramme auf meine Mahnungen an mich gekommen, von dem letzten Bande der Naturwissenschaftlichen Schriften aber noch kein einziges Blatt Manuskript. Lassen Sie es jetzt genug sein des grausamen Spiels und setzen Sie mich, bitte, endlich in den Besitz des Schlussbandes, jedenfalls im Lauf der nächsten beiden Wochen. Es wird Ihnen dafür sehr dankbar sein Ihr

hochachtungsvollst ergebener Kürschner

316. J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOLGER AN
RUDOLF STEINER

STUTTGART, 16. FEBRUAR 1892

Hochverehrter Herr!

In Besitz Ihres gefälligen Schreibens vom 7. er. übersenden wir Ihnen in der Anlage den Verlags-Vertrag über Ihre Einleitungen zu Schopenhauers und Jean Pauls Werken und bitten um gefällige Rücksendung des einen von Ihnen vollzogenen Exemplars mit wendender Post. Da wir das Programm in den nächsten Tagen veröffentlichen wollen, dürfen wir wohl dem Empfang in den nächsten Tagen entgegensehen!

Wir können es nur mit Freude begrüßen, wenn Sie den Text für beide Ausgaben selbst herstellen wollen und lassen Ihnen demgemäß gleichzeitig Schopenhauers Werke zugehen, während wir Jean Paul in den nächsten Tagen folgen lassen werden. Doch bitten wir darauf achten zu wollen, dass Schopenhauer in zwölf - nicht mehr und nicht weniger - möglichst gleichmäßige Bände einzuteilen ist, während wir für die Jean Paul-Auswahl acht Bände à 16-18 Druckbogen bestimmten. Die von uns getroffene Auswahl setzt sich zusammen, wie umstehend folgt:

Band I. Einleitung. Vorschule der Ästhetik I.

Band II. Vorschule der Ästhetik II.

Band III. Flegeljahre I.

Band IV. Flegeljahre II.

Band V. Quintus Fixlein.

Band VI. Siebenkäs I.

Band VII. Siebenkäs II.

Band VIII. Katzenberger. Klagelied. Wunderbare Gesellschaft.

Wenn Sie also Ihren Plan s. Z. zusammengestellt haben, bitten wir, ihn uns mitteilen zu wollen, damit wir die neuen Bände auf ihren Umfang berechnen und das Ganze mit Ihnen vereinbaren können. Selbstverständlich setzen wir bei Ihrer Zusammenstel-

lung voraus, dass Sie auf die Bedürfnisfrage des größeren Publikums, wie es sich in den Subskribenten auf die Bibliothek der Weltliteratur zusammensetzt, Rücksicht nehmen und annähernd wie wir nur auf die noch wirklich gelesenen und begehrten Werke des Dichters Ihr Augenmerk lenken werden. Mit Anlagen.

Hochachtungsvoll Ihre sehr ergebene J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

317. J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOLGER AN
RUDOLF STEINER

Stuttgart, 20. Februar 1892

Hochverehrter Herr!

Hiermit ersuchen wir Sie freundlich, die Absendung des vollzogenen Verlags-Vertrags nicht von Ihren Vorschlägen in betreff der Einteilung der Schopenhauer- und des Inhalts der Jean Paul-Ausgabe abhängig zu machen, sondern sie so viel als möglich beschleunigen und die Vorschläge folgen lassen zu wollen.

Wir teilten Ihnen bereits unterm 16. er. mit, dass uns am endgültigen Abschluss des Verhältnisses besonders viel gelegen sei, da wir das Programm des Unternehmens sogleich zu veröffentlichen gedächten, und vermischen nun doppelt Ihren Vertrag, mit dem die Vorbereitungen ihren Abschluss finden.

Indem wir uns der sichern Erwartung hingeben, dass wir mit Anfang der nächsten Woche das Gewünschte erhalten werden, zeichnen wir uns als Ihre hochachtungsvoll ergebenen

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

318. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 23. FEBRUAR 1892

Hochgeehrte Herren!

Anbei sende ich Ihnen den von mir unterzeichneten Verlags-
Vertrag mit bestem Dank zurück. Zugleich danke ich Ihnen für
die übersandte Schopenhauer-Ausgabe und im Vorhinein für
die versprochene Jean Paul-Ausgabe. Die Vorschläge in betreff
der Einteilung der Schopenhauer- und des Inhalts der Jean Paul-
Ausgabe lasse ich Ihnen in den nächsten Tagen zugehen. Es ist
mir sehr erfreulich, dass Sie mit der Überlassung der Texther-
stellung durch mich einverstanden sind, und ich werde nicht
ermangeln, bei der Einteilung resp. Auswahl den Interessen des
Leserkreises der «Bibliothek» vollauf Rechnung zu tragen.

In voller Hochachtung Ihr ergebenster

Rudolf Steiner

319. AN DIE J.G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER [TELEGRAMM]

WEIMAR, 24. FEBRUAR 1892

Vertrag abgegangen. Steiner

320. AN PAULINE SPECHT

WEIMAR, 25. FEBRUAR 1892

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Ihr letzter Brief enthält nun doch bessere Nachrichten über die Gesundheitsverhältnisse Ihrer lieben Familie. Ich bin sehr erfreut darüber gewesen und hoffe, dass sich dieselben in der nun leider doch wieder langen Zeitspanne zwischen jenem Briefe und diesem meinigen nicht zum Schlechteren verändert haben. Ich habe in den letzten Tagen manches abwickeln müssen. Gestern habe ich nun auch den Vertrag an Cotta geschickt, wonach ich nun doch eine Schopenhauer-Ausgabe und eine Jean Paul-Ausgabe mache. Die erstere bis i. Juli, die letztere bis i. Oktober. Sie werden mich fragen, warum ich mir so viele Pflichten auferlege. Ich kann Ihnen aber nur sagen, dass für mich jetzt viel und mannigfaltige Arbeit ein Bedürfnis ist. Ich muss neben meinem Hauptwerke, das zu Ostern fertig werden soll, noch etwas arbeiten, das nicht nur frei produziert wird, sondern bei dem fortwährend ernstes Studium im Hintergrunde steht. Ich kann nicht bloß schreiben. Ich muss fortwährend studieren, in mich aufnehmen. Das Werk über «Goethe als Naturforscher» muss ich natürlich auch machen. Sie werden es begreifen, dass bei dem Umstände, dass man überall immer mehr anfängt, mich als den berechtigten Vertreter dieses Gebietes anzuerkennen, ich diese Sache doch nicht aus der Hand lassen darf.

Montag, den 22., hielt ich hier einen Vortrag über «Weimar im Mittelpunkt des deutschen Geisteslebens». Ich sende Ihnen die in den beiden Weimarischen Zeitungen erschienenen Berichte, aus denen Sie entnehmen können, dass es mir doch gelungen ist, in intensiver Weise auf die Zuhörer zu wirken. Mir ist wichtig, dass allseitig rückhaltlos zugestanden wird, dass ich über das vielbesprochene Thema durchaus Neues vorbrachte.

Ich bemerke nur noch, dass der Schluss in dem Berichte der «Weimarer Zeitung» richtig wiedergegeben ist. Ich sagte: «Wir wollen ohne Vorurteile der Vergangenheit, auch ohne die aus der klassischen Zeit fließenden, mit offenem Sinne und freier Stirne vorwärts in die Zukunft steuern, aber vergessen kann der Deutsche seine großen Vorbilder nie, und erbärmlich wären die Angehörigen jener Generation des deutschen Volkes, die nicht mit voller, aufrichtiger Begeisterung und innigem Anteil von sich sagen würden: Und die Sonne Goethes, siehe, sie lächelt auch uns.» Mit Rücksicht darauf, dass der Großherzog dem Vortrage beiwohnte, halte ich dies und noch manches freie Wort, das ich gesprochen habe, gerade in diesem Zusammenhange nicht für bedeutungslos.

Neben den beiden Berichten sende ich Ihnen eine kleine Tollheit «Ernste Zeichen der Zeit» gegen die Ernennung des Freiherrn zu Putlitz zum Intendanten des Stuttgarter Hoftheaters. Eben habe ich eine Erwiderung auf die Entgegnung weggeschickt, die ein Stuttgarter Theaterzensent auf meinen Angriff gemacht hat. Auch eine Rezension über Hermann Bahrs «Russische Reise» lege ich bei.

Morgen schreibe ich ganz bestimmt auch an Richard.

Bitte mich Ihrer Frau Mutter, Ihrem lieben Gemahl, Frau Schwester bestens zu empfehlen und überhaupt alle Glieder der Familie aufs herzlichste von mir zu grüßen.

In immerwährender Hochschätzung

und Dankbarkeit

Ihr Steiner

321. AN ROSA MAYREDER

WEIMAR, 17. MÄRZ 1892

Geschätzteste gnädige Frau!

Unwohlsein verhinderte mich, Ihnen bis jetzt zu schreiben. Auch heute bringe ich nicht mehr als diese flüchtige Karte zusammen. Doch will ich Sie nicht mehr länger warten lassen. In einigen Tagen schreibe ich Ihnen ausführlich. Für heute nur noch dies: Ich bin trostlos über die ewigen Vertröstungen von Stuttgart in Bezug auf Ihre Schriften. Ich habe aber jetzt neue Aussichten. Deswegen habe ich in Stuttgart ein Ultimatum gestellt. Vier Wochen noch habe ich als letzten Termin in einem Briefe gestellt, den ich gestern geschrieben habe. Ich habe nun aber in Berlin einen Verleger, der sich bereit erklärt hat, alles, was ich schreiben werde und was bis jetzt nicht placiert ist, zu verlegen. Diesem gebe ich - wenn in Stuttgart in vier Wochen die Sache nicht vom Stapel geht - auch Ihre Schriften. Der Verleger ist ein sehr gebildeter und literarisch interessierter Mann, der sich um seine Verlagsartikel sehr kümmert.

Beste Grüße Ihrem Manne Ihr Steiner

322. AN PAULINE SPECHT

WEIMAR, 20. MÄRZ 1892

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Sehr lieb wäre es mir gewesen, wenn die beiliegende kleine Schrift Sie vollständig und fertig zu Ihrem Geburtstage begrüßt hätte. Da ich aber doch möchte, dass sie gerade an diesem Tage bei Ihnen anlangt, so übersende ich Ihnen die Aushängebogen ohne das Vorwort, das erst in den nächsten Tagen die Druckerei verlassen wird. Was auf Seite 1 bis 46 steht, war im wesentlichen die Arbeit, auf deren Grund meine Promotion erfolgt ist. Diese Ihnen übersandte Schrift wird den Titel führen: «Wahrheit und Wissenschaft. Vorspiel einer Philosophie der Freiheit.» Dass das auf Seite 47 und 48 Befindliche nicht in meiner Doktorarbeit war, können Sie sich aus dem Inhalte wohl denken. Ich bitte Sie und Ihren lieben Gemahl, die Arbeit auch in ihrer noch unvollendeten Gestalt freundlich aufzunehmen; in wenigen Tagen wird sie sich ja auch in ihrem zierlichen Kleide einstellen. Ihr gebe ich mit auf den Weg die herzlichsten Grüße und freundschaftlichsten Wünsche zu Ihrem Geburtstage, den ich hier, im Geiste mit Ihrer lieben Familie vereint, mitfeiern werde. Der Mangel unmittelbarer Gegenwart soll die volle Anteilnahme mit Ihrem und der Ihren Geschick nicht mindern, von der ich Sie bis vor zwei Jahren an diesem Tage persönlich versichern durfte.

Wie mir Ihr letzter lieber Brief, für den ich Ihnen herzlichst danke, sagt, blieb auch dieser Winter nicht ohne gesundheitliche Störungen der Kinder. Wie geht es Richard? Ich hoffe, von ihm auch selbst über seine Gesundheit zu hören. Was macht des guten Ernstls Gesundheit? Ist er 'wieder hergestellt?

Sehr freute ich mich zu lesen, dass Dr. Schiff in Ihrem Hause eine überflüssige Person geworden ist. Es war auch Zeit. Hoffentlich überschreitet solcher Salbenschmierer nicht sobald

wieder Ihre Schwelle, d. h. natürlich nur mit den Salben. Sonst habe ich ja nicht das geringste gegen Dr. Schiff, natürlich.

Sie schreiben von dem «Mysterium» Rudolf Lothars und fragen mich um meine Meinung darüber. Ich bekomme das Buch erst in einigen Tagen und werde dann nicht verfehlen, Ihnen meine Ansicht darüber zu berichten. Aus früheren Schriften kenne ich den Verfasser - der in Wien lebt und dort auch vor kurzem einen Vortrag über das Tarockspiel gehalten hat - als einen hochbegabten Mann. Ich halte seine Weltansicht, wie sie sich zum Beispiel in seinem «Verschleierten König» ausspricht, was das Negative betrifft, für durchaus richtig; was er an Stelle dessen setzen will, das er negiert, kann ich freilich weniger billigen. Wer dem Menschen so viele Ideale raubt wie Lothar mit den Worten:

«Vom Himmel sagst Du, kommt Dir Recht und Macht -(gemeint ist der König). Wir sagen Dir, der Himmel, der ist leer! . . . Da rast das Volk: Sein Glaube war Betrug», der durfte doch nicht bloß mit den Worten schließen: «Dem Volke bin ich so wie Du entsprossen, und in der Wahrheit Dienst sind wir Genossen.»

Ich werde mich freuen, wenn der «Wert des Lebens» mich einen Fortschritt auch im Positiven bei Spitzer - dies ist der Name Lothars - erkennen lässt. Die Zeit fordert mit sehnsüchtig ausgestreckten Armen nach einer Weltanschauung. Wer den Blick zu deuten weiß, jenen altersmüden und doch zukunftsbegehrigen Blick des Zeitgeistes, der muss vor allen Dingen nach positivem Gehalt für Kopf und Herz suchen. Haben wir diesen, dann können wir gut zurückblicken auf jene Vorzeit, die jetzt Gegenwart ist.

Sie fragen mich, warum ich mir so viele Pläne vorgesetzt habe? Im Grunde weiß ich das nicht, sondern nur so viel, dass mich jeder einzelne interessiert, und dass ich jeden einzelnen, so bald als möglich, ausgeführt wissen mochte. Wenn man von allem, was man lieb hat, nur die Arbeit in unmittelbarer Gegenwart hat, dann kann dieser nichts zuviel sein. Auch brauche ich ge-

gen die Archivarbeit ein mächtiges Gegengewicht, wenn ich mich aufrecht erhalten will. Da ich an einer Goethe-Ausgabe mitarbeite, mit deren Grundsätzen ich durchaus nicht einverstanden bin, so muss ich eine andere Ausgabe machen, um zu zeigen, wie eine Ausgabe nach meinen Begriffen sein soll. Nur dadurch liefere ich den Beweis, dass auch in der Goethe-Ausgabe das, was ich mache, nicht durch mich, sondern durch die unsinnigen Grundsätze der Redaktoren verdorben erscheint. Das ist ja doch die beste Polemik. Sie vernichtet nicht, sondern schafft.

Sie haben mir, geschätzteste gnädige Frau, in Ihrem letzten Briefe meine Schreibfaulheit vorgeworfen. Ich verdiene diesen Vorwurf reichlich. Ich sehe an mir jetzt, wie wenig die Menschennatur geneigt ist, selbst ihre unseligsten Gewohnheiten abzulegen. Ich bitte Sie nur, mein NichtSchreiben nicht von einem Erkalten meiner Freundschaft herzuleiten, die die alte geblieben ist und die niemals anders werden wird. Wenn ich die Blätter überschaue, die ich Ihnen gedruckt übersende, da muss ich ja gedenken, dass mancher Gedanke in der schönen Zeit entstand, die ich im Kreise Ihrer Familie verbringen durfte; da muss ich mich erinnern, wie unsagbar viel ich der wohlwollenden Gesinnung verdanke, die mich da umgab. Und wer weiß, dass solche wohlwollende Gesinnung gerade der Boden ist, auf dem Naturen am liebsten stehen, in deren Kopf das scheinbar Unpersönlichste, der Gedanke, nach Ausdruck ringt, der weiß, was mir Ihr Haus bedeutet. Nichts aber hat zu bedeuten meine Lässigkeit im Briefschreiben, unter der ich selbst so sehr leide.

Ganz außerordentliche Freude hatte ich über Ihr Telegramm zu meinem Geburtstage. Ich danke Ihnen herzlichst, dass Sie meiner gedacht haben.

Bitte schönstens: Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter, grüßen Sie Ihren lieben Herrn Gemahl, die Kinder, Ihre Frau Schwester, deren Mann und meinen lieben Hans aufs herzlichste und erfreuen Sie mich baldigst wieder mit einem Schreiben.

In immer gleicher Hochschätzung und Dankbarkeit

Ihr Steiner

Gefreut hat mich die Nachricht, dass Ignaz Brülls Oper in München zur Aufführung gelangen wird.

323. AN EDUARD VON HARTMANN

WEIMAR, 20. MÄRZ 1892

Hochgeschätzter Herr Doktor!

Verzeihen Sie, wenn ich mir erlaube, mich mit folgender Bitte an Sie zu wenden. In einigen Tagen wird von mir eine kleine Schrift erscheinen unter dem Titel «Wahrheit und Wissenschaft», welche die Aufgabe haben soll, die Frage zu beantworten: Inwiefern sind die durch die einzelnen Wissenschaften erlangten Resultate Wahrheiten und wie verhalten sich dieselben zur Wirklichkeit? Das Heft wird somit mit der ersten erkenntnistheoretischen Hauptfrage sich beschäftigen. Ich möchte Sie nun, hochverehrter Herr Doktor, um die Erlaubnis bitten, Ihnen das Buch widmen zu dürfen. Die tiefe Verehrung, die ich für Ihre Philosophie immer hatte, von der ersten Bekanntschaft mit derselben an, und die heute noch immer die gleiche ist, und die Dankbarkeit, die ich Ihnen gegenüber fühle, da sich viele meiner Ideen an dem Studium Ihrer Schriften entwickelten, drängen mich zu dieser Bitte, deren Erfüllung mir herzliche Freude machen würde.

Zwar ist das erkenntnistheoretische Gebiet dasjenige, in dem ich durch eine monistische Begründung von Ihrer dualistischen abweiche; aber der Leser wird selbst da, wo ich von dieser Abweichung spreche, ersehen, wie ich Ihre erkenntnistheoretischen Anschauungen durchaus als diejenigen betrachte, mit denen ich mich am liebsten beschäftige. Ich gestatte mir zugleich mit diesem Briefe, Ihnen die ersten Korrekturbogen des Heftchens zu übersenden.

Auch der Anfang eines Aufsatzes «Die Philosophie in der Gegenwart» geht Ihnen zu. Die Fortsetzung desselben ist noch nicht erschienen.

Dass Sie von meinem ersten Weimarischen Goethebande Kenntnis genommen haben, freut mich sehr. Der zweite, der

sehr bald erscheinen wird, soll Ihnen dann sogleich zugehen. Ebenso die Fortsetzung meiner Goetheausgabe in der «National-Literatur», in der Sie bemerken werden, dass Ihre mir brieflich mitgeteilten Ideen über meine Einleitung zur Goetheschen Farbenlehre bei mir fruchtbar geworden sind.

In der Hoffnung auf Erfüllung meiner Bitte bin ich Ihrer Antwort gewärtig in immer gleicher Hochschätzung

Ihr ergebenster Rudolf Steiner

324. EDUARD VON HARTMANN AN RUDOLF STEINER

[POSTKARTE]

BERLIN-LICHTERFELDE, 22. MÄRZ 1892

Ihre freundliche Absicht, mir Ihre neue Schrift widmen zu wollen, nehme ich mit bestem Dank an. Ich möchte beiläufig bemerken, dass für den von allen Denkkzutaten gereinigten Empfindungskomplex wohl noch das Wort Bild, aber nicht mehr das Wort Weltbild passend scheint, weil dieses Bild weder selbst eine Welt heißen, noch auch Bild einer Welt sein kann. Ich möchte bezweifeln, dass wir die von Ihnen gestellte Forderung einigermaßen annähernd auch nur überhaupt vollziehen können.

Mit freundlichem Gruß Ihr ergebenster

E. v. Hartmann

325. AN ROSA MAYREDER

WEIMAR, 1. APRIL 1892

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Anbei sende ich Ihnen die Vorrede zu meiner in den nächsten Tagen erscheinenden Schrift «Wahrheit und Wissenschaft». Schreiben Sie es einem tiefen Bedürfnisse meiner Seele zu, wenn ich am Schlüsse derselben auch der freundlichen Art gedanke, mit der Sie stets meine Ideen aufgenommen haben. Bitte: Sehen Sie sich die Stelle an und schreiben Sie mir, ob Sie etwa eine andere Formulierung gewünscht hätten. Dann bitte, senden Sie mir das Blatt baldigst zurück, da es in die Druckerei muss.

Verzeihen Sie auch für heute, wenn ich nur diese flüchtigen Zeilen senden kann.

In freundschaftlicher Hochschätzung

Ihr Steiner

326. AUS EINEM BRIEF AN MORIZ ZITTER

WEIMAR, [18. APRIL] 1892

Mein geliebter Herzensbruder!

Wieder einmal habe ich Dich länger, als nur irgend zu billigen, auf diesen Brief warten lassen. Nun soll aber diese Wartezeit nicht mehr länger dauern, und ich will, obwohl mir noch immer das Schreiben ein schwieriges Geschäft ist, Dir diese Zeilen senden, die Dir vor allen andern Dingen sagen sollen, dass Dein letzter Brief eine unbeschreiblich große Wohltat für mich war. Aus verschiedenen Gründen. Erstens, weil es mir gerade jetzt von Wichtigkeit war, diese Worte aus Deiner edlen Freundschaft zu hören, jetzt, wo in einer Zeit der offenbaren Überreiztheit - deute mir das Wort nicht falsch - solche Worte aus einem Herzen, an dem ich nie gezweifelt habe und nie zweifeln werde - Dein Schreiben eine Notwendigkeit war, die ich bei meiner eigenen Schreibunlust nur schwach als Wirklichkeit erhoffen konnte. Zweitens, weil ich daraus wieder ersehen habe, wie viel neuen Mut und neue Kraft Du aus der nun eingeleiteten Freundschaft mit Frau Rosa Mayreder schöpfst. . .

327. AN PAULINE UND LADISLAUS SPECHT

WEIMAR, 19. MAI 1892

Hochgeschätzte gnädige Frau und verehrtester Herr Specht!

Anbei meine Schrift «Wahrheit und Wissenschaft». Ich habe lange das Bedürfnis gehabt, die innigen Bande, die mich an Ihr Haus schließen, und die Gefühle des Dankes, die ich für Sie habe und immer haben werde, öffentlich darzulegen. In diesem Sinne bitte ich Sie, die herzlich gemeinten, Ihnen gewidmeten Worte am Schlüsse der Vorrede aufzufassen.

Von Woche zu Woche hoffte ich, Ihnen das Schriftchen - das übrigens eben fertig geworden ist - in mehr oder weniger fertigem Zustande persönlich überreichen zu können. Jetzt aber, da dasselbe in die Welt hinauszieht, halte ich es nicht mehr zurück, trotzdem ich hoffe, in der allernächsten Zeit nach Wien zu kommen. Leider wird meine Anwesenheit nicht zusammenfallen mit dem Gastspiel von Eleonora Düse, die ich gar zu gerne gesehen hätte. Ich fürchte fast, dass mir das überhaupt nicht mehr beschieden ist, da sich die Düse, wie ich in der «Genossenschafts-Zeitung» lese, von der Bühne zurückziehen will.

Neues habe ich in Bezug auf die seit meinem letzten Briefe verflossene Zeit eigentlich gar nichts zu sagen. Ich arbeite in mir an der Fortbildung der begonnenen Sachen und werde Ihnen davon in Wien manches zu erzählen haben.

Richard überraschte mich in diesen Tagen mit seinem «Sünden-
traum». Ich habe mich sehr gefreut darüber. Über das Meritori-
sche, die Richtung und die Grundidee schreibe ich an Richard
selbst. Einstweilen sage ich ihm meinen besten Dank. Wenn er
so rüstig am Werke ist, muss er doch wohl auch gesundheitlich
dermalen besser beisammen sein.

Die wenige Zeit, die ich gerade jetzt habe, gestattet mir kaum,
die Berichte über die Theater-Ausstellung ordentlich zu lesen.
Ich lechze nach einer Zeit, in der ich wieder etwas aufatmen

kann. Es muss doch manches Interessante jetzt in Wien zu sehen sein. Auch Wähle, der auf einige Tage - zur Zeit der Eröffnung der Ausstellung - in Wien war, wusste vieles Schöne zu berichten.

Ich möchte, dass meine Schrift noch Samstag bei Ihnen eintrifft, daher schließe ich hier und setze den Brief fort, im Anschluss an einen Artikel über Nietzsche, den ich Ihnen morgen übersenden will.

Hoffentlich treffen Sie meine Zeilen in voller Gesundheit.

Allen sich bestens empfehlend

Ihr Steiner

328. AN MAX CHRISTLIEB

[WEIMAR, 11. JUNI] 1892

Verehrter Freund!

Schade, dass wir uns heute nicht treffen können. Wenn es geht, bitte ich Sie, heute im Laufe des Tages wenigstens Ihre Karte bei Professor Suphan abzugeben, wenn Sie ihn nicht treffen sollten. Morgen sehen wir uns dann im Archiv. Der Einladung von Frau Geheimrat Scholl, für die ich bestens danke, werde ich mit Freude folgen.

Dr. Rudolf Steiner

329. AN DIE J.G. COTTA SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 29. JUNI 1892

Hochgeehrte Herren!

Ein Unwohlsein während der zweiten Hälfte des Juni zwingt mich, Sie zu bitten, mir die Frist bis zur Ablieferung meines Schopenhauer-Manuskriptes um acht bis zehn Tage zu verlängern. Ich sende Ihnen bis spätestens 10. Juli die Vorrede und die Druckvorlage für den ganzen Text. Sollte aber die Sache Eile haben, so bitte ich um gütige Verständigung, worauf ich so gleich vorläufig den Text für den ersten Band einsenden werde und das übrige am 10. Juli folgen lassen werde. Ich bitte viele Male um Entschuldigung wegen dieser Verzögerung, die ich durchaus nicht voraussehen konnte. Ich werde mich bemühen, die Sache so schnell als möglich fertigzustellen, denn ich weiß sehr wohl, dass im Drucke periodisch erscheinender Schriften keine Verzögerung eintreten darf.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Dr. Rudolf Steiner

330. JOSEPH KÜRSCHNER AN RUDOLF STEINER [TELE-
GRAMM]

STUTTGART, 16. JULI 1892

Erhalte ich Goethe-Band bestimmt bis Montag. Längeres War-
ten nicht möglich.

Kürschner

331. AN JOSEPH KÜRSCHNER [TELEGRAMM]

WEIMAR, 19. JULI 1892

Manuskript geht nun heute als Eilsendung ab.

Steiner

332. AN JOSEPH KÜRSCHNER [TELEGRAMM]

WEIMAR, 20. JULI 1892

Eilsendung abgegangen.

Steiner

333. AN EDUARD VON HARTMANN

WEIMAR, 22. JULI 1892

Hochgeschätzter Herr Doktor!

Vor allen anderen Dingen meinen herzlichsten Dank für Ihre Bereitwilligkeit, die Widmung meiner Schrift «Wahrheit und Wissenschaft» anzunehmen. Ich freue mich ganz außerordentlich darüber, dass das Werkchen auf seiner zweiten Seite mit Ihrem Namen geschmückt ist.

Leider war es mir nicht mehr möglich, den Ausdruck «Weltbild», der Ihnen nicht passend erschien, zu ändern. Der Bogen, auf dem der Ausdruck zuerst vorkommt, war bereits gedruckt, als ich Ihre Postkarte mit jenem Einwände erhielt. Ich habe den Ausdruck aus dem Grunde gebraucht, weil ich der Ansicht war, dass durch das Wort «Bild» genugsam angedeutet wird, dass der von mir gemeinte Inhalt wesentliche Teile des allgemeinen Weltinhaltes nicht mit einschließt, und dass ferner durch das Beiwort «gegebenes» die Sache vollends klar wird. Ich glaubte sowohl den Inhalt der Erfahrung vor wie nach der denkenden Bearbeitung derselben als «Weltbild» bezeichnen zu dürfen; vor der denkenden Bearbeitung der Erfahrung als gegebenes, nach derselben als begriffenes, das mir mit der Wirklichkeit identisch ist.

Es würde mir zur besonderen Befriedigung gereichen, wenn Sie fänden, dass ich die Art, wie ich das Erkenntnisproblem schon in meiner «Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung» [dargestellt, in dieser Schrift etwas vertieft habe. Von welcher Seite ich die Sache auch ansehe: immer mehr befestigt sich in mir der Glaube an meinen erkenntnistheoretischen objektiven Idealismus und immer mehr glaube ich einzusehen, dass dieser erkenntnistheoretische Standpunkt in widerspruchsloser Weise zu Ihrer Art, die gegebene Wirklichkeit anzusehen, führt. Jeder Schritt, den ich in erkenntnistheoretischer Bezie-

hung weiter mache, zeigt mir deutlicher, wie durchaus berechtigt Ihre Naturphilosophie, dann Ihre Betrachtung der ethischen, religiösen, und überhaupt der Kulturentwicklung ist. Ich habe Ihnen öfters geschrieben, wie ich in dieser Beziehung durchaus Ihr Anhänger bin und wie gerade meine erkenntnistheoretische Grundüberzeugung mich dazu gemacht hat. Wie ich mich mit Ihrer Erkenntnistheorie abfinde, das glaube ich in «Wahrheit und Wissenschaft» ziemlich genau angegeben zu haben. Sie werden aus meinen Ausführungen ersehen, dass ich mir alle Fragen, die auf dem Wege meiner Ideenentwicklung lagen, sorgfältig vorgelegt habe.

In den nächsten Tagen werde ich mir auch erlauben, Ihnen, hochgeschätzter Herr Doktor, den zweiten Band der von mir besorgten Ausgabe der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes (innerhalb der Weimarischen Goethe-Ausgabe) vorzulegen. Der zweite Band der Farbenlehre in Kürschners «Deutscher National-Literatur», zu dessen Einleitung mir Ihre zum ersten Bande gemachten Winke große Dienste geleistet haben, soll bald nachfolgen.

In der Hoffnung, dass Sie meine Sendung mit demselben gütigen Wohlwollen aufnehmen, das Sie mir bisher zuteilwerden ließen, bin ich

mit aufrichtiger Hochschätzung Ihr dankbarer

Rudolf Steiner

334. AN ROSA MAYREDER

WEIMAR, 11. AUGUST 1892

Geschätzteste gnädige Frau!

Ganz außerordentlich freue ich mich über die Nachricht von Ihrem Hierherkommen. Ich bitte Sie nur, mir genau die Zeit Ihrer Ankunft noch mitzuteilen. Mittwoch ist nicht der 18., sondern der 17. Auch um die Stunde Ihres Kommens bitte ich, wenn es Ihnen irgend möglich ist, diese vorherzubestimmen.

Es ist doch zu schön, dass wir uns nun in Weimar treffen werden. Haben Sie irgendeinen Wunsch bezüglich einer «Besorgung» vor Ihrer Ankunft, dann, bitte, schreiben Sie ihn mir. Ich kann den Tag kaum erwarten.

Herzliche Freude hatte ich über Ihre letzten Briefe. Ich sehe, dass Sie immer mehr die Überzeugung gewinnen, dass der Grundton meiner Anschauungsweise ein durchaus moderner ist. Das erfüllt mich mit hoher Befriedigung, denn ich weiß, dass Sie zu jenen Menschen gehören, die zu befriedigen meine allernächste Absicht und mein tiefstes geistiges Bedürfnis ist. Ich war auch als Goetheaner modern, aber es war eine Modernität, die noch rang, sich losarbeitete von der Vergangenheit, die nun einmal, trotz ihrer Schönheit, eine abgelebte ist. Wir haben dieser Vergangenheit gegenüber die Aufgabe der Erkenntnis, unserer Gegenwart gegenüber jene des Lebens, jene wollen wir reproduzieren, diese produzieren.

Doch über dies und manches andere sprechen wir bei Ihrer Anwesenheit. Bis dahin behalte ich mir auch die Mitteilung über den Druck Ihrer Schriften resp. deren nächste Aussichten vor. Verzweifeln Sie mir nur wegen der Länge der Wartezeit nicht, Sie haben unglaublich viele Genossen.

Herzlichsten Gruß an Ihren lieben Gemahl, den wiederzusehen ich mich ebenfalls freue, ebenso wie an Sie selbst, gegenüber der ich in fortdauernd

treufreundschaftlicher Gesinnung bin

Ihr Steiner

Weimar, Prellerstraße 2, Parterre bei Frau Eunike.

335. AN DIE ELTERN UND GESCHWISTER

WEIMAR, 1. SEPTEMBER 1892

Meine geliebten Eltern und Geschwister!

Von Tag zu Tag dachte ich abfahren zu können und Euch wieder zu sehen; allein ich bin immer mitten in der Arbeit und eine Unterbrechung war bisher nicht möglich. Nun würde es aber doch in ungefähr einer Woche der Fall sein. Ob aber die gesundheitlichen Verhältnisse dann freilich solche sind in Deutschland, dass man mit einigem Behagen reisen kann, das kann heute niemand sagen. Wenn ich mich einer mehrtägigen Quarantaine an der Grenze unterziehen müsste, dann würde der Urlaub jetzt in einer solchen Weise unnütz verteuert und abgekürzt, dass es nicht mehr anginge, überhaupt zu fahren, zumal ich am 1. Oktober wegen der goldenen Hochzeit des Großherzogs wieder in Weimar sein muss. Kann ich reisen, so reise ich so bald als möglich, denn ich möchte meine Anstellung in Wien persönlich betreiben. Ihr schreibt mir, dass Ihr Euch sorgtet, ich sei in Weimar nicht zufrieden. Ich sage das gar nicht. Aber ich möchte in Eurer Nähe sein. Ich möchte es so bald als möglich. Dass ich von hier nicht fortgehe, bis ich eine sichere Stellung habe, ist selbstverständlich. Aber ich fühle immer mehr, wie sehr ich mich sehne, wieder in Eurer Nähe zu sein. Das ist es, was ich mit meiner Sehnsucht nach Österreich sagen wollte. Also keine Sorge: ich werde hier aushalten, bis ich in Wien etwas habe. Aber ich werde auch mit allen Kräften danach streben, dass es nun bald einmal werde.

Wegen der Cholera Sorge ich mich gar nicht. Ich glaube nicht, dass Weimar ernstlich davon betroffen werden kann. Weimar ist nach den Ausweisen der letzten Jahre die gesündeste Stadt in Deutschland. Wenn auch einige Fälle hier vorkommen - bis jetzt ist nicht einmal ein leichter Fall vorgekommen, nicht einmal Brechruhr -, so kann doch niemand befallen werden, der vernünftig lebt.

In Hamburg wütet die Krankheit allerdings in der schrecklichsten Art. Täglich sterben 200-300 Personen. In Berlin sind bis jetzt wenige Fälle von Cholera asiatica vorgekommen. Und nur diese ist ansteckend. Die Cholera nostras ist zwar ebenso gefährlich wie die andere, aber sie ist nicht ansteckend. In den Zeitungen aus Österreich finde ich bis jetzt nur Fälle in Lemberg. Hoffentlich geht die Seuche aus Galizien nicht heraus.

Hoffentlich geht es Euch gut. Unter der Hitze im August hat man hier ungeheuer gelitten. Jetzt hat es sich abgekühlt, und es lässt sich wieder leben. Das ist auch ein Vorschub gegen die türkische Krankheit.

In der Hoffnung, Euch bald zu sehen und noch bald einige Zeilen von Euch zu erhalten

mit tausend Grüßen und Küssen Euer

Rudolf

336. AN DIE ELTERN UND GESCHWISTER

WEIMAR, 10. SEPTEMBER 1892

Meine geliebten Eltern und Geschwister!

Hoffentlich habt Ihr meinen ersten Brief bekommen. Ich weiß auch heute leider noch nichts über meine Abreise zu sagen. Denn ich bin hier noch immer mit allen möglichen Sachen angestrengt. Trotzdem der Monat September eigentlich Ferienmonat sein soll, muss ich den Direktor Suphan, der selbst nicht da ist, fortwährend vertreten, was bei den vielen Fremdenbesuchen, die jetzt Weimar durchschwärmen, nicht leicht ist. Ich bringe manchmal den ganzen Tag auf den Füßen zu und komme todmüde nach Hause.

Ich sehne mich wirklich nach Euch und hoffe, es nun auch bald durchzusetzen, eine entsprechende Stellung in Eurer Nähe zu bekommen. Ich kann Euch nur versichern, dass ich tief durchdrungen bin von den Pflichten, die ich Euch gegenüber zu erfüllen habe, und dass ich mit allen Kräften danach streben werde, sie zu erfüllen. Dass ich hier nicht so kann, wie ich will, dass mir meine Lage Pflichten auferlegt, die ich bei den Anforderungen, [die sie] in gesellschaftlicher Beziehung an mich stellt, nur mit großer Anstrengung erfüllen kann, das dürft Ihr mir glauben. Man verlangt hier viel und gibt wenig.

Bei dem Umstände, dass die Cholera in Hamburg noch immer arg ist und das übrige Deutschland so gut wie verschont ist, kann nur von den allerbesten Gesundheitsverhältnissen in Deutschland gesprochen werden.

Ich selbst bin wohl und hoffe auch, dass bei Euch dasselbe der Fall ist, obwohl mir das lange Ausbleiben von Nachrichten fast Sorge macht. Hoffentlich sind dieselben unbegründet und diese Zeilen treffen Euch alle gesund und frisch, was herzlichst wünscht

Euer Rudolf

337. AN PAULINE SPECHT

WEIMAR, 11. SEPTEMBER 1892

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Leider war ich in diesen Tagen so unwohl, dass an eine Abreise nicht zu denken war. Wenn ich mir nun vergegenwärtige, dass das erste Drittel des September bereits herum ist und ich jetzt, wo ich wieder ein bisschen frisch bin, noch drei bis vier Korrekturbogen fix und fertig stellen muss, bevor ich reise - man nennt das Ferien! -, dann kommt es mir fast vor, dass sich auch diesmal die bösen Mächte gegen mich verschworen haben. Ich hätte so gern Unterach gesehen. Ob's nun noch möglich sein wird? Wohl kaum. Ich ärgere mich ganz entsetzlich darüber. Darum erzähle ich Ihnen alle Details, die meine Zögerung mitbedingen, lieber in Wien. Wenn die Sachen überwunden sind, dann sagen sie sich leichter, als solange man noch mitten drinnen steckt.

Ich weiß nur, dass ich in diesem Monate wegreisen kann. Wann, das lässt sich augenblicklich nicht absehen. Hoffentlich verschlechtern sich die Gesundheitsverhältnisse Deutschlands in den nächsten Tagen nicht derart, dass der Übergang nach Österreich noch unbehaglicher wird, als er schon ist. Im Grunde haben sich die Seuchenverhältnisse -wenigstens bis jetzt - in den denkbar günstigsten Verhältnissen gestaltet. Bei dem rapiden Umsichgreifen der Krankheit in Hamburg konnte man im übrigen Deutschland auf alles gefasst sein.

Im vorigen Monate haben mich Mayreders hier besucht. Auch sonst ist Weimar momentan von literarischen und nichtliterarischen Persönlichkeiten viel besucht, was durchaus nicht dazu beiträgt, mich zur Ruhe kommen zu lassen und mir die Zeit zu gewinnen, um meine Abreise zu beschleunigen.

Ich sehne mich doch so sehr, Sie alle wiederzusehen. Nehmen Sie die Seltenheit meiner Briefe nicht übel. Sie kennen diese bis ans Krankhafte gehende «Schreibunlust» von Wien aus! Dass ich

mir in der letzten Zeit auch noch die rechte Hand verletzt habe und am Schreiben auch physisch verhindert war, trug auch nicht gerade bei, meine «Schreibfaulheit» in ihr Gegenteil zu verwandeln.

Was machen doch alle lieben Familienglieder? Ich hoffe, noch frische, erholte Menschen in Wien zu treffen. Ich kann es kaum erwarten.

Richard wird mir wohl recht böse sein! Diesmal soll es aber wahr sein: auf alle Fälle schreibe ich ihm noch heute. Er wird wohl auch noch in Unterach sein.

Der kalte Spätsommer, der auf die gehirndurchweichende Sonnenglut folgte, wird kaum beigetragen haben, Ihnen die Unteracher Badezeit ganz angenehm zu machen. Hier haben die Augusttage förmliche Menschenbraten zu machen beabsichtigt, und ich glaube, man merkt es allen unseren diesjährigen Sommerarbeiten an, dass sie mit einem geschmorten Gehirn gemacht sind.

Mit herzlichsten Grüßen an Ihre Frau Mutter, Frau Schwester, an Ihren lieben Mann, Hansl und alle andern bin ich in immer gleicher

Hochachtung und Dankbarkeit

Ihr Steiner

338. AN DIE ELTERN UND GESCHWISTER

WEIMAR, 28. OKTOBER 1892

Meine lieben, lieben Eltern und Geschwister!

Statt dieses Briefes sollte von Tag zu Tag ich selbst kommen. Und deshalb trifft er so spät erst ein. Hoffentlich erscheine ich nun doch auch bald wieder bei Euch. Erst eine dringende Arbeit, dann die Festtage zur goldenen Hochzeit hielten mich fest. Im Laufe des November aber glaube ich ganz bestimmt zu kommen. Hier ist nun alles wieder in Ordnung; die greuliche Cholerafahrt ist vorüber; die goldene Hochzeit mit ihren Vorbereitungen und Nachwehen ist auch vorbei. Uns hat das nicht wenig Arbeit gemacht. Das Goethe- und Schiller-Archiv ist für gewöhnlich im großherzoglichen Schlosse. In die Zimmer, in denen es sich befindet, wurden während des Festes die jungen Prinzen Reuß einquartiert. Da musste das ganze Archiv mit seinen Handschriftenschätzen ausgeräumt werden, und nun ist es wieder an dem Einpacken, um in das Schloss zurückzukommen. Wenn das geschehen ist, hoffe ich abreisen zu können. Bitte verzeiht mir in Anbetracht von alle dem, dass ich so lange wieder nicht geschrieben habe. Ich habe seit Mitte September überhaupt keinen Brief geschrieben. Ich hatte mir auch die rechte Hand verstaucht und konnte längere Zeit nicht selbst schreiben. Jetzt ist alles wieder ganz gut. Der Großherzog hat mir als Anerkennung für den Aufsatz, den ich zur goldenen Hochzeit habe drucken lassen, eine goldene Medaille geschickt. Ich werde sie mitbringen, wenn ich komme. Hoffentlich geht es Euch gut. Glaubt mir: ich kann die Zeit nicht erwarten, wann ich in Österreich und in Eurer Nähe ankomme. Der Tag, der mir da einen Posten bringt, wird auch der glücklichste meines Lebens sein. Ich werde, wenn ich jetzt nach Wien komme, alles tun, um das so bald als möglich zu erreichen. Ihr dürft durchaus nicht glauben, dass es mir hier nicht gefällt. Aber ich muss wieder in Eure Nähe kommen. Das ist meine Pflicht, und das will

ich. Dass es bis jetzt nicht gegangen ist, das ist nicht meine Schuld. Ich konnte nicht mehr tun.

Bitte schreibet mir recht bald, seid nicht böse auf mich und seid tausendmal herzlichst begrüßt und geküsst

von Eurem Rudolf

339. AN EINEN REDAKTEUR

WEIMAR, 21. NOVEMBER 1892

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Beifolgende Schrift erlaube ich mir, einer verehrlichen Redaktion mit der Bitte zu übersenden, dieselbe in Ihrem geschätzten Blatte einer Besprechung zu unterziehen. Ich glaube darinnen eine für unsere Zeit sehr wichtige Frage im Sinne des modernen Bewusstseins beleuchtet zu haben und damit die Grundlage für eine unseren Gegenwartsbedürfnissen entsprechende Welt- und Lebensanschauung geliefert zu haben.

In vorzüglicher Hochachtung

Dr. Rudolf Steiner

340. AN PAULINE SPECHT

WEIMAR, 3. DEZEMBER 1892

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Sie schließen Ihren letzten lieben Brief, für den ich Ihnen aus vollem Herzen danke, mit einem bedenklichen Wenn, das sich auf mein Wieder-Schreiben bezieht. Ich muss diesem Wenn um so eher entsprechen, als die konditionale Bedeutung dieses Wortes in Österreich dem damit ausgesprochenen Vorwurf eine Schattierung um einen Grad tiefer gibt.

Was meine Reise nach Wien betrifft, so will ich hoffen, dass Sie diesmal doch zu pessimistisch sehen, denn ich glaube, Sie recht bald begrüßen zu können. Zunächst habe ich freilich noch keine kleine Ärgerlichkeit abzuwickeln. Sie schreiben, dass Sie meinen Artikel in der «Zukunft» gelesen haben. Sie sagen auch, dass Sie meine Weltanschauung darinnen wiedererkennen. Was sagen Sie nun aber, wenn ich Ihnen erzähle, was dieser Artikel alles erregt hat. Die Erwiderung in der «Zukunft» selber von Paul Barth ist ja wohl das Harmloseste. Harden hat eine Sturmflut von frankierter Entrüstung ins Haus bekommen. Eine brieflustige Ethikerin klagt mich selbst unmoralischer Gesinnung an. Den ärgsten Trumpf aber spielt Professor Ferdinand Tönnies in Kiel aus, der eine besondere Broschüre gegen mich soeben hat erscheinen lassen. Auf zweiundzwanzig Seiten wird mir da alles, nur nichts Gutes, nachgesagt. Dass ich der «Dreistigkeit und Gewissenlosigkeit» geziehen werde, das ist noch das wenigste. Aber der Herr Professor sagt mir auch Artigkeiten wie etwa:

«Herr Steiner geht mit grober Unwissenheit spazieren» oder:

«Herr Steiner kennt nicht einmal das ABC der Weltgeschichte.»

Ein Gesamturteil, das der streitbare Herr gegen mich fällt, besteht in den Worten:

«Dieses Maß von Unwissenheit und Unklarheit ist nicht bloß ein Mangel des Verstandes. Es ist einem moralischen Richterspruch verfallen.»

Die Medaille hat auch eine komische Kehrseite: Der Broschürenschriftsteller fragt in allem Ernste, ob ich nicht etwa dem orthodoxen Judentume angehöre.

Doch das ist nicht alles. Auch die Sozialdemokraten fallen über mich her. Die Herren schildern mich in folgender Weise: «Dass Herr Steiner nur eine allgemeine Moral predigt, nämlich die Klassenmoral des Großkapitalismus, dessen üppig wucherndes Fleisch die zarten Bande der bürgerlichen Respektabilität zu sprengen bemüht ist, um seine Plünderungs- und Raubinstinkte schrankenlos walten zu lassen, weiß er natürlich nicht ...»

Ich muss gestehen, das wusste ich wahrhaftig nicht; darüber musste mich erst einer der Führer der Sozialdemokratie belehren.

Sie sehen: Ich habe mich in den nächsten Tagen gegen mancherlei zu wehren.

Haben Sie herzlichsten Dank für die Mitteilungen über die gesundheitlichen und Schulverhältnisse in Ihrer lieben Familie. Sie wissen, dass ich darauf immer mit innig-teilnahmsvoller Spannung warte. Ich bitte Sie recht sehr, mich auch künftig darüber auf dem laufenden zu halten.

An Richard geht zu gleicher Zeit ein Brief ab.

Bitte Sie, mich allen Familiengliedern bestens zu empfehlen, besonders Ihrer Frau Mutter und Schwester und Ihrem lieben Gemahl.

In immer gleicher Freundschaft Ihr

Rudolf Steiner Den Kindern und Hansl herzlichste Grüße

341. AN ERNST HAECKEL

WEIMAR, 4. DEZEMBER 1892

Hochgeschätzter Herr Professor!

Empfangen Sie meinen besten Dank für die freundliche Übersendung Ihrer beiden Aufsätze «Ethik und Weltanschauung» und «Die Weltanschauung der monistischen Wissenschaft». Ihre Zustimmung zu meinen Ausführungen in Nr. 5 der «Zukunft» ist für mich im höchsten Maße wertvoll; und ich bin Ihnen außerordentlich dankbar dafür, dass Sie dieselbe ausgesprochen haben in einem Augenblicke, wo ich in so gehässiger Weise wegen meiner Weltanschauung angegriffen werde. Professor Tönnies in Kiel behauptet in seiner eben erschienenen Broschüre, in der er mich auf zweiundzwanzig Seiten abkanzelt, zum Auszuschließen von meinen Darlegungen, «sie seien nicht bloß ein Mangel des Verstandes», sondern ich sei «einem moralischen Richterspruch verfallen». Und in der «Neuen Zeit» werde ich zugleich mit Ihnen geradezu öffentlich verleumdet.

Ich kämpfe, seitdem ich schriftstellerisch tätig bin, gegen allen Dualismus und sehe es als die Aufgabe der Philosophie an, durch eine streng positivistische Analyse unseres Erkenntnisvermögens den Monismus wissenschaftlich zu rechtfertigen, also den Nachweis zu führen, dass die in der Naturwissenschaft gewonnenen Ergebnisse wirkliche Wahrheiten sind. Deshalb musste ich mich ebenso gegen den Kantianismus mit seinen zweierlei Wahrheiten wie gegen das moderne «Ignorabimus» wenden. Mir gelten die Resultate der Wissenschaft als die einzig berechtigten Bestandteile einer Weltanschauung. Neben ihnen kann ich keine andere Religion anerkennen. Ich bin deshalb auch ein entschiedener Anhänger Ihrer Behauptung: «dass . . . eine vernünftige Weltanschauung bereits sicher gewonnen ist» und bin auch überzeugt, dass es keine prinzipiell unlösbaren «Welträtsel» gibt, sondern dass der Kulturprozess, insofern er ein wissenschaftlicher ist, darinnen besteht: den Zustand des

Nichtwissens immer mehr und mehr in den des Wissens zu
verwandeln.

Nochmals bestens dankend

in aufrichtiger Hochschätzung Ihr ergebenster

Dr. Rudolf Steiner

342. AN ANNA EUNIKE

WIEN, 29. DEZEMBER 1892

Meine liebe gute Anna!

Nach einer etwas langweiligen Fahrt bin ich gestern abends 1/2 11 Uhr von meinem Freunde Zitter in Empfang genommen worden. Das Kerlchen hat sich fast kaputt über mein Herkommen gefreut. Ich verplauderte mit ihm die Nacht bis 1/2 5 Uhr morgens. Um 8 war ich aber doch heute wieder auf den Beinen. In Wien muss ich eben die paar Tage ausnützen. Den heutigen Tag verbrachte ich abwechselnd mit Spechts, der Frau Mayreder und Zitter zusammen. Die Frau Mayreder erkundigte sich recht eingehend nach Dir.

Hoffentlich hat meiner guten Anna die Strapaze der Nacht vor meiner Abreise nicht zu sehr geschadet. Ich war eigentlich recht besorgt um Dich, und es war mir recht bange, als ich Dich am Bahnhofe verließ. Die drei angestrengten Abende, Freitag, Sonnabend und Sonntag haben Dich doch auch ein bisschen kaputt gemacht. Ich bitte Dich dringend, Dich in diesen Tagen recht sehr zu schonen. Ich möchte gerne in recht befriedigendem Zustande mein gutes Kerlchen wiederfinden.

Den Prof. Mayreder ziehe ich flott mit Minni auf, mit der er sich in Weimar so viel unterhalten hat. Das hat allerdings deswegen keinen allzu großen Reiz, weil die gute Frau Mayreder so gar nicht eifersüchtig zu kriegen ist. In dem Punkte ist sie jedenfalls gar nicht aufgeregt und nervös. Morgen Freitag bin ich bei Mayreders wieder.

Leider ist in den Wiener Theatern jetzt blutwenig los. Ich werde kaum ein einziges Stück sehen. Das ist eine Hundegeschichte für jemanden, der so gerne ins Theater geht. Fast möchte ich noch Montag abends bleiben, um die große Sarah zu sehen. Aber ich getraue mich das nicht recht. Jedenfalls schreibe ich Dir darüber

noch. Das Wetter ist hier nicht sonderlich gut, aber auch nicht so verteufelt schlecht, dass man fluchen müsste. Es geht an.

Briefe, die sonnabends bis 1 Uhr abgesendet werden, treffen mich auf alle Fälle noch. Späteres kaum mehr. Darum bitte ich Dich, alles Spätere zurückzuhalten und mir aufzuheben.

Wenn ich von meinem lieben Kerlchen ein paar Zeilen in diesen Tagen bekäme, so freute mich das ganz außerordentlich.

In Treuen

Dein Rudolf

343. AN ANNA EUNIKE

WIEN, 1 JANUAR 1893

Herzlichsten Neujahrsgruß zuvor. Dann will ich Dir anzeigen, dass ich in der Nacht von Dienstag auf Mittwoch um 1 Uhr 22 Min. in Weimar eintreffe. Sollte vorher eine Korrektur von Harden da sein, dann, aber nur in diesem Falle, möchte ich Dich bitten, sie mir zum Bahnhofe zu besorgen, da ich sie am Bahnhofe noch besorgen und um 2 Uhr 38 Min. fortschicken möchte. Im andern Falle bitte ich meine gute liebe Anna recht sehr, Dich zu schonen und nicht zum Bahnhofe zu kommen, wie sehr ich auch Verlangen trage, Dich so früh als möglich zu sehen. Ich telegraphiere noch die Zeit meiner Ankunft für den Fall, dass dieser Brief zu spät in Deine Hände gelangen sollte.

Mit herzlichsten Grüßen Dein

Rudolf

344. AN ERNST HAECKEL

WEIMAR, 13. JANUAR 1893

Hochgeschätzter Herr Professor!

Mit meinem besten Danke für die liebenswürdige Übersendung Ihrer Schrift «Der Monismus» erlaube ich mir hiermit, Ihnen meinen in der «Zukunft» eben erschienenen Aufsatz «Alte und neue Moralbegriffe» vorzulegen. Ich bitte Sie, sich an der Art, wie ich den Ausdruck «Normwissenschaft» gebrauche, nicht zu stoßen. Ich hätte denselben ganz vermieden, wenn ich zur Zeit, als ich den Aufsatz schrieb, Ihre Schrift schon in Händen gehabt hätte. Der Sa-ehe nach stehen meine Äußerungen im vollen Einklänge mit Ihrer Bemerkung auf Seite 45 des «Monismus».

Zugleich erlaube ich mir, Ihnen die drei ersten von mir für die Weimarer Goethe-Ausgabe bearbeiteten Bände von Goethes naturwissenschaftlichen Schriften zu übersenden. Die Band 6, Seite 279-362 und namentlich Band 7, Seite 217-224 zum ersten Male gedruckten Aufsätze sind jedenfalls ein sehr wichtiges Material zur Würdigung Goethes als Naturforscher.

In aufrichtiger Hochschätzung Ihr ergebener

Dr. Rudolf Steiner

345. ERNST HAECKEL AN RUDOLF STEINER

JENA, 14. JANUAR 1893

Hochgeehrter Herr Doktor!

Für Ihr schönes und sehr willkommenes, heute erhaltenes Geschenk, die drei ersten Bände Ihrer wertvollen Bearbeitung von Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften, beeile ich mich, Ihnen herzlich zu danken; nicht minder für Ihren interessanten Aufsatz über «Alte und neue Moralbegriffe».

Gestatten Sie mir, Ihnen als Gegengabe die letzte (8.) Auflage meiner «Natürlichen Schöpfungsgeschichte» (1889) zu senden. Oder ziehen Sie die neue Auflage (4.) der «Anthropogenie» (1891) vor? Meine Eisenacher Rede (1882) darf ich wohl beilegen? -

Mein «Monismus» wird in Weimar, wie ich höre, sehr abfällig (zum Teil mit Entsetzen!) besprochen; und die Dunkelmänner benützen diese willkommene Gelegenheit, meine Stellung möglichst zu erschüttern. Sollten Sie Gelegenheit haben, darüber zu sprechen, so könnten Sie vielleicht darauf hinweisen, dass die pantheistischen Grundanschauungen den Goetheschen entsprechen. - Von anderen Seiten habe ich viele Zustimmungsbriefe (zum Teil sehr enthusiastische) erhalten.

Es wird mich sehr freuen, Sie im Sommer einmal hier zu sprechen. Jetzt bin ich in Vorbereitung zu einer dreimonatlichen (Plankton-)Reise nach Sizilien, die ich am 1. Februar antrete.

Mit wiederholtem Dank hochachtungsvoll

Ihr ergebener Ernst Haeckel

46. AN ERNST HAECKEL

WEIMAR, 28. JANUAR 1893

Hochgeschätzter Herr Professor!

Vorerst meinen besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 14. Januar. Ich werde mich sehr freuen, Ihre «Anthropogenie» zu erhalten, die Sie mir in Ihrem Briefe gütigst in Aussicht stellen.

Dass es in Weimar Dunkelmänner gibt, die Ihren «Monismus» für arge Ketzerei halten, wundert mich bei der Eigentümlichkeit des hiesigen Geisteslebens, das ich in den zwei Jahren meines Hierseins genugsam kennengelernt habe, gar nicht.

Ich werde im nächsten Monat in Wien einen Vortrag über «Einheitliche Naturauffassung und Erkenntnisgrenzen» halten, in dem ich bemüht sein werde, Ihren «Monismus» zu charakterisieren. Denselben Vortrag hoffe ich dann bald darauf auch in Weimar halten zu können.

Die Eisenacher Rede «Die Naturanschauung von Darwin, Goethe und Lamarck», die Sie mir freundlichst in Aussicht stellten, besitze ich bereits.

In warmer Verehrung Ihr ganz ergebener

Dr. Rudolf Steiner

347. AN FELIX KARRER

WEIMAR, 15. FEBRUAR 1893

Hochgeehrter Herr!

Hierdurch danke ich Ihnen bestens für die Übersendung des Februar-Vorlesungsprogrammes des «Wissenschaftlichen Klubs», in dem auch mein Vortrag verzeichnet ist. Gleichzeitig bitte ich Sie, mir, wenn möglich, zwanzig Gastkarten für meinen Vortrag bewilligen zu wollen. Ich werde mir dieselben Montag, den 20. Februar, vormittags in der Kanzlei des «Wissenschaftlichen Klubs» abholen.

Für den Fall, dass ich nicht früher das Vergnügen haben sollte, Sie zu sehen, zeige ich Ihnen hiermit an, dass ich Montag, den 20., mich zum Vortrage einfinden werde, und dass es mich freuen wird, Sie dann wieder begrüßen zu können.

Mit besonderer Hochachtung Ihr ergebenster

Dr. Rudolf Steiner

348. AN DIE ELTERN UND GESCHWISTER

WEIMAR, 18. FEBRUAR 1893

Meine lieben Eltern und Geschwister!

Mein Vortrag ist Montag abends 7 Uhr im Saale des Wissenschaftlichen Klubs

[Wien] I Eschenbachgasse 9 (1. Stock).

Offizielle Karten habe ich nicht, doch bitte ich Poldi und Mitzl mit diesen Visitenkarten hinzukommen und sich auf mich zu berufen, respektive um mich zu fragen. Ich komme erst Montag spät nachmittags nach Wien. Abends nach dem Vortrage werde ich wohl ein Bankett mitmachen müssen. Dienstag früh bin ich bei Euch.

Euer treuer

Rudolf

349. AN ANNA EUNIKE

WIEN, 22. FEBRUAR 1893

Meine liebste Anna!

Immerfort gehetzt, ist es mir erst heute möglich, diese paar Zeilen Dir, meine liebste Anna, zu schreiben. Mein Vortrag ist sehr gut ausgefallen. Ich werde Dir noch davon erzählen. Ich bin gesund, aber müde und schreibe Dir noch, wann ich komme.

In Treuen Dein

Rudolf

350. FELIX KARRER AN RUDOLF STEINER

WIEN, 3. MÄRZ 1893

Hochgeehrter Herr Doktor!

Sie haben die besondere Freundlichkeit gehabt, im vorigen Monate einen mit vielem Beifalle aufgenommenen Vortrag über «Einheitliche Naturauffassung und Erkenntnis grenzen» bei uns zu halten und haben damit die zahlreich versammelten Zuhörer ganz besonders angeregt.

Dadurch haben Sie uns sehr verpflichtet und gestatten Sie mir, dass ich nachträglich auch im Namen des Ausschusses des Wissenschaftlichen Klub unseren verbindlichsten Dank ausspreche.

Genehmigen Sie, hochgeehrter Herr Doktor, bei diesem Anlasse den Ausdruck vorzüglicher Hochachtung, mit welchem zeichnet

Felix Karrer 1. Sekretär

P. S. Von vielen Seiten wurden wir über die etwaige Publikation Ihres geehrten Vortrages interpelliert. Wäre es unbescheiden, anzufragen, ob Sie uns denselben für unsere «Monatsblätter» überlassen möchten? Bitte um gütige Antwort.

351. AN DIE ELTERN UND GESCHWISTER

WEIMAR, 7. MÄRZ 1893

Meine vielgeliebten Eltern und Geschwister!

Vor allen andern Dingen meinen herzlichsten aufrichtigen Glückwunsch zu Deinem Namensfeste, liebe Mutter! Möget Ihr den Tag freudig begehen. Dass ich ihn in Gedanken mit Euch feiere, kann ich Euch versichern. Nachdem ich Dienstag von Euch schied, blieb ich noch Mittwoch vormittags in Wien, weil ich nicht versäumen wollte, vielleicht noch eine Audienz zu bekommen. Es war diesmal nicht möglich. Vielleicht war es auch so gut, denn es ist nicht von Vorteil, die Leute zu überlaufen. Mein nächster Schritt wird nun sein, dem Ministerium zu Ostern mein Buch vorzulegen. Dann werde ich die Sache ohne Aufhören energisch betreiben, bis ich am Ziele, d.h. in Wien bin.

Vom Wissenschaftlichen Klub erhalte ich soeben ein Schreiben, dass nach meinem Vortrag viel gefragt wird und dass man ihn ganz abdrucken will. Ich habe ihn, wie Poldi gesehen hat, noch nicht aufgeschrieben und muss das nun tun. Dann, wenn er gedruckt ist, bekommt Ihr sogleich das betreffende Blatt, in dem er erscheint.

Hier wird wieder Winter und kalt. Ich bin wohl und wünsche bei Euch das gleiche.

Nochmals herzlichsten Glückwunsch und viele Grüße und Küsse

in Treuen Euer

Rudolf

Wenn Poldi Mitzl besucht, so lasse ich sie bestens grüßen und der Tante einen Handkuß sagen.

352. AN ROSA MAYREDER

WEIMAR, 17. MÄRZ 1893

Geschätzteste gnädige Frau!

Ihr lieber Brief ruft in mir recht zwiespältige Empfindungen hervor. Einmal freue ich mich ganz außerordentlich über die verdiente Anerkennung Ihrer Skizzen, über deren Bedeutung ich mir von dem Tage an klar war, an dem ich sie kennenlernte. Dann aber ist es mir recht schmerzlich, dass ich am Ende noch zum bösen Geiste Ihres Wirkens werden sollte. Ich kann Ihnen aber die Versicherung geben: bei mir geht, trotz der Unordnung, die in meinen Papieren herrscht, absolut nichts verloren. Ich habe nun alle Manuskripte, die bei mir liegen, vorgenommen. Alles fand sich, sogar der Rest des Manuskriptmaterials für die «Deutsche Wochenschrift». Auch Ihre Schriften müssten sich finden, wenn sie in meinem Besitz geblieben wären. Ich habe nun trotzdem Frau Eunike gebeten, meine sämtlichen Sachen - auch alles Gedruckte - zu durchstöbern. Sie wird Ihnen das Ergebnis dann noch mitteilen.

Ich bemerke nur, dass die beiden Schlüsse, die ich Ihnen überbrachte, nicht integrierende Teile der fraglichen Skizzen sind, sondern ausgesonderte Teile derselben, die wohl nur als ausgesondert unter meinen Sachen zurückgeblieben sind. Dass sich auch diese beiden Blätter wiedergefunden haben, mag Ihnen ein Beweis dafür sein, dass seit der Zeit, seit ich Ihre Schriften in die Hände bekam, bei mir nichts weggeworfen oder zerstört worden ist. Außerdem habe ich noch in Erinnerung, dass ich Ihnen außer dem «Tagebuch» die von Ihrer eigenen Hand geschriebenen Sachen zurückgegeben habe. So unverständlich es mir ist, wie die Sachen verlorengegangen sein sollen, so muss ich doch annehmen, dass es durch meine Schuld nicht geschehen sein kann. Hoffentlich finden Sie sie doch noch unter Ihren eigenen Sachen. Erinnern Sie sich nicht, ob Sie sie jemandem andern geliehen haben?

Sie werden begreifen, dass mir die Sache sehr peinlich ist, obwohl ich an meiner Schuldlosigkeit nicht zweifle. Es wäre ja zu traurig, wenn Sie in dem Augenblicke, wo Ihnen ein unerwarteter Erfolg winkt, durch eine solche missliche Geschichte ein neues Hindernis finden sollten.

Seien Sie überzeugt, dass bei mir alles geschehen wird, was zur Auffindung der Handschriften führen könnte, wenn sie doch noch bei mir sein sollten. Ich will nichts unversucht lassen.

Die freundlichen Worte, die Sie mir über mein zukünftiges Buch schreiben, freuen mich ganz ungemein, wie jede Zustimmung von Ihnen. Ich habe Ihnen bei meiner letzten Anwesenheit in Wien gesagt, dass ich Sie zu den wenigen Menschen zähle, die mich in meinen ureigensten Ideen verstehen können und zu denen ich mich daher am allerliebsten ausspreche. Zum Verstehen eines Menschen gehört nämlich vor allen anderen Dingen eine ähnlich geartete Konstitution des Geistes. Ihr Geist scheint mir ähnlich dem meinigen zu wirken. Das habe ich Ihnen bald, nachdem ich Sie kennengelernt habe, gesagt.

Was macht doch Zitter? Er scheint es übelzunehmen, dass ich ihm jetzt nicht schreibe. Ich bin diesmal aus Mangel an Kenntnis seiner Adresse dazu nicht imstande. Ich bitte Sie, mir dieselbe selbst zukommen zu lassen oder doch Zitter zu sagen, dass er es tun soll. War er denn das letzte Mal mit mir noch unzufriedener als das vorletzte? Sie erwähnen seiner in Ihrem Briefe mit keinem Worte. Daraus möchte ich wenigstens den Auszuschließen ziehen, dass er gesund ist, denn im anderen Falle hätten Sie mir doch wohl ein Wort mitgeteilt.

Mit den besten Grüßen an Ihren lieben Gemahl und an Sie selbst in immer gleicher Hochschätzung

Ihr Steiner

353. AN DIE ELTERN UND GESCHWISTER

WEIMAR, 14. APRIL 1893

Meine vielgeliebten Eltern und Geschwister!

Verzeiht, wenn ich wieder einmal lange Zeit nicht geschrieben habe. Ich habe jetzt so viele Arbeit und muss alle mir erübrigende freie Zeit auf die Fertigstellung des Druckes meines Buches verwenden, damit ich baldmöglichst in die Lage versetzt werde, dasselbe dem Osterreichischen Ministerium vorzulegen, wovon ich mir doch so viel verspreche.

Meinen Vortrag habe ich aus Wien noch nicht erhalten; sobald es der Fall sein wird, bekommt Ihr ein Exemplar.

Sonst habe ich eigentlich so gut wie gar nichts zu vermelden. Mein Leben verläuft mit der denkbar größten Regelmäßigkeit. Von einigem öffentlichen Auftreten mögen Euch die Zeitungen melden, die ich Euch mitsende.

Wir haben seit Wochen hier den schönsten Frühling, nur jetzt wieder etwas kältere Witterung. Für die mir übersandte Drucksache danke ich Euch bestens. Wenn sich doch die Leute, die einem so etwas schicken wollen, besser um die Adresse kümmern.

In der Hoffnung, dass Euch meine Zeilen so gesund antreffen, wie sie mich verlassen, bin ich

mit tausend Küssen und Grüßen

Euer Rudolf

354. AN DIE J. G. COTTA SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 19. JUNI 1893

Hochgeehrte Herren!

Verzeihen Sie, dass ich Ihre Briefe vom 4. März und 30. Mai noch immer nicht beantwortet habe. Sie können nun aber mit Bestimmtheit darauf rechnen, dass ich nunmehr, wo ich die in der letzten Zeit mich erdrückende Arbeitslast bewältigt habe, Ihre Wünsche schnellstens befriedigen werde. In den allernächsten Tagen werden Sie über die Auswahl aus Jean Pauls Werken und über die Bandeinteilung von Schopenhauers Werken meine Vorschläge erhalten. Gleichzeitig werde ich Ihnen dann meine Überzeugung über den wahrscheinlichen Wert der Bremerschen Handexemplare, über die Ihr Brief vom 4. März handelt, schreiben.

Jedenfalls aber können Sie sowohl in Bezug auf Schopenhauer als auch auf Jean Paul darauf rechnen, dass die Manuskripte bis 1. Oktober dieses Jahres in Ihren Händen sind.

Mit besonderer Hochachtung Ihr ergebenster

Dr. Rudolf Steiner

355. AN PAULINE SPECHT

WEIMAR, 22. JULI 1893

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Sie werden mich am Ende für den undankbarsten und gefühllo-
sesten Menschen der Welt halten, denn wieder sind Monate
verflossen, seit ich das letzte Mal etwas von mir habe hören las-
sen. Ich kann Ihnen aber - zum wievielten Male freilich? - die
Versicherung geben, dass es nur meine alte, Ihnen wohl genug-
sam bekannte Schreibfaulheit ist, die mich immer wieder und
wieder verleitet, Pausen von solch unverantwortlicher Länge zu
machen. Jetzt gibt es aber etwas, was mir die Feder mit zwin-
gendster Notwendigkeit in die Hand treibt: das Ende des Schul-
jahres. Ich bitte Sie recht sehr, selbst wenn Sie mir sonst wegen
meiner Nachlässigkeit zürnen sollten, mir ja in diesem Falle
nicht zu versagen, was ich so neugierig zu wissen begehrte: die
Resultate des Schuljahres. Der gute Otto - dem ich noch nach-
träglich zum Geburtstage gratuliere - hat maturiert. Ich brenne
auf das Resultat. Wie steht es mit Ernst und Arthur. Hoffentlich
ist es bei allen gut und nach Ihrem und Ihres lieben Herrn Ge-
mahls Wunsch gegangen.

Sie werden wohl bereits im schönen Unterach sein. Ich schreibe
diesen Namen nicht nieder, ohne mich vergangener Tage zu er-
innern, die in manchem anders waren, als die heutigen sind. Ich
will aber über nichts klagen als über das eine: Dass wegen Über-
last von Arbeit heute am 22. Juli mein Buch noch nicht ausge-
druckt sein kann. Mir schwebt das Erscheinen dieses Buches
wie ein Ideal vor, dem ich - Sie können gar nicht glauben, mit
welcher Intensität - zustrebe.

Außer dem Umstände, dass ich die letzten Monate viel gearbei-
tet habe, wüsste ich trotz der Länge der Zeit meines Nicht-
schreibens nichts zu berichten, als dass ich zu Goethes Geburts-
tag (28. August) in Frankfurt am Main die Festrede halten wer-

de. Ich bin vom «Freien Deutschen Hochstift» mit dieser Aufgabe betraut.

An Richard schreibe ich gleichzeitig. Ich habe in meinem Merkur-Artikel «Bildung und Überbildung» auch von seinem «Sündentraum» gesprochen. Hoffentlich ist ihm das da Ausgesprochene nicht zuwider. Ich schicke ihm Nummern, lege aber auch Ihnen eine bei, für den Fall, dass Richard augenblicklich nicht in Ihrer Mitte weilen sollte.

In Weimars einförmige Ruhe brachte die Reichstagswahl einige Aufregung. Wir haben zwar hier keine Ahlwardts und Försters, aber gerade viel Intelligenz ist auch hier nicht gelegentlich des Wahlfeldzugs entwickelt worden. Im Ganzen muss man wohl sagen, wenn man diese Sache im Heiligen Römischen Reiche von innen mitangesehen hat: Durch die letzte Wahl hat sich eine Zunahme an Rohheit und Unverstand in den Massen gezeigt, die ich wahrhaft erschreckend finde. Dass ein - von allem übrigen abgesehen - maßlos alberner Mensch, der alle Luegers an Lügen«genie» turmhoch überragt, zwei Parlamentssitze erobert und zahllose Anhänger hat, zeugt doch von einer Verkommenheit des öffentlichen Geistes, die man nicht genug beklagen kann.

Wie geht es Ihnen allen? Wie Ihrer Frau Mutter, Schwester, Ihrem Herrn Gemahl und dem guten Hans? Ich bitte Sie recht sehr: Lassen Sie mich in keiner dieser Fragen unaufgeklärt.

Wann ich in diesem Sommer meine Ferien halten kann, weiß ich noch nicht zu sagen. Bis jetzt habe ich vor, sie an die Frankfurter Rede anzuschließen und dann auch Ihre liebe Familie wieder zu besuchen. Hoffentlich zürnen Sie mir nicht so stark, dass Sie mir das nicht gestatteten. Nehmen Sie trotz meines Nichtschreibens die Versicherung meiner unveränderlichen Anhänglichkeit an Ihr Haus hin, grüßen Sie bitte alle Angehörigen - besonders Ihren lieben Herrn Gemahl und Ihre Frau Mutter und Schwester -

bestens von Ihrem immer gleich dankbaren Steiner

356. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 23. AUGUST 1893

Hochgeehrte Herren!

Erst heute, wo ich mich mit meiner Kritik des Schopenhauerischen Textes in einem vorgerückten Stadium befinde, kann ich Ihnen in Bezug auf die Bremersche Zuschrift eine bündige Auskunft geben. Was sich im Bremerschen Besitz befindet, sind die durchschossenen Handexemplare der letzten zu Schopenhauers Lebzeiten erschienenen Auflagen seiner Werke, in die er Bemerkungen zum Gebrauche für künftige Auflagen eingetragen hat. Ich kann Ihnen nun auf Grund einer sorgfältigen Prüfung der Texte versichern, dass uns aus der Unzugänglichkeit des Bremerschen Besitzes für unsere Ausgabe keinerlei Schaden erwachsen kann. Frauenstädt hat allerdings einen korrupten Text auf Grund dieser Handexemplare und der Manuskriptbücher hergestellt, allein die Fehler, die er gemacht hat, sind zum Teil so grober Natur, dass eine Vergleichung seiner Texte mit den Originalausgaben in den meisten Fällen eine sichere Handhabe für die Kritik abgibt. Außerdem befinden sich ja die Manuskriptbücher Schopenhauers auf der Kgl. Universitätsbibliothek in Berlin. Was aus diesen für den Text zu gewinnen ist, haben die sorgfältigen Studien Eduard Grisebachs geliefert. Die Zahl der Frauenstädtischen Fehler, die auf Grund dieser Studien verbessert werden können, ist kaum nennenswert kleiner als diejenige, welche Bremer statuiert. Ich werde Ihnen nun auf Grund aller dieser Hilfsmittel einen Text liefern, der durch die Bremerschen Besitztümer kaum erheblich wird verbessert werden können und der jedenfalls den Ansprüchen aller in Betracht kommenden Leser genügen wird.

Ich kann Ihnen nur die Versicherung geben, dass kein gewissenhafter Gelehrter zu einer Schopenhauer-Ausgabe seine Kräfte zur Verfügung stellte, wenn es um den Text so stünde, wie

Bremer das schildert. Wir könnten froh sein, wenn wir von unseren besseren Schriftstellern durchwegs so gute Textausgaben hätten, wie wir sie von Schopenhauer machen können.

Ich werde in das mir von Ihnen freundlichst übersandte Schopenhauer-Exemplar alle nötigen Korrekturen eintragen und es Ihnen dann am i. Oktober mit der Einleitung übersenden und erkläre mich für den Text dann vollständig verantwortlich.

Was nun die Anordnung der Schriften betrifft, so bin ich dafür, dass sie in jener Reihenfolge erscheinen sollen, in der sie gelesen werden sollen, d- h. in der sie Schopenhauer nach seiner letztwilligen Verfügung gelesen wissen wollte.

Ich lege Ihnen das diesbezügliche Schema hiermit vor und bitte, mir mitzuteilen, ob es Ihren Beifall hat.

1. Band: Einleitung und Satz vom Grunde.
2. Band: Welt als Wille und Vorstellung, 1.-3. Buch.
3. Band: Welt als Wille und Vorstellung, 4. Buch und Anhang.
4. Band: Welt als Wille und Vorstellung, Ergänzungen zum 1. und 2. Buch.
5. Band: Welt als Wille und Vorstellung, Ergänzungen zum 3. und 4. Buch.
6. Band: Wille in der Natur. Die beiden Grundprobleme der Ethik.
7. Band: Parerga 1. Teil (Skizze einer Geschichte der Philosophie, Fragmente dazu.
Über die Universitäts-Philosophie. Anscheinende Absichtlichkeit der Schicksale. Geistersehen).
8. Band: Parerga 2. Teil (Aphorismen der Lebensweisheit etc.).
9. Band: Parerga 3. Teil.
10. Band: Farbenlehre.

RUDOLF STEINER

Briefe

11. Band: [Alles, was an Briefen und sonstigen Ergänzungen
12. [Band] beigebracht werden kann.]

In Bezug auf Jean Pauls ausgewählte Werke sende ich Ihnen
meine Vorschläge in wenigen Tagen.

In besonderer Hochachtung Ihr ergebenster

Dr. Rudolf Steiner

357. AN ANNA EUNIKE

FRANKFURT [A.M.], AN GOETHES GEBURTSTAG 1893 [28. AUGUST]

Meine liebste Anna!

Ich hätte Dir gestern gerne ein Wort geschrieben. Allein ich war den ganzen Tag über mit dem Hochstiftmann beisammen. Die Festsache ist recht gut abgelaufen. Heute vormittags gehe ich ins Goethehaus und nachmittags möchte ich mir auch sonst in Frankfurt etwas ansehen, was bis zu diesem Augenblicke noch nicht möglich war. Es wäre schön, wenn Du, meine gute Anna, nun auch da sein könntest. Ich möchte am liebsten Dich überall hin mitnehmen.

Morgen auf Wiedersehen Dein

Rudolf

358. AN JOSEPH KÜRSCHNER

WEIMAR, 4. SEPTEMBER 1893

Hochgeschätzter Herr Professor!

Endlich bin ich in der Lage, Ihnen Manuskript zu senden. Sie werden aus demselben sehen, dass die Bearbeitung gerade dieser Kapitel von Goethes wissenschaftlichen Schriften mit sehr großen Schwierigkeiten verknüpft war. Die Sache machte durchaus an einzelnen Stellen etwas längere Anmerkungen notwendig; aber wir haben ja solche auch an anderen Stellen der naturwissenschaftlichen Schriften gehabt. Jetzt habe ich Ihnen nur noch einige kleine Nachträge zu liefern und die Einleitungen zu den beiden Halbbänden, die keine Schwierigkeiten mehr machen und die Sie ganz bestimmt noch in dieser Woche erhalten werden. Sie können mit Sicherheit darauf rechnen, dass ich den Druck nun nicht mehr weiter verzögern werde. Und nun zu Ihrer Frage bezüglich der Durchsicht der Goethebände und des Registers. Ich übernehme beides sehr gerne. Dass ich die Sache schnell erledigen werde, kann ich Ihnen mit Bestimmtheit versprechen. Ich habe mich bereits darauf eingerichtet und kann sogleich mit der Arbeit beginnen. Ich bitte Sie nur, mir recht bald ein Exemplar der Ausgabe zusenden zu lassen und mir besondere Wünsche, die Sie in Bezug auf die Sache haben, gütigst mitzuteilen.

Zugleich gestatte ich mir die Frage bezüglich des Quartlexikons zu beantworten. Ich habe mir allerdings Notizen über Nachträge gemacht. Dieselben müssen nur gesichtet werden. Ich sende sie Ihnen baldmöglichst. Auch die biographischen Notizen, die Sie von mir wünschen, sende ich in diesen Tagen ab.

In der Hoffnung einer baldigen Antwort Ihr dankbarst ergebener

Rudolf Steiner

359. VINCENZ KNAÜER AN RUDOLF STEINER

WIEN, 16. SEPTEMBER 1893

Hochgeehrter Herr Doktor!

Durch einen glücklichen Zufall erfuhr ich gestern von Ihrer so überaus freundlichen Besprechung meines jüngst verbrochenen Buches in Nr. 12 des «Literarischen Merkur», und ich beeile mich, obwohl ein abgesagter Feind des Briefeschreibens, meinen verbindlichsten Dank zu sagen. Derselbe ist umso aufrichtiger, als Herr Doktor auf einem scheinbar von meinem dualistischen (oder pluralistischen? ich weiß selbst noch nicht recht, wie er adäquat definiert werden könnte) verschiedenen Boden stehen. Ich sage scheinbar verschiedenen, weil ich meine, dass dasjenige, was Herr Doktor konkreten Monismus nennen, mit dem Pluralismus des Seienden nicht notwendig im Widerspruch steht, und ich gebe ohne weiteres zu, dass jeder abstrakte Pluralismus zur Erklärung des Organischen, wenn er nicht zum Deus ex machina, d.h. zu einem mechanischen, die Welt nur von außen stoßenden und wirbelnden Gott seine Zuflucht nimmt, ganz unzureichend ist. Da liegt eben eines der «Hauptprobleme» vor, das des Schweißes der Edlen wert ist; doch nützt das Schwitzen sehr wenig. Herr Doktor werden ohnehin bemerkt haben, dass ich selbst vom abstrakten Monismus, der meine metaphysische Jugendliebe war, mich nur schmerzlich losgemacht habe. Meine Promotionsschrift war noch ein «Votum für Hegel», und in der Güntherschen Philosophie war es vor allem die immanente substantielle Einheit des Naturprinzips, die mich anzog und festhielt; gegen Herbart hatte ich eine solche Aversion, dass mir das famose «Vaterland» in Wien noch vor kurzer Zeit auf Grund dessen den Vorwurf des Übergelaufenseins ins feindliche Lager machte, dabei aber nicht begreifen konnte, dass ich trotzdem und ganz abgesehen von meinem Stande ein offen erklärter Anhänger der Deszendenzlehre sei. Ich kann es leider den Herren auch nicht begreiflich machen, so wenig als mir aus

Lotze und Hamerling klargeworden, dass sie trotz ihres monadistischen Standpunktes immer wieder, fast ohne es selbst zu merken, möchte ich sagen, einem Monismus fast mystischer Form Konzessionen machen, wie dieser sich am ausgesprochensten und in konsequentester Entwicklung bei Spinoza findet. Diesen als einen der größten philosophischen Denker zu behandeln, werde ich mir weder durch den Pluralismus, noch durch das Hoppoppgeschrei der Zeloten verleiden lassen. Überhaupt halte ich es für die größte Torheit, mit einer Formel oder wohl gar einem Schlagwort die Rätsel des Daseins lösen zu wollen; und da Herr Doktor von unserm guten Vater Kant nicht so hoch denken wie ich, so will ich Ihnen auch offen gestehen, was mich am meisten in seine Gedankenkreise bannt. Es ist das Resultat seines gesamten Denkens, die Lehre, dass wir Menschen weder in moralischer noch in intellektueller Beziehung je die Vollendung und mit dieser die starre Ruhe erreichen können, sondern dass wir bestimmt sind, das Ideal der Güte und Wahrheit anzustreben im unendlichen Prozess. Unsere Seligkeit ist die Entwicklung.

Das glaubte ich meinem Dank für Ihre so große Freundlichkeit beifügen zu müssen, möchte aber um Erdballschätze damit zu keiner Antwort verpflichten, jedenfalls zu keiner brieflichen. Mir sagte vor Jahren ein Historiker, dem ich dafür zu Dank verpflichtet bin: «Sie korrespondieren zu viel; das Briefschreiben aber gehört zu den Motten der Zeit.» -

Hochachtungsvollst und ergebenst Vincenz Knauer

360. AN EMIL FELBER

WEIMAR, 14. OKTOBER 1893

Verehrter Herr!

Der Auszuschließend des Manuskriptes ist schon gestern an die Druckerei abgegangen. Auch die ersten Bogen Korrektur sind bereits gestern angekommen. Ich korrigiere schnell, und Sie erhalten bestimmt Montag früh, was bis jetzt bei mir eingetroffen ist. Der Änderungen sind sehr wenige.

Meinen besten Dank dafür, dass Sie das Buch nun doch noch diesen Herbst bringen.

Mit besten Grüßen Ihr

Steiner

361. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOLGER

WEIMAR, 24. OKTOBER 1893

Hochgeehrte Herren!

Ich muss Sie vielmals um Entschuldigung bitten, dass ich Ihnen Text und Einleitung zu Schopenhauers Werken noch immer nicht zugeschickt habe. Sie können aber sicher auf die Zusendung bis spätestens 5. November rechnen. Ich habe den ganzen Text kritisch geprüft, wie ich Ihnen bereits mitgeteilt habe, und ersuche Sie, die Verzögerung dafür mit in Kauf zu nehmen, dass Sie dann einen durchaus verlässlichen Text bekommen, für den man gegen solche Angriffe, wie der Bremersche einer ist, einstehen kann. Wenige Tage nach dem Schopenhauer sende ich Ihnen dann auch den Jean Paul. Hoffentlich ist in der Sache noch nichts versäumt und die Manuskripte kommen noch zur rechten Zeit in Ihre Hände. Zu meinem Schreck sehe ich, dass ich Ihnen den Bremerschen Brief noch nicht geschickt habe, was ich denn hiermit tue.

Sollte mein Manuskript früher notwendig sein, so bitte ich um gefällige Mitteilung.

Mit besonderer Hochachtung Ihr ergebenster

Dr. Rudolf Steiner

362. AN VINCENZ KNAUER

WEIMAR, DEN 15. NOVEMBER 1893

Hochgeschätzter Herr Doktor!

Gestatten Sie, hochgeschätzter Herr Doktor, dass ich Ihnen heute meinen herzlichsten Dank für Ihren mich sehr erfreuenden Brief vom 16. September 1893 dadurch ausspreche, dass ich Ihnen durch meinen Verleger, Emil Felber in Berlin, meine eben erschienene «Philosophie der Freiheit» übersenden lasse. Es würde mir zur innigsten Befriedigung gereichen, wenn Sie meinem Versuch, die Weltanschauung, besonders die Ethik des Individualismus neu zu begründen, einiges Interesse abgewinnen könnten. Ich habe in der letzten Zeit zu meinem Schmerze erfahren müssen, dass man meine individualistische Weltanschauung als eine Folge meiner Nietzsche-Lektüre hinstellt, und Prof. Tönnies in Kiel hat eine besondere Broschüre geschrieben, als Antwort auf einen Journal-Artikel von mir, worin er mich als «Nietzsche-Narren» verspottet. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, dass ich die Keime zu meinem Individualismus schon 1887 im 2. Bande meines Kommentars zu Goethes wissenschaftlichen Schriften ausgesprochen habe, und zwar ohne damals ein einziges Wort von Nietzsche gelesen zu haben. Mein eben erscheinendes Buch ist von Nietzscheanismus völlig unbeeinflusst. Mein Standpunkt ist der Monismus und mein Individualismus nur eine notwendige Folge meiner monistisch-naturwissenschaftlichen Beobachtungsweise der Welt. Ich stehe in dem denkbar schärfsten Gegensatze zu Ed. von Hartmann, und suche diesen Gegensatz schon auf dem Titelblatte durch die Worte «Beobachtungs-Resultate nach naturwissenschaftlicher Methode» auszudrücken, während die «Philosophie des Unbewussten» an derselben Stelle die Worte trägt: «Spekulative Resultate nach induktiv-naturwissenschaftlicher Methode». Ich kann mich aber von dem Gedanken nicht trennen, dass der menschliche Geist durch Beobachtung und Denken - im weites-

ten Sinne - zu einer befriedigenden Weltauffassung kommen muss, wenn er erst durch eine erkenntnistheoretische Grundlegung zu einer vollen Verständigung mit sich selbst gekommen ist. Diese Verständigung des menschlichen Bewusstseins mit sich selbst habe ich in einem besonderen Schriftchen: «Wahrheit und Wissenschaft» (1892) versucht, das ich diesem Briefe beizufügen mir erlaube. Ich habe mich in Ihrem Briefe besonders über die Stelle gefreut, in der Sie sagen, dass Sie es für «Torheit» halten, mit einer Formel oder gar mit einem Schlagwort die Rätsel des Daseins lösen zu wollen. Auch ich halte es mit der Ansicht, dass weder in intellektueller, noch in ethischer Beziehung je ein letztes Wort gesprochen werden kann, und dass alles wissenschaftliche Streben ein Entwicklungsprozess ist. Ich glaube aber gerade durch meinen Monismus die Bahn für jede Entwicklungsmöglichkeit frei zu erhalten und durch meine Methode jede starre wissenschaftliche Ruhe auszuschließen.

Mein Gegensatz zu Kant ist ein durchaus prinzipieller, und ich bin weit entfernt davon, die geistige Bedeutung dieses unsterblichen Philosophen zu unterschätzen. Ich glaube vielmehr in ihm den größten Vertreter des Dualismus zu erkennen und bin der Ansicht, dass jede Bekämpfung des Dualismus da einsetzen muss, wo mit den schärfsten Waffen für diese Weltanschauung gekämpft worden ist: bei Kant.

Wie viel ich gerade aus Ihrem letzten Buche, hochgeschätzter Herr Doktor, gelernt habe, und wie ich Ihre Anschauungsweise und namentlich Ihre historische Beurteilung der Erscheinungen schätze, haben Sie aus meiner Besprechung gesehen. Ich gestehe Ihnen, dass ich oft wieder zu Ihrer Schrift zurückkehre, und dass ich Ihnen für Ihre Darstellung der aristotelischen Philosophie ganz besonders dankbar bin. Ich schulde gerade diesem Teile Ihres Buches sehr viel.

Nehmen Sie mir es nicht übel, verehrtester Herr Doktor, wenn ich am Schlüsse hier die Bitte an Sie anfüge, sich irgendwo über mein Buch¹, dessen Schicksal mir sehr am Herzen liegt, öffentlich auszusprechen. Sie haben derlei Besprechungen ja öfters in

der «Presse» veröffentlicht. Bei der gegenwärtigen Strömung in der Philosophie würden Sie mir mit einer, wenn auch kurzen Besprechung einen großen Dienst erweisen. Ich bitte Sie aber dieses Ansuchen ja nicht als den Grund meiner Sendung anzusehen, die vielmehr in der warmen Verehrung begründet ist, die Ihnen stets entgegengebracht hat

Ihr aufrichtig ergebener

Rudolf Steiner * Das Buch «Philosophie der Freiheit» sendet der Verleger.

363. AN ROBERT SAITSCHICK

WEIMAR, 21. NOVEMBER 1893

Hochgeschätzter Herr Professor!

Mein Verleger Emil Felber in Berlin wird Ihnen mein eben erschienenenes Buch: «Philosophie der Freiheit» übersendet haben. Gestatten Sie mir, dass ich zu dieser Sendung folgende Worte hinzufüge.

Die ganz besondere Befriedigung, die mir Ihre bisherigen Publikationen gewährt haben, mögen Sie aus den mitfolgenden beiden Rezensionen ersehen, die ich über Ihre Schriften; «Zur Psychologie unserer Zeit» und: «Die Weltanschauung Dostojewskis und Tolstojs» geschrieben habe. Auch Ihren Aufsatz über Ibsen in der «Neuen Zeit» habe ich mit größtem Interesse gelesen. Dieser Umstand mag mich bei Ihnen entschuldigen, wenn ich Ihnen sage, dass mir an Ihrem Urteil über meine «Philosophie der Freiheit» sehr viel gelegen ist. Ich suche auf monistischer Grundlage eine Weltanschauung, namentlich eine Ethik des Individualismus zu begründen und finde, dass diese in vollem Einklänge mit den Grundansichten ist, die ich in Ihren Schriften zu erkennen glaube.

Ich erlaube mir nur zu bemerken, dass ich ganz unabhängig von Nietzsche zu meinen Überzeugungen gekommen bin und dass ich dieselben schon 1887 in meinem Kommentar zu Goethes wissenschaftlichen Schriften (in Kürschners «Deutscher National-Literatur») angedeutet habe zu einer Zeit, als ich noch keine Zeile von Nietzsche gelesen hatte.

Sie würden mir, hochgeehrter Herr Professor, einen großen Dienst erweisen, wenn Sie die Güte hätten, sich irgendwo öffentlich über meine Schrift «Philosophie der Freiheit» auszusprechen. Doch bitte ich Sie darum, in dieser Bitte nicht den alleinigen Grund zu sehen, aus dem ich Ihnen mein Buch über-

senden ließ, sondern in der Schätzung, die ich Ihrem öffentlichen Wirken entgegenbringe, denselben zu suchen.

Mit besonderer Hochschätzung

Ihr ergebenster

Dr. Rudolf Steiner

364. EDUARD VON HARTMANN AN RUDOLF STEINER

GR[Oß-]LICHTERFELDE, 21. NOVEMBER 1893

Sehr geehrter Herr!

Ich habe nun Ihr Buch durchgelesen. Mit wie lebhaftem Interesse ich dies getan habe, mögen Sie daraus entnehmen, wie viel ich dabei notiert habe. Ich erlaube mir, Ihnen die Randnoten im Original zu übersenden mit der Bitte um gefällige Rücksendung. Die Abschrift würde zu lange aufgehoben haben. Diese Glossierung des Textes scheint mir an Lebhaftigkeit der mündlichen Besprechung am nächsten zu kommen, wenn sie auch wegen ihrer Formlosigkeit um Entschuldigung bitten muss.

Sie werden von mir kaum etwas anderes erwarten als die Angabe der Gründe, warum ich Ihren abweichenden Standpunkt bekämpfen muss. Wenn ich Ihnen irgendwie dienen kann, so ist es am besten durch eingehende Polemik. Manche Bemerkungen beziehen sich bloß auf Ihre Ausdrucksweise und können Ihnen vielleicht nützen bei einer späteren Überarbeitung oder stellenweiser Neubearbeitung verwandter Probleme. Die Darstellung und der Stil ist anziehend und gewandt, wie ich das von Ihnen gewohnt bin; es war aber zu konstatieren, dass Ihnen Ihre Darstellungsgabe auch hier bei diesen zum Teil recht abstrakten Dingen nicht versagt hat.

Ich bilde mir nicht ein, durch meine Bemerkungen Ihren einmal gewählten Standpunkt ändern zu können. Aber ich hoffe, Ihnen einerseits die Aporien desselben klargelegt und gezeigt zu haben, wo Sie Hand anlegen müssen, um ihn zu begründen und gegen Angriffe zu sichern, eventuell wo ein weiterer Ausbau desselben erforderlich ist» Andererseits hoffe ich, manche Missverständnisse aufgeklärt zu haben in betreff meines Standpunktes, so dass Sie in manchen Punkten die Differenz zwischen uns anders beurteilen dürften.

Mit den besten Grüßen verbleibe ich Ihr hochachtungsvoll ergebener E. v. Hartmann Es ist schade, dass Sie meine kritische Darstellung Humes und Fichtes nicht lesen können.

365. VINCENZ KNAUER AN RUDOLF STEINER

WIEN, 22. NOVEMBER 1893

Verehrtester Herr Doktor!

Eben von sehr vielseitigen Plackereien in Anspruch genommen, wollte ich die Lesung Ihrer freundlichst gesendeten höchst interessanten Abhandlung auf eine ruhigere Zeit aufsparen. Indessen fesselte mich beim beabsichtigten vorläufigen Durchblicken des «Vorspiels» bald der Inhalt so, dass ich es vom Anfang bis zu Ende las und nach meiner Gepflogenheit glossierte. Solche Glossen sind nur für mich, und sie sollen durchaus keine Kritik sein, daher ich auch beim Einschreiben derselben nicht im entferntesten daran dachte, sie Ihnen, verehrter Herr, zur Verfügung zu stellen. Wenn ich es nun dennoch wage, so geschieht es im Vertrauen auf Ihre gütige Nachsicht gegen etwaige Missverständnisse. «So oft man spricht, beginnt man schon zu irren», sagt einmal Goethe. Sobald man schreibt, wird der Irrtum oft nur größer, weil der Leser gewöhnlich das über ihn Geschriebene als Polemik auffasst. Von dieser ist in meinen Marginalien, nach meiner Absicht wenigstens, keine Spur. Ich wollte nur das von Ihnen Gesagte für mich zurechtlegen. Dass ich ein «hartgesottener» Altkantianer bin, wissen Herr Doktor, und darum sage ich mit dem alten Kant: «Sie müssen Geduld mit mir haben.» -

Sehr gern werde ich Ihrem Wunsche, ein Referat zu bringen, entsprechen. In der alten «Presse» aber wäre es ein Streich ins Wasser, und die «neue Freie» bringt solche Referate höchstens in der Sauregurkenzeit, wo alles in die Sommerfrischen eilt und wenig, am wenigsten solche Referate, liest, im Abendblatt. Es ist überhaupt mit dem Rezensieren ein Jammer und ich habe dasselbe schon hundertmal geschworen und unter die Rubrik «Motten der Zeit» gesetzt. Indessen will ich sehen, was sich da ausnahmsweise tun lässt; aber: «Sie müssen Geduld mit mir haben.» Jedenfalls halte ich es für das beste, wenn es mit der «Philosophie der Freiheit» unter einem geschieht. Zur Lesung dieser

komme ich aber vor Neujahr nicht. Es ist ganz unmöglich, und darum redet hier sogar mein kategorischer Imperativ umsonst.

Clara pacta, firmae amicitiae! und darum will ich nur noch ehrlich gestehen, dass ich in Bezug auf Kant mich so ziemlich mit aller Welt im Gegensatz und selbst im Widerspruch befinde. Ich bestehe nämlich darauf, dass man die «Kritik der reinen Vernunft» nicht als Kants Hauptwerk getrennt von den zwei andern Kritiken behandeln dürfe, dass man den ganzen Kant würdigen müsse, wie er selbst den Menschen als Ganzes, also nicht bloß als theoretisch denkendes, sondern als gleichzeitig wollendes und fühlendes Wesen behandelt hat. Man behandelt die Kritiken der praktischen Vernunft und der Urteilskraft immer als bloße Zubauten, wo nicht gar als leere Tändeleien, mit denen der Weise von Königsberg seine unschätzbare Zeit vertrödelt habe. Goethe und Schiller waren anderer Meinung. -

Mit ausgezeichnetener Hochachtung und dankbarst verpflichtet

Vincenz Knauer

366. AN JOHN HENRY MACKAY

WEIMAR, 5. DEZEMBER 1893

Hochgeschätzter Herr!

Mein Verleger Emil Felber in Berlin wird Ihnen im Laufe der letzten Tage mein eben erschienenenes Buch «Philosophie der Freiheit» übersendet haben. Ich habe mir erlaubt, Ihnen diese Schrift, in der ich die Weltanschauung des Individualismus in wissenschaftlicher Weise zu begründen versuche, vorzulegen. Meiner Meinung nach bildet der erste Teil meines Buches den philosophischen Unterbau für die Stirnersche Lebensauffassung. Was ich in der zweiten Hälfte der «Freiheitsphilosophie» als ethische Konsequenz meiner Voraussetzungen entwickle, ist, wie ich glaube, in vollkommener Übereinstimmung mit den Ausführungen des Buches «Der Einzige und sein Eigentum». Ich hoffe auch über das Verhältnis des Individuums zur Gesellschaft am Schlusse des Kapitels «Die Idee der Freiheit» etwas der modernen Naturwissenschaft wie der Stirnerschen Ansicht in gleichem Maße Entsprechendes gesagt zu haben. Auf Stirner ausdrücklich zu verweisen, hatte ich keine Veranlassung, da sich mein ethischer Individualismus mit Notwendigkeit aus meinen Prinzipien ergibt. Sollte ich das Glück haben, eine zweite Auflage meines Buches erscheinen lassen zu können, so möchte ich dann in einem neu hinzukommenden Schlusskapitel die Übereinstimmung meiner Ansichten mit den Stirnerschen ausführlich zeigen. Auch arbeite ich gegenwärtig an einer kleinen Arbeit über «Max Stirner und Eduard von Hartmann», in der ich die zwei entgegengesetzten Pole des modernen Denkens kritisch kennzeichnen will.

Ich erlaube mir, diesen Zeilen nur noch die Bemerkung anzufügen, dass es mir zur ganz besonderen Befriedigung gereichen würde, wenn Sie, hochgeehrter Herr, in der Lage wären, meinen Bestrebungen einiges Interesse abzugewinnen.

Ich gestehe, dass mir an einem Urteile von Ihnen sehr viel gelegen wäre.

Mit besonderer Hochachtung Ihr ergebenster

Dr. Rudolf Steiner

367. AN KURT EISNER

WEIMAR, 8. DEZEMBER 1893

Hochgeschätzter Herr!

Mein Verleger Emil Felber in Berlin wird Ihnen in diesen Tagen mein eben erschienenenes Buch «Philosophie der Freiheit» übersendet haben. Ich habe mir erlaubt, es Ihnen, verehrter Herr, vorlegen zu lassen.

Welches Interesse ich an Ihren literarischen Arbeiten nehme, mögen Sie aus meiner Besprechung Ihrer «Psychopathia spiritualis» vom 28. Januar d.J. entnehmen, die ich mir erlaube, diesem Briefe beizulegen. Diese Besprechung wird es Ihnen begreiflich erscheinen lassen, wenn ich Ihnen sage, dass mir an Ihrem Urteile über meine «Philosophie der Freiheit» sehr viel gelegen ist. Ich versuche den ethischen Individualismus wissenschaftlich zu begründen, und zwar ganz unabhängig von Nietzsche. Ich habe die Grundgedanken meiner Weltanschauung ausgesprochen, als ich noch kein Wort von Nietzsche gelesen hatte, nämlich 1886 in meiner «Erkenntnistheorie». Die Art der Begründung, die ich dem Individualismus gebe, beseitigt, wie ich glaube, die auch von Ihnen gerügten Einseitigkeiten desselben und lässt dadurch das Berechtigte dieser Lebensansicht um so mehr zur Geltung kommen.

Ich wäre Ihnen, hochverehrter Herr, sehr dankbar, wenn Sie an einem Ihnen geeignet erscheinenden Orte sich öffentlich über mein Buch aussprechen wollten. Doch betrachten Sie diese Bitte nicht als den einzigen Grund meiner Sendung, sondern sehen Sie denselben in dem Interesse, das ich an Ihrem öffentlichen Wirken habe.

In aufrichtiger Hochschätzung Ihr ergebenster Dr. Rudolf Steiner

368. AN PAULINE UND LADISLAUS SPECHT

WEIMAR, 9. DEZEMBER 1893

Hochgeschätzte gnädige Frau, verehrtester Herr Specht!

Lassen Sie bitte die gleichzeitig an Sie abgehende «Freiheitsphilosophie» für mich Fürsprecher sein wegen meines vielmonatlichen Nichtschreibens. Ich musste sozusagen jede Minute ausnutzen, wenn das Buch noch in diesem Jahre die Öffentlichkeit erblicken sollte. Sie sehen es den 242 Seiten kaum an, welche Summen von Vorarbeiten in ihnen stecken. Wie die Sache jetzt vorliegt, macht mir besonders die zweite Hälfte Freude. Wie die «Männer vom Fache» mit dem Buche verfahren werden, macht mir viele Sorge. Es scheint mir aber so viel von dem modernen Bewusstseinsinhalte in dem Dinge zu stecken, dass es mit dem sonst so beliebten Totschweigen vielleicht nicht gehen wird.

Mich würde es ganz besonders freuen, wenn Sie das Interesse, das Sie an meinen früheren Schriften genommen haben, auch dieser neuen abgewinnen könnten.

Dass ich mir Sie, hochgeschätzte gnädige Frau und verehrtester Herr Specht, in Erinnerung an unendliche Beweise freundschaftlichen Entgegenkommens am liebsten mit als Leser denke, werden Sie nicht bezweifeln. Mit ganz besonderer Befriedigung würde es mich erfüllen, wenn Sie mir einen Fortschritt in meinen Ideen zuerkennen wollten gegenüber meinen früheren Schriften. Philosophische Bücher haben immer ein doppeltes Gesicht. Sie sind erstlich ein Spiegel der wissenschaftlichen Denkweise ihrer Zeit, zweitens aber auch ein solcher der allgemeinen Bildung. In jedem anderen Fach hat man weniger Anlass, die allgemeinsten Zeitideen zu berühren als in der Philosophie. Deshalb kann eine Philosophie in demselben Sinne konservativ, sogar reaktionär sein wie eine Politik. Ich würde mich freuen, wenn Sie meiner Denkrichtung das Prädikat einer «eminent fortschrittlichen und freisinnigen» nicht versagen wollen.

Ich bin in dem Sinne fortschrittlicher Philosoph zu nennen, in dem Eduard von Hartmann konservativ genannt werden muss.

Nun aber vom Allgemeinen zum Individuellen. Wie geht es Ihnen allen? Was machen Otto, Arthur und Ernst? An Richard schreibe ich besonders und sende besonders die «Philosophie der Freiheit». Ich muss für meine Schreibfaulheit die verdiente und selbstverständliche Strafe erleiden, dass ich monatelang aus Ihrem mir so teuren Hause nichts erfahre, was mich sehr oft bitter quält. Ich bitte Sie nun, mich nicht weiter harren zu lassen und mir recht bald das von mir sehnlichst gewünschte Wissen um Ihrer aller Wohlergehen zuteilwerden zu lassen.

Ich bin nun über drei Jahre in Weimar, und in drei Sommern wurde mir so schlimm mitgespielt, dass ich auch nicht vierzehn Tage finden konnte, in denen ich, arbeitsfrei, Erholung gehabt hätte. Ich habe ja in diesen drei Jahren ein gutes Stück Arbeit getan, aber eine Erfrischung - wenn auch für wenige Tage - hätte mir doch gutgetan. Besonders diesen Sommer dachte ich bestimmt nach Unterach kommen zu können. Es hat auch diesmal nicht sein sollen! Dass ich aber im Laufe dieses Winters nach Wien komme, glaube ich unter allen Umständen. Wann? Das weiß ich aber nicht. Mitte Januar habe ich wieder hier einen Vortrag zu halten. Anerbietungen der gleichen Art von auswärts habe ich leider ablehnen müssen, weil ich nicht auf längere Zeit von hier weg kann. Meinen Frankfurter Vortrag - gehalten gelegentlich der Geburtstagsfeier Goethes - lege ich diesem Briefe bei. In Weimar will ich über das «Verbrechen vom psychologischen Standpunkt» sprechen. Ich hatte bezüglich dieses Vortrags die Freude, dass schon Anfang November, gleich nach der Ankündigung, der Saal (300 Personen) ausverkauft war. Ich hoffe aber noch eins. Das weiß aber hier fast noch niemand. Mit diesem Vortrag hoffe ich, auch in Jena anfangs oder Mitte Februar aufzutreten. Das wird mich meinem lang ersehnten Ziel ein gut Stück näherbringen. Der Vortrag, auf viele Studien gestützt, wird eine radikale Kritik der Lombrososchen Verbrechertheorie bringen.

Haben Sie die Schrift von Richard Hörn über den Kausalitätsbegriff im Strafrechte zu Gesicht bekommen? Ich nehme an, der Verfasser derselben ist Ihr Verwandter Dr. Richard Hörn. Ich erhalte eben eine Anzeige von dem Erscheinen der Schrift und vermute nach dem Titel, dass ich mich noch in diesem Monate - in Bezug auf mein Thema - damit werde zu befassen haben.

Zum Schlüsse nur noch die aufrichtige Versicherung, dass ich diesen Brief, wenn auch nach monatelangem Schweigen, doch mit der immer gleichen herzlichen Gesinnung schreibe, die ich nicht aufhören werde stets gegen Sie alle zu haben. Bitte, empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter und Schwester, deren Mann, und grüßen Sie Ihre Kinder und Hans herzlichst.

In treuer Dankbarkeit Ihr

Steiner

Sobald der Buchbinder die «Philosophie der Freiheit» entlässt, folgt sie. - Herr Emil Brüll hatte die Freundlichkeit, mir seine Vermählungsanzeige zu schicken. Ich kenne seine Adresse nicht und bitte Sie recht sehr, ihm meinen beigelegten Dank zu übergeben.

369. AN ROSA MAYREDER

WEIMAR, 14. DEZEMBER 1893

Geschätzteste gnädige Frau!

Lassen Sie bitte die mitfolgende «Philosophie der Freiheit» für mich Fürsprecherin sein, wenn ich Sie bitte, wegen meines abermals monatelangen Schweigens mich zu entschuldigen. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen mit dem Buche eine arge Enttäuschung ins Haus sende. Ich weiß nur, dass Sie mein liebster Kritiker sind und dass ich auf Ihr Urteil mit größter Spannung warte. Würde es sich herausstellen, dass wir in den Hauptpunkten übereinstimmen, dann müsste ich das bei der Bewertung meiner Arbeit ganz besonders in die Waagschale werfen. Ich gestehe Ihnen ganz offen, dass ich an vielen Stellen meines Buches mit dem Gedanken schrieb: Was werden Sie dazu sagen?

Sie wissen es vielleicht, dass ich keineswegs die Negation berufsmäßig betreibe. Dessen ungeachtet kommen an den verschiedensten - fast an allen - Stellen meines Buches Ansichten zutage, die dem gerade entgegengesetzt sind, was gegenwärtig Überzeugung der Menschen ist. Wenn man so allein steht, dann weiß man eine Gesinnungsähnlichkeit wie die mit der Ihrigen erst recht zu schätzen. Das Zusammenwirken aller Ihrer Seelenkräfte gibt eine Resultierende, die kennengelernt zu haben ich als einen der größten Glücksfälle meines Lebens betrachten muss.

Der erste Teil meines Buches enthält die Begründung einer radikalen Diesseitslehre und als Stütze derselben eine Widerlegung des größten Unsinns, der je in der Welt die Geister beherrscht hat: Der modern-physiologischen Lehre von der subjektiven Natur der Sinnesempfindung. Der zweite Teil begründet und entwickelt den ethischen Individualismus in dem Sinne einer Freiheitsanschauung und der Emanzipation des höheren Menschheitsbewusstseins von den Fesseln jeglicher Autorität.

Ich hoffe, dass Sie mit den Ausführungen auf Seite 225 und 226 über das Weib einverstanden sein werden. Was die Darstellungsart betrifft, so habe ich mich bemüht, mich selbst von jeder Art von Schule zu emanzipieren.

Nun aber zu Ihnen. Ich bin wegen Ihrer Arbeiten mit Professor Kürschner hart aneinandergeraten. Ich bin trostlos, dass Sie immer so vergebens warten. Überall klopfte ich an, jede Verbindung suche ich auszunutzen: Ich weiß fast schon keinen Rat mehr. Wie steht es mit den Aussichten in Wien, von denen Sie mir Mitteilung machten? Sie bestehen hartnäckig darauf, dass ich die fraglichen Arbeiten doch noch haben müsse. Frau Eunike hat mit einer wahrhaft rührenden Sorgfalt jedes Stück meiner Papiere durchspäht, jedes Buch um und um gekehrt. Was ich ganz sicher wusste, hat sich gezeigt, die Arbeiten sind nicht bei mir. Und Sie können sicher sein, sie können ganz unmöglich bei mir verlorengegangen sein. Ich habe bei meiner Abreise von Wien jedes Stück selbst in Händen gehabt. Sonst aber als in meiner Wohnung in Wien habe ich Ihre Arbeiten nirgends gehabt.

Ich bin noch nicht einmal dazu gekommen, Ihren verehrten Herrn Gemahl zu seiner Professur zu beglückwünschen. Ich tue es hiermit nachträglich und sende ihm zugleich die herzlichsten Grüße.

Was macht Zitter? Zugleich mit dem Ihrigen geht auch ein Exemplar der «Freiheitsphilosophie» an ihn ab (mit Brief). Ich bedaure es jeden Tag, dass ich solange nichts von Ihnen allen höre. Allein kaum ist jetzt die «Freiheitsphilosophie» fertig, da drängen Cottas mit Macht zur Schopenhauer-Ausgabe. Ich bin neugierig, was Sie zu meiner Einleitung zu Schopenhauers Werken sagen. Ich glaube trotz des immerhin ausgezeichneten Schopenhauer-Buches von Kuno Fischer noch Neues bringen zu können.

Wenn Sie mir eine besondere Freude machen wollen, dann, bitte, schreiben Sie mir recht bald. Ein Brief von Ihnen bedeutet

viel für mich. Sie können das wissen. Ich habe es Ihnen schon oft gesagt.

In immer gleicher Hochschätzung Ihr ergebenster Steiner

370. JOHN HENRY MACKAY AN RUDOLF STEINER

SAARBRÜCKEN, 20. DEZEMBER 1893

Sehr geehrter Herr!

Schon vor 3 Wochen habe ich mir, angezogen durch den Titel, Ihr Buch zu lesen vorgenommen. Nun habe ich Ihnen für seine Zusendung meinen besten Dank auszusprechen. Seien Sie überzeugt, dass ich Ihr Buch mit dem höchsten Interesse lesen werde.

Aber Sie müssen mir Zeit geben. Niedergedrückt durch einen großen Verlust an meinen Handschriften quälen mich Entwürfe zu neuen ästhetischen Arbeiten und es ist mir fast unmöglich, mich in einer solchen Zeit mit anderen Fragen mündlich zu beschäftigen.

Auch eine Besprechung in der «Freien Bühne» kann ich Ihnen nicht fest versprechen. Fräulein Reuter hätte Ihnen sagen sollen, dass ich seit Jahren nichts anderes als meine Bücher geschrieben habe.

Aber ich werde dafür sorgen, dass Ihr Buch in dieser Zeitschrift nur von kompetenter Seite aus besprochen wird. Senden Sie ein Exemplar an

George Schumm, 38 Thornton Street, Roxbury, Mass., U. S. A.

G. Schumm versteht mehr von Freiheit als alle anderen Deutschen zusammengenommen. Er war eine Zeitlang der Redakteur der deutschen Ausgabe von «Liberty» und wenn er sich entschließen sollte, über Ihr Buch zu schreiben, dürfen Sie sich glücklich schätzen.

Bis auf weiteres mit freundlicher Empfehlung

der Ihre John Henry Mackay

371. AN PAULINE SPECHT

WEIMAR, 24. DEZEMBER 1893

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Ich weiß nicht, welches Gesicht die vollberechtigten Weihnachtsgaben gemacht haben, als sie den ketzerischen Eindringling erblickten, der sich herausnimmt, gerade in den Festtagen anzukommen, in denen sie nach altehrwürdigem Brauch doch ganz allein berechtigt sind, die Tische einzunehmen. Hoffentlich rechtfertigt sich der Keckling damit, dass er an Geistigkeit nur einigermaßen sich vergleichen lässt mit dem köstlichen Getränke, das mir Ihre Freundschaft beschert hat und mit dem er sich auf dem Wege gekreuzt hat. Er wird dabei wohl neidisch auf die wunderschönen, zierlichen Gläschen geblickt haben, in dem niederdrückenden Bewusstsein, dass er sich nicht in solch anmutigen Gefäßchen darreichen lässt wie sein Namensvetter im materiellen Gebiet. Haben Sie meinen herzlichsten Dank für das schöne Geschenk, über das ich mich sehr gefreut habe. Die vielen Erinnerungszeichen an Ihre Güte und Freundschaft, die mein Blick fast überall trifft, wohin er sich im Zimmer auch wendet, sind eine Wohltat für den, der so gerne an die Zeiten denkt, die er im Kreise Ihrer Familie verleben durfte.

Im vorigen Jahre, um diese Zeit, war ich auf dem Wege nach Wien. Diesmal musste ich mir ein gleiches versagen. Ob es dem Schopenhauer so sehr darum zu tun ist, von mir eilig herausgegeben zu werden, weiß ich nicht. Die Cottasche Buchhandlung aber hat Eile. Daneben habe ich noch manches andere zu tun, wovon ich Ihnen ja schon erzählt habe.

Zu meinem Leidwesen muss ich aus Ihrem lieben Briefe ersehen, dass auch in diesem Winter Ihr Haus nicht ohne das lazarettartige Gepräge war, das Ihnen so vielmal die gleiche Zeit versauert hat. Dass wieder alles auf dem Wege der Besserung ist, ist tröstlich. Möge es auf diesem Wege nur ja flott weitergehen!

Richard wird wohl sehr erbost sein über mich. Er bekommt aber ganz gewiss ein Exemplar der «Freiheitsphilosophie». Ich habe mich auf den Schlingel von Verleger verlassen und glaubte, noch einige Exemplare - meine Freixemplare waren nur sehr wenige, und ich habe noch welche zu bekommen - längst zu erhalten. Und nun sitz' ich da, ohne Exemplar, und der Verleger schreibt mir, dass er momentan auch keins hat. Man kann als Autor leider nicht Miteigentümer seines Buches sein. Ich konnte mir nicht viele Freixemplare erringen.

Verzeihen Sie eines. Ich konnte, um der - für Sie noch größeren als für mich - Umständlichkeit[”] bei Postpaketsendungen zu entgehen, nur als Kreuzbandsendung expedieren und konnte in eine solche keine Widmung einschreiben. Ich hole es gerne nach, wenn ich nach Wien komme.

Sehr gefreut hat mich die Meldung von der guten Gesundheit Ihres Herrn Gemahl. Bitte sagen Sie ihm, dass es mich ganz besonders freuen würde, wenn er mir, falls es seine Zeit einmal erlaubt, auch ein paar Worte über mein Buch sagen wollte.

Teilen Sie mir bitte Ihr Urteil unverhohlen mit. Ich bin für den Tadel ebenso dankbar wie für das Lob. Sie werden mir eine wahre Freude machen, wenn Sie mir den Eindruck mitteilen, den das Buch auf Sie macht. Ich hätte so gerne auch Ignaz Brüll ein Exemplar verehrt, aber ich habe eben keines.

Ich strebe mit aller Macht danach, gegenüber dem deutschen Philisterstil auch in der Darstellung menschlich und individuell zu sein. Die Deutschen schreiben überhaupt keinen Stil. Das sehe ich jetzt am besten, wo ich die englischen Essayisten, namentlich Emerson, lese. Einen Satz, wie

Wenn das in Österreich ebenso wie hier ist.

Emerson in einem Essay über Goethe, bringt kein Deutscher zusammen, zum Beispiel: «I find a provision, in the constitution of the world, for the writer or secretary, who is to report the doings of the miraculous spirit of life that everywhere throbs

and works. His office is a reception of the facts into the mind, and then a selection of the eminent and characteristic experiences.» Wenn Sie sich ein wahres Vergnügen machen wollen, dann lesen Sie «Representative men» von R[alph] W[aldo] Emerson. Ich bin überzeugt, Sie werden die größte Befriedigung davon haben. Auch Richard wird entzückt davon sein.

Bitte empfehlen Sie mich allen Ihren Angehörigen. Über die Nachrichten, Otto betreffend, habe ich mich maßlos gefreut. Ich sage damit nicht zu viel. Und ich bin auch sehr gespannt, ihn wieder einmal zu sehen.

In spannender Erwartung Ihres Urteils über mein Buch

bin ich

Ihr unveränderlicher Steiner

372. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOLGER

Weimar, den 4. Januar 1894

Hochgeehrte Herren!

Verzeihen Sie, wenn die Einleitung und der Text von Schopenhauers Werken, die ich wiederholt versprochen, noch immer nicht in Ihren Händen ist. Ich bin aber nun so weit, dass ich in wenigen Tagen die Arbeit absenden werde. Sie können überzeugt sein, dass es diesmal nicht bei dem bloßen Versprechen bleiben wird. Unvorhergesehene Zwischenfälle haben die Fertigstellung so lange verzögert. Jean Paul wird dann bestimmt noch im Februar nachfolgen.

In besonderer Hochachtung Ihr ergebener

Dr. Rudolf Steiner

373. PAULINE SPECHT AN RUDOLF STEINER

WIEN, 5. JANUAR 1894

Mein lieber und verehrter Freund!

Was denken Sie wohl von mir, dass ich so lange nicht geschrieben und Ihnen für Ihr Buch bis heute nicht gedankt habe? Aber die schändliche Influenza ist an allem Bösen schuld. Ich kann gar nicht wieder mit mir zurechtkommen und ich wollte doch Ihr Buch gelesen haben, bevor ich Ihnen schrieb und wollte dies nicht in einem Zustande tun, in dem ich kaum ein halber Mensch war. Nun bin ich ja wieder so weit, um mein Dasein mit erträglicher Würde tragen zu können. Ich habe Ihr mir ganz vortrefflich scheinendes Buch mit der größten Befriedigung, gegen sein Ende hin mit wirklicher Begeisterung gelesen. Es wäre mehr als töricht von mir, irgendein Urteil abzugeben, aber von dem Eindrucke, den das Werk auf mich gemacht, darf ich wohl reden. Ich weiß nicht, ob Sie sich noch so mancher Unterredung erinnern, die gerade die individuelle Freiheitsidee zum Gegenstande hatte. Sie hatten einmal, durch die Bestreitung dieser meiner innerlichen Freiheit, mir eine schlechte Nacht bereitet, über die Sie sich dann am hellen Morgen, als ich Sie deren anklagte, recht von Herzen freuten. Meine Bedürfnisse nach Freiheit sind dieselben geblieben und nun können Sie sich denken, was mir Ihr Buch bedeutete! Dieses mit so vieler Klarheit, unbedingter Folgerichtigkeit, in einfacher, durchsichtiger Form uns zu dem ersehnten Ziele führende Buch ist für mich ein Geschenk von so großem Wert, dass ich den Dank dafür schwer in Worte kleiden kann. Ich kann Ihnen nur sagen, Sie haben mir viel gegeben und ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür!

Richard, der infolge der Influenza an einem neuralgischen Gesichtsschmerz leidet, liest jetzt Ihr Buch und wird Ihnen, sobald er es beendet, schreiben. Mein Mann, der Sie herzlichst grüßt, hat noch nicht die nötige Muße gefunden, um dasselbe zu lesen, hofft aber bald die nötige Ruhe dazu zu finden.

Wann kommen Sie zu uns? Wie gerne würde ich Sie wieder, wenn auch nur für eine kurze Zeit, bei mir haben, Ihnen die Hände drücken, Ihnen in die Augen sehen, um zu wissen, was von unsern alten Beziehungen übrig geblieben. Ihr Buch hat Sie mir wieder so ganz nahe gebracht, und wenn ich auch einen weit fortgeschrittenen, so habe ich doch auch wieder meinen alten Steiner gefunden und mich mit ihm so recht von ganzem Herzen gefreut.

Schreiben Sie mir doch in absehbarer Zeit, seien Sie in herzlichster und freundschaftlichster Weise begrüßt. Ebenso grüßt Sie die ganze Familie.

Ich bleibe wie immer Ihre alte Freundin

Pauline Specht

374. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOLGER

WEIMAR, 30. JANUAR 1894

Hochgeehrte Herren!

Um den Druck der Schopenhauer-Ausgabe nicht zu verzögern, sende ich die drei ersten Bände Text voraus. Die Einleitung und der Rest des Textes folgen in drei bis vier Tagen bestimmt nach.

Trotz der Sorgfalt, die Grisebach auf die Reclamsche Ausgabe verwendet hat, glaube ich doch, dass der von mir gelieferte Text wesentliche Verbesserungen enthält. Ich habe alles getan, was nach dem vorhandenen Materiale möglich ist. Der von mir an Sie abgehende Text ist vollständig druckfertig. Ich möchte Sie aber sehr bitten, mir die Korrekturbogen auch des Textes zugehen zu lassen, die jedes Mal umgehend zurückgesandt werden. Ich bitte Sie, mir über diesen letzteren Umstand baldmöglichst Auskunft zugehen zu lassen, da es mir wichtig scheint, die Korrektur mitzulesen.

Ferner bitte ich um gütige Beantwortung folgender Fragen:

1. Wünschen Sie am Ende jedes Bandes eine Textrevision oder am Ende der ganzen Ausgabe, oder soll eine solche ganz wegbleiben?*
2. Soll ich am Ende meiner Einleitung eine Rechtfertigung der Anordnung der Schriften geben oder an der Spitze der Textrevision am Schlüsse des Textes? Ich wäre Ihnen sehr verbunden für eine Beantwortung dieser Frage vor dem Einsenden meiner Einleitung.
3. Könnte man nicht auf dem Titelblatte jedes Bandes anmerken, welche Stelle der betreffende Band unserer Ausgabe in der von Frauenstädt herausgegebenen Original-Ausgabe einnimmt?

RUDOLF STEINER

Briefe

In Erwartung ihrer freundlichen Zeilen und mit der bestimmten Zusage, dass alles noch Fehlende zu dem oben angegebenen Zeitpunkt abgeht, bin ich

mit besonderer Hochachtung Ihr ergebenster

Dr. Rudolf Steiner

Im Falle die Textrevision wegbleibt, müsste die Einleitung etwas über Textbehandlung (wenn auch nur ein paar Worte) enthalten.

375. AN DIE J.G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOLGER [TELEGRAMM]

WEIMAR, 3. MÄRZ 1894

Schopenhauer Einleitung und Textschluss geht morgen, spätestens Montag ab.

Dr. Steiner

376. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOL-
GER[TELEGRAMM]

WEIMAR, 19. MÄRZ 1894

Unvorhergesehene Hindernisse. Manuskriptabsendung verzögert. Unwiderruflich übermorgen früh abgehend.

Dr. Steiner

377. AN PAULINE SPECHT

WEIMAR, 21. MÄRZ 1894

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Stets habe ich geglaubt, dass ich doch noch einmal ein ganz artiger Briefschreiber werden könnte. Ich selbst hoffe es auch noch heute. Aber ich fürchte, dass ich mit diesem Glauben allein dastehe. Ihnen habe ich wieder einen Beweis von Schreibfaulheit gegeben. Der 23. März soll aber nicht vorübergehen, ohne dass von Weimar aus die herzlichsten Geburtstagsgrüße an Sie abgehen. Dass ich diese mit denselben Empfindungen sende, wie ich sie darbrachte, als ich noch dergleichen Tage in Ihrem Hause miterleben durfte, wissen Sie.

Besonderen Dank muss ich Ihnen für Ihren letzten Brief, den Sie mir nach Erhalt meiner «Freiheitsphilosophie» schrieben, sagen. Ich war so froh über Ihr Urteil und über die Schilderung des Eindrucks, den dieses Buch auf Sie gemacht hat. Denn bei diesem Buche kommt es nicht nur darauf an, dass es einiges Neue dem Inhalte der Wissenschaft einverleibt, sondern vor allen Dingen darauf, dass Gemüter, die modern empfinden und fühlen, für dieses ihr Empfinden und Fühlen das entsprechende begriffliche Spiegelbild wiederfinden, das sie ja doch suchen müssen. Dem Verständnis meiner Bestrebungen steht natürlich manches im Wege. Die Gelehrten, auf die man in erster Linie rechnen müsste, sind heute durch ein ins Nichts gehendes Detailstudium dümmer als je. Alles Selbstdenken wird vermieden und die wertlosesten Gedanken längst begrabener Knöpfe werden sorgfältig herausgegeben. Die offizielle Anerkennung von sehen der maßgebenden Kreise wird gegenwärtig dem Wissenschaftler um so mehr zuteil, je weniger Gedanken er hat. Hat man früher auf die Kirche schwören müssen, so muss man jetzt durch Nichtdenken seine Gediegenheit dokumentieren, denn in irgendeiner Form wird es immer gelten: «Geist ist Teufel.» In diesen Tagen kam mir eine Weimarerische Regierungsverordnung

aus dem Jahre 1737, die aber heute offiziell noch nicht aufgehoben ist, zu Gesichte: «Das Rasonieren der Untertanen wird hierdurch bei halbjähriger oder längerer Zuchthausstrafe verboten, maßen das Regiment von uns und nicht von Bauern abhängt und wir keine <Rasonärs> zu Untertanen haben wollen.» Ganz in der gleichen Weise werden auch die «Rasonärs» in der Wissenschaft behandelt. Die Schulhäupter mögen sie nicht.

Wollen Sie mir eine rechte Freude machen, so schreiben Sie mir baldigst etwas über Ihr Haus und Ihre Kinder. Es ist ja wieder einmal Semesterabschluß gewesen. Ihre letzten Mitteilungen über Otto haben mich ganz außerordentlich gefreut. Hoffentlich erhalten dieselben eine Fortsetzung, die nicht minder gut ist.

Am 17. Februar war in Jena eine herrliche Feier zu Haeckels 60. Geburtstag. Bemerkenswert ist gewesen, dass ich Nicht-Weimarer der einzige Weimarer unter den Anwesenden war. Solche Tage lassen aber doch bleibende Erinnerungen fürs Leben zurück, und ich bin froh, bei diesem schönen Feste der monistischen Naturwissenschaft anwesend gewesen zu sein. Hoffentlich erfreut sich die spätere Schwester, die monistische Philosophie, bald der Möglichkeit, in gemeinsamem Kampfe mit der früheren Seit an Seit die volksverdummenden religiösen Vorurteile besiegen zu können. Es war eine wahre Freude, zu sehen, wie Haeckel, trotzdem er an diesem Tage nur versöhnliche Worte sprechen wollte, doch immer wieder durchleuchten ließ, wie hasserfüllt sein Herz gegen Zelotismus jeder Art ist. Ich rechne mit meinen eigenen Bestrebungen sehr auf Haeckel.

Zu einem Vortrage in Jena kam es vor Ostern nicht mehr. In Weimar sprach ich Ende Januar vor großem Publikum allerdings so, dass man mir, bevor ich nach Jena zur Haeckelfeier ging, bedeutete, nur ja keine aufrührerischen Worte als Toast anzubringen, denn das «Goethe- und Schiller Archiv» wäre nicht in der Lage, sich mit meiner Überzeugung einverstanden zu erklären.

Bitte empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter, Ihrem lieben Gemahl, Ihrer Frau Schwester und grüßen Sie herzlichst die Kinder.

In immer gleich dankbarer Gesinnung

Ihr Steiner

378. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 5. APRIL 1894

Hochgeehrte Herren!

Endlich bin ich in der Lage, Ihnen das Manuskript der Einleitung zu Schopenhauers Werken übersenden zu können. Verzeihen Sie das schlechte äußere Aussehen, aber ich konnte die Sache nicht abschreiben lassen, ohne neuerliche Verzögerung herbeizuführen. Ich hoffe, dass die Länge dieser Einleitung den ihr von Ihnen zubemessenen Raum nicht überschreitet.

Die Druckvorlagen zu den letzten Bänden liefere ich bestimmt in zwei bis drei Tagen nach.

In der Hoffnung, dass nun der Druck des ersten Bandes beginnen kann und nochmals um Entschuldigung bittend wegen des langen Ausbleibens des Manuskriptes, bin ich

mit besonderer Hochachtung Ihr ergebenster

Dr. Rudolf Steiner

379. ROSA MAYREDER AN RUDOLF STEINER

WIEN, 5. APRIL 1894

Lieber Freund!

Allzu lange, scheint mir, habe ich gezögert, Ihnen meine Gedanken über Ihr Buch mitzuteilen. Der Grund dieser Saumseligkeit aber ist ein rein äußerlicher. Ich war während des letzten Vierteljahres durch Pflichten, die ich mir unbedachter Weise aufgeladen habe - aber durchaus keine Familienpflichten -, und durch eine Reihe von Erlebnissen nicht immer angenehmer Art so sehr in Anspruch genommen und der geistigen Sammlung beraubt, dass ich nicht früher dazu gelangen konnte, einen einheitlichen Eindruck von Ihrem Werke zu gewinnen. Denn dieses Werk setzt vor allem geistige Sammlung voraus, und zwar wegen der lapidaren Kürze der Ausdrucksweise und der Darstellung. Es ist eigentlich eine Quintessenz; jedes Wort ist unerlässlich, jeder Satz ein wichtiges Konstruktionsglied des ganzen Gebäudes. Diese kompendiöse Knappheit macht das Buch, das, meinem Ermessen nach, an Klarheit und Schärfe des Gedankens in der ganzen philosophischen Literatur nicht seinesgleichen hat, zu einer schwierigen Lektüre, obwohl es gerade vermöge jener Klarheit, vermöge der spielenden Leichtigkeit, mit welcher Sie die verwickeltesten Probleme des Denkens in durchsichtige Gewebe auflösen, eine leichtverständliche ist. Diese Methode Ihres Denkens bereitet mir beim Lesen einen so großen Genuss, dass ich wünschte, Sie wären ausführlicher. Ja für mich könnten Sie gar nicht ausführlich genug sein. Das mag wohl in erster Linie daher kommen, dass ich auf dem Gebiete der Philosophie ein dürftig unterrichteter Laie bin, dem erst durch Sie alles Dunkle hell und alles Verworrene klar gemacht wird. Deshalb kann ich mir nicht eigentlich ein Urteil über Ihre Philosophie anmaßen. Im zweiten Teile Ihres Werkes, in dem Sie zu praktischen Resultaten kommen, ich meine, zu Resultaten, die sich auf unser Handeln beziehen, habe ich alles Große und Be-

deutende verwirklicht gefunden, das ich von Ihrem Geist erwartete. Sie wissen, ich bin geneigt, Ihre Auffassung des Menschen und seiner Freiheit nicht für etwas unbedingt Neues zu halten - aber gerade darin liegt für mich ihre hohe Bedeutsamkeit. Denn es scheint mir, dass Sie dasjenige, was der Geist des Menschen jahrtausendlang in geheimnisvollen, phantastischen, abstrusen Bildern und Zeremonien auszudrücken strebte, zum ersten Mal in das Gebiet der Vernunft erhoben und ihm eine klare, begriffliche Formulierung verliehen haben. Und ich betrachte Ihren Geist als die Frucht einer langen Entwicklungsreihe und Ihr philosophisches System als das endliche Gelingen eines oftmals und in den mannigfaltigsten Formen angestellten Versuches. Aber ich glaube fast, Ihr Werk wird erst eine allgemeinere Wirkung üben, wenn Sie aus jedem Kapitel desselben ein ganzes Buch machen.

Ist denn durchaus keine Aussicht vorhanden, dass ich persönlich mit Ihnen darüber reden könnte? Ich wäre auch herzlich begierig, über Ihre gegenwärtigen Pläne und Beschäftigungen etwas zu hören. In meinem Leben hat sich während des letzten Jahres viel verändert, nicht aber die unveränderliche Freundschaft

Ihrer ergebenen Rosa Mayreder

380. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOLGER

WEIMAR, 8. APRIL 1894

Hochgeehrte Herren!

In einem Ihrer letzten Briefe haben Sie die Güte gehabt, auf eine Anfrage von mir zu erwidern, dass Sie keine textkritischen oder bibliographischen Angaben zu den einzelnen Bänden der Schopenhauer-Ausgabe wünschen. Ich habe mich daher entschlossen, einige Bemerkungen, die Anordnung und Textbehandlung betreffend, zur Einleitung hinzuzufügen, und erlaube mir, dieselben hier zu übersenden. Ich bin der Meinung, dass dieselben unmittelbar nach der Einleitung, als zu derselben gehörig, gedruckt werden sollten. Ohne diese wenigen Angaben kann gegenwärtig nicht gut eine Ausgabe gedruckt werden.

Mit besonderer Hochachtung Ihr ergebenster

Dr. Rudolf Steiner

P.S. Meiner Meinung nach muss die Bezeichnung: 1. Band auf dem Titelblatt stehenbleiben. «Die Welt als Wille und Vorstellung» zerfällt für sich in zwei Bände, die bei uns Band 2 bis 6 füllen. Es würde schwer werden, auf dem Titelblatt von Band 4, 5, 6 (2. Band der «Welt als Wille und Vorstellung») den Inhalt anzugeben, wenn wir hier die Bezeichnung: 1. Band weglassen wollten. Sollten Sie aber diesen meinen Vorschlag durchaus nicht billigen, so wäre ich dafür, folgendes zu setzen:

Inhalt: Die Welt als Wille und Vorstellung I. 1. und 2. Buch

oder:

Inhalt: Die Welt als Wille und Vorstellung A. 1. und 2. Buch.

381. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 29. APRIL 1894

Hochgeehrte Herren!

Bogen 2 geht noch heute ab; ebenso Bogen 4, alles übrige bis Bogen 10 morgen. Den Text habe ich noch einmal mit den Originalausgaben sorgfältig verglichen. Der Text von Band 4 bis 12 folgt auch morgen; sollte es mir dann noch nicht möglich sein, alles zu senden, so gehen Band 4 bis 7 voraus, und das übrige folgt in wenigen Tagen nach.

In vorzüglicher Hochachtung Dr. Rudolf Steiner

382. AN MILA UND OTTO BOCK

WEIMAR, 7. MAI 1894

Verehrteste gnädige Frau und verehrtester Herr Bock!

Vor allen Dingen meinen aufrichtigsten Dank für die lebenswürdige Einladung zur Hochzeit des Fräulein Winka. Wenn ich erst heute Ihnen Antwort sage, so schreiben Sie es bitte einzig dem Umstände zu, dass ich es doch noch möglich machen wollte, wenigstens an einem Teile der Feier teilzunehmen, bei der ich so gerne gewesen wäre. Leider aber fällt die Hochzeit mit dem Tage zusammen, der für uns Weimarische Goetheleute der angestrengteste des ganzen Jahres ist, mit dem Vortage des Goethefestes. Erst jetzt ist es mir klar geworden, dass ich an diesem Tage über keine Stunde frei verfügen kann. Eine Anmeldung, die besonders mich angeht, ist noch dazu eingetroffen. Ich kann bei bestem Willen mir das Vergnügen nicht bereiten, an Ihrem schönen Feste teilzunehmen. Ich bedaure das unendlich und hoffe, dass Sie dem Fernbleibenden nicht anrechnen werden, was er durch das zufällige Zusammentreffen zweier Ereignisse zu tun gezwungen ist.

In immer gleicher Freundschaft

Ihr Dr. Rudolf Steiner

383. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 10. MAI 1894

Hochgeehrte Herren!

Ich möchte Sie doch bitten, mir, wenn irgend möglich, doch auch Revisionen zu Schopenhauer zu senden. Insbesondere rechne ich darauf, dass Sie die Güte haben werden, mir Bogen 2 des 1. Bandes, der die zweite Hälfte meiner Einleitung enthält, noch in Revision zu senden. In Zukunft können Sie bestimmt auf eine schnellere Erledigung der Bogen rechnen, da ich in wenigen Tagen nicht mehr so mit Arbeit überlastet sein werde wie bisher.

Mit vorzüglicher Hochachtung Dr. Rudolf Steiner

384. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE

WEIMAR, 28. MAI 1894

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Vor allen anderen Dingen erlaube ich mir, Ihnen meinen innigsten Dank auszudrücken für die herrlichen Stunden am Sonnabend. Durch Ihre Güte ist mir ein Wunsch, den ich seit langer Zeit gehabt habe, erfüllt worden: einen Blick in die Papiere des unvergleichlichen Mannes zu tun. Auch Ihrer Frau Mutter gestatte ich mir herzlichst zu danken für den gütigen Empfang. Ich habe für Sie, gnädige Frau, vorläufig einen Platz zur Aufführung des «Falstaff» bestellt, die am 5. Juni stattfindet. Für 31. Mai ist «Hänsel und Gretel», für 1. Juni, «Guntram», für 3. Juni ein Konzert angesetzt. Ein vollständiges Programm der gelegentlich der Tonkünstler-Versammlung stattfindenden Aufführungen konnte ich bis zur Stunde nicht aufreiben. Sobald ich es bekomme, sende ich es. Ich bitte Sie, mir recht bald Nachricht zu geben, ob ich für Sie auch noch zu den anderen Theateraufführungen und zum Konzert Plätze bestellen soll. Die Billetts sollen nämlich bis 29. abends bestellt

werden.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster Dr. Rudolf Steiner

385. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE

WEIMAR, 28. MAI 1894

Anbei das versprochene Programm, das vorläufig nur in Form dieses Zeitungsausschnittes zu haben ist. Zu meinem Briefe von heute Morgen muss ich berichtend noch hinzufügen, dass die Aufführung des «Falstaff» am 6. Juni, nicht, wie ich geschrieben zu haben glaube, am 5. stattfindet.

In vorzüglicher Hochachtung Rudolf Steiner

386. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 28. MAI 1894

Hochgeehrte Herren!

Hierdurch bitte ich um Entschuldigung wegen der Verspätung des 5. Bogens, der hoffentlich nun längst in Ihren Händen ist. Ich sandte denselben Freitag sofort nach Erhalt Ihres Telegramms ab. Ich war der Meinung, dass derselbe längst abgegangen wäre. Heute gehen Bogen i bis 4 des 2. Bandes Schopenhauer ab; morgen die übrigen in meinen Händen befindlichen Korrekturbogen. Das Manuskript zu den folgenden Bänden geht ganz bestimmt übermorgen oder Donnerstag ab.

Mit besonderer Hochachtung, Dr. Rudolf Steiner

387. ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE AN RUDOLF STEINER

NAUMBURG AN DER SAALE, 28. MAI 1894

Sehr geehrter Herr Doktor!

Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Benachrichtigungen! Herr Dr. Koegel wird Ihnen wohl schon geschrieben haben, dass ich zu Verdi kommen will, um die von meinem Bruder so geliebte «südliche Musik» zu hören.

Sie schicken ein Programm mit allerhand schönen und verführerischen Dingen, aber ich darf Musik nur in bescheidenen Dosen zu mir nehmen. Ich habe in den letzten fünf Jahren so unbeschreibliches Herzeleid durchlebt, ich habe mich so mit allen Kräften wehren müssen, um nicht unter dem Schweren zu erliegen; nur in der Arbeit, erst für das Werk meines Mannes und jetzt für meinen Bruder, gelang es mir zu Selbstbeherrschung und heiterer Festigkeit durchzudringen und die Tür hinter all dem Schweren und Furchtbaren zu schließen----wenn ich aber zuviel Musik höre, so vergisst sich der Wächter: es tut sich unbemerkt die Türe auf und plötzlich steht all der Jammer der Vergangenheit, all der herzzerreißende Schmerz der Gegenwart vor mir! Das übernimmt mich und Sie wissen, mein Bruder und ich, wir hassen die schwermutsvolle Attitüde, den tränenreichen Schmerz, wenigstens an uns - selbst wenn er nicht Attitüde, sondern Wahrheit ist.

Bitte grüßen Sie all die lieben Besucher vom Sonnabend! Der Besuch war mir eine außerordentliche Freude, gewissermaßen die gute Zensur nach einem arbeitsreichen Jahr. Sie machen sich keine Vorstellung, welche Mühe es mich gekostet hat, ehe ich all die Manuskripte meines Bruders glücklich beieinander hatte. Welche Genugtuung nun für mich, diese so schön geordnet, gesichtet in den Schränken zu sehen und dabei den Glauben wachsen zu fühlen, dass wir wohl so ziemlich mit unserem

Scharfsinn alles Auffindbare aufgestöbert haben. Indessen muss ich doch gestehen, dass ich noch von Einigem weiß, dass es existiert; nur muss ich es den Betreffenden bei einer recht passenden Gelegenheit herausholen.

Mit bestem Dank für Ihre gütige Besorgung und herzlichen Grüßen

Elisabeth Förster-Nietzsche

388. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 27. JUNI 1894

Hochgeehrte Herren!

Anbei den 4. Band des Schopenhauer. Da sich im 5. Band noch eine kleine Schwierigkeit ergeben hat, muss ich das folgende Manuskript morgen nachsenden. Revisionen des 2. Bandes gehen noch heute ab.

Mit vorzüglicher Hochachtung Rudolf Steiner

389. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOLGER

WEIMAR, 28. JUNI 1894

Hochgeehrte Herren!

Damit keine Verwirrung entstehe, ist es allerdings gut, wenn wir statt «Band 2 der <Welt als Wille und Vorstellung[^] (bezugnehmend auf Ihre gütige Notiz auf Seite 115, Bogen 8 der Revision unseres 2. Bandes) auf das entsprechende Buch des «Ergänzungsbandes», (der «Welt als Wille und Vorstellung») verweisen. Ich wähle den Ausdruck Kapitel 7 (etc.) des i. (etc.) Buches der Ergänzungen, weil Schopenhauer selbst Seite 66 (unseres 2. Bandes) die entsprechenden Verweise in derselben Art zu bezeichnen begonnen hat. Bei Bogen 7 und 8, die eben abgehen, habe ich dies durchgeführt. Da aber ähnliche Verweise auch schon auf Bogen 5 und 6 vorkommen (auf vorhergehenden Bogen nicht) sende ich Ihnen die Seiten, auf denen die Verweise zu verändern wären (vier Blätter, die zu ändernden Verweise rot angestrichen), mit der Bitte, sie mir mit einer der nächsten Korrektursendungen gütigst zurücksenden zu wollen.

In vollkommener Hochachtung Rudolf Steiner

390. AN DIE J. G. COTTASCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 3. JULI 1894

Hochgeehrte Herren!

Anbei den letzten Bogen Revision des 2. Schopenhauerbandes,
der hoffentlich noch rechtzeitig kommt. Es steht ein böser
Druckfehler auf S. 208. Korrekturen von Band 3 folgen von
morgen ab schnellstens nach.

Mit besonderer Hochachtung Rudolf Steiner

RUDOLF STEINER

Briefe

391. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOL-
GER[TELEGRAMM]

WEIMAR, 23. JULI 1894

Korrekturen zum dritten Schopenhauerband [folgen] heute und
morgen vollständig.

Steiner

392. AN DIE J. G. COTTA SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 23. JULI 1894

Sehr geehrte Herren!

Beiliegend die ersten Bogen der Korrektur zum 3. Bande. Ich hoffe, Ihnen, gemäß meinem heutigen Telegramme, schon morgen die ganze Korrektur des Bandes vollständig senden zu können. Wenn nicht morgen, so ganz gewiss übermorgen. Jedenfalls bitte ich, wenn es nicht durchaus unmöglich sein sollte, auch von den folgenden Bänden mir Revision zu senden. Manuskript zu Band 5 bis 7 geht morgen ab.

In besonderer Hochachtung, Rudolf Steiner

393. AN DIE J.G. COTTA SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 27. JULI 1894

Sehr geehrte Herren!

Mitfolgend Band 5 der Schopenhauerschen Werke. Die folgen-
den Bände sollen schneller besorgt werden als die vorhergehen-
den.

Zu Band 3 gehörige weitere Korrekturen besorge ich noch heu-
te.

In vollkommener Hochachtung, Dr. Rudolf Steiner

394. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOL-
GER [TELEGRAMM]

WEIMAR, 16. AUGUST 1894

Bitte wenn irgend möglich doch ja nicht ohne Revision drucken. Ich sende den Rest der Korrektur heute, die Revision soweit ich sie habe unter allen Umständen morgen früh, wenn nicht noch heute ab.

Steiner

395. AN DIE J.G. COTTASCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 16. AUGUST 1894

Sehr geehrte Herren!

Anliegend die letzten Korrekturbogen des 3. Schopenhauerbandes. Gleichzeitig möchte ich meine in meinem Telegramm ausgesprochene Bitte wiederholen: wenn irgend möglich, doch mit dem Druck bis zum Einlangen der Revisionsbogen warten zu wollen. Die bei mir liegenden Revisionsbogen gehen sämtlich morgen früh ab.

In voller Hochachtung Ihr

Rudolf Steiner

396. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 11. SEPTEMBER 1894

Hochgeehrte Herren!

Mitfolgend übersende ich das Manuskript des 6. Schopenhauer-
bandes. Ich will mich wirklich bemühen, die ganze Sache jetzt
in schnelleren Fluss zu bringen. Eine größere Anzahl Korrek-
turbogen geht noch heute ab.

In besonderer Hochachtung Rudolf Steiner

397. AN DIE J- G- COTTA SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOLGER

WEIMAR, 24. SEPTEMBER 1894

Hochgeehrte Herren!

Auf Ihr geehrtes Schreiben vom 13. September erlaube ich mir, folgendes zu antworten. Es ist wohl kaum möglich, von den «Ergänzungen zur Welt als Wille und Vorstellung» irgendetwas wegzulassen. Es ist aber auch keineswegs notwendig. Ich habe die Sache noch einmal genau überlegt. Wir kommen mit zwölf Bänden ganz gut aus, auch wenn die Bände 7 bis 12 den durchschnittlichen Umfang von 18 Bogen nicht überschreiten. Dass aber dieser Umfang beim 5. Bande um sehr vieles überschritten würde, wenn wir «Die beiden Grundprobleme der Ethik» noch im 6. Bande unterbringen wollten, hat mich eben veranlasst, teilweise von dem ursprünglichen Plane abzugehen. Es wird dann der 7. Band «Die beiden Grundprobleme der Ethik» umfassen; Band 8 bis 11 (vier Bände) die «Parerga und Paralipomena» und Band 12 die Schrift über «Das Sehen und die Farben» und die wenigen Kleinigkeiten, die noch in die Gesamtausgabe kommen müssen. Ich lege Ihnen eine Berechnung des Umfanges der Bände 7 bis 12 bei und beziehe mich darinnen auf die Seitenzahlen der Grisebachschen Ausgabe, die ja unsere Druckvorlage ist. Sie werden daraus ersehen, dass für diesen Plan der durchschnittliche Umfang eines Bandes ca. 18 Bogen ist.

Ist das nicht zulässig, dann schlage ich vor, dass die lateinische Übersetzung des «Sehen und Farben» wegbleibe. Dadurch ersparen wir 3V3 Bogen. In diesem Falle würde ein Teil der «Parerga und Paralipomena» in den 12. Band kommen. Doch möchte ich Sie bitten, wenn irgend möglich, von dieser Auslassung abzusehen, da in der «Einleitung» davon gesprochen wird, dass die lateinische Übersetzung der Schrift über «Das Sehen und die Farben» in unsere Gesamtausgabe aufgenommen wird.

RUDOLF STEINER

Briefe

In Erwartung Ihrer freundlichen Entscheidung
bin ich Ihr ergebenster Rudolf Steiner

398. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOL-
GER [TELEGRAMM]

WEIMAR, 3. OKTOBER 1894

Da ich auf meinen Brief wegen Einteilung von Schopenhauer
ohne Antwort, bin ich in Sorge, ob Sie ihn erhalten und bitte
[um] Nachricht. Korrekturen gehen jetzt rasch ab. Steiner

RUDOLF STEINER

Briefe

399. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOL-
GER [TELEGRAMM]

WEIMAR, 23. OKTOBER 1894

Sämtliche bei mir befindliche Revisionen und Korrekturen zu
Band 4 Schopenhauer gehen heute ab. Bitte wo möglich auf Ein-
treffen warten. Steiner

400. AN EDUARD VON HARTMANN

WEIMAR, 1. NOVEMBER 1894

Hochgeschätzter Herr Doktor!

Vor allen Dingen bitte ich viele Male um Entschuldigung, wenn ich bis heute, also über alles Maß lange, mit dem Zurücksenden der «Philosophie der Freiheit» gezögert habe. Ich habe in diesem Jahre unter fortwährendem Drängen der Verlagsbuchhandlung den größten Teil der Schopenhauer-Ausgabe für die «Cottasche Bibliothek der Weltliteratur» fertiggestellt und auch bereits zu vier Bänden die Korrekturen gelesen. Das alles neben meinen Arbeiten für die Weimarische und die Kürschnersche Goethe-Ausgabe. Das alles ist mühevoll und zeitraubend.

Für die eingehende Berücksichtigung meines Buches bin ich Ihnen vielen Dank schuldig. Ihre Einwürfe haben mich im höchsten Maße gefördert. Sie dürfen mir es glauben, hochgeschätzter Herr Doktor, dass es mir schmerzliche Stunden bereitet hat und immerfort bereitet, in den erkenntnistheoretischen Grundfragen von Ihren Anschauungen abweichen zu müssen. Ich kann mich aber von der Richtigkeit der für den transzendentalen Realismus vorgebrachten Gründe nicht überzeugen. Ich glaube nämlich, auf Seite 115 bis 121 meiner «Philosophie der Freiheit» gezeigt zu haben, wie der transzendente Realismus sich im Bewusstsein aus dem naiven Realismus entwickelt, aber auch zugleich, dass der erstere, wenn er seine in sich widerspruchsvollen Elemente abstreift, in den immanenten Monismus einmünden muss. Ich zweifelte keinen Augenblick daran, dass der transzendente Realismus die einzige annehmbare Weltanschauung sei, wenn ich die Erwägungen für richtig halten könnte, die dazu führen, den Satz aufzustellen: «Die Welt ist meine Vorstellung.» Ich bin der Meinung, dass man, um den transzendentalen Realismus zu begründen, auch probeweise nicht vom naiven Realismus ausgehen darf. Wenn man dies tut und dann zeigt, dass bei konsequentem Fortschreiten vom naiven Realis-

mus sich herausstellt, dass dessen Voraussetzung, die Vorstellungsobjekte seien Dinge an sich, nicht gelten könne, so beweist man, wie ich glaube, nur, dass der naive Realismus kein Ausgangspunkt für die Philosophie ist. Man beweist, dass er einen «Widerspruch in sich» enthält und dass man mit seinen Voraussetzungen philosophisch nichts anfangen kann. Man kann den naiven Realismus deshalb mit seinen eigenen Anschauungen weder beweisen noch widerlegen. Drews gesteht dies in seiner Besprechung meines Buches bis zu einem gewissen Grade auch zu, indem er behauptet, «es ist nur als eine argumentatio ad hominem anzusehen, wenn der transzendente Realismus, um den naiven Realismus zu widerlegen, sich scheinbar auf dessen Standpunkt stellt». Drews gesteht weiter zu, dass der transzendente Realismus seine eigentliche Überzeugungskraft gar nicht aus dieser Widerlegung des naiven Realismus zieht, sondern aus der Anerkennung des fundamentalen Satzes: «Kein Objekt ohne Subjekt.» Ich kann diesem Satz nun aber keine andere als eine bloß logische Bedeutung zuerkennen. Er besagt für mich nichts weiter, als dass «das Gegebene» in Bezug auf das «Ich» (diese beiden als Wahrnehmungsinhalt genommen) die logische Eigenschaft des Objektseins, das Ich die des Subjektseins erhält. Nicht aber wird über den Inhalt des als Objekt Auftretenden dadurch etwas ausgemacht, also auch nicht dieses: dass er meine Vorstellung ist. Es ist klar, dass, sobald das Axiom anerkannt wird: die Welt ist meine Vorstellung, meine philosophische Anschauungsweise unbedingt zum Phänomenalismus und subjektiven Idealismus führt. Nimmt man einmal die ganze empirische Welt in das Bewusstsein herein, dann kann man auch mit meinen Mitteln nicht wieder aus dem Bewusstsein heraus. Dann gilt für mich Ihre Bemerkung auf der letzten Seite meines Buches: «dass der Phänomenalismus mit unausweichlicher Konsequenz zum Solipsismus, absoluten Illusionismus und Agnostizismus führt und nichts getan ist, um diesem Rutsch in den Abgrund der Unphilosophie vorzubeugen, weil die Gefahr gar nicht erkannt ist». Ich kann nur den Schritt nicht mitmachen, durch den die empirisch gegebene Welt in das Bewusstsein her-

eingenommen wird. Deshalb bin ich auch nicht Phänomenalist. Der empirisch gegebene Weltinhalt ist für mich nicht Bewusstseinsinhalt.

Bewusstseinsinhalt ist für mich nicht die Feder, mit der ich schreibe (ich meine den empirisch gegebenen Inhalt), sondern dasjenige Bild der Feder, das zurückbleibt, wenn ich die Feder weglege und den Blick von ihr abwende, d. i. aber identisch mit der Erinnerungsvorstellung. Aber auch im Augenblicke des Wahrnehmens rechne ich nur so viel zum Bewusstseinsinhalt, als dann als Erinnerungsvorstellung zurückbleibt. Ich glaube nun nicht, dass die Erinnerung an eine Wahrnehmung bloß eine abblasste Wiederholung der letzteren ist. Mir scheint die Erinnerungsvorstellung von dem Inhalte der Wahrnehmung numerisch verschieden zu sein. Denn wenn innerhalb meines Bewusstseins, ohne Zuhilfenahme der Wahrnehmung, eine Vorstellung zustande kommt, so kann ich den Inhalt derselben keineswegs als gleichwertig mit einem mir durch die Wahrnehmung gegebenen Inhalt ansehen. Wenn ich zum Beispiel aus einer Reisebeschreibung [mir] eine Vorstellung von einer Kirche mache (von der ich nie ein Bild gesehen habe), so kann dieses ebenso gut mit der später gesehenen Kirche kongruieren wie das Erinnerungsbild, das ich von der erst gesehenen Kirche mitnehme. Beide Bilder: die Erinnerungsvorstellung und die aus meinem Bewusstseinsinhalte kombinierte Vorstellung eines nicht wahrgenommenen Gegenstandes stehen für mich in gleichem Sinne dem Inhalte gegenüber, der mir im Akte des Wahrnehmens gegeben ist und den ich vom Bewusstseinsinhalt unterscheiden kann. Diesen letzteren Inhalt kann ich nicht ins Bewusstsein hereinnehmen. Er kann mir deshalb auch nicht Bewusstseinsphänomen sein. Hier liegt für mich die Schwierigkeit und die Unmöglichkeit, mich zum transzendentalen Realismus zu bekennen. Eine andere ist dann die, dass ich in der gesamten mir bekannten philosophischen Literatur für das Transzendente keinen Inhalt finden kann. Alle dem Transzendenten beigelegten Qualitäten sind nur Entlehnungen aus der

Sphäre des immanenten Weitinhalt. Ich finde das Tor nicht, das uns aus dem Immanenten in das Transzendente führt. Deshalb suche ich die Elemente der Welterklärung bloß im Gebiete des Immanenten. Und mit dieser erkenntnistheoretischen Ansicht verträgt sich nur der ethische Standpunkt, der auch die sittlichen Ideale im Gebiete des Immanenten, das heißt innerhalb des menschlichen Bewusstseins entspringen lässt. Diese Anschauung führt aber notwendig zum ethischen Individualismus. Denn innerhalb des Immanenten kann von sittlichen Ideen nur als von Gedanken des individuellen Bewusstseins gesprochen werden. Deshalb muss ich an die Stelle der sittlichen Einsicht die moralische Phantasie setzen. Die Frage: warum die in verschiedenen Köpfen entstehenden sittlichen Ideale nicht ganz verschieden, sondern im wesentlichen zusammenstimmend sind, scheint mir eine unberechtigte zu sein, da die Vereinzelung in verschiedene individuelle Bewusstseine mir vor dem zusammenfassenden Blicke zu verschwinden scheint. Ich glaube sogar, dass die Individualisierung des Einzelbewusstseins ein bloß logischer Auszuschließendem ist, der innerhalb des Immanenten vollzogen wird und auch innerhalb des Immanenten wieder aufgelöst werden kann. Das sittliche Ideal, das ich denke, ist numerisch identisch mit dem, das ein anderer denkt. Es scheint dies nur deshalb nicht zu sein, weil es verknüpft ist mit gewissen Wahrnehmungsinhalten der Welt, die nicht numerisch identisch sind, nämlich mit den organischen Individuen. Diese sind aber nur nicht numerisch identisch, weil sie räumlich-zeitliche Wesenheiten sind. Wo aber die Begriffe Raum und Zeit aufhören Bedeutung zu haben, wie in der Sphäre des Ethischen, da hört auch die Möglichkeit auf, von Numerisch-Verschiedenem zu sprechen. Deshalb hat auch der Ausdruck ethischer Individualismus nur Sinn, solange ich davon spreche, dass das ethische Ideal zunächst verknüpft mit einem individuellen organischen Wesen erscheint, nicht aber, wenn ich von seiner Verknüpfung mit dem Weltinhalte spreche. Ich empfinde es auch als einen Mangel meines Buches, dass es mir nicht hat gelingen wollen, die Frage ganz klar zu beantworten,

inwiefern das Individuelle doch nur ein Allgemeines, das Viele ein Eines ist. Aber dies ist vielleicht die schwierigste Aufgabe einer Philosophie der Immanenz. Ich arbeite fortwährend daran, den Ausgleich zwischen den zwei Dingen zu finden, auf die Sie in Ihrer Bemerkung zu Seite 242 meines Buches hindeuten: Dem Panlogismus Hegels und dem Goetheschen Individualismus. Nur bin ich mit dem Ausdruck: «transzendenten» Panlogismus in Bezug auf Hegel nicht einverstanden. Ich glaube, dass Hegels Panlogismus durchaus immanent ist. Hegels Logik scheint mir nichts zu sein, auch im Sinne ihres Urhebers nichts sein zu wollen als Darstellung des der Welt immanenten Ideen Inhaltes. Ich glaube mich von Hegel in gar nichts zu unterscheiden, sondern nur einzelne Konsequenzen seiner Lehre zu ziehen. Soll die Idee Wirklichkeit haben, dann muss der Erkenntnisprozess ein realer und kein bloß logischer sein, das heißt Wahrnehmung und subjektiver Begriff können nur (einseitige) Momente der Wirklichkeit sein; diese selbst ist erst in der vom Erkenntnisprozess herbeigeführten Durchdringung (in der von der Idee aufgesaugten Einzelwahrnehmung) gegeben. Die sittliche Idee aber ist auch nur eine einzelne, ihrer Erscheinungsweise im Individuum nach, eine allgemeine aber im logischen Zusammenhange betrachtet. Die ganze Schwierigkeit scheint mir darin zu liegen, dass unser Leben ein individuelles, unsere Betrachtung als denkende eine ins Allgemeine gehende ist; beide Standpunkte scheinen mir aber im höheren Sinne wieder einer Vereinigung fähig zu sein, indem wir - zwar nicht in mystischer, wohl aber in logisch-ideeller Weise - das Individuelle des Bewusstseins abstreifen und erkennen, dass wir im Denken eigentlich gar nicht mehr Einzelne sind, sondern lediglich ein allgemeines Weltleben mitleben. Obwohl ich ein Feind aller Mystik bin, scheint mir hier der logische Kern der mystischen Lehren zu liegen.

Glauben Sie nicht, hochgeschätzter Herr Doktor, dass ich aus irgendeiner Art von Eigensinn auf meiner zum transzendenten Realismus gegnerischen Anschauung verharre.

Ich würde diesen sogleich akzeptieren, trotz allem, was ich in anderem Sinne geschrieben habe, wenn ich seine Beweise für stichhaltig ansehen könnte. Dass ich die zum Subjektivismus führenden Gedankengänge durchaus nachdenken kann, werden Sie aus beiliegender Einleitung zu Schopenhauers Werken ersehen.

Ihre Notizen zu meinem Buche, die ich mir abgeschrieben habe, werden mir bei einer irgendwie gearteten neuen Darstellung meiner Gedanken sehr zustatten kommen. Für ein öffentliches Aussprechen Ihrer Einwendungen wäre ich Ihnen sehr dankbar.

Ihr Sie hochschätzender

Rudolf Steiner

401. AN KARL JULIUS SCHRÖER

WEIMAR, 3. NOVEMBER 1894

Hochgeschätzter Herr Professor!

Durch mein monatelanges Schweigen Ihnen gegenüber, verehrtester Herr Professor, habe ich eine schwere Schuld auf mich geladen. Ich bitte Sie nun, dieses Schweigen nicht so auszulegen, als wenn es auch nur im entferntesten hindeuten könnte auf eine Erkältung meiner herzlichen Zuneigung und Dankbarkeit. Diese sind festgewurzelt bei mir und werden es in unverminderter Stärke immer bleiben. Ich wollte Ihnen mit meinem Briefe zugleich einen Aufsatz gedruckt vorlegen, der die Art Ihrer Goethe-Forschung in das rechte Licht stellt und zeigt, dass Sie der Einzige sind, der das Verhältnis Goethes zu der deutschen Philosophie (mit ihrem Idealismus) zu würdigen versteht. Sie selbst sagten mir in Ihrem letzten Briefe, dass Ihnen ein solcher Aufsatz willkommen wäre. Aber Sie glauben nicht, wie schwer es heute ist, Goethe-Studien unterzubringen, die in diesem Sinne des echten Idealismus gehalten sind. Ich konnte bis jetzt mit meinem Aufsatz nirgends ankommen. Die Hoffnung aber, Ihnen gleichzeitig mit diesem Briefe auch die Abhandlung doch vorlegen zu können, verzögerte auch den Brief selbst in - wie ich gerne zugebe - unverantwortlicher Weise von meiner Seite. Aber ich bitte Sie: rechnen Sie meiner Treue nicht an, was nur in meiner Saumseligkeit seinen Grund hat!

Mit größter Freude höre ich von Wähle, dass Ihr Faust (2. Teil) nun auch in dritter Auflage erscheinen soll. Die Freunde, die sich diese Ausgabe erworben hat, können ihr durch das müßige Geschwätz geistloser Kritiker (wie der im «Euphorion» einer ist) nicht entzogen werden. Man hat bei Goetheversammlungen hier genugsam Gelegenheit, die Sorte von Philologen, die jetzt sich in der Literaturwissenschaft breitmacht, kennenzulernen. Diese Leute sind mit Scheuklappen gegen alles, was «Idee» heißt, ausgerüstet; sie sehen nur den Buchstaben, den geistent-

blößten Buchstaben, den sie «Lesart», «Variante» und sonst wie nennen und von dem sie sich mehr versprechen als von jeder in den Geist Goethes eindringenden Betrachtung. Man kann Wunder erleben, wenn man beobachtet, wie jedes gegen Goethe gesprochene Wort heute mit Gier aufgeschnappt wird. Ich habe dazu Gelegenheit gehabt bei der diesjährigen Goetheversammlung.

Schmerzlich hat mich das Verhalten des Wiener Goethevereins gegen Sie berührt. Wenn man die Art bedenkt, mit der in Deutschland gegenwärtig Goethe betrachtet wird, dann denkt man daran, dass es wohl möglich wäre, dass sich die wahre Goetheverehrung einstmals zu den Deutschen außer dem Reiche flüchtete. Was soll aber aus dieser tröstlichen Hoffnung werden, wenn in Österreich gegen ein Goethes würdiges Denkmal eine solche Stellung eingenommen wird!

Wie betrübend ist es, zu hören, dass der Wiener Goetheverein gar nicht einmal ahnt, wie ein Goethe würdiges Standbild aussehen muss. Von einer in der Sache liegenden Notwendigkeit, gegen die nicht im geringsten gestritten werden sollte, empfindet man also dort nichts.

Dass Dr. Eduard von der Hellen aus dem Verbände des Goethe-Archivs geschieden ist, werden Sie gehört haben. Er gibt jetzt mit demselben innigen Anteil an der Sache, der nämlich keiner ist, Nietzsche heraus, mit der er bis zum 1. Oktober dieses Jahres Goethe herausgegeben hat. Es fällt mir natürlich nicht ein, Hellen die Herausgabe Nietzsches übelzunehmen. Ich bin, wie Sie seit lange wissen, von einer Verkennung Nietzsches weit entfernt. Warum soll man Größe nicht schätzen, wenn sie vorhanden ist, auch wenn sie in der Nietzscheschen Form auftritt. Aber Hellen kennt Nietzsche so wenig, wie er Goethe kennt. Und dieses äußere Verhältnis zu dem Gegenstande, das der gegenwärtigen Philologie anhaftet, dieses lieblose Ausschroten jeglichen Autors kann ich nicht vertragen. Man nennt das jetzt objektive Betrachtungsweise. Ich mag solche Objektivität gar nicht.

Zum zweiten Teile des Faust habe ich mir manches notiert. Ich werde es Ihnen in den nächsten Tagen mitteilen.

Meine Arbeit ist, wie Sie aus der Ausgabe ersehen haben werden, bis zum 12. Bande der Naturwissenschaftlichen Schriften gediehen. Dies ist der letzte. Dass ich weiter von Weimar nichts zu erhoffen habe, liegt in der Natur der Verhältnisse. Ich habe hier auch nie etwas erstrebt. Die Reaktion, die ganz Mittel- und Westdeutschland überflutet, ist natürlich auch in Thüringen bemerklich. Es weht ein Wind, der in den nächsten Jahren schwerlich offene Ohren für freie Wissenschaft wird gedeihen lassen. Es gibt nicht wenige, die Goethes erhabene Anschauungen in ein orthodoxes Luthertum umdeuten möchten. Es erscheint nicht mehr paradox, wenn man sagt: von gewissen Leuten wird Goethe nur insoweit gelten gelassen, als er - mit völligem Missverstehen seiner Ansichten natürlich - in den Dienst einer verlogenen Muckerei gestellt werden kann. Ich sage solches nicht ins Blaue hinein, sondern mit Bezug auf ganz bestimmte Erlebnisse der allerjüngsten Zeit, die ich hier in Weimar in eigener Person gemacht habe.

Damit will ich für heute schließen. Ihrer Frau Gemahlin bitte ich mich bestens zu empfehlen und Sie bitte ich, vieles zu verzeihen Ihrem

Sie immer gleich dankbar verehrenden Rudolf Steiner

Haben Sie denn, verehrtester Herr Professor, meine «Philosophie der Freiheit», die vor einigen Monaten erschienen ist, nicht erhalten?

402. AN ROSA MAYREDER

WEIMAR, 4. NOVEMBER 1894

Geschätzteste gnädige Frau!

Unser Briefwechsel hat leider wieder eine lange Unterbrechung erfahren. Sie glauben nicht, wie mir Ihre Briefe fehlen. Ich habe, seit ich Sie kenne, das Bedürfnis, über gewisse Dinge gerade mit Ihnen mich zu besprechen. Nur die hart mich drückende Arbeitslast hindert mich, dem tiefgefühlten Bedürfnisse, Ihnen recht oft zu schreiben, entgegenzukommen.

Was Sie mir über meine «Philosophie der Freiheit» geschrieben, waren für mich wichtige Worte. Ich schätze in Ihnen, neben vielem anderen, das modern-künstlerische Empfinden. Sie haben die Fähigkeit, das Leben so anzusehen, wie es gegenwärtig allein angeschaut werden kann. Sie gehören eben zu der Gemeinde der «freien Geister», von der wir träumen. Ihnen möchte ich ein Buch geliefert haben mit meiner Freiheitsphilosophie. Dass Sie es einigermaßen diesem Ziel entsprechend gefunden haben, ist mir eine Beruhigung, eine Befriedigung, wie mir eine bessere nicht hätte werden können. Ich weiß genau, wohin mein Buch im Strome gegenwärtiger Geistesentwicklung gehört; ich kann mit Fingern darauf zeigen, wo es sich an Nietzsches Gedankenrichtung anreihet; ich kann es mit Ruhe aussprechen, dass ich Ideen ausgesprochen habe, die bei Nietzsche fehlen. Ich darf es meinen Freunden - aber nur diesen - gestehen, dass ich es mit Schmerz empfinde, dass Nietzsche mein Buch nicht mehr hat lesen können. Er hätte es genommen als das, was es ist: in jeder Zeile als persönliches Erlebnis. Ihnen aber muss ich es sagen: hätten Sie mein Buch abgelehnt, es wäre für mich ein Schmerz gewesen, den ich kaum mit einem anderen vergleichen kann. Sie sagen mir: das Buch ist zu kurz; es hätte aus jedem Kapitel ein Buch gemacht werden sollen. Ich kann dieser Bemerkung, sofern sie objektiv gemeint ist, nicht widersprechen. Die Erklärung dafür ist aber in meiner Subjektivität ge-

ben. Ich lehre nicht; ich erzähle, was ich innerlich durchlebt habe. Ich erzähle es so, wie ich es gelebt habe. Es ist alles in meinem Buche persönlich gemeint. Auch die Form der Gedanken. Eine lehrhafte Natur könnte die Sache erweitern. Ich vielleicht auch zu seiner Zeit. Zunächst wollte ich die Biographie einer sich zur Freiheit emporringenden Seele zeigen. Man kann da nichts tun für jene, welche mit einem über Klippen und Abgründe wollen. Man muss selbst sehen, darüberzukommen. Stehenzubleiben und erst anderen klarmachen: wie sie am leichtesten darüberkommen, dazu brennt im Innern zu sehr die Sehnsucht nach dem Ziele. Ich glaube auch, ich wäre gestürzt: hätte ich versucht, die geeigneten Wege sogleich für andere zu suchen. Ich bin meinen gegangen, so gut ich konnte; hinterher habe ich diesen Weg beschrieben. Wie andere gehen sollen, dafür könnte ich vielleicht hinterher hundert Weisen finden. Zunächst wollte ich von diesen keine zu Papier bringen. Willkürlich, ganz individuell ist bei mir manche Klippe übersprungen, durch Dickicht habe ich mich in meiner nur mir eigenen Weise durchgearbeitet. Wenn man ans Ziel kommt, weiß man erst, dass man da ist. Vielleicht ist aber überhaupt die Zeit des Lehrens in Dingen, wie das meine, vorüber. Mich interessiert die Philosophie fast nur noch als Erlebnis des Einzelnen.

Viel hätte ich Ihnen noch zu sagen. Nächstens komme ich nach Wien, ganz bestimmt. Ende dieses oder anfangs des nächsten Monats. Das soll mich aber nicht abhalten, Sie zu bitten, mir brieflich mitzuteilen, was Sie treiben, wie es Ihnen und Ihrem lieben Gemahl, den ich bestens zu grüßen bitte, geht. Ich freue mich sehr auf eine mündliche Unterhaltung mit Ihnen und bin in immer gleicher Hochschätzung

Ihr Rudolf Steiner

Beifolgend meine Schopenhauer-Abhandlung. Durch einen Irrtum der Verlagshandlung bin ich nicht im Besitz von Freiemplaren und muss Sie bitten, mir dieses eine, wenn ich nach Wien komme, wiederzugeben!

RUDOLF STEINER

Briefe

Frau Eunike bittet mich, Sie bestens zu grüßen.

RUDOLF STEINER

Briefe

403. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOL-
GER [POSTKARTE]

WEIMAR, 6. NOVEMBER 1894

Verehrteste Herren!

Sie können nun darauf rechnen, dass die Revisionen zu Band 5 der Schopenhauer-Ausgabe noch in dieser Woche von mir erledigt werden, so dass die letzten Bogen spätestens Montag früh in Ihren Händen sein werden. Auch Manuskript zu den folgenden Bänden sende ich noch diese Woche ab. ,

Mit besonderer Hochachtung

Dr. Rudolf Steiner

404. AN DIE J.G.COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOL-
GER [TELEGRAMM]

WEIMAR, 13. NOVEMBER 1894

Sie erhalten bestimmt sämtliche Korrekturen zu Band 5 sowie
neues Manuskript zu Schopenhauer im Lauf der nächsten drei
Tage. Steiner

405. AN LUDWIG LAISTNER

WEIMAR, 30. NOVEMBER 1894

Hochgeschätzter Herr Doktor!

Beifolgend gestatte ich mir, Ihnen den 11. Band der 2. Abteilung der Goethe-Ausgabe zu übersenden. Die von Harnack besprochenen Sprüche sind auf Seite 103 bis 169 enthalten (ferner 259 ff.). Ungedruckt war bisher das auf Seite 160 bis 169 Enthaltene. Auch vieles andere in dem Bande Enthaltene ist darinnen zum ersten Male gedruckt. Ich habe auf Seite 323 ff. angegeben, was gedruckt und was ungedruckt ist. Und nun bitte ich Sie um Verzeihung, wenn ich die übrigen Fragen erst morgen - aber dann ganz bestimmt - beantworte. Ich möchte, dass der Band noch heute an Sie abgeht.

Mit den besten Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin

in immer gleicher Zuneigung Ihr Rudolf Steiner

RUDOLF STEINER

Briefe

406. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOL-
GER [TELEGRAMM]

WEIMAR, 12. DEZEMBER 1894

Revision zu Band 5 Schopenhauer und weiteres Manuskript
jetzt bestimmt im Lauf von zwei Tagen. Steiner

407. ROSA MAYREDER AN RUDOLF STEINER

WIEN, 22. DEZEMBER 1894

Lieber Freund!

Sie haben mir durch Ihren lieben Brief eine große und aufrichtige Freude bereitet. Denn dass ich es Ihnen nur gleich gestehe: so ganz sicher war ich diese Zeit her nicht darüber, dass es nur Überbürdung sei, die diesmal die Ursache Ihres langen Schweigens bildete. Es ist in mir eine unselige Neigung zum Misstrauen, die überdies durch Erlebnisse der letzten zwei Jahre verhängnisvolle Nahrung erhalten hat; und dieses Misstrauen verleitet mich bei jedem Anlass, an der Treue, an der Anhänglichkeit, an der Aufrichtigkeit meiner Freunde zu zweifeln. Ein unerfreuliches Geständnis, das ich Ihnen da mache - aber dass ich es Ihnen mache, ist der beste Beweis dafür, dass Ihr Brief diese schmerzlichen und niederdrückenden Vorstellungen, soweit sie sich in mein Verhältnis zu Ihnen eingeschlichen hatten, vollständig verscheucht hat. Und dafür danke ich Ihnen von Herzen.

Ja, es sind keine Jahre der Freude, die über mich hinweggegangen sind, seit wir uns zum letzten Mal gesehen haben. Der alte Kreis von Menschen, dem ich als wertvollstes Vermächtnis Ihre Freundschaft verdanke, ist zerfallen und hat sich mir - nicht ohne die bittersten Enttäuschungen - entfremdet; ich bin in neue Beziehungen zum Leben, zur Öffentlichkeit getreten, in denen ich aber nicht als ganze Persönlichkeit, sondern nur unter mancherlei Vorbehalten und Rücksichten mich äußern kann, so dass diese ganze Seite meines gegenwärtigen Treibens ohne Kommentar auch meinen Freunden nicht nach seinen wirklichen Motiven verständlich sein mag. In all diesen innerlichen und äußerlichen Wirren ist mir Ihre «Philosophie der Freiheit» ein wahrer Lichtblick gewesen. Ihr verdanke ich begriffliche Klarheit über das, was ich in der Dunkelheit einer bloßen individuellen Richtung des Empfindens von früher Ju-

gend an als den höchsten Inhalt des geistigen Lebens geahnt habe. Und so, wie Ihnen selbst Ihr Buch «ein persönliches Erlebnis in jeder Zeile» ist, so ist es auch mir ein persönliches Erlebnis von eingreifendster Bedeutung, das auf meine künftigen inneren Schicksale dauernd fortwirken wird. So, wie Sie die Freiheit des Handelns auffassen, als eine spezifische Begabung einzelner Individuen, die auf dem Wege der Entwicklung erreicht worden ist, scheint sie mir ein neues Licht über die ganze Geschichte der Menschheit zu verbreiten; und dass Sie das schwierigste Problem der menschlichen Erkenntnis in einer so lichtvollen und klarverständlichen Form zugunsten der Freiheit gelöst haben, scheint mir von einer unabsehbaren Bedeutung auf die künftige Gestaltung des modernen Geisteslebens zu sein. Ich freue mich schon sehr, mit Ihnen über diejenigen Punkte Ihres Werkes, die mir am meisten nahegehen, mündlich sprechen zu können; nach den neuesten Nachrichten, die mir Zitter zukommen ließ, darf ich ja annehmen, dass der Termin Ihres Kommens kein allzu ferner ist. Ich glaube in Ihrem Sinne zu handeln, wenn ich die Biographie Schopenhauers an Zitter gelangen lasse. Ich habe sie mit Vergnügen gelesen; sie scheint mir mit außerordentlichem Takt und souveräner Sachkenntnis geschrieben. Und die Aufgabe war nicht leicht, namentlich für jemanden, der wie Sie diese unsympathische Persönlichkeit von Grund aus durchschaut und verabscheut. Am meisten überrascht hat mich der Nachweis über die Quellen der Schopenhauerschen Grundgedanken bei Fichte; sind Sie nicht der erste, der diesen Zusammenhang der Dinge enthüllt?

Von meinem Mann soll ich Ihre Grüße herzlichst erwidern. Er ist indessen in eine ganz neue Laufbahn, und zwar erst vor vier Wochen, eingetreten. Nachdem er gemeinsam mit seinen Brüdern bei der großen Konkurrenz für die General-Regulierungspläne der Stadt einen 2. Preis bekommen hatte, bewarb er sich um die Stelle eines Chefs der diesbezüglichen Ausführungsarbeiten, die von der Gemeinde neu kreiert wurde, und erhielt sie auch. Zugleich behält er aber seine Stelle an der

Technik, wo er seit länger als einem Jahr glücklich das Extraordinariat erlangte. Auf diese Weise ist er ein wenig mehr belastet, als mir lieb ist; da aber seine neue Stellung seiner individuellen Begabung entspricht, bin ich dennoch glücklich darüber.

Auf baldiges Wiedersehen also! Grüßen Sie auch von uns Ihre liebe Hausfrau auf das Beste, und seien Sie selbst herzlichst begrüßt

von Ihrer ergebenen

Rosa Mayreder

408. AN PAULINE SPECHT

WEIMAR, 23. DEZEMBER 1894

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Empfangen Sie, Ihr verehrter Gemahl und Ihre übrigen lieben Familienglieder, meinen herzlichsten Weihnachtsgruß. Er ist eingegeben von der Erinnerung an die schönen Weihnachtsabende, die ich so oft im Kreise der Ihrigen zugebracht habe. Ich zehre noch immer, zu dieser Zeit ganz besonders, von dieser Erinnerung, denn das Fest hat sich für mich seither nicht mehr in der gleichen Weise wiederholt.

Ich bin auch sonst gerade nicht in Weihnachtsstimmung. Wie wenig Grund ich dazu habe, trat mir gestern durch die Frage eines hiesigen Redakteurs vor Augen. Es spricht diese Frage mehr, als ich es selbst ausdrücken will, hier für meine Lage. Der Mann sagte: «Sagen Sie mir, wäre es denn nicht endlich an der Zeit, dass man für Sie etwas täte; man hat doch» - so sagte der Mann, dem ich persönlich ganz gleichgültig bin - «alle Ursache, Sie hier zu halten.» Ich auszuschließende ihm sagen, dass ich mich seit der «Freiheitsphilosophie» und seit meinem vorjährigen Wintervortrag noch mehr als früher vollständig kaltgestellt fühle. Dieser Wintervortrag hat das Urteil hervorgerufen, dass ich ein Zerstörer der «Ideale» bin. Er hat nicht nur den Pastoren missfallen. Unter «Idealen» verstehen die Leute ihre muckerhaften Schrullen. Mein Chef hat mich - ich weiß nicht, ob ich es Ihnen schon geschrieben habe - mit Sokrates verglichen, der die Menschen verführt, weil er ihnen Dinge sagt, für die ihre Ohren angeblich nicht reif sind.

Um Ihnen meine Stimmung zu illustrieren, will ich Ihnen noch eine Tatsache mitteilen. Es handelte sich in diesem Herbste um einen zweiten Herausgeber der Nietzsche-Ausgabe. Man hat mich zweimal nach Naumburg eingeladen. Man hat aber dann den ehemaligen Archivar des Goethe-Archivs Dr. von der Hel-

len berufen, und mir wurde gesagt, dass ich ein zu selbständiger Mensch sei, um mit dem schon von früher hier funktionierenden Herausgeber zusammenarbeiten zu können. Die Sache hat nicht bloß auf mich, sondern auf noch andere Personen, die Einblick in die Sache hatten, einen höchst peinlichen Eindruck gemacht. Ich wurde von Anfang an als der prädestinierte Nietzsche-Herausgeber bezeichnet. Doch bitte ich Sie, von der Sache nicht weiter zu sprechen, da sie doch als Vertrauensangelegenheit behandelt werden auszuschließend, bei all ihrer Schrecklichkeit.

Was mich obenhält, ist meine Arbeit, von deren jetzigem Ergebnis Sie bald hören sollen. Januar oder Februar hoffe ich mit Bestimmtheit, nach Wien auf ein paar Tage zu kommen. Ich freue mich sehr darauf.

Richard schreibe ich ganz bestimmt den versprochenen Brief in diesen Tagen.

Ist Ihnen Nietzsches «Antichrist» vor Augen gekommen? Eines der bedeutsamsten Bücher, die seit Jahrhunderten geschrieben worden sind! Ich habe meine eigenen Empfindungen in jedem Satze wiedergefunden. Ich kann vorläufig kein Wort für den Grad der Befriedigung finden, die dieses Werk in mir hervorgerufen hat. Ich kenne es schon seit dem Sommer, wo es mir mit andern in Naumburg aus dem Manuskript vorgelesen worden ist. Wie schade, dass Nietzsche, der unheilbar ist, die anderen drei Teile seines Buches «Der Wille zur Macht», das ein Versuch einer Umwertung aller Werte hat werden sollen, nicht mehr hat fertigstellen können. Ich rechne die Erkrankung Nietzsches zu den schlimmsten Übeln, die die Pflege der Wissenschaft der Gegenwart hat erfahren können. Wäre Nietzsche geistig gesund geblieben, so gäbe es das Nietzsche-Gigerltum nicht, das jetzt uns so ekelhaft von allen Seiten her anglotzt. Er hätte dann zweifelsohne eine kleine Zahl von Lesern, die ihn verstehen, während er jetzt eine große Zahl hat, die aber sein wahres Verstehen eher hemmen als fördern. Ich empfinde Nietzsches Erkrankung besonders schmerzlich. Denn ich habe die feste Über-

zeugung, dass meine «Freiheitsphilosophie» an Nietzsche nicht spurlos vorübergegangen wäre. Er hätte eine Menge von Fragen, die er offengelassen hat, bei mir weitergeführt gefunden und hätte mir gewiss in der Ansicht recht gegeben, dass seine Moralansicht, sein Immoralismus, seine Krönung erst in meiner «Freiheitsphilosophie» findet, dass seine «moralischen Instinkte» gehörig sublimiert und auf ihren Ursprung verfolgt das geben, was bei mir als «moralische Phantasie» figuriert. Dieses Kapitel «Moralische Phantasie» meiner «Freiheitsphilosophie» fehlt geradezu in Nietzsches «Genealogie der Moral», trotzdem alles, was in derselben steht, darauf hinweist. Und der «Antichrist» ist nur eine besondere Bestätigung dieser meiner Ansicht.

In der Hoffnung, dass Sie bald die Güte haben werden, mir übersich und die Ihrigen Nachricht zu geben,

bin ich Ihr stets gleicher Steiner

409. ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE AN RUDOLF STEINER

NAUMBURG A.D. SAALE, 31. JANUAR 1895

Sehr geehrter Herr Doktor!

Zu meinem Bedauern höre ich, dass Sie bald die Gegend verlassen werden, und ich hatte immer gehofft, Sie noch einmal längere Zeit hier in Naumburg zu sehen!

Es wird wohl schon zu Ihnen gedrungen sein, dass Hellens leider auch so bald hier wieder fortgehen. Nun hätte ich so gern vorher noch einmal, wie im Sommer, die lieben Gäste aus Weimar hier im Nietzsche-Archiv vereinigt und richte deshalb die herzliche Bitte an Sie, Herrn Dr. Fresenius, Herrn Dr. Wähle und Herrn Dr. Heitmüller, mir doch noch einen Nachmittag und Abend zu schenken. Wie wäre es nächsten Dienstag? Doch passt es auch Montag oder Mittwoch, wenn es Ihnen angenehm wäre, doch Dienstag am besten und Mittwoch am wenigsten gut.

Bitte bitte machen Sie mir die Freude zu kommen und reden Sie auch den andern Herren zu, dass sie sich entschließen. Es ist diesmal kein unbequemes Hin- und Herlaufen zwischen Hotel und Wohnung, sondern wir sitzen ganz traulich immer im Nietzsche-Archiv. Sobald Sie mir Antwort geben, schreibe ich auch Fräulein Reuter. Deshalb bitte ich, mir recht bald Ihre freundliche Antwort zukommen zu lassen.

Ich freue mich sehr darauf, Sie wiederzusehen!

Mit den besten Grüßen an Sie und all die geehrten Herren vom Archiv

Elisabeth Förster-Nietzsche

410. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE

WEIMAR, 1. FEBRUAR 1895

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Nehmen Sie bitte den Ausdruck meines besonderen Dankes für Ihre liebenswürdige Einladung entgegen, der ich mit großer Freude folgen werde. Auch mit Frl. Reuter und den übrigen eingeladenen Herren habe ich bereits gesprochen. Frl. Reuter, Dr. Wähle und Dr. Heitmüller werden Ihrer freundlichen Aufforderung entsprechen. Nur Dr. Fresenius wird kaum in der Lage sein mitzukommen. Er ist seit 14 Tagen durch eine Erkältung ans Zimmer gefesselt und wird Dienstag vielleicht überhaupt noch nicht ausgehen dürfen, jedenfalls aber die Fahrt nach Naumburg nicht mitmachen können. Er sowie alle übrigen Eingeladenen lassen sich Ihnen, gnädige Frau, bestens empfehlen. Ich bin der Ansicht, dass wir den Dienstag als den Tag festhalten, an dem wir uns erlauben hinüberzukommen, da er Ihnen als der geeignetste erscheint. Wir können nicht früher als 3 1/2 von hier abfahren, da jetzt die Arbeitszeit des Archivs die von 3/49³3/42 ist. Auch Frl. Reuter hat für diese Zeit bereits zugesagt.

Nochmals vielen Dank für Ihre Liebenswürdigkeit und die Versicherung, dass es mich mit wahrer Befriedigung erfüllt, wieder einige Stunden im Nietzsche-Archiv verleben zu können.

In aufrichtiger Verehrung Ihr ergebenster

Rudolf Steiner

411. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE

WEIMAR, 21. MÄRZ 1895

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Vorerst bitte ich Sie viele Male um Entschuldigung wegen der Verspätung der Antwort auf Ihren liebenswürdigen Brief. Ich bin aber wirklich erst in dieser Stunde in der Lage, diese Antwort zu schreiben und Ihnen zu sagen, dass ich mich herzlich freue, Ihrer freundlichen Einladung für Sonntag, den 24. dieses Monats folgen zu können. Ich stehe nämlich vor einer Reise nach Wien, die ich am 21., also heute, antreten wollte und die ich nun um etwa eine Woche verschieben auszuschließend. Ich war durch die Umstände gezwungen, erst heute in dieser Angelegenheit meinen endgültigen Entschluss zu fassen und kann Ihnen nur die aufrichtige Versicherung geben, dass ich froh bin, durch diese Reise von dem sonntägigen Besuch in Naumburg nicht abgehalten zu sein. Frl. Reuter, die ich gesprochen habe, wird wahrscheinlich in der Lage sein, auch mitzukommen.

Ich werde nun die Sache so einrichten, dass ich Sonntag morgens erst nach Leipzig fahre, um die Bilder zu sehen, die ja von 10-3 [Uhr] dort zu sehen sind. Es wird dann ja wohl möglich sein, mit dem Zug, der um 2 Uhr 26 Minuten in Naumburg ankommt, von Leipzig wieder zurückzufahren. Ob Frl. Reuter diese ganze Fahrt mitzumachen geneigt wäre, weiß ich noch nicht. Ich werde es ihr aber vorschlagen.

Ich bitte Sie nun, hochgeschätzte gnädige Frau, mir, falls Ihnen das von mir angegebene Arrangement nicht angenehm sein sollte, dies mit ein paar Worten zu sagen. Ich würde dann trachten, die Sache so einzurichten, dass ich zu der Ihnen angenehmen Stunde nach Naumburg käme, und, so schwer dies auch sein würde, die Bilder in Leipzig Sonnabend ansehen.

Ich sage Ihnen noch meinen besten Dank für die Mitteilung der Zeit, wann die Bilder in Leipzig ausgestellt sind und bin

RUDOLF STEINER

Briefe

in dankbarer Hochschätzung Ihr ergebener

Rudolf Steiner

RUDOLF STEINER

Briefe

412. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE [TELEGRAMM]

WEIMAR, 27. MÄRZ 1895

Ich komme morgen 8 Uhr früh, Fräulein Reuter Mittag. Steiner

413. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE

WEIMAR, 10. APRIL 1895

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Verzeihen Sie, dass ich heute erst an Sie schreibe. Ich habe eine große, wahre Freude gehabt über die Mitteilungen des Frl. Reuter und bin Ihnen, hochgeschätzte gnädige Frau, aufrichtig dankbar für das Vertrauen, das Sie mir entgegenbringen. Dass der Gedanke, einige Wochen in Naumburg zu verbringen, für mich den größten Reiz hat, können Sie wohl als selbstverständlich voraussetzen. Und ich bitte Sie, diesen meinen Brief für eine in der Hauptsache gegebene Zusage zu betrachten und mir ein paar Tage noch Zeit zu lassen, um einige Schwierigkeiten zu überwinden. Ich möchte am liebsten über diese Schwierigkeiten, die sich namentlich auf die Zeit, wann ich kommen kann, beziehen, mit Ihnen, gnädige Frau, selbst sprechen. Ich kann Ihnen dann sagen: was alles zu bedenken ist. Wenn Sie die Liebenswürdigkeit hätten und mir gestatteten, dass ich Sie in den nächsten Tagen - am besten nach Freitag - gegen Abend besuchte, so wäre mir das sehr lieb. Ich bitte nur den Tag ganz nach Ihrem Belieben zu bestimmen. Ich komme dann und wir können alles abmachen. Ich werde glücklich sein, wenn ich Ihrer großen Sache, die zugleich eine eminent wichtige Sache für unsere Gegenwart ist, in irgendetwas dienen kann.

In Erwartung Ihrer liebenswürdigen Antwort bin ich in immer gleicher Hochschätzung

Ihr ergebenster Rudolf Steiner

414. ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE AN RUDOLF STEINER

NAUMBURG A. D. SAALE, 11. APRIL 1895

Sehr geehrter Herr Doktor!

Warmen Dank für Ihre große Güte, dass Sie mir in all den augenblicklichen Schwierigkeiten beistehen wollen! Sie können sich nicht vorstellen, wie wohl mir das tut; denn manchmal werde ich so müde, wenn ich so allein gegen den ganzen Strom, der mich umgibt, schwimmen auszuschließende. Ihre ganze Auffassung von Nietzsche ist mir besonders sympathisch, sie stärkt mich ordentlich.

Alles Weitere wollen wir mündlich besprechen; mir passt Sonnabend Nachmittag ebenso gut als Sonntag. Bitte bestimmen Sie.

Damit ja kein Irrtum entsteht, möchte ich nochmals betonen, dass Ihr Hierherkommen oder vielmehr meine Bitte, dass Sie so gütig sind hierherzukommen, nicht irgendwie im Gegensatz zu Dr. Koegels Wünschen steht. Er hat dies immer sehr gewünscht und ich hoffe auch, dass er Ihr Hiersein noch mitgenießt. Irgendwann wird er schon einmal aus seinem Kompositionseifer auftauchen und sich erinnern, dass es irgendwo auf der Welt ein Nietzsche-Archiv gibt. Und wenn ich mich überzeugt habe, dass seine Kompositionen mehr wert sind als seine Arbeiten an der Herausgabe, so soll es ihm verziehen sein. Denn was lehrt mein Bruder: folge dir nach. Eigentlich ist Dr. K[oegel], summa summarum wie er ist, ein prachtvoller Nietzscheaner, und wenn er meinen sollte, sein Ziel läge woanders, vielleicht in einer großen Oper oder irgendeinem selbsteignen Werk, so werde ich ihm gewiss kein Hindernis in den Weg legen. Nur schätzte ich seine Arbeit an der Nietzsche-Ausgabe so hoch, so dass ich noch bezweifle, ob das, was er jetzt tut, ebenso wertvoll ist.

Es kann aber auch alles so bleiben wie es ist und da möchte ich Ihnen noch ganz besonders sagen, dass, wenn Dr. Koegel eines

Tages kommt, Sie gewiss nicht die geringste Unfreundlichkeit zu befürchten haben. Unter allen Umständen können Sie sicher sein, dass einen Monat lang seine Liebenswürdigkeit vorhält.

Bitte teilen Sie mir mit, welchen Tag Sie kommen wollen! Inzwischen sage ich nochmals meinen allerinnigsten Dank!

Ihre Elisabeth Förster-Nietzsche

RUDOLF STEINER

Briefe

415. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE [TELEGRAMM]

WEIMAR, 13. APRIL 1895

Werde mir erlauben, Sie Sonntag $\frac{1}{2}$ 5 besuchen.

Steiner

416. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE

WEIMAR, 27. APRIL 1895

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Den Korb habe ich erhalten. Ich werde alles auf das schnellste besorgen. Bitte schon: ist es Ihnen recht, wenn ich mit dem Zuge 3 Uhr 40 Min. Nachm. morgen in Naumburg ankomme? Ich denke: wir können dann alles vorläufig Nötige ausführlich noch besprechen. Früher kann ich morgen allerdings nicht kommen. Im Laufe der nächsten Woche wird sich dann wohl der Zeitpunkt finden, von dem an ich eine Weile von Weimar abwesend sein kann.

Mit den herzlichsten Grüßen an Dr. Koegel

bin ich in immer gleicher Hochschätzung Ihr ergebenster

Rudolf Steiner

417. AN DIE J. G. COTTA SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 5. MAI 1895

Hochgeehrte Herren!

Anbei den Anfang der Korrektur. Noch heute geht bestimmt
weiteres ab und Dienstag, den 7., ist alles in Ihren Händen. Ich
bitte Sie recht sehr, diesen einen Tag noch zu warten.

In voller Hochachtung Ihr

Steiner

418. AN DIE ELTERN UND GESCHWISTER

WEIMAR, 27. MAI 1895

Meine geliebten Eltern und Geschwister!

Sehr schmerzlich ist es mir, dass ich den Namenstag des geliebten Vaters versäumt habe. Ich bitte Euch, verzeiht mir diese Nachlässigkeit. Ich war in den letzten 14 Tagen von einer hartnäckigen Erkältung befallen, und so ging der Tag vorüber. Ich mache mir deswegen die schwersten Vorwürfe. Aber ich kann nun nichts anderes tun, als Dich, lieber Vater, bitten, auch noch nachträglich meine aufrichtigen und herzlichen Glückwünsche entgegenzunehmen, so beschämt ich auch durch meine Vergesslichkeit bin. Für mein Nach-Wien-Kommen habe ich jetzt ganz bestimmte Aussicht. Prof. Müllner hat mir mitgeteilt, dass er für die Errichtung einer Lehrkanzel für Philosophie an der Wiener Technischen Hochschule wirkt und meine Berufung an dieselbe durchsetzen will. Wenn das so ist, dann geht alles gut. Ich bitte Euch, verzweifelt nicht; ich habe augenblicklich die besten Hoffnungen. Sicher ist, dass ich in der nächsten Zeit nach Wien komme, um mit Prof. Müllner persönlich zu sprechen. Er ist, wie Ihr wisst, jetzt Rektor der Wiener Universität. Ich bitte Euch aber, die Sache vorläufig geheim zu halten, denn es ist mir aufgetragen, vorläufig stille zu schweigen. Wenn die Sache bekannt wird, dann melden sich alle möglichen anderen Bewerber. Und es ist am allerbesten, wenn die Sache im Stillen abgemacht wird. Mir wäre das liebste, schon mit 1. Oktober in Wien sein zu können. Jedenfalls komme ich zunächst im Juni nach Wien und zu Euch. Wenn nicht früher, so gewiss nach der Goethe-Versammlung, die am 8. Juni hier stattfindet und bei der ich hier sein auszuschließende. Geht es früher, so wäre ich schon Anfang Juni in Wien. Nun bitte ich Euch nochmals, mein langes Nichtschreiben mir zu verzeihen. Es soll dergleichen von jetzt ab auf keinen Fall wieder vorkommen. Meine Erkältung ist seit heute besser, und wir haben jetzt warme Witterung, so dass bald

alles ganz gut sein wird. Auch habe ich wirklich so viel zu tun, so dass ich mir die Zeit zu jedem Brief abringen auszuschließende.

Wenn Ihr mir nur nicht Gleiches mit Gleichem vergelten wolltet und mir recht bald von Eurem Befinden Nachricht gebt. Darum bitte ich Euch sehr. Sobald ich über die Wiener Stelle weiteres höre, teile ich Euch es mit.

Alle herzlichst grüßend und küssend, Euer Rudolf

419. ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE AN RUDOLF STEINER

NAUMBURG A.D. SAALE, 3. JUNI 1895

Sehr geehrter Herr Doktor!

Eigentlich mache ich mir Gedanken, dass ich so gar nichts von Ihnen höre und sehe. Sie sind doch nicht krank? - Trotzdem dass wir Sie hier nicht sehen, habe ich mich aber die letzten Tage fast nur mit Ihnen unterhalten. Ihr ausgezeichnetes Buch hat mir diese Pfingstzeit außerordentlich verschönt, ich bin wirklich entzückt davon! Was ich schon immer an Ihren Auseinandersetzungen so hoch schätzte, finde ich in Ihrem Buche wieder: die Klarheit des Gedankens mit der Wärme des Ausdrucks vereint. Ich freue mich über das schöne klare Bild, was Sie von meinem Bruder zeichnen, auch der Linien, welche Sie selbst hinzufügen, um das Gedankenbild zu vervollständigen. Sehr glücklich scheint mir die Gegenüberstellung von meinem Bruder und Fichte; es macht die ganze Position meines Bruders so besonders deutlich.

Ich danke Ihnen für Ihre freundlichen Worte über das Nietzsche-Archiv. Wenn es solche gute Bücher fördert, so ist es das geworden, was ich so sehnlich wünschte, mit dieser Begründung zu erreichen. -

Da Sie so gar nichts mehr von Ihrem Kommen sagen, so meine ich fast, Sie haben für jetzt diesen Gedanken aufgegeben. Ich versuchte Ihre Meinung zu erraten und Ihren Empfindungen nachzugehen; schließlich glaube ich fast, Sie haben recht, jetzt nicht zu kommen und es lieber auf eine spätere Zeit zu verschieben. Die Arbeiten, die ich speziell für Sie bestimmt hatte, übernahm Dr. Koegel sogleich bei seiner Ankunft. Dagegen kommt später eine Zeit, wo ich meine, es wird ihm außerordentlich wertvoll sein, Sie hier zu haben und Ihres Beistands und Rats zu genießen. Ich bin überzeugt, dass Sie dies eher als

ich bedacht haben und dies der Grund ist, weshalb ich nichts von Ihnen höre. Denn, nicht wahr, Sie haben mir doch nichts übelgenommen? Ich wüsste beim eifrigsten Nachsuchen nichts zu finden, was falsch verstanden werden könnte.

Aber nein, Ihre lieben Worte im Büchlein zeigen mir ja schon Ihre freundliche Gesinnung. Bitte bitte kommen Sie bald mal nach Naumburg! Diese Woche, die Goethe-Woche, wird Ihnen viel Arbeit und Besuche bringen, aber nächste Woche hoffe ich sehr auf Ihr Kommen.

Dr. Koegel ist nicht verreist, hat aber trotzdem Ihr herrliches Buch noch nicht gelesen, denn der Arme war so krank! Er hatte ein so dickgeschwollenes Gesicht und solche heftigen Schmerzen, dass an eine Pfingstreise nicht zu denken war. Heute ist er aber auf dem Weg der Besserung und wird sich nun wohl in den nächsten Tagen den Künsten eines Zahnarztes anvertrauen.

Ich freue mich so sehr, wenn Sie kommen, Ihnen die neuen Druckbogen zu zeigen. Es sind doch höchst merkwürdige Sachen, die Dr. Koegel in den alten Heften findet. Ich bin ganz triumphant, sie vor der Vernichtung gerettet zu haben.

Mit den allerbesten Grüßen und Glückwünschen zu Ihrem vorzüglichen Buch

Ihre Freundin, Elisabeth Förster-Nietzsche

420. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE [TELEGRAMM]

WEIMAR, 12. JUNI 1895

Sonnabend allen unmöglich. Die andern Herren ersuchen mich zu fragen, ob Besuch bis Sonntag zu verschieben. Wenn unmöglich, hoffe ich die Herren für Freitag noch veranlassen zu können. Ich kann auch Freitag. Bitte ein paar Worte. Steiner

421. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE [TELEGRAMM]

WEIMAR, 15. JUNI 1895

Komme gegen 12. Wähle noch ungewiss. Gauerstädt benachrichtigt, aber noch ohne Antwort.

Steiner

422. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE [TELEGRAMM]

WEIMAR, 15. JUNI 1895

Dr. Pniower, den Sie bei Meyers einluden, möchte morgen mitkommen; er wäre sonst den ganzen Tag allein. Gauerstädts Töchter, Heitmüller, Fresenius und ich bestimmt! Wahle wahrscheinlich.

Steiner

423. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 18. JUNI 1895

Hochgeehrte Herren!

Endlich bin ich in der Lage, Ihnen das Manuskript zum 8. Bande der Schopenhauer-Ausgabe zugehen zu lassen. Ich bitte viele Male um Entschuldigung wegen der Verspätung. Die folgenden Bände werden unter allen Umständen in den nächsten Tagen abgehen. Trotz der späten Absendung bitte ich Sie dringend, mir die Korrekturen des 8. Bandes wieder zugehen zu lassen. Ich werde dieselben nach dem Eintreffen sofort erledigen, so dass durch das Lesen der Korrekturen eine Verzögerung ganz sicher nicht mehr eintreten wird.

Mit besonderer Hochachtung Dr. Rudolf Steiner

424. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE

WEIMAR, 9. JULI 1895

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Seien Sie mir bitte nicht böse wegen des langen Zögerns mit der Beantwortung Ihrer freundlichen Briefe. Ich wollte Ihnen durchaus etwas ganz Bestimmtes schreiben und wartete von Tag zu Tag, ob sich nicht doch die Möglichkeit hierzu ergebe. Nun steht die Sache so: der Band, den ich hier für die Weimarer Goethe-Ausgabe fertigzustellen habe, wird, wie ich bestimmt hoffe, bis Mitte Juli fertig. Wenigstens will ich alles daran setzen, um bis dahin fertig zu werden. Ich glaube nun, dass Suphan, wenn er den Band fertig vor sich sieht, doch darauf eingeht, mir zu bewilligen, dass ich die Erledigung der Ordnung der wissenschaftlichen Archivmaterialien bis zu einem späteren Zeitpunkt verschiebe. In diesem Falle könnte ich also um die Mitte des Monats abkommen. Ich kann aber S. den Vorschlag nicht vor Fertigstellung des Bandes machen. Denn als ich vor kurzem von dem angeführten Arrangement sprach, sagte er: er könne sich nicht vorstellen, dass eine Unterbrechung der Arbeit eintrete. Ich glaube aber, wie gesagt, doch, dass er nach Vollendung des Bandes einwilligt.

Wie sehr ich nach den Wochen Naumburger Aufenthaltes lechze, geschätzteste gnädige Frau, kann ich Ihnen gar nicht sagen. Schon daraus können Sie entnehmen, dass mir jede Zeit recht ist, die sich mit Ihren Reiseplänen und den Weimarer Arbeiten verträgt. Und ich bedaure wirklich sehr, selbst heute noch keine bestimmten Angaben machen zu können. Sind solche möglich, dann schreibe ich sie Ihnen sogleich.

Das nochmalige Lesen der Biographie macht mir ganz außerordentliche Freude. Ich hoffe in kürzester Zeit einen Aufsatz darüber liefern zu können.

Karl Knortz aus Amerika schreibt mir eben und beruft sich auf seinen «Schreibverkehr» mit Nietzsche. Nochmals bitte ich Sie, mir wegen des langen Wartens mit diesen Zeilen nicht böse zu sein.

In aufrichtigster Hochachtung stets Ihr
Rudolf Steiner

425. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE

WEIMAR, 16. JULI 1895

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Heute ist der 16. Juli, und noch immer sind meine Weimarer Arbeiten nicht abgeschlossen. Der von Ihnen, geschätzteste gnädige Frau, ausgesprochene Vorschlag ist der beste. Wir fassen demnach den 1. September oder den Zeitpunkt Ihrer Zurückkunft ins Auge. Ich bitte Sie dann, den genauen Zeitpunkt ganz in dem Sinne zu bestimmen, der Ihnen der angenehmste ist.

Sehr gerne, gnädige Frau, entspreche ich Ihrer freundlichen Aufforderung, Sie vor Ihrer Abreise noch zu besuchen. Bitte haben Sie die Güte, einen Ihnen bequemen Nachmittag zu bestimmen.

Schade, dass aus Ihrer Fahrt nach Weimar nichts wurde. Oder ist doch noch Hoffnung vorhanden? Frä. Reuter würde sich darüber gewiss ebenso freuen wie ich.

Auch ich bedaure es sehr, dass ich am 1. Juli nicht abkommen konnte. Ich habe mich ja stets so sehr auf diesen Naumburger Aufenthalt gefreut.

Wenn Dr. Koegel bereits zurück ist, bitte ich Sie, verehrteste gnädige Frau, ihn bestens von mir zu grüßen.

In immer gleicher Hochschätzung

Ihr Rudolf Steiner

426. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE

WEIMAR, 22. JULI 1895

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Erst heute war es mir möglich mit Fräulein Reuter zu sprechen. Sie ist damit einverstanden, dass wir Mittwoch Ihrer freundlichen Einladung folgen. Haben Sie herzlichsten Dank für die Einladung. Ich bin Ihnen, hochgeschätzte gnädige Frau, sehr dankbar für jede Stunde, die ich im Nietzsche-Archiv zubringen darf.

Wahrhaft beglückt haben Sie mich durch Ihr Urteil über mein Buch. Dass es tief aus der Empfindung heraus geschrieben ist, das dürfen Sie mir glauben; dass Sie dies ausgesprochen haben, gereicht mir zur ganz besonderen Befriedigung. Ich bin durch meine ganze Denk- und Empfindungsweise gedrängt worden, dieses Schriftchen zu schreiben.

In wahrer aufrichtiger Hochschätzung

Ihr Rudolf Steiner

Naumann hat mir einen sehr lieben Brief geschrieben.

427. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 26. JULI 1895

Hochgeehrte Herren!

Hiermit übersende ich die Druckvorlage zum 9. Bande der Schopenhauer-Ausgabe. Ich bitte Sie, mir von diesem Bande die Korrekturbogen doch zu senden, trotzdem es mir beim vorigen durch Überbürdung unmöglich war, dieselben zur rechten Zeit zurückzusenden. Ich bedaure es heute sehr, dass ich nicht imstande war, die Korrektur von Band 8 mitzulesen, denn in demselben sind, wie ich aus dem mir eben zugegangenen Freiemplar ersehe, wirklich sinnstörende Druckfehler stehen geblieben. (So fehlt zum Beispiel Seite 28 ein ganzer Zwischensatz, Seite 30 steht «dennoch» statt «demnach».) Mit Rücksicht darauf bitte ich recht sehr, mir die Korrekturbogen der nächsten Bände gütigst zugehen lassen zu wollen. Ich verpflichte mich, dieselben nunmehr sofort jedes Mal zu erledigen.

Ich erlaube mir zu bemerken, dass es nicht nötig ist, mir auch die Druckvorlage mit den Korrekturbogen zu senden, da ich ein Nebenexemplar aufbewahre.

In vorzüglicher Hochachtung

Dr. Rudolf Steiner

428. AN ROSA MAYREDER

WEIMAR, 20. AUGUST 1895

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Ihr Brief bringt mir eine Erlösung. Zwar habe ich nicht geglaubt, dass Sie mit den Worten «offenbare Feindin» getroffen sein können; doch sah es aus, als ob Zitter Sie gemeint haben könnte. Ich habe bestimmte Aufklärung über diesen Satz wiederholt von ihm verlangt. Seine Briefe enthalten darüber und über viele andere Fragen kein Wort. Ich hänge mit solcher Sympathie an der Lebens- und namentlich Weltanschauung, zu der Sie sich auch bekennen, daß ich Ihnen den Schmerz nicht beschreiben kann, der mich überfallen müßte, wenn Sie sich als meine Gegnerin bekennen. Von Ihnen mißverstanden werden, ist mir ein ganz unerträglicher Gedanke. Eine Stelle Ihres Briefes macht es mir möglich, die Sache sogleich genauer zu bestimmen. Sie schreiben: «Ich stimme Ihnen vollkommen bei, wenn Sie Stirner an logischer Schärfe und Konsequenz des Denkens weit über Nietzsche stellen; dennoch haben die Stirnerschen Gedanken in der Stirnerschen Formulierung nicht jene Lebenskraft wie in der Nietzscheschen.» Was mir schon oft aufgefallen ist in Ihren Gesprächen, verrät auch dieser Satz: Sie meinen, ich leide an einer Überschätzung der logischen Schärfe und Konsequenz des Denkens. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, dass ich «logische Schärfe und Konsequenz» an sich gar nicht besonders hochschätze. Durch bloße Logik kann nie eine Produktion zustande kommen. Sollen die logischen Begriffshüllen nicht leer bleiben, so auszuschließende die Phantasie sie ausfüllen. Ich habe dies in meiner «Philosophie der Freiheit» (S. 7) mit den Worten gesagt: «Im Komponieren (in der Musik) dienen die Gesetze der Kompositionslehre dem Leben, der realen Wirklichkeit. Genau in demselben Sinne ist die Philosophie eine Kunst. Alle wirklichen Philosophen waren Begriffskünstler. Für sie wurden die menschlichen Ideen zum Kunstmateriale

und die wissenschaftliche Methode zur künstlerischen Technik. Das abstrakte Denken gewinnt dadurch konkretes, individuelles Leben.» Stellen Sie neben diesen meinen Satz den folgenden Nietzsches: die «Geburt der Tragödie» hat die Aufgabe, «die Wissenschaft unter der Optik des Künstlers zu sehen, die Kunst aber unter der des Lebens». Ich sehe unter dieser Optik, wenn ich sage: «Stirner hat bereits in den vierziger Jahren Nietzsches Weltanschauung ausgesprochen; allerdings nicht in solch gesätigten Herzenstönen wie Nietzsche, aber dafür in kristallklaren Gedanken, neben denen sich Nietzsches Aphorismen allerdings oft wie ein bloßes Stammeln ausnehmen.» Mit dem «kristallklar» ist keineswegs «logische Schärfe und Konsequenz» gemeint, sondern es ist auf jenes Erleben hingedeutet, von dem Nietzsche spricht mit den Worten: «Sehen wir uns ins Gesicht. Wir sind Hyperboräer, - wir wissen gut genug, wie abseits wir leben. <Weder zu Lande noch zu Wasser wirst du den Weg zu den Hyperboräern finden>: das hat schon Pindar von uns gewusst. Jenseits des Nordens, des Eises, des Todes - unser Leben, unser Glück.» «Man auszuschließende geübt sein, auf Bergen zu leben.» «Die Ehrfurcht vor sich; die Liebe zu sich; die unbedingte Freiheit gegen sich ...» Alles das hätte Nietzsche bei Max Stirner finden müssen, wenn er ihn gekannt hätte. Stirner verstand es, auf dem höchsten Berge im Eise zu leben. Wer ihm folgt, gewinnt jene «Erfahrung aus sieben Einsamkeiten», von der Nietzsche spricht. Nietzsche träumt von der «Stärke für Fragen, zu denen niemand heute den Mut hat, den Mut zum Verbotenen, die Vorherbestimmung zum Labyrinth. Neue Ohren für neue Musik». Ich glaube, man missdeutet Nietzsche nicht, wenn man sagt: er hätte bei Stirner die Vorliebe für Stärke, den Mut zum Verbotenen, die Vorbestimmung für das Labyrinth und die neuen Ohren für die neue Musik gefunden, wenn er ihn gekannt hätte. Ich finde bei Stirner etwas, was mir bei Nietzsche fehlt: die allseitig entwickelten Lebenskräfte, die ungehemmt ihrer Naturtendenz folgen. Ich finde bei Stirner eine Energie des Lebens, eine Fülle und Verwandlungsfähigkeit der Persönlichkeit, eine Artisten-Heiterkeit und Artisten-Freiheit, die mir bei

Nietzsche doch nicht vorhanden zu sein scheinen. Bei Stirner atmet man in noch reinerer Luft als bei Nietzsche. Geheimnisse werden für Stirnersche Ohren offenbar, die wirklich jenseits des Todes, jenseits des Eises liegen. Es ist die Optik des Lebens, nach der Nietzsche strebt, bei Stirner verwirklicht. Mit der Stimmung, in die mich Stirner versetzt, hat die logische Schärfe und Konsequenz nichts zu tun. Ein Wesen, das das Walten der Gesamtnatur mitempfände, müsste einen gewaltigen Unterschied verspüren zwischen der Empfindung beim Entstehen eines vollkommen reinen Quarzkristalls und der anderen beim Entstehen einer Druse von Kristallen, die nur teilweise entwickelt sind, weil die Naturtendenzen sich nicht allseitig entwickeln konnten. Ist nicht zu leugnen, dass die zweite Empfindung die größere Mannigfaltigkeit hat, so ist doch die erste die reichere, vollere. Dieses und ähnliches wollte ich mit dem Worte kristallklar sagen; nichts aber von logischer Schärfe und Konsequenz. Die freieste Stimmung, Lebensfülle, Wirklichkeit finde ich bei Stirner. Was hat damit logische Schärfe und Konsequenz viel zu schaffen. Sie spielen die Rolle von kleinen technischen Handgriffen, wie sie jede Kunst braucht. Ihr Satz: «Nietzsche hat jenes plastische Sprachvermögen besessen, durch welches Gedanken, die keineswegs neu und originell sind, erst so geprägt werden, dass sie im geistigen Verkehr Leben gewinnen», kann natürlich von mir nicht angefochten werden. Ich höre jede Nuance der Nietzsche-Sprache. Ich empfinde wie einer das Formgewaltige jedes «Zarathustra»-Satzes. Ich habe den «Zarathustra» von jeher in Nietzsches Sinn empfunden und weiß dies, seit ich Nietzsches größtes, noch ungedrucktes Werk «Ecce homo» kenne. Das ist etwas, worüber ich Ihnen nur mündlich Mitteilung machen kann. Doch erinnert mich Ihr Satz an etwas, was R.M. Meyer jüngst schrieb: «Wie alle Bücher, die in abstrakter Entfernung von der lebendigen Fülle der Dinge ein Prinzip totreiten, ist das Buch Stirners unfruchtbar, und (im Sinne höherer Wahrhaftigkeit) unwahr.» Es fällt mir natürlich nicht im entferntesten ein, Ihre Ansicht, verehrteste gnädige Frau, mit der R.M. Meyers zu vergleichen. Aber Sie sprechen vom «geistigen

Verkehr». Sie können doch unmöglich viel Respekt vor dem geistigen Verkehr zum Beispiel des heutigen Deutschland (Europens Flachland, wie Nietzsche so trefflich sagt) haben. Ich möchte Sie doch fragen, wie viel lebt im «geistigen Verkehr» von Böcklin, von Goethe, von Nietzsche. Sagen Sie nicht, die Leute fühlen deren Bedeutung, aber sie bringen sich ihr Gefühl nicht zum Bewusstsein. Die Beobachtung lehrt das Gegenteil. Wir haben Künstler, wir haben phantasievolle Denker; aber wir haben keinen geistigen Verkehr. Kommt ein solcher vor, so ist es ein Glücksfall.

Nun möchte ich hier abbrechen, vieles auf ein mündliches Gespräch aufsparend. Denn ich möchte noch auf den Punkt: Lou-Förster-Nietzsche zu sprechen kommen. Ich möchte erst über das «Leben Nietzsches» von E[lisabeth] Förster-Nietzsche sprechen. Sie sagen: «Das Bild, das Frau Andreas-Salome von Nietzsches Seelenleben gibt, erinnert mich an die Porträts großer Maler, die sich weniger durch sprechende Ähnlichkeit als durch eine bedeutende Auffassung auszeichnen, während die Darstellung der Frau Förster an jene schlechten Maler gemahnt, die mühselig und gewissenhaft alle Details zusammentragen, ohne auch nur einen Zug der Persönlichkeit wiederzugeben.» Dieser Ihr Ausspruch versetzt mich in Erstaunen, aber er erklärt mir Ihr Urteil über das Buch der Frau Förster. Ich würde diesen Satz unterschreiben, wenn ich seine Voraussetzungen mit Ihnen empfinden könnte. Für mich ist das Buch der Frau Förster keinem Porträt vergleichbar; sondern, wenn ich in Ihrem Sinn vergleichen will, höchstens mit einer Palette, auf der die Farben völlig ungemischt sind. Ich habe im Gespräche mit Frau Förster sie gerade in diesem Sinne bescheiden über ihr Buch sprechen hören. Ihr oblag es, die Materialien zum Leben Nietzsches zu liefern. Das war nur ihr möglich. Das äußere Leben Nietzsches kennt eben niemand besser als sie. Mit keinem Menschen hat er mehr zusammengelebt als mit ihr. Und da nur sie uns die Materialien liefern kann, müssen wir sie so hinnehmen, wie sie sie geben kann und will. Diese Frau ist sehr bedeutend, nur auf ei-

nem anderen Gebiete als auf dem, wo man eine Persönlichkeit psychologisch-biographisch schildert. Ich bin dieser Frau dankbar. Es entspricht völlig der Wahrheit, was ich in der Vorrede meines Buches gesagt habe. Sie hat mir - nebst vielem andern, das ich ihr danke - Einblick gewährt in Nietzsches intimstes Werk: «Ecce homo». Und aus der Stunde, in der ich dieses Werk las, auch aus vielen andern Stunden stammt die Stimmung, von der ich spreche. Sie dürfen nicht vergessen, dass ich täglich fünf bis sechs Stunden in der «Goethe-Werkstätte» zubringe, wo unter anderen geistreichen Arbeiten auch darüber geforscht wird, was sich aus dem bei Armbruster in Wien erschienenen Nachdruck von Goethes Werk «Die guten Weiber» in Bezug auf Druckfehler schließen lässt, die in dem gleichzeitig in Augsburg rechtlich gedruckten Werk vorhanden sind. Vergleichen Sie die geistige Atmosphäre dieser wissenschaftlich-kritischen «Goethe-Werkstätte» mit der geistigen Atmosphäre des Nietzsche-Archivs, so werden Sie mich verstehen. Zudem ja doch in der Welt alles nur relativ genommen und geschätzt werden kann. Und die Menschen können doch unmöglich bloß nach ihrer Geistigkeit beurteilt werden. Zu Ihrem Urteil über das Buch der Förster kann ich mich deshalb nicht bekennen, weil ich den Standpunkt nicht einnehmen kann, von dem aus ein Urteil dieser literarischen Art über die Schrift abgegeben werden kann.

Und nun möchte ich auf das Buch der Frau Lou kommen. Nietzsche lernte das Fräulein Salome im Mai 1882 in Rom kennen, verlebte dann mit ihr einige Monate am Lago Maggiore, in Basel und in Tautenburg in Thüringen, später einige Wochen in Leipzig. Im November desselben Jahres verschwindet Fräulein Salome für immer aus dem Horizonte Nietzsches. Die Trennung ist darauf zurückzuführen, dass Nietzsche zwar fand, dass «Lou, ganz in religionsgeschichtliche Betrachtungen versenkt, ein kleines Genie ist, dem hie und da ein wenig zuzusehen und förderlich zu sein, ein Glück für ihn ist» (Nietzsches eigene Worte), dass er aber für seine eigenen Sphären nicht das geringste Ver-

ständnis bei ihr fand. Und diese Frau schreibt ein Buch über Nietzsche, das allerdings ganz anders das Urteil erregt als die Materialiensammlung der Frau Förster. Sie begeht keine kleinen Taktlosigkeiten, das ist wahr; aber sie setzt das vollendete Verbrecherantlitz an die Spitze ihres Buches, ein Antlitz, von dem Nietzsche selbst sagt, dass er es seinem schlimmsten Feinde nicht wünsche. Sie wärmt die unrichtige Tatsache wieder auf, dass Nietzsches Leiden erblicher Natur war, und wagt es zu sagen, dass ihr das Nietzsche selbst erzählt habe. Das wirkliche Lügengewebe - und zwar was die Tatsachen betrifft - hat ja Koegel im «Magazin» genügend dargelegt. Gleich Ihnen lege ich aber darauf nicht den Hauptwert. Ich gehe noch weiter: selbst wenn Frau Lou sich in der psychologischen Nietzsche-Charakteristik vollständig vergriffen hätte - sie hat das zur Genüge getan -, so könnte ihr Buch Wert und Interesse beanspruchen. Es würde dann eben nicht Nietzsche, sondern eine interessante Persönlichkeit (als Fiktion) darstellen. Aber der hysterische Schwächling, mit den beiden voreinander schauernden Ichs, der eine Philosophie aus seiner Krankhaftigkeit herausdestilliert, die endlich ideell in Mystik, psychisch in Wahnsinn auslaufen auszuschließenden, ist ein psychologisches Wahngewilde, das aus christlich-mystisch-theistischen Instinkten heraus geschaffen ist. Jede Seite schmeckt nach Christentum; jede Seite verrät die Ohnmacht, wahre Nietzsche-Luft zu atmen. Wie sich Nietzsche instinktiv von dem Fräulein Salome abgewendet hat, so widerstrebt dieses aus der Sphäre «deutscher» Bildung entsprungene Buch meinen innersten Instinkten. Ich fühle mich abgestoßen davon wie von dem heiligen Augustin. Das ist es, was mich gegen das Werk «von dieser hohen literarischen Qualität» so einnimmt. Die «literarische Qualität» leugne ich nicht; sie ist es eben, was meine Empfindung herausfordert. Und nun noch eines: Sie sagen, dass es Ihnen scheine, «dass in der Mystik ein psychologisches Element eine Rolle spiele» und dass «die Gottesanschauung der Mystiker nur ein verkappter und mit dem Ausdruck ringender Individualismus sei». Ich habe nie daran gezweifelt. Weil alles, was der Menschegeist produziert, in

Wirklichkeit Individualismus ist, der sich als Idealismus, Realismus, Mystizismus usw. verkappt. Die Zarathustra-Phantasien als Mystik darstellen, heißt aber, sie zu einem Zerrbilde machen. Wenn man durchaus einen Terminus haben will, der Nietzsche bezeichnet, so finde ich doch noch «Zyniker» als den passendsten. Doch auch über alles dieses müsste ich Ihnen noch manches sagen, was ich auf der Seele habe.

Ich habe nun große Sorge, dass wir uns nicht treffen. Bis 21. September kann ich nicht in Wien bleiben. Vor dem 28. zu kommen, wird mir wohl auch kaum möglich sein.

Könnten wir uns nicht irgendwo begegnen? Schreiben Sie mir noch darüber, bitte schön. Ich fühle das dringendste Bedürfnis, Sie zu sprechen, und scheue einen kleinen Umweg nicht, wenn sich eine Begegnung ermöglichen lässt. Bestimmtes kann ich nicht sagen, weil ich Ihre Reisepläne nicht kenne.

Noch ein Wort über Zitter, weil Sie auf ihn in Ihrem Briefe ausführlich zu sprechen kommen. Sie finden mein Verhältnis zu ihm nicht geklärt. Sie selbst aber, verehrteste gnädige Frau, sprechen darüber so klar und deutlich, dass ich nicht wüsste, wie man die Sache besser charakterisieren wollte. Aber nun frage ich Sie: was soll ich tun? Ich habe ihn gerne. Er missversteht mich im großen und ganzen und in jeder Kleinigkeit. Er hat wenig Ahnung von meinem Innenleben, sonst würde er mich nicht als Dialektiker betrachten. Er strebt fortwährend danach, seine und meine Freundschaftsempfindung auf eine abstrakte Formel zu bringen. Ich liebe die abstrakten Formeln innerhalb konkreter Lebensverhältnisse nicht. Statt unsere Freundschaft den natürlichen, konkreten Verlauf nehmen zu lassen, versucht er es von Zeit zu Zeit, sie in eine bestimmte Kategorie zu zwingen. Seine tiefverletzende Karte, die er mir vor kurzem schrieb, enthält u.a. auch die Aufforderung: ich solle ihm sagen, wie es genau mit unserer Freundschaft stehe. Wozu so verstandesmäßig in konkrete Verhältnisse eingreifen? Sie glauben, dass der Ton, den ich Zitter gegenüber festhalte, nicht mehr aus meinem Innern, aus meiner «Wahrheit» komme. Wir - ich und Sie - ha-

ben darüber einmal uns ausgesprochen. Ich meine, dass Sie diesen Ton mit Ihren Worten zu abstrakt, zu einfach fassen. Doch glaube ich, dass darauf gar nichts ankommt. Die Hauptsache ist doch, dass wir - Zitter und ich - ein Verhältnis zueinander haben und dass ich kein Bedürfnis habe, dieses Verhältnis zu ändern. Der Ton, der dabei angeschlagen wird, ergibt sich aus dem Wesen der beiden Persönlichkeiten. Insofern ist er doch «wahr», denn er entspricht den wirklichen Verhältnissen. «Menschen, die lieben, bemerken Züge an dem geliebten Wesen, die auch der durchdringendsten Menschenkenntnis eines kalten Beobachters entgehen», schreiben Sie, verehrteste gnädige Frau! Dies trifft aber bei Zitters Empfindungen mir gegenüber nicht zu. Ich würde mir sein Verhalten mir gegenüber sonst gewiss in diesem Sinne erklären, denn Ihr Gedanke ist ja auch von mir auf Seite 21 meiner «Freiheitsphilosophie» ausgesprochen. Ich spreche dort von der augenöffnenden Kraft der Liebe. Und ich kenne diese Kraft. Aber Zitters Empfindung ist eine andere. Sie entspringt aus dem seiner Natur eigenen Misstrauen, das immer bewirkte, dass sich in seine Freundschaft zu mir eine starke Dosis Gereiztheit mischt, die dann in einzelnen Explosionen sich entlädt. Ich beobachte das seit dem Beginn unserer Freundschaft.

Nun noch die herzlichsten Grüße Ihrem lieben Gemahl, den zu sehen ich mich sehr freuen werde, und Ihnen selbst

von Ihrem Rudolf Steiner

429. ROSA MAYREDER AN RUDOLF STEINER

LOFER, 25. AUGUST 1895

Lieber Freund!

Vor allem danke ich Ihnen für Ihre rasche und eingehende Antwort. Ich finde darin vieles erklärt und geklärt, was mir vorher nicht verständlich war. Und das ist es ja, was ich einzig wünsche. Nicht eine Diskussion zu eröffnen, war meine Absicht. Denn ich bin fast zu glauben geneigt, dass Diskussionen im eigentlichen Sinne nur unter Menschen möglich sind, die an ein objektives Rechthaben glauben und deren Meinungen nicht aus ihrer Individualität, sondern bloß aus ihrem Verstande fließen. Zwischen Menschen von entwickelter Individualität können keine Diskussionen, sondern nur Mitteilungen stattfinden. Daher scheint mir das Wesentliche eines freundschaftlichen Verkehres in der Geneigtheit zu liegen, solche Mitteilung zu geben und zu empfangen. Überdies würde ja ich, eine Dilettantin, bei einem solchen intellektuellen Wettrennen mit Ihnen allzu sehr im Nachteil sein. Was ich Ihnen also sagen werde, soll weder eine Kritik, noch ein Tadel, weder ein Lob, noch eine Bemängelung sein, sondern bloß eine Mitteilung aus dem Bereich meines individuellen Denkens; und ich mache sie Ihnen, weil ich glaube, dass Sie meinem Wesen jenes freundschaftliche Interesse entgegenbringen, durch welches allein solche Mitteilungen wertvoll werden. - Es scheint auch, dass wir für diesmal auf den brieflichen Verkehr - der noch mehr guten Willen, den andern zu verstehen, voraussetzt, als der persönliche, denn briefliche Missverständnisse sind so umständlich aufzuklären! - angewiesen bleiben werden. Denn ich habe keine Hoffnung, dass unsere Reiseroute Ihrem lieben Vorhaben, uns zu treffen, irgendwie entsprechen könnte. Wir sind durch äußere Verhältnisse strikte an Termine gebunden; denn wie Sie wissen, ist Lino seit dreiviertel Jahren Chef des Regulierungsbureaus der Stadt Wien, und die Reise, die wir planen, ist eine Studienreise in

deutsche Städte, während welcher Lino mit Stubben in Köln, Fischer in München etc. zusammentreffen will. Wir werden vom 1.-7. September in Zürich, Basel, Straßburg sein; am 8. in Köln, am 10. oder 12. in Frankfurt, dann in Mainz, Würzburg, Augsburg, München bis zum 21. Sollte Ihnen eine dieser Städte gelegen sein, so bitte ich Sie um freundliche Mitteilung; - bis 29. hierher, sonst nach Wien, von wo aus uns die Briefe nachgeschickt werden - ich würde Ihnen dann den genauen Termin unserer Anwesenheit daselbst so bald als möglich schreiben. Gegenwärtig steht unser Programm nur bis Köln fest.

Nun, lieber Freund: ich meine ganz und gar nicht, dass Sie an einer Überschätzung der logischen Schärfe und Konsequenz des Denkens leiden. Wenn jemand daran leidet, so bin ich es. Sie haben in früheren Zeiten öfter meine Äußerungen in dieser Hinsicht niedergedämpft - zu meinem heimlichen Erstaunen. Denn es war mir eine Zeitlang schlechtweg undenkbar, dass Konsequenz des Denkens nicht das höchste in allen philosophischen Problemen bedeuten sollte. Ich meine zwar durchaus nicht, dass Konsequenz des Denkens und sonst nichts schon einen Philosophen ausmacht; aber da einmal das begriffliche Denken die europäische Methode des Erkennens ist, so scheint mir dasjenige, was dem begrifflichen Denken seinen Hauptwert, seine Zuverlässigkeit, seine Präzision verleiht, nämlich eben die Logik und Konsequenz, als geistige Qualität in allererster Linie zu stehen. Nur diejenigen, welche die indische Methode der «innerlichen Versenkung» für den probateren Weg des Erkennens halten, können die genannten Qualitäten unterschätzen. Sie, lieber Freund, gehören keineswegs darunter -und wenn ich auch vollkommen Ihrem Ausspruch über die Mitwirkung der Phantasie zustimme, so bleibt es mir doch nicht verständlich, warum Sie von Stirner nicht gelten lassen wollen, dass sein größter Vorzug gegenüber Nietzsche Logik und Konsequenz ist. Denn vor allem «Der Einzige und sein Eigentum» ist, respektlos ausgedrückt, konsequent bis zur Absurdität. Was aber nicht hindert, dass es ein ganz großes Werk ist - von dem man, mit

einer Modifikation eines bekannten Wortes, wohl sagen darf: vereor, quia absurdum est. Ich finde den hauptsächlichsten Unterschied zwischen Stirner und Nietzsche - auf eine knappe Formel gebracht - darin, dass Stirner von einem Begriff, Nietzsche von einer intellektuellen Anschauung ausging. Sie, lieber Freund, sind allerdings anderer Meinung. Aber mir fehlt offenbar die Kenntnis jener Daten, durch welche Ihr Urteil über Stirner - für mich so überraschend - bestimmt wird; denn aus dem «Einzigem» allein haben Sie wohl den Eindruck, den Sie in Ihrem Briefe so bestechend formulieren, nicht geschöpft?

Was ich mit meinen Äußerungen über Nietzsche sagen wollte, war eigentlich nur, dass ich Nietzsche mehr als Künstler, denn als Philosophen schätze. Wenn ich sagen sollte, worin ich uneingeschränkt mit ihm übereinstimme, so finde ich einen einzigen Punkt. Und das ist seine unbedingte Ablehnung aller «Hinter-Welts-Gedanken, aller Interpretation der Welt durch Metaphysik». Und dass ich es nur gleich sage: für mich liegt Ihre wahre Bedeutung nicht dort, wo Sie mit Nietzsche übereinstimmen, sondern wo Sie sein Gegner sind. Dass Sie mit Nietzsche oder mit irgendeinem anderen ruhmreichen Geist übereinstimmen, scheint mir in Ansehung Ihrer spezifischen Geistesleistung ganz irrelevant; vielleicht hat mich auch deshalb Ihre Schrift über Nietzsche nicht so unbedingt angesprochen wie Ihre anderen Schriften. Für Ihre spezifische Geistesleistung, für dasjenige, wodurch Sie sich vor allen andern Denkern der naturwissenschaftlichen Ära auszeichnen, halte ich Ihre Betonung der menschlichen Freiheit und das neue Fundament, welches Sie derselben gegeben haben. Nichts aber ist mir unerträglicher als die Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Willens nach Schopenhauerscher Beweisführung, die Nietzsche kritiklos in seine Weltanschauung hinübergenommen hat. Nicht Gott - wie Sie in Ihrem vorletzten Briefe sagen - ist mir der Gegenpol des in sich gefestigten Menschen; denn der immanente Gott nach mystischer Auffassung scheint mir nur eine andere Ausdrucksform des individualistischen Weltgedankens. Dasje-

nige Prinzip aber, das gänzlich unvereinbar ist mit der Bedeutung der Persönlichkeit, das die Persönlichkeit unrettbar vernichtet, das ist das Prinzip der Notwendigkeit alles Geschehens. Die bewusste Persönlichkeit herabgewürdigt zu der Bedeutung eines beliebigen Steines, der von einem unberechenbaren und unerbittlichen Kausalgesetz hin- und hergewälzt wird - überbietet denn diese Meisterleistung des Denkens nicht alles, was die christliche Auffassung über die Hinälligkeit und Nichtigkeit des Menschen aussagt? Und diese, auf die Notwendigkeit alles Geschehens basierte, völlige Unverantwortlichkeit nimmt Nietzsche zum Ausgangspunkt für die neue Zukunft des Menschen! Sich vom blinden Wollen zum bewussten Wollen erheben zu haben, das allein erscheint mir als das Kriterium der Persönlichkeit; und ich kann mir unmöglich ein bewusstes Wollen ohne den Willen zur Verantwortlichkeit vorstellen. Wenn ich in meinem Tun nichts sein soll als das blinde Werkzeug eines allgemeinen Weltgeschehens, das durch mich hindurch wirkt, «hinter dem Rücken meines Bewusstseins», dann allerdings gäbe es nur einen Weg - die Aufgabe der Persönlichkeit nach indischem Rezept. Und deshalb halte ich es für Ihre große Geistes-tat, dass Sie die «Konsequenz des Denkens» hatten, zu erkennen, dass es keinen wirklichen Individualismus geben kann ohne die Voraussetzung der Freiheit.

Lieber Freund, erfreuen Sie mich bald wieder durch Nachrichten. Besonders dankbar wäre ich Ihnen, wenn Sie dabei auf jene Punkte zu sprechen kämen, in denen Sie mit Nietzsche nicht übereinstimmen!

Immer Ihre ergebene, Rosa Mayreder

430. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE

WEIMAR, 13. SEPTEMBER 1895

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Noch als ich Ihren lieben Brief aus Stresa erhielt, dachte ich Ihrem Wunsche, am 14. in Naumburg einzutreffen, ganz genau entsprechen zu können. Heute sehe ich mich genötigt, Sie, hochgeschätzte gnädige Frau, doch noch um ein paar Tage Aufschub zu bitten. Ich bitte Sie sehr, mir die nochmalige Verzögerung nicht übel zu nehmen. Es handelt sich aber jetzt wirklich nur mehr um ganz kurze Zeit. Es haben sich meine Weimarer Arbeiten eben doch in einer Weise ausgedehnt, die ich gar nicht ahnen konnte; es ist mir manches unvorhergesehen zugewachsen. Und trotzdem ich seit Ihrer Abreise keinen Tag von Weimar abwesend war, konnte ich nicht fertig werden. Ich bin sehr besorgt, dass Sie, geschätzteste gnädige Frau, doch ungeduldig werden könnten. Jedenfalls bitte ich Sie, falls meine Anwesenheit in Naumburg gerade im Augenblicke Ihnen wünschenswert sein sollte, um gütige Nachricht. Ich will dann sehen, was sich tun lässt.

Sie, verehrteste gnädige Frau, sind nun wohl von Ihrer Reise zurückgekehrt und denken mit Freude an die erlebten Tage, wie ich nach der Schilderung, die Sie in Ihrem lieben Briefe geben, annehmen darf. Ich freue mich, Sie in den nächsten Tagen wieder zu sehen.

Den Plan der N[ietzsche]-Gesellschaft] habe ich nach allen Seiten durchgedacht und finde ihn doch sehr gut. Wir müssen bald Hand anlegen. Von den Resultaten meines Anklopfens wegen Weimar werde ich Ihnen nach meiner Ankunft in Naumburg wohl auch Mitteilung machen können. Ich werde in den nächsten paar Tagen in aller Vorsicht die Sache machen und dann hören - ...

Nochmals um Entschuldigung bittend, wenn heute statt mir nur dieser Brief ankommt.

Ihr dankbar ergebener

Rudolf Steiner

Dr. Koegel ist wohl wieder angekommen. Ich bitte, ihn herzlich von mir zu grüßen. Schade, dass ich ihn in den letzten Wochen nicht sprechen konnte.

431. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE

WEIMAR, 30. SEPTEMBER 1895

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Zu allem Vorangegangenen ist nun bei mir noch eine achttägige Krankheit gekommen. Ich bin letzthin aus Naumburg mit Fieber zurückgekommen und war die ganze abgelaufene Woche sehr elend und arbeitsunfähig. Sie können sich denken, verehrteste gnädige Frau, dass ich durch diesen Zwischenfall wieder sehr zurückgeworfen bin und nun selbst den äußersten Termin, den ich mir für Naumburg gestellt habe, noch hinausschieben muss. Ich habe nun die größte Angst, dass Sie doch nun ungeduldig werden und jeden Glauben an die Versprechungen eines so unzuverlässigen Menschen, wie ich Ihnen nach alle dem scheinen muss, verlieren. Auch ängstige ich mich deswegen, weil gerade jetzt notwendig zu Besorgendes durch mich verspätet werden könnte.

Da ich mich aber doch seit gestern wieder einigermaßen arbeitsfähig fühle, so werde ich baldigst bei Ihnen antreten können. Der Grund meines Unwohlseins ist eine Erkältung*; ich werde also, sobald deren Folgen behoben sind, schnell alles besorgen können.

Gewiss nicht Überarbeitung oder sonst etwas, was sich länger hinausziehen könnte.

Haben Sie vielen Dank für die Bände 9 und 10. Die beiden letzthin mitgenommenen Zeitungsausschnitte sende ich noch heute. Besten Gruß an Dr. Koegel.

In wahrer Hochschätzung Ihr ergebenster

Rudolf Steiner

432. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 14. OKTOBER 1895

Sehr geehrte Herren!

Beifolgend den 10. Band der Schopenhauer-Ausgabe. Sie werden aus der Druckvorlage ersehen, dass dieser Band ziemlich schwierig herzustellen war. Verzeihen Sie, im Hinblick darauf, bitte, die Verzögerung. Bei der Korrektur soll keine Verzögerung mehr eintreten. Ich bitte, mir die Korrektur zuzusenden. Ich werde alles tun, um das Erscheinen des Bandes mit Ende des Monats möglich zu machen.

In besonderer Hochachtung Ihr ergebenster

Dr. Rudolf Steiner

433. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE

WEIMAR, 24. OKTOBER 1895

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Empfangen Sie meinen besten Dank für die Korrekturbogen der beiden Bände der zweiten Abteilung von «Nietzsches Werken». Ich habe mit der größten Spannung auf deren Veröffentlichung gewartet. Durch den Inhalt dieser Bände ist ein neuer Zugang zu der reichen Gedanken- und Empfindungswelt Ihres Bruders eröffnet. Wie erhebend ist es doch, mit Hilfe dieses Inhalts die Wege zu verfolgen, die Nietzsche gegangen ist, um unserer Kultur völlig neue Ziele zu geben. Mir scheint, als sähen wir jetzt erst die Quellen, aus denen der herrliche Gehalt geflossen ist, den Nietzsches frühere Schriften gebracht haben. Ich könnte vieles anführen, um diesen meinen Eindruck zu rechtfertigen. Ich möchte nur einiges herausheben. Wir lesen in «Schopenhauer als Erzieher»: «Wer erlöst zum Beispiel die Geschichte der griechischen Philosophie wieder von dem einschläfernden Dunste, welchen die gelehrten, doch nicht allzu wissenschaftlichen und leider gar zu langweiligen Arbeiten ... - darüber ausgebreitet haben?» Der zweite der genannten Bände gibt Antwort auf diese Frage. Nietzsche hat diese Erlösung vollbracht. Er hat die Gestalten der griechischen Philosophie von Thales bis Sokrates in wahrhaft hellenischem Geiste nachgeschaffen. Als ich seine Darstellung las, war mir, als ob ich mit diesen einzigen Persönlichkeiten in unmittelbarem Verkehr wäre.

Oder, um ein anderes Beispiel zu erwähnen: in welcher geistigen Welt lässt uns der Aufsatz: «Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne» hineinblicken! All den bangen Zweifeln, die die wahrheitssuchende Menschenseele quälen, hat Nietzsche hier Ausdruck gegeben. Ein neues Licht strömt von hier aus auf seine anderen Werke aus. Nicht weniger ist dies der Fall bei den im ersten Bande enthaltenen Ergänzungen zur «Geburt der Tragödie». Mit Erstaunen betrachte ich die Aufschlüsse,

die Nietzsche über das Wesen der Kunst und ihren Zusammenhang mit Kultur und Leben gibt. Ich kann nicht alles sagen, was ich nach dem Lesen der beiden Bände sagen möchte, wenn ich diesen Brief nicht ins Endlose ausdehnen will. Nicht unerwähnt möchte ich aber lassen, welche Befriedigung ich empfinde gegenüber dem hohen freien Gesichtspunkte, von dem aus Nietzsche die Kultur der Gegenwart betrachtet. Ich habe dabei besonders die Ergänzungen zu den «Unzeitgemäßen Betrachtungen» im Auge. Hier liegt mancher Keim, der, wenn er in einen empfänglichen Geist der Gegenwart fiel, noch schöne Früchte für unsere Kultur tragen könnte.

Aus diesen Zeilen werden Sie, hochgeschätzte gnädige Frau, ersehen, welche Bedeutung ich den beiden neuen Bänden zuspreche. Meiner Meinung nach haben Sie sich ein nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst um die Erkenntnis Ihres Bruders dadurch erworben, dass Sie die Veröffentlichung alles dessen, was er geschaffen, in dieser Weise möglich gemacht haben. Das Nietzsche-Archiv ist Ihr Werk. Sie haben den rechten Weg eingeschlagen, um Nietzsches Schöpfungen denjenigen Platz im Geistesleben der Gegenwart zu erobern, der ihnen zukommt. Wenn heute die Erkenntnis von der Bedeutung dieses außerordentlichen Geistes sich stetig ausbreitet, so ist das in erster Linie Ihrer tätigen Fürsorge für seine Werke zuzuschreiben. Selbst bei den wenigen, die diese Bedeutung vor Ihrer Rückkehr nach Europa erkannt hatten, herrschte damals eine wenig erfreuliche Unklarheit. Die absonderlichsten Behauptungen über die Persönlichkeit, das Leben und die Leistungen Nietzsches konnte man hören und lesen. Mit der Begründung des Nietzsche-Archivs war erst die Möglichkeit gegeben, das Bild Ihres Bruders in seiner wahren Gestalt kennen zu lernen.

Zu den Beweisen dafür, dass Sie, geschätzteste gnädige Frau, die besten Wege zu dem von Ihnen angestrebten Ziele eingeschlagen haben, rechne ich es, dass Sie als Herausgeber der Werke Nietzsches Dr. Koegel wählten. Die beiden Bände bestärken mich in dieser meiner, schon früher gewonnenen Überzeugung.

Nur dem tiefdringenden Nietzsche-Verständnis und einer besonderen Umsicht und Beherrschung des Stoffes war es möglich, eine Ausgabe zu schaffen, die in solchem Maße alle berechtigten Ansprüche befriedigt. Ich darf ein solches Urteil wohl aussprechen, weil ich selbst mit ähnlichen Arbeiten lange zu tun gehabt habe und die in Betracht kommenden Schwierigkeiten kenne.

Wie viel Sie, gnädige Frau, durch die Biographie Ihres Bruders zu dem Verständnis seiner Persönlichkeit und Entwicklung beigetragen haben, werde ich nächstens in einem Aufsätze öffentlich aussprechen.

Nochmals meinen herzlichsten Dank für die Übersendung der Korrekturbogen der neuen Bände, durch die ich zu meiner Freude deren Inhalt mehrere Wochen vor deren Erscheinen kennengelernt habe.

In dankbarer Verehrung Ihr ergebenster

Rudolf Steiner

434. AN ROBERT SAITSCHICK

WEIMAR, 24. OKTOBER 1895

Sehr geehrter Herr!

Vor allen andern Dingen bitte ich Sie vielmals um Entschuldigung, wenn ich Ihnen erst heute meinen Dank ausspreche für Ihren liebenswürdigen Brief, mit dem Sie mir Ihr Buch: «Meister der schweizerischen Dichtung» zusandten. Fortwährende Kränklichkeit und widrige Umstände hinderten mich bisher daran. Diese hinderten mich auch bis jetzt daran, eine Abhandlung über Ihr ausgezeichnetes Buch zu schreiben. Dies wird aber nun in nächster Zeit geschehen. Mir hat dieses Buch wirklich eine ganz besondere Freude gemacht. Der psychologische Blick, der Ihnen eignet und den ich in meinen Rezensionen Ihrer «Psychologie der Gegenwart» und «Tolstoj und Dostojewski» hervorgehoben habe, bildet auch für mich das Anziehende Ihres Buches über die schweizerischen Dichter. Was Nietzsche das psychologische Bild einer Persönlichkeit nennt, das finde ich in Ihren Darstellungen vortrefflich verwirklicht. Mit dem größten Interesse habe ich auch Ihre Aufsätze in der «Neuen deutschen Rundschau» gelesen.

Sie sprachen in Ihrem Briefe den Wunsch aus, meine Einführungen in Goethes «wissenschaftliche Schriften» zu erhalten, weil Sie hoffen, daraus «Anregung zu einer eingehenden Besprechung», «möglicherweise auch zu einer Abhandlung in russischer Sprache» zu erhalten. Ich erlaube mir deshalb, Ihnen diese Schriften gleichzeitig mit diesem Briefe zu senden. Auch meine «Philosophie der Freiheit» lege ich bei, die seinerzeit an Sie nach Bern ging, aber als unbestellbar wieder zurückkam. Eine Besprechung meiner Sachen aus Ihrer Feder würde mir ganz besondere Freude machen, und ich wäre Ihnen dafür sehr dankbar. Zur besonderen Befriedigung gereichen mir auch die Worte, die Ihr Brief über Nietzsche enthielt. Gerade im Hinblick darauf würde ich Sie bitten, meiner diesem Briefe beige-

legten Schrift «Friedrich Nietzsche. Ein Kämpfer gegen seine Zeit» gütigst Ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie schrieben mir: «Die Art, wie Nietzsche bekämpft wird, wird wohl auch Ihnen nicht ganz gefallen haben. Alle diese kleinen Leute vergessen, dass Nietzsches Philosophie eine tiefwurzelnde Erscheinung unserer Zeit ist, deren Bekämpfung bloß durch ein selbständig ausgeführtes System unternommen werden kann. Nietzsche war es allzu ernst mit seinem Denken, als dass er durch eklektische Brocken aus der Geschichte der Philosophie sich bekämpfen ließe.» Sie werden, sehr geehrter Herr Doktor, sowohl aus meiner «Philosophie der Freiheit» wie auch aus meiner Schrift über «Nietzsche» sehen, dass meine philosophischen Bemühungen durchaus im Sinne Ihrer obigen Sätze sind. Wenn Sie auch meine Nietzsche-Schrift zu einer Besprechung reizte, so wäre ich Ihnen sehr dankbar.

Genehmigen Sie, verehrtester Herr, den Ausdruck
meiner besonderen Hochschätzung Rudolf Steiner

Die Bücher als Post-Paket.

P.S. Da ich Ihre Adresse nicht hatte, ging dieser Brief erst nach Paris, von wo er als unbestellbar zurückkam. Das Paket ist auch dahin abgegangen; entweder erhalten Sie dies über Paris oder es kommt auch noch zurück. Ich sende es dann sofort an Sie. Ihre gegenwärtige Adresse habe ich durch die Güte des Herrn Dr. Bie, Redakteur der «Neuen deutschen Rundschau», erfahren.

435. AN PAULINE UND LADISLAUS SPECHT

WEIMAR, 23. DEZEMBER 1895

Hochgeschätzte gnädige Frau! Verehrtester Herr Specht!

Mit einem Gefühle der Bangigkeit beginne ich diesen Brief zu schreiben. Ich möchte die Monate am liebsten nicht zählen, die verflossen sind, seit ich Ihnen nicht geschrieben habe. Ich erschrecke bei dem Gedanken: Sie könnten mir meine Saumseligkeit am Ende nimmermehr vergeben. Und doch . . . wenn ich mir vergegenwärtige, wie groß Ihre Liebenswürdigkeit und Güte stets gegen mich war, so muss ich an diese Vergebung glauben. Ich muss es auch noch aus dem Grunde, weil es für mich ein unerträglicher Gedanke wäre, wenn Sie mich für das hielten, was ich nach meiner Handlungsweise scheine. Ich kann Ihnen die Versicherung geben: die Gesinnung, die sich in mir Ihnen und Ihrer lieben Familie gegenüber festgesetzt hat in den Jahren, in denen ich das Glück hatte, in Ihrem Hause zu leben - sie wird nie schwinden oder auch nur um ein kleines kälter werden. Mein Schweigen in diesem Jahre werden Sie erst im rechten Lichte sehen, wenn ich Ihnen von den unsäglichen Widerwärtigkeiten mündlich Mitteilung machen werde, die ich gerade in diesem Jahre hier erlebt habe. Jetzt wird dies hoffentlich doch in aller kürzester Zeit geschehen. Sie waren im Frühling so liebenswürdig, mir von den durch Professor Müllner sich eröffnenden Aussichten Andeutungen zu machen. Ich will kurz sein für heute. Nach Maßgabe der Verhältnisse müsste ich natürlich gerade in Jena die Privatdozentur anstreben. Nun ist zweifellos, dass nach dem, was ich geleistet, diese Privatdozentur ein Pappentier sein müsste von Seiten derer, die sie mir zu gewähren haben. Nun aber steht dem entgegen, dass ich hier einen Mann zum Vorstand (Direktor des Archivs) habe, der seit Jahren bemüht ist, mich als Null erscheinen zu lassen. Empörend ist die Sache, wenn ich bedenke, dass ich auf das bestimmte weiß, dass dieser Mann dies nur deshalb tut, weil er von

einem unschätzbaren Neid erfüllt ist. Jetzt, wo die Erbitterung seiner Beamten einen Kulminationspunkt erreicht hat, sagen mir diese, was dieser Mann hinter meinem Rücken gegen mich sagt. Ich weiß jetzt, dass ich in dem Augenblicke, als ich hierherging, verraten und verkauft war. Ich muss die Weimarer Jahre einfach für verloren geben. Nur wer die Dinge in der Nähe gesehen hat, weiß, welche ekelerregende Atmosphäre ein kleiner Fürstenhof um sich verbreitet. Die Affäre d'Albert-Stavenhagen ist nicht das einzige, was aus der letzten Zeit von hier zu erzählen ist.

Ich möchte nur nicht, dass Sie mich für energielos halten. Ich werde mein Ziel doch erreichen. Ich muss es eben ohne Weimar. Wie, das wird sich finden.

Die Widerwärtigkeiten dieses Jahres sind auch schuld, warum ich noch nicht dazu gekommen, über den «Robespierre» von d'elle Grazie zu schreiben. Ich werde es gewiss tun. Ich halte den «Robespierre» für das bedeutendste Werk auf seinem Gebiete seit langer Zeit.

Verzeihen Sie, dass Sie meinen «Nietzsche» noch nicht erhalten haben. Er geht morgen an Sie ab. Er ist die einzige Freude, die mir dieses Jahr brachte. Verstanden ist diese Schrift bisher wenig worden. Es gibt überhaupt wenige Menschen, die Nietzsche verstehen. Dazu ist auch jetzt nicht die Zeit. Ich werde Ihnen manches erzählen, wenn ich nach Wien komme, von den Gründen der Ansichten der guten Lou Salome, die Nietzsche ins Mystische übersetzt hat und die ein Herr A. G. gegen mich in der «Zeit» ausgespielt hat. Ich weiß nicht recht, wer der Herr ist. Ich kann nicht jedem lumpigen Anonymus nachlaufen. Ich weiß nur das eine: bei den Leuten, die Nietzsche genau kennen, hat mein Buch die beste Zufriedenheit hervorgerufen.

Für heute schließe ich mit den besten Wünschen für ein frohes Fest und bitte Sie, mich doch auch - wenn auch unverdient - mit einer Nachricht über Sie und Ihre lieben Angehörigen zu

erfreuen, indem ich Sie der alten treuen Anhänglichkeit an Sie
und Ihre Familie versichere als

Ihr unveränderlicher Steiner

An Richard geht morgen ganz gewiss auch Brief und mein
«Nietzsche» ab.

436. AN DIE ELTERN UND GESCHWISTER

WEIMAR, 23. DEZEMBER 1895

Meine geliebten Eltern und Geschwister!

Wieder habe ich Euch lange nicht geschrieben. Ich dachte aber wirklich nicht, noch einen Brief abgehen lassen zu müssen, ohne dass ich Euch auf das bestimmteste, bis auf den Tag, meine Ankunft bei Euch anzeige. Jetzt kann ich aber sagen: bestimmt im Januar komme ich. Und dann wird es auch nicht mehr lange dauern, bis ich ganz in Wien bin. Die Sache hat große Schwierigkeiten. Ich werde sie aber überwinden. Man verlangt von mir, ich solle ein halbes Jahr Probezeit durchlaufen, ohne etwas dafür zu haben. Darauf kann ich niemals eingehen. Aber die Sache wird auch ohne diese Probezeit abgehen. Ich bin ja gerne bereit, drei Probestunden zu halten. Ein halbes Jahr kann ich nicht umsonst dienen, denn hier habe ich mir nichts ersparen können. Ohne gleich vom Anfang ein Gehalt zu bekommen, von dem sich anständig leben lässt, kann ich nirgends hingehen. Doch auch dies muss sich erzwingen lassen.

Ich habe mir Skrupel gemacht, weil ich Poldi erst zwei Tage nach dem Namenstage begrüßt habe. Doch müsst Ihr bedenken, dass ich hier in einem 5to^o protestantischen Lande lebe, in dem man von Namenstagen überhaupt nichts weiß.

Wie geht es Euch allen! Hoffentlich berichtet Ihr mir bald das Beste. Von mir kann ich sagen, dass es mir soweit gut geht. Ich habe eben nur Sehnsucht nach Euch. Doch wird diese mir jetzt doch hoffentlich bald erfüllt werden.

Da ich diese Weihnachten leider wieder nicht mit Euch verleben kann, so bleibt mir nur, Euch zu wünschen, Ihr möget sie so froh als irgend möglich ist, verbringen. Ich tröste mich mit dem Gedanken, dass nun keine 4 Wochen mehr vergehen, ehe ich Euch sehe.

Hier ist Winter. Und der ist hier recht strenge. Weimar liegt rauh. Allseitig ist es der Luft ausgesetzt. Und man muss sich sehr in acht nehmen, wenn man nicht den ganzen Winter mit einem Katarrh herumlaufen will. Schon das $s/4$ Stunden entfernte Jena hat es besser. Das hat auf allen Seiten Berge, die es schützen. Ich habe mich nach und nach an das Klima gewöhnt, und wenn ich auch bis jetzt jedes Jahr meine Heiserkeit hatte, so bin ich doch abgehärtet; und ich glaube, wenn ich wieder nach Österreich komme, wird mir gerade diese Abhärtung gut tun.

Nun noch eines: Seid herzlichst begrüßt und geküsst von mir, der ich mich sehne, bald bei Euch zu sein und nun doch einmal in die Lage zu kommen, Euch zu zeigen, dass ich stets der Pflichten eingedenk sein werde, die ich gegen Euch, meine lieben Eltern und Geschwister, habe.

In kindlicher Treue Euer

Rudolf

437. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE

WEIMAR, 8. JANUAR 1896

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Da es Ihr Wunsch ist, dass ich die Zeit vom 13.-22. Januar in Naumburg zubringe, werde ich nun unter allen Umständen mir die Möglichkeit dazu schaffen. Ich werde also jedenfalls Montag früh eintreffen. Auch mir ist sehr leid, dass ich diesen Herbst nicht abkommen konnte.

Hoffentlich nehmen die Dinge, die Sie, verehrteste gnädige Frau, jetzt so sehr beschäftigen, einen recht günstigen Verlauf. Namentlich hege ich auch den Wunsch, dass die Folgen Ihres so bedauerlichen Unfalls recht bald in der besten Weise behoben sein mögen.

In der aufrichtigsten Hochschätzung

Ihr ergebenster Herzlichen Gruß an Dr. Koegel. Rudolf Steiner

438. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 15. JANUAR 1896

Hochgeehrte Herren!

Um die Drucklegung des 11. Schopenhauerbandes nicht noch mehr zu verzögern, sende ich Ihnen die ersten drei Kapitel voraus. Ich gebe Ihnen aber die Versicherung, dass das übrige auch heute abend oder spätestens morgen früh abgehen wird. Nur weil ich aufs äußerste in Anspruch genommen bin, trat die Verzögerung ein. Bitte mir die Korrekturen gütigst zusenden zu wollen, die ich stets auf das schnellste erledigen werde.

In besonderer Hochachtung

Ihr ergebener Dr. Rudolf Steiner

439. AN ANNA EUNIKE

NAUMBURG A.D. SAALE [, CA. 20. JANUAR 1896]

Meine gute Anna!

Habe herzlichsten Dank für Deinen lieben Brief. Ich sehe daraus zu meinem Bedauern, dass es Dir noch immer nicht ganz gut geht. Ich bin deshalb recht besorgt und bitte Dich, Dich so weit zu schonen, als es in diesen schwierigen Zeiten geht. Ich schreibe Dir, meine liebe Anna, diese Zeilen früh 9 Uhr. Ich kann Dir die Versicherung geben, dass ich mich jeden Tag erst besinnen muss, wenn ich erwache, dass Du nun nicht bald herantreten wirst, um Kaffee zu machen und ein wenig mit mir zu plaudern.

Der eingeschriebene Brief aus Wien enthielt die neue Gedichtausgabe von *delle Grazie*. Ich bin sehr erfreut darüber. Denn diese Sendung beweist mir, dass es mir *delle Grazie* nicht besonders übelgenommen hat, dass ich nach Erhalt des «Robespierre» und seither nichts habe von mir hören lassen. Jetzt will ich ihr schreiben, dass das verflossene Jahr für mich ein recht schweres war und mich aus aller Stimmung gebracht hat. Ich glaube, in diesem Jahr hätte ich es ohne Deine immer so liebevolle Pflege und Teilnahme gar nicht aushalten können, was ich gerade in diesem Jahre zu arbeiten hatte - nicht die Menge, aber die Art, hätte mich ohne Dich erdrückt, weil es so schwer auf meiner Seele lag. Das ist der Grund, warum ich in der letzten Zeit immer recht ungenießbar war.

Hier hat es noch manche Aufregung nach meiner Zurückkunft aus Weimar gegeben.

Seit einigen Tagen geht es wieder besser, für mich war es aber gar nicht leicht, das alles mitzumachen. Denn man spielt doch eine sonderbare Rolle, wenn man eine Angelegenheit mit durchmachen muss, in die hineinzureden man sich nicht berufen fühlt. Wie muss man doch die Worte abwägen, wenn man z.B. etwas antworten soll auf eine Klage, die aus einer Stimmung

kommt, die am nächsten Tage nicht nur ganz verflogen ist, sondern sich sogar in das Gegenteil verwandelt hat. Man fühlt sich da in einer Unsicherheit, die einem jedes Wort sauer macht. Wenn dazu noch kommt, dass das alles sich abspielt an und um einen Ort, wo die hinterlassenen Schriften des größten Geistes unserer Zeit liegen, so wird einem das Herz recht beschwert.

Ich bitte Dich nur, meine liebe Anna, sprich zu niemand von dieser Sache. Man weiß niemals, wohin ein Wort fliegt. Und um Nietzsches willen darf von alledem gar nichts bekannt werden.

Die Art, wie Du mir jetzt die Postsachen zukommen lässt, ist sehr gut. Ich kann den Briefträger des Morgens noch in meiner Wohnung erwarten. Das Absenden des Abends ist also ganz gut. Wenn ich einmal unerwartet gegen Abend hinüberfahren sollte, dann telegraphiere ich vor meiner Abreise bloß: Heute Briefe nicht nachsenden. Dann wird alles in Ordnung sein.

Bis dahin sei herzlichst begrüßt, meine liebe Anna, von Deinem immer treuen

Rudolf

440. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 22. JANUAR 1896

Sehr geehrte Herren!

Ich bitte Sie vielmals um Entschuldigung wegen meines Zögerns
mit dem 11. Schopenhauerbande. Heute sende ich Fortsetzung.
Das wenige noch Fehlende geht auch heute noch ab.

In besonderer Hochachtung Ihr

Dr. Rudolf Steiner

441. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR [, ENDE JANUAR 1896]

Sehr geehrte Herren!

Beifolgend sende ich den Schluss des 11. Schopenhauerbandes
und bitte nochmals um Entschuldigung wegen der Verzögerung.

Mit besonderer Hochachtung

Dr. Rudolf Steiner

RUDOLF STEINER

Briefe

442. AN DIE J.G.COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOL-
GER [TELEGRAMM]

WEIMAR, 15. FEBRUAR 1896

Bitte wenn möglich [mit dem] Druck von Schopenhauer Band
11 warten. Korrekturen heute abgehend.

Steiner

443. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOL-
GER [TELEGRAMM]

WEIMAR, 24. FEBRUAR 1896

Bitte wenn irgend möglich mit Schopenhauer Band 11 noch
warten, da Rest Korrekturen gewiss heute und morgen abgehen.

Steiner

444. AN PAULINE SPECHT

WEIMAR, 21. MÄRZ 1896

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Aus der unveränderten Empfindung dankbarer Freundschaft, aus der ich Sie immer zu Ihrem Geburtstag begrüßt habe, tue ich das auch heute. Jedenfalls haben Zeit und Entfernung meine freundschaftlichen Gefühle nicht gemindert, und ich kann Sie nur immer wieder bitten, die Seltenheit meiner Briefe nicht als einen Beweis von solcher Verminderung anzusehen. Sehr gefreut habe ich mich über Ihre Antwort auf meinen Weihnachtsbrief. Sie tadeln mit Recht, dass Sie meine Schrift über Nietzsche nicht von mir selbst erhalten haben. Sie erfreuten mich aber durch Ihr mir sehr wertvolles günstiges Urteil. Ich glaube mit Recht aus Ihren Worten schließen zu können, dass Sie nicht wie andere aus dieser Schrift die Meinung gewonnen haben: ich sei mir selber untreu geworden. Ich glaube nur, dass ich seit meiner «Philosophie der Freiheit» die mir selbst entsprechende Form, mich auszusprechen, gefunden habe. Früher habe ich, wie eben viele, meine Empfindungen hinter manchem gangbaren Schlagwort verborgen. Ich erinnere Sie nur daran, dass ich mich oft «Idealist» genannt habe. Ich bin aber nie in dem Sinne Idealist gewesen, den man in der deutschen Literatur damit verbindet. Nennt man doch in Deutschland etwas Idealismus, was nichts weiter als eine schlimme Art von Verlogenheit und Unaufrichtigkeit gegen sich selbst ist. Und die Deutschen haben wahrlich Talent zu dieser Art von Verlogenheit, besonders die protestantischen Deutschen. Wer diese Art von Verlogenheit nicht erfahren und an ihr gelitten hat, der kann Nietzsches wahres Wort im «Antichrist» nicht voll nachempfinden: «Gegen das Vergangene bin ich, gleich allen Erkennenden, von einer großen Toleranz . . . Aber mein Gefühl schlägt um, sobald ich in unsere 'Zeit eintrete . . . Selbst bei dem bescheidensten Anspruch auf Rechtschaffenheit muss heute jeder

Theologe, jeder Priester mit jedem Satz, den er spricht, wissen, dass er nicht nur irrt, sondern lügt.» Und hier in Deutschland sind nicht nur diejenigen Theologen, die auf der Kanzel stehen.

Ich dachte schon im Januar, einmal auf ein paar Tage nach Wien kommen zu können. Es hat sich leider bis jetzt nicht machen lassen. Ich denke aber, dass ich jedenfalls im Laufe des Monats April dazu kommen kann.

Ist Richard noch immer in England? Wie geht es Ihnen, Ihrem lieben Gemahl und allen anderen Mitgliedern Ihrer lieben Familie?

Bitte alle herzlichst zu grüßen von

Ihrem immer gleichgesinnten

Steiner

445. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE

WEIMAR, 31. MÄRZ 1896

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Viel Arbeit und mancherlei Sorgen haben es bewirkt, dass ich Ihnen erst heute meinen herzlichsten Dank ausspreche für die Freundlichkeiten, die ich in den Tagen meines Naumburger Aufenthaltes von Ihnen erfahren habe. Schöne Erinnerungen habe ich mitgenommen. Ich bitte Sie, hochgeschätzte gnädige Frau, es nicht einer geringen Lebhaftigkeit meines Dankesgefühles zuzuschreiben, wenn ich es so spät zum Ausdrucke bringe.

Sehr freute ich mich über die guten Nachrichten, die Sie mir über sich und Ihre Berliner Reise vor einiger Zeit zukommen ließen. Schmerzlich dagegen ist es mir, dass Fräulein von Salis nicht mehr in München ist. Ich habe es Ihren Erzählungen, hochgeschätzte gnädige Frau, entnommen, dass es ein wirklicher Gewinn ist, diese Persönlichkeit zu kennen. Leider hat sich meine Wiener Reise nun doch verschoben. Ich bin durch die unglückselige Register-Arbeit, die viel Mühe und keine Freude macht, in Weimar wie angeschmiedet gewesen. Dazu kommt, dass ich viel Aufregendes in den letzten Wochen erfahren habe. Es war sehr gut für mich, dass ich wirklich gestärkt und mit frohen Erinnerungen durch den Naumburger Besuch in den Monaten Februar und März mehr ertragen konnte, als der Fall gewesen wäre, wenn diese schöne Unterbrechung meines Weimarer Treibens nicht stattgefunden hätte. Ich danke Ihnen nochmals herzlichst.

In diesen Tagen wird nun doch mein letzter Registerbogen in die Druckerei abgehen und ich noch in diesem Monate (April) nach Wien reisen können. Wenn es Ihnen, hochgeschätzte gnädige Frau, recht ist, werde ich mir erlauben, Sie in der nächsten

Zeit zu besuchen. Über einen geeigneten Tag darf ich wohl Ihre Weisung abwarten. Ich freue mich sehr darauf.

Bitte, mich Ihrer Frau Mutter bestens zu empfehlen. Dr. Koegel ist wohl noch nicht in Naumburg; sonst bitte ich Sie, auch ihn bestens zu grüßen.

In immer gleicher Hochschätzung Ihr dankbar ergebener

Rudolf Steiner

446. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE [TELEGRAMM]

WEIMAR, 6. APRIL 1896

Leider kann ich gerade morgen nicht abkommen und bitte, an
einem anderen Ihnen angenehmen Tage kommen zu dürfen.

Steiner

447. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE [TELEGRAMM]

WEIMAR, 7. APRIL 1896

Werde mir erlauben, morgen zu kommen, kann aber leider erst mit dem Nachmittagszug. Steiner

448. AN JOHN HENRY MACKAY

WEIMAR, 7. APRIL 1896

Verehrtester Herr Mackay!

Sehr freue ich mich, Herrn Bölsche hier begrüßen zu können. Wenn es noch möglich ist, mich durch eine Postkarte von dem genaueren Datum seiner Ankunft zu benachrichtigen, so wäre ich Ihnen sehr dankbar. Auf jeden Fall wird mich Herr Bölsche aber antreffen. Dass Sie so gar nichts von mir hören, schreiben Sie bitte nicht einer Abnahme meiner freundschaftlichen Neigung und herzlichen Verehrung, die ich für Sie habe, zu. Ich hoffe aber in den nächsten Wochen nach Berlin zu kommen und freue mich sehr darauf, mit Ihnen wieder einige Stunden zu erleben.

Also auf Wiedersehen! Stets Ihr Rudolf Steiner

449. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE

WEIMAR, 21. APRIL 1896

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Sehr freuen wird es mich, Sie in dieser Woche wiederzusehen. Darf ich um Nachricht wegen des Tages bitten. Dass die Damen in unserem Mittagslokale speisen, geht wohl nicht an. Es ist kein Gasthof, in dem Damen gut verkehren können. Am besten ist es, wieder den «Elephanten» zu wählen. Ich würde dann hinkommen. Letzthin wollte ich Ihnen, geschätzteste gnädige Frau, noch adieu sagen.

In dankbarer Hochschätzung Ihr

Rudolf Steiner

450. AN DIE J. G. COTTA SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 11. MAI 1896

Sehr geehrte Herren!

Leider war ich trotz meines Versprechens nicht in der Lage, mit der Absendung des Manuskriptes zum 12. Bande der Schopenhauer-Ausgabe zu beginnen. Ich verspreche Ihnen aber nunmehr, dass Sie in zwei bis drei Tagen den Rest des Bandes erhalten werden. Ich bitte, mir wie bisher die Korrektur zuzusenden, die ich immer schnell besorgen werde.

In besonderer Hochachtung Ihr

Rudolf Steiner

451. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE

WEIMAR, 13. MAI 1896

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Meinen besten Dank für Ihre liebenswürdige Einladung. Ich werde derselben mit großer Freude folgen.

In aufrichtiger Hochschätzung Ihr ergebener

Rudolf Steiner

52. AN DIE ELTERN UND GESCHWISTER

WEIMAR, 14. MAI 1896

Meine vielgeliebten Eltern und Geschwister!

Vor allen andern Dingen Dir, mein lieber Vater, meinen herzlichsten Glückwunsch. Leider immer noch aus der Ferne. Aber jetzt, hoffe ich, wird es ganz bestimmt der letzte aus solcher Ferne sein. Denn im Herbst, denke ich, werden sich ganz gewiss meine Wünsche bezüglich einer Wiener Position erfüllen. O, es ist hart, immer und immer warten zu müssen. Was nützen die schönsten Versprechungen und Verheißungen, die einem gemacht werden, wenn sich ewig nichts erfüllt und man sich immer wieder für ein paar Monate vertrösten muss. Jedenfalls komme ich nun doch endlich noch im Mai nach Wien und zu Euch und werde Euch dann etwas Bestimmtes und hoffentlich auch Zufriedenstellendes sagen können.

Möget Ihr den 16. Mai gut erleben und denken, dass ich im Geiste in Eurer Mitte bin.

Sonstiges habe ich nichts Sonderliches zu berichten. Gesund bin ich und hoffe, dass Ihr das gleiche seid.

Frühling will es hier ewig nicht werden - dass wir bereits den Monat Mai haben, daran erinnert hier gar nichts. Ich weiß nicht, ob es auch in Osterreich so ist, aber hier wechseln fortwährend die frostigsten und kältesten Tage mit einzelnen Sonnentagen ab, die aber auch nicht besonders warm sind. Heute ist Himmelfahrtstag. Einer der wenigen protestantischen Festtage. Sonst werden in protestantischen Ländern viel weniger Feiertage gehalten als in katholischen. Namenstage aber kennt man hier überhaupt nicht. Die Leute feiern die Geburtstage.

Und nun nur noch die Bitte: verliert die Geduld nicht; die Zeit, die noch hinfließen wird bis zur Erfüllung meiner Wünsche, muss doch immer kleiner werden.

RUDOLF STEINER

Briefe

Also harren wir aus!

Euer Euch grüßender und küssender Rudolf

453. AN DIE J.G. COTTASCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 10. JUNI 1896

Sehr geehrte Herren!

Mitfolgend sende ich die Fortsetzung des 12. Schopenhauerbandes. Ich bitte Sie viele Male um Entschuldigung, dass dies nicht früher geschehen ist. Ganz gewiss aber geht der Schluss noch heute ab. Auch die Korrekturen sende ich schnellstens.

In besonderer Hochachtung

Ihr ergebener Rudolf Steiner

454. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE

WEIMAR, 20. JUNI 1896

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Außerordentlich leid ist mir, dass ich morgen Sonntag Ihrer freundlichen Einladung nicht folgen kann. Es lässt sich aber durchaus nicht ermöglichen. Dürfte ich Sie, hochgeschätzte gnädige Frau, bitten, mir zu gestatten, an einem andern Tage zu kommen. Sie wissen, wie sehr ich mich freute, Frl. Dr. von Salis kennenzulernen. Es wäre mir sehr schmerzlich, wenn die ungünstige Konstellation der Umstände, die mich hindert, morgen Ihrer Aufforderung zu folgen, mich um diese Freude bringen würde.

In aufrichtiger Hochschätzung Ihr ergebener

Rudolf Steiner

455. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE

WEIMAR, 22. JUNI 1896

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Vielen Dank für Ihren Brief. Ich werde mir erlauben, morgen mit dem Mittagszug zu kommen. Ich freue mich sehr darauf.

In besonderer Hochschätzung Ihr ergebenster Rudolf Steiner

456. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE

WEIMAR, 25. JUNI 1896

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Beifolgend die Mitgliedskarte der Goethe-Gesellschaft. Die Postkarte zur Erklärung der Teilnahme bitte ich Sie unbeschrieben einzusenden. Dass Frl. Dr. von Salis einen Platz neben dem Ihren (im Theater) erhält, dafür werde ich noch sorgen. Ich freue mich sehr darauf, Sie Dienstag hier zu sehen. Mit den besten Grüßen an Frl. Dr. von Salis und Dr. Koegel in besonderer Hochschätzung

Ihr ergebener Dr. Rudolf Steiner

* Nur der Form halber

457. AN ANNA EUNIKE

LEIPZIG, 2. JULI 1896

Meine gute Anna!

Noch bin ich kaum aus Weimar heraus, und schon muss ich mit einer ganz verzwickten Bitte kommen. In dem Schrank mit der Glastür neben dem Ofen in meinem Arbeitszimmer befindet sich ein geschriebenes (nicht gedrucktes) Drama in ziemlich unleserlicher Handschrift. Wo? Ja, in einem der Fächer. Alles übrige muss ich Deinem Spürsinn überlassen. Dieses aber wird das Suchen erleichtern: Es ist in derselben Handschrift geschrieben wie das beiliegende Stück Brief, das von dem Schreiber des Dramas, Josef Köck, herrührt. Ich habe den Brief, mit dem er mir die Arbeit übersandte, mitgenommen, die Sache selbst aber vergessen. Nun noch eines: Das Drama dürfte, wenn ich nicht irre, in einem Couvert aus dickem Papier liegen, das mit Fäden durchzogen ist. Ich soll, wenn ich nach Wien komme, ein Urteil über das Stück abgeben und muss es so schnell wie möglich haben. Also bitte ich Dich, meine liebe Anna, sogleich nach Empfang dieses Briefes das Ding aufzusuchen und es mir zu schicken (ingeschrieben, doch nicht Eilbrief).

Im übrigen aber bitte ich Dich, den Kopf oben zu halten und überzeugt zu sein, dass ich immer Deiner gedenke und auch bald wieder zurück sein werde. Hoffentlich nehmen Dich die nächsten Tage nicht zu sehr mit.

Noch eins: wenn es Dir möglich ist, einen Brief Dr. Koegels, der auf meinem Schreibtisch Hegen muss, aufzufinden, so bitte ich Dich, ihn mir zu schicken. Ein besonderes Kennzeichen dieses Briefes ist es, dass er nicht aus Naumburg, sondern aus einem Orte ist, den ich vergessen habe. Doch bitte ich Dich, nach diesem Briefe nicht lange zu suchen und jedenfalls die Absendung des Dramas dadurch nicht zu verzögern, da ich schließlich das Drama notwendiger brauche als den Brief.

Damit genug. Bald geht der Zug weiter nach Dresden. Sei ge-
grüßt und geküsst

von Deinem

Rudolf

458. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 4. JULI 1896

Sehr geehrte Herren!

Sehr leid ist mir, dass ich Ihnen das Manuskript des letzten Teiles (des 12. Schopenhauerbandes) noch immer nicht habe senden können, trotzdem ich es Ihnen wiederholt versprochen habe. Ich bitte Sie nun, mir noch zwei bis drei Tage Zeit zu lassen. Es sind Schwierigkeiten vorhanden, die mich zu dieser Bitte drängen. Nach dieser kurzen Zeit erhalten Sie die Sache ganz gewiss. Auch die Korrekturen sende ich nun in aller kürzester Zeit ab, und ich bitte Sie, wenn irgend möglich, nicht zu drucken, bevor Sie dieselben erhalten haben.

Vielmals um Entschuldigung bittend

mit besonderer Hochachtung Ihr ganz ergebener

Rudolf Steiner

459. AN ROSA MAYREDER [POSTKARTE]

BERLIN, 5. JULI 1896

Geschätzteste gnädige Frau!

Empfangen Sie und Ihr Herr Gemahl von mir die besten Grüße.
Ich komme vor Mitte Juli nach Wien und hoffe, Sie dann noch
zu treffen.

Mit immer gleicher Hochschätzung

Ihr Steiner

460. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 15. JULI 1896

Sehr geehrte Herren!

Endlich ist es mir möglich, Ihnen die Fortsetzung des Manuskriptes zum 12. Bande der Schopenhauer-Ausgabe zu senden. Sie werden aus der Beschaffenheit der Druckvorlage ersehen, dass die Zusammenstellung dieses Bandes große Schwierigkeiten macht. Ich bitte Sie, damit mein Zögern zu entschuldigen. Der kleine Rest folgt noch heute.

In besonderer Hochachtung Ihr ergebener

Dr. Rudolf Steiner

RUDOLF STEINER

Briefe

461. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 15. JULI 1896

Mitfolgend sende ich Ihnen den Schluss des 12. Schopenhauer-
bandes. Ich bitte Sie um gefällige Zusendung der Korrekturen,
da besonders dieser Band sorgfältig korrigiert werden muss. Ich
werde die Korrektur schnell besorgen. Die noch bei mir liegen-
den Korrekturen folgen nun in kürzester Zeit.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster Dr. Rudolf Steiner

462. AN ROSA MAYREDER

WEIMAR, 20. JULI 1896

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Über den Inhalt Ihrer Postkarte freue ich mich außerordentlich. Denn ich erfahre, dass Sie bis anfangs August in Wien sein werden. Ich werde also die Freude haben, Sie in der allernächsten Zeit zu sprechen. Ich komme bestimmt im Laufe dieses Monats nach Wien. Durch die mannigfaltigsten Abhaltungen ist es gekommen, dass bei mir ein angefangener Brief an Sie, verehrteste gnädige Frau, seit dem Januar hegt. Ich wollte Ihnen, nachdem ich Ihren «Klub der Übermenschen» gelesen hatte, schreiben. Seither habe ich Ihr «Aus meiner Jugend» gelesen und aufrichtige Freude gehabt. Bitte, entschuldigen Sie die Kürze meines heutigen Briefes mit dem Umstände, dass ich die Hoffnung habe, Sie in den nächsten Tagen zu sprechen.

Ihrem verehrten Gemahl bitte ich mich bestens zu empfehlen.

Auf Wiedersehen Ihr ganz ergebener

Rudolf Steiner

463. AN DIE ELTERN UND GESCHWISTER

WEIMAR, 30. JULI 1896

Meine geliebten Eltern und Geschwister!

Ihr seid mir gewiss sehr böse, denn Ihr habt mir auf meinen letzten Brief nicht geantwortet. Ich hätte trotzdem längst geschrieben, wenn ich nicht fortwährend, von Woche zu Woche, gedacht hätte, abreisen zu können. Ich wollte immer selbst statt eines Briefes kommen. Dies wird jetzt auch in der allernächsten Zeit der Fall sein. Wir werden uns jetzt sehr bald sehen, und dann werde ich endlich, endlich auch meine Angelegenheiten in Wien in Ordnung bringen können. Ich muss im Herbst dahin, um dann in Eurer Nähe zu sein. Es ist mir sehr schwer geworden, solange in der Ferne zu sein. Hoffentlich trifft Euch dieser Brief gesund und ich finde Euch auch alle gesund, wenn ich nächstens zu Euch komme.

Diesmal sende ich Euch meine Photographie mit. Ich glaube, sie ist nicht gerade schlecht geworden. Nun aber bitte ich Euch, mir doch mit ein paar Zeilen zu schreiben, wie es Euch geht, meine Lieben. Zwar denke ich in kürzester Zeit bei Euch zu sein. Da ich aber heute noch nicht bestimmt sagen kann, ob ich in acht oder in vierzehn Tagen kommen kann, so werde ich einen Brief auf jeden Fall noch erhalten.

Ich freue mich herzlichst auf ein Wiedersehen und bin in Treuen mit Küssen und Grüßen

Euer Rudolf

NB. Leider kann ich nur ein paar Tage fortbleiben; nur solange es durchaus notwendig ist.

464. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 4. SEPTEMBER 1896

Sehr geehrte Herren!

Zu meinem aufrichtigen Bedauern sind auf den letzten Bogen der Schopenhauer-Ausgabe eine Reihe von größeren Korrekturen notwendig. Ich bitte dieses damit zu entschuldigen, dass ich während der Ausarbeitung des Druckmanuskriptes sehr überbürdet war. Die Korrekturen sind nun unerlässlich. Auch einige §§ müssen anders eingeordnet werden. Ich lege der Deutlichkeit halber hier noch ein Blatt bei, das die richtige Reihenfolge der §§ enthält.

Wenn es möglich wäre, so wäre das Beste, mir noch eine Revision zu schicken.

In vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener

Dr. Rudolf Steiner

465. AN DIE REDAKTION DES «HAMBURGER FREMDEN-
BLATTES»

WEIMAR, [20.] SEPTEMBER 1896

In der Nummer vom 15. September Ihres Blattes sind im An-
schlüsse an die Meldung, dass das «Nietzsche-Archiv» von
Naumburg nach Weimar übergesiedelt ist, Angaben über meine
Person enthalten, die auf einem Irrtum beruhen und um deren
Berichtigung ich höflichst ersuche. Ich habe nie eine «Assisten-
tenstellung» beim «Goethe- und Schillerarchiv» innegehabt,
sondern als Herausgeber einer Anzahl von naturwissenschaftli-
chen Bänden der Weimarischen Goethe-Ausgabe eine Reihe
von Jahren in diesem Archiv gearbeitet. Meine Interpretation
Nietzsches, die ich in der Schrift «Friedrich Nietzsche, ein
Kämpfer gegen seine Zeit» geliefert habe, steht in keinem Zu-
sammenhang mit den Publikationen des «Nietzsche-Archivs».
Die Biographie Nietzsches wird von dessen Schwester, Frau Dr.
Elisabeth Förster-Nietzsche, besorgt; alleiniger Herausgeber von
Nietzsches Werken ist Dr. Fritz Koegel. Ich stehe in keinem of-
fiziellen Verhältnisse zum «Nietzsche-Archiv». Auch ist ein sol-
ches für die Zukunft nicht in Aussicht genommen.

Dr. Rudolf Steiner

466. AN DIE REDAKTION DER «ALLGEMEINEN ZEITUNG»,
MÜNCHEN

WEIMAR, [21.] SEPTEMBER 1896

Sehr geehrte Redaktion!

Im Anschluss an die Meldung Ihres geschätzten Blattes vom 17. September 1896, dass das «Nietzsche-Archiv» von Naumburg nach Weimar übergesiedelt ist, wird berichtet, dass Frau Dr. Elisabeth Förster-Nietzsche, die Schwester Nietzsches, im Verein mit Dr. Fritz Koegel und mir die Herausgabe der Werke ihres Bruders besorgt. Die Nennung meines Namens in diesem Zusammenhang beruht auf einem Irrtum. Ich habe keinen Anteil an der Herausgabe von Nietzsches Werken.

Dr. Rudolf Steiner

467. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 28. OKTOBER 1896

Hochgeehrte Herren!

Hierdurch erlaube ich mir, Ihnen mitzuteilen, dass die Einleitung zu Jean Pauls «Ausgewählten Werken» in den nächsten Tagen fertig wird. Sie können mit Sicherheit darauf rechnen, dass Ihnen das Manuskript der Einleitung und die Druckvorlage des Textes in den ersten Tagen des November zugehen wird. Dass sich die Arbeit verzögert hat, bitte ich zu entschuldigen. Ich habe mit der Schopenhauer-Ausgabe allerdings viel zu tun gehabt.

In vollkommener Hochachtung Ihr ergebener

Dr. Rudolf Steiner

468. AN DIE ELTERN UND GESCHWISTER

WEIMAR, 9. NOVEMBER 1896

Meine geliebten Eltern und Geschwister!

Ihr werdet sehr, sehr böse auf mich sein. Und Ihr habt allen Grund dazu. Denn ich habe wieder unverantwortlich lange nicht geschrieben. Ich hoffte von Tag zu Tag, nach Wien zu reisen. Endlich muss es ja doch einmal werden. Ihr könnt nun endlich doch ganz sicher sein, dass ich nun sehr bald komme. Es ist entsetzlich, dass ich immer und immer wieder auf den Wartestandpunkt gestellt werde. All mein Bemühen kann, wie es scheint, die Sache nicht beschleunigen. Aber, meine lieben Eltern und Geschwister: wir wollen uns damit trösten, dass es jetzt doch nicht mehr lange dauern kann. Höchstens um ein paar Monate kann es sich handeln. Jedenfalls komme ich spätestens Anfang Dezember endlich nach Wien. Bisher wäre es vergeblich gewesen, persönlich einzugreifen. Ich habe seit Jahren die sichersten Anhaltspunkte, dass ich eine Berufung bekomme. Ihr könnt nicht glauben, wie sehr ich mich sehne nach der endlichen Verwirklichung meiner Pläne. In der letzten Zeit war ich hier sehr angestrengt. Ich hoffte, auch hier endlich zu etwas zu kommen, was mir den Weg nach Wien besser ebnete. Aber hier tut man aus reinem Neid nichts für mich. Alle Leute, die etwas von mir verstehen, sind sich darüber klar und sind auch entsetzt darüber. Man tut nur für Dummköpfe etwas. Aber ich werde meinen Weg machen. Und ich versichere es Euch bei allem, was mir heilig ist, dass ich meine Pflichten gegen meine guten Eltern und Geschwister in Zukunft besser erfüllen werde, als es in der Vergangenheit möglich war. Es ist mir ein wirklich großer Schmerz, dass ich durch die ungünstigen Verhältnisse meiner Lebenslage bisher gezwungen war, so ferne von Euch zu sein und nicht Leiden und Freuden in unmittelbarer Gegenwart mit Euch teilen zu können. Doch dies muss jetzt kommen.

Dass Herr Hahn gestorben ist, tut mir aufrichtig leid. Er war eine gute Natur und hatte ein wohlwollendes Wesen, das sehr für ihn einnahm. Auch glaube ich, dass man im Ernstfalle immer auf ihn hätte zählen können. Wisst Ihr nicht, was aus seiner Frau geworden ist?

Wie geht es Euch allen? Was macht Ihr? Wir werden uns viel zu erzählen haben, wenn wir uns wiedersehen. Ich hoffe, dass ich nun endlich auch von mir werde bald schreiben oder sagen können, was Euch und mich befriedigt. Hoffentlich treffe ich Euch in allerbesten Gesundheit. Die meinige ist gut, trotzdem ich in diesen Jahren furchtbar viel gearbeitet habe.

Vor Schwester Poldis Geburtstag schreibe ich noch. Demnach erhaltet Ihr bald wieder einen Brief. Ich bitte Euch nur ja recht sehr: verlieret die Geduld nicht mit mir. Meine Absichten waren die besten. Dass sie sich bis jetzt nicht in einer einigermaßen vernünftigen Weise verwirklicht haben, liegt wahrhaftig nicht an mir, sondern nur an der Ungunst der Verhältnisse. Aber es wird schon noch alles gut werden.

Hier war dies Jahr ein schlechter, kalter, nasser Sommer und nun beginnt ein greulicher, ekelhafter Winter. Das Klima in Thüringen ist eben ungünstig. Und es ist mir ein Beweis dafür, dass ich eine gute Gesundheit habe, wenn ich dieses Klima so ausgezeichnet viele Jahre hindurch ertragen habe. Ich habe mich hier sogar sehr gekräftigt trotz aller Anstrengungen. Also auf baldiges Wiedersehen.

Mit tausend Grüßen und Küssen Euer

Rudolf

469. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR, 20. NOVEMBER 1896

Meine vielgeliebte Anna!

Warum schreibst Du nicht, meine gute Anna? Ich Sorge mich wirklich sehr um Dich. Ich bin diese Woche grenzenlos aufgehalten worden. Zu allem übrigen Schlimmen kam auch noch, dass Ansorge zwei Tage in Weimar war. Könnten wir uns in diesen Tagen sehen? Ich möchte Dir vorschlagen, morgen Nachmittag herüberzukommen. Alles Weitere können wir ja dann überlegen. Ich muss gerade in diesen Tagen stark arbeiten, wenn ich fertig werden will. Da ich vormittags bei Frau Förster die Stunde von 11-1 Uhr habe, so scheint es mir das Beste zu sein: Du kommst nachmittags. Vielleicht fährst Du 2.54 von Suiza ab, so dass Du 3.34 Uhr da bist. Du tust am besten, wenn Du dann bestimmst, dass man Dich nicht erwartet. Ist Dir ein anderer Tag lieber, so schreibe mir das gleich. Diese Zeilen erhältst Du wohl noch heute, und ich kann morgen Antwort haben. Ich sehne mich so sehr, Dich zu sehen und Dir zu erzählen.

Meine Erkältung scheint jetzt besser zu werden. Ich bin nur von den letzten Tagen abscheulich müde geworden.

Also auf Wiedersehen, meine vielgeliebte Anna,

Dein Rudolf

470. AN ANNA EUNIKE

[WEIMAR, ENDE NOVEMBER 1896]

[Anfang des Briefes fehlt]

Ich muss jetzt meine ganze Zeit für mich haben. Sonst komme ich auf keinen grünen Zweig. Dazu kommt nun noch, dass ich allerdings einen Krach mit Koegel vermeiden möchte. Er kann natürlich nichts dagegen einwenden, dass ich auf die Stunden eingegangen bin. Aber es wurmt ihn doch. Das ist gewiss. Das Pulverfass ist dadurch voll. Ein Funke braucht nur zu kommen und die schönste Geschichte kann losgehen. Ich sage Dir: der Ekel über all das ist bei mir manchmal grenzenlos. Heute Morgen traf ich auch noch Suphan auf der Straße. Ich tat anfangs so, als ob ich ihn nicht sehe. Er aber blieb stehen und wir mussten uns begegnen. Er sagte verschiedenes. Unter anderem, dass ihm die Erbgroßherzogin gesagt hätte, es täte ihr so leid, dass ich von Weimar wegginge. Ich sagte darauf, es schiene mir, dass ich hier doch so vergessen worden bin, dass ich mich wundere, dass sich die Erbgroßherzogin gerade jetzt an mich erinnere!!! Darauf sagte er, warum ich denn gar nicht zu ihm komme. Ich antwortete darauf mit einem abweisenden Murmeln. Zuletzt sagte er: Wollen Sie denn nicht einmal meiner Schwiegermutter Adieu sagen? Das war einmal eine Frage, auf die ich gut antworten konnte. Jawohl, sagte ich, der guten alten Frau möchte ich allerdings Adieu sagen. Er müsste rein auf den Kopf gefallen sein, wenn er auch bei dieser Rede gar nichts gemerkt hätte. Ich habe doch damit klar gesagt: Ihnen will ich nicht Adieu sagen, sondern bloß Ihrer Schwiegermutter. Sollte er doch noch einmal eine Aussprache mit mir suchen, dann wird er Dinge zu hören bekommen, die ihm lange in den Ohren klingen werden. Schreibe mir ja recht bald. Wann kommst Du herüber?

Mit lieben Grüßen Dein

Rudolf

471. AN ANNA EUNIKE

[WEIMAR,] 2. DEZEMBER 1896

Meine vielgeliebte Anna!

Von Stunde zu Stunde erwarte ich von Dir einen Brief. Ich bitte Dich, schreibe mir, was Du machst, wie Du Dich befindest und welches Deine Stimmung ist. Ich machte mir letzthin bei Deiner Anwesenheit, meine liebe gute Anna, Gedanken darüber, dass Dich eine Verstimmung, die Du an mir bemerkt zu haben glaubst, selbst verstimmt hat. Aber dazu ist wirklich kein Grund. Wenn ich etwas still und vielleicht verstimmt war, so rührt dies daher, dass die Arbeit, die ich nun einmal in Weimar fertigmachen muss, doch nicht so schnell vorwärtsgeht, als ich es wünsche. Aber es wird gewiss in den nächsten Tagen damit besser gehen, und ich hoffe nun bestimmt in acht bis zehn Tagen fertig zu sein. Und dann, meine vielgeliebte Anna, werde ich alles aufbieten, um so schnell wie möglich mich in eine Lebenslage zu bringen, die uns beide befriedigt. Ich bin mir bewusst, dass ich die Kraft dazu habe, und es wird gelingen, wenn auch meine gute Anna den Kopf oben behält und sich zunächst nicht von Sorgen quälen lässt.

Als Ihr neulich abgefahren wart, kam mir vom Bahnhof aus noch Koegel nach und erzählte noch einiges von seiner Verlobung. Seine Braut ist die Tochter des Jenenser Professors Geizer, ein neunzehnjähriges Mädchen. Mir macht diese ganze Geschichte einen recht deutsch-bürgerlich-braven Eindruck, und ich fühle mich bei dem, was ich darüber höre, nicht gerade von dem «freien Geiste» Nietzsches angeweht.

Abends desselben Freitags kam Böhler an. Er war auf der Durchreise zum Begräbnis seiner in Hildburghausen verstorbenen Braut. Er schickte abends, gleich nachdem er angekommen war, um 10 Uhr zu Crompton. Wir gingen beide nach dem Russischen Hof und suchten ihm die Stunden des Abends zu er-

leichtern. Der arme Kerl ist wirklich in einer recht bedauernswerten Lage.

Da der Othello Sonntags erst um 1/2 11 Uhr aus war und ich mir gar nichts Besonderes versprach, habe ich Dich nicht aufgefordert, herüberzukommen. Ich hatte recht, denn er war wirklich so schlecht, wie ich vorausgesetzt hatte. Für mich ist Wüllner ein uninteressanter Schauspieler. Dagegen war Montag ein recht ansprechender Liederabend, den Gmür und seine Frau zusammen in der «Erholung» gaben. Als das Konzert zu Ende war, war auch Böhler wieder zurück, und Cromptons, Fresenius, Francke und ich verbrachten den Abend mit ihm zusammen. Gestern ist er auch bei Crompton zu Tisch eingeladen gewesen.

Bübchen Crompton ist schon wieder einmal im Bette. Er hat einen geröteten Hals, aber kein Fieber.

Sonst weiß ich wenig zu berichten. Ich sehe, dass ich mit meiner Arbeit fertig werde und lasse die Unbequemlichkeiten meiner jetzigen Lage an mir vorübergehen. Wenn ich nur die Gewissheit hätte, dass Du Dir, meine liebe Anna, keine Sorgen machst wegen mir. Ich bitte Dich, halte Dir immer gegenwärtig, was ich Dir neulich geschrieben habe. Wir wollen fest zusammenhalten.

Ich schreibe recht bald wieder und wir sehen uns in kürzester Zeit.

In Treuen

Dein Rudolf

472. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR, 3. DEZEMBER 1896

Meine vielgeliebte Anna!

Ich bitte Dich nur um das eine: lasse Dich durch meine jetzige Lage nicht beunruhigen. Es ist ja wahr, ich muss jetzt vieles ertragen und durchmachen. Aber ich habe Dir, meine geliebte Anna, doch manchmal von meiner schweren Zeit in den Jahren erzählt, wo ich elf bis siebzehn Jahre alt war. Das gab reichlich Gelegenheit, gerade meine Gesundheit abzuhärten. Und ich glaube, ich kann manches ertragen in dieser Hinsicht. Hier liegt es auch gar nicht. Du kannst darin ganz sicher sein. Meine Verstimmungen sind immer seelisch. Ich leide viel weniger körperlich als geistig. Und was mich ganz allein seelisch beruhigen kann, meine geliebteste Anna, das bist Du. Und nur Du allein. Ich glaube, das weißt Du nicht, und daran, dass Du das nicht weißt, hast Du oft gelitten. Ich kann Dir aber nur sagen: Wenn Du oft meintest, ich wäre mit Dir unzufrieden, das war für mich so schmerzlich, dass ich recht grässlich wurde, weil ich in mir fühlte: Du solltest nicht dergleichen glauben. Ich fühle solche Ausgleichung in meinem ganzen Wesen, wenn Du in meiner Nähe bist, dass ich weiß, Du gehörst zu mir.

Wenn ich arbeite und Du trittst ins Zimmer, so fühle ich: jetzt kommt der einzige Mensch, der mir Freude macht, den ich sehen will. Meine geliebte Anna: das ist ein anderes Gefühl, als wenn meinetwegen Koegel ein neunzehnjähriges Mädchen liebt und sich mit ihr verlobt. Wie tief steht alles solches bürgerliches Empfinden unter dem, was uns verbindet.

Darum: wir wollen den Kopf oben behalten.

Und nun erzähle ich Dir, dass hier Dinge vorgehen, die mich in neue Unruhe versetzen. Mache Dir aber ja keine Sorgen. Wir wollen, wenn die Sachen wirklich so weit sein sollen, dass sie

einen entscheidenden Schritt nötig machen, ruhig die Sache gemeinsam besprechen.

Koegel und Frau Förster kommen immer mehr auseinander. Sie arbeitet jetzt ganz klar darauf hin, ihm den Stuhl vor die Tür zu setzen. Es sind fürchterliche Szenen vorgefallen.

Auch ist es augenblicklich ganz klar, sie will haben, dass ich die Nietzsche-Ausgabe weitermache. Wir müssen, ich meine Du und ich, uns vielleicht einmal die Sache noch überlegen. Ich will Dir sagen, wie die Sache ist. Meiner Ansicht nach kann die ganze Nietzsche-Herausgabe in drei bis vier Monaten zu Ende geführt werden, ja sie muss es sogar. Es handelt sich also bloß darum, ob ich diese drei bis vier Monate darauf verwenden soll. Wenn sich die Sache in den nächsten acht Tagen entscheiden wird, so muss ich eigentlich die Sache übernehmen. Denn es gibt einfach außer mir niemanden, der die Sache machen könnte, wenn Koegel herausexpediert wird. Es bedeutete für mich also nicht mehr, als dass ich in meinen Zukunftsplänen . . .

[Schluss des Briefes fehlt.]

473. ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE AN RUDOLF STEINER

WEIMAR, 8. DEZEMBER 1896

Lieber Freund!

Also ich war heute aus bestimmten Gründen genötigt, Frl. K[oegel] zu sagen, dass ich Sie gefragt hätte, ob Sie in dem Fall, dass ich Sie darum bäte, mit Dr. K[oegel] die «Umwertung» herauszugeben, geneigt wären es zu tun, und ob Sie glaubten, dass Sie beide in einem Jahr damit fertig würden - Sie hätten darauf mit Ja geantwortet. Auch hätten Sie davon gesprochen, dass Dr. K[oegel] Ihnen schon von dergleichen Absichten von meiner Seite gesagt habe. Dies war alles am Sonnabend. Ich teile es Ihnen schnell mit, damit Sie unterrichtet sind.

Herzliche Grüße, morgen auf Wiedersehen, Frl. K[oegel] ist in Jena

Ihre E[lisabeth] F[örster]-N[ietzsche]

474. FRITZ KOEGEL AN RUDOLF STEINER

JENA, 8. DEZEMBER 1896

Herrn Dr. Rudolf Steiner, Weimar

Sie erklärten mir am Sonntagabend im «Russischen Hof» und wiederholten diese Erklärungen heute Mittag in Gegenwart Dr. Heitmüllers, dass Frau Förster-Nietzsche bisher nicht mit Ihnen über ihre Absicht, Sie als Herausgeber neben mir oder an meiner Stelle anzunehmen, gesprochen habe. Sie erklärten ferner, dass Sie nicht in die Sache eingreifen könnten, wenn Frau Förster nicht die Initiative nehme, dass Sie aber, wenn das geschähe, tun würden, was in Ihren Kräften steht, um den Bruch zu verhindern, d.h. Sie würden Frau Förster aufs dringlichste abraten, einen Wechsel eintreten zu lassen. Sie erklärten ferner beide Male, dass ein Kompromiss, nach dem Sie neben mir als Herausgeber fungieren sollten, sachlich und persönlich unmöglich wäre.

Demgegenüber stelle ich fest: Frau Förster hat heute Vormittag meiner Schwester Ida (deren sie sich als offizieller Vermittlerin bedient) gesagt, dass sie neulich schon (am Sonnabend also) mit Ihnen über die ganze Angelegenheit gesprochen habe. Sie hätten erklärt: ein Kompromiss, nach dem wir gemeinsam die Ausgabe machten, ginge ausgezeichnet und Sie seien mit Freuden bereit, ihn einzugehen. Frau Förster hat meiner Schwester ferner gesagt: ich hätte ja zuerst mit Ihnen von der ganzen Sache gesprochen. (Eine Mitteilung, die sie nur von Ihnen haben kann.)

Meine Schwester hat mir diese Mitteilung erst vorhin nach 4 Uhr während der Fahrt von Weimar nach Jena gemacht; ich bin daher gezwungen, schriftlich hierüber mit Ihnen zu verkehren und erwarte Ihre umgehenden schriftlichen Erklärungen über diesen Punkt, durch den entweder Sie oder Frau Förster der Lüge überführt werden. Ich bin bis morgen (Mittwoch) Abend für

Briefe in Jena erreichbar (d.h. ein Brief, der morgen Nachmittag 4 Uhr 9 Minuten in Weimar abgeht, erreicht mich noch in Jena, Adresse Geheimrat Geizer, Kahlaerstr. 4).

Bleiben Ihre schriftlichen Erklärungen aus, so halte ich Frau Försters Aussagen für erwiesen und werde dann sofort Ihnen gegenüber alle Konsequenzen ziehen, die Ihr Verhalten fordert.
Fritz Koegel

475. AN FRITZ KOEGEL

WEIMAR, 9. DEZEMBER 1896

Herrn Dr. Fritz Koegel, Jena

Ich bin entrüstet darüber, dass Sie auch nur an die Möglichkeit von solchen mich anschuldigenden Tatsachen glauben, wie sie Ihr Brief bespricht. Abgesehen von allem übrigen, muten Sie mir wirklich die Dummheit zu, zu sagen: ich halte einen Kompromiss für möglich? Ich werde erst durch Ihren Brief in der unstatthaftesten Weise in die ganze Sache hineingezogen. Ich habe mir alle Mühe gegeben, es bisher nicht zu werden. Ihr Brief hat mich gezwungen, von Frau Förster-Nietzsche heute Morgen die bestimmteste Erklärung zu verlangen, dass das Gespräch, von dem Ihr Frl. Schwester erzählt, nicht stattgefunden hat. Ich habe Frau Dr. Förster gegenüber immer betont, dass ich Sie, nach meiner vollsten Überzeugung, für einen ausgezeichneten Herausgeber halte. Sie müssen sich erinnern, dass ich dies auch schriftlich in einem Briefe an Frau Dr. Förster-Nietzsche nach dem Erscheinen der beiden Nachlassbände ausgesprochen habe. Wenn darüber etwas anderes gesagt wird: ist es einfach unwahr. Ich habe keine Sehnsucht, Ihr Nachfolger zu werden. Sie beschuldigen mich geradezu: ich spielte hinter Ihrem Rücken ein falsches Spiel. Es wird Frau Dr. Försters Sache sein: Ihnen zu erklären, dass diese Anschuldigung nach allen Richtungen hin eine völlig aus der Luft gegriffene ist. Nachdem ich in dieser Weise angeschuldigt werde, wie es durch Ihren Brief geschieht, habe ich alle Ursache auch meinerseits alles zu tun, was mich von dem Verdacht befreit: ich könnte in dieser Sache etwas Inkorrektes getan haben. Was seit Sonntag zwischen Ihnen und mir vorgegangen ist, musste ich heute Frau Dr. Förster vorhalten, um ihr zu zeigen: in welche Lage ich gebracht werde, wenn derlei Dinge in die Welt gesetzt werden, wie Sie sie mir in Ihrem Briefe mitteilen. Ich lasse mit meiner Person nicht spielen. Als ich Frau Dr. Förster in bestimmtester Weise um Erklä-

zung der ganzen mir rätselhaften und unerklärlichen Sache bat, sagte sie: Frl. Koegel müsse geradezu Dinge, die sie von sich aus gesagt hat, als von mir herrührend bezeichnet haben. Das alles ist mir gleich: wenn Unwahrheiten von mir behauptet werden, so muss ich die bestimmteste Klarstellung der Sache fordern. Und es ist einfach nicht wahr, dass das in Rede stehende Gespräch oder ein anderes stattgefunden hat. Frau Dr. Förster muss mir das in Ihrer Gegenwart bestätigen. Tut sie es nicht, so werde ich zu wissen haben, was ich zu tun habe. Im übrigen stehe ich auf dem Standpunkt, dass bei schriftlichen Auseinandersetzungen nichts herauskommt und ich die mündliche Unterredung vorziehe.

Rudolf Steiner

476. AN FRITZ KOEGEL [TELEGRAMM]

WEIMAR, 9. DEZEMBER 1896

Ihre Beschuldigungen entbehren jeder tatsächlichen Grundlage.
Ich verwahre mich dagegen, dass mit meiner Person in dieser
Weise umgegangen wird.

Steiner

477. FRITZ KOEGEL AN RUDOLF STEINER

WEIMAR, 10. DEZEMBER 1896

Herrn Dr. Rudolf Steiner, Weimar

Ich darf Sie wohl darauf aufmerksam machen, dass Sie nicht durch meinen Brief sondern durch die Mitteilungen, die Frau Förster meiner Schwester gemacht hat, in die Angelegenheit hineingezogen worden sind. Es wäre durchaus «unstatthaft» gewesen, wenn ich daraufhin nicht die Erklärung eines so eklatanten Widerspruchs gefordert hatte.

Die bestimmte Erklärung Ihres gestrigen Briefs, dass das in Rede stehende Gespräch oder ein ähnliches nicht stattgefunden habe, widerspricht durchaus der von Frau Förster in Briefen an meine Schwiegermutter und mich gemachten Mitteilung, nach der am Sonnabend allerdings ein Gespräch stattgefunden hätte, dessen Inhalt sich mit Ihren bestimmten mir am Sonntag und Dienstag gegebenen Versicherungen nicht vereinbaren lässt. Ich muss ferner daran festhalten und habe das in einem Briefe an Frau Förster konstatiert, dass meine Schwester mir den Inhalt ihres Gesprächs mit Frau Förster über den streitigen Punkt korrekt und genau berichtet hat.

Auch ich sehe keine Möglichkeit, diese Widersprüche auf schriftlichem Wege zu lösen und bin daher bereit, Ihrem Vorschlage folgend, diese Fragen in Gegenwart von Frau Förster zu einer Ihnen genehmen Stunde mit Ihnen zu erörtern.

Fritz Koegel

478. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR, 10. DEZEMBER 1896

Meine liebe gute Anna!

Die Dinge, die Frau Förster macht, sind einfach unerhört. Sie will mit den Menschen spielen, wie es ihr beliebt. Weil sie nicht den Mut hat, Koegel direkt zu sagen, was sie mit ihm vorhat, lässt sie ihm durch seine Schwester sagen, ich hätte gesagt, ich wäre bereit, mit ihm zusammen die Ausgabe zu machen. Dies ist nicht wahr. Außerdem redet sie zu allen Leuten so, dass diese die Vorstellung bekommen müssen, ich wolle Koegel verdrängen und betriebe die Dinge hinter seinem Rücken. Koegel hat mir darüber einen impertinenten Brief geschrieben.

Ich musste sie gestern Morgen zur Rede stellen. Sie hatte die Stirne, mir die unglaublichsten Dinge vorzumachen. Kurz, es ist alles unerhört. Du kannst Dir denken, dass einem das nicht gut bekommt.

Alles treibt zu den schärfsten Konflikten. Womit das enden soll, ist gar nicht abzusehen.

Ich bitte Dich, meine liebe gute Anna, rege Dich aber um meinetwillen nicht weiter auf. Die Sache muss eben durchgemacht werden. Wenn wir treu zusammenhalten, so wird uns beiden alles leichter zu ertragen sein. Es wird nicht leicht so viel Verlogenheit zusammenkommen, wie diese Frau in diesen Tagen zusammengetragen hat.

Ich möchte Dir diese Zeilen gleich senden. Morgen schreibe ich mehr. Körperlich geht es mir gut. Ich hoffe, dass dies auch bei Dir der Fall sein wird. Bitte schreibe mir alles, was Du erlebst, und auch genau, wie Du Dich befindest.

In Treuen Dein

Rudolf

479. AN ANNA EUNIKE

[WEIMAR, VERMUTLICH 14. DEZEMBER 1896]

Meine gute Anna!

Ich habe in diesen Tagen so viel durchzumachen gehabt, dass ich wahrhaftig nur wenig an das Schreiben kommen konnte. Oh, diese Frau kann Dinge anrichten. Sie sagte der Schwester Koegels, dass ich meine Einwilligung dazu gegeben habe, mit Koegel zusammen die Nietzsche-Ausgabe zu machen. So etwas ist mir natürlich nie eingefallen. Es wäre die größte Dummheit gewesen, das zu sagen. Koegel musste darüber natürlich aufgebracht werden. Ich war zunächst in seinen Augen der Intrigant, der ihn aus seiner Stellung verdrängen will. Ich war genötigt, diese Frau zu zwingen, zu sagen, dass ich dergleichen niemals gesagt habe. Dies musste sie vor Koegel, Dr. Hecker aus München, der eigens zu diesem Zwecke hergerufen worden ist, vor Dr. Heitmüller, der sich in der ganzen Angelegenheit ausgezeichnet benommen hat, und vor mir gestehen.

Sie gestand und schloss mit dem Knalleffekt: Nun ja, ich log, aber ich log aus Liebe. Das heißt, wie sie behauptet, nämlich das Glück Koegels und seiner Braut erreichen. Aus Liebe zu ihnen hätte sie das getan. Es ist unsagbar verlogen. Aber nun weiter. Dies war Freitag abends aus. Am nächsten Sonnabend morgens schrieb sie mir einen Brief, in dem sie wieder alles zurücknahm und behauptete, ich hätte das in Rede Stehende doch gesagt, und sie hätte es nur zurückgenommen, weil sie sich vor einem Duell zwischen Koegel und mir fürchtete. Ich ging natürlich zu ihr, weil ich mich vor ihr nicht zu fürchten hatte. Ich komme hin. Das Dienstmädchen empfängt mich mit den Worten: «Die gnädige Frau ist schwer krank. Ich will aber fragen, ob sie Sie sprechen will.» Sie empfängt mich und zwar mit den Worten: «Ich sterbe, ich sterbe», «Das ist mein Tod». «Sie müssen sagen, dass diese Unterredung stattgefunden habe.» Ich sagte ihr natürlich: Dies sei lächerlich. Sie wisse wohl, dass dies nicht der Fall

sei. Sie sagte, ich hätte sie als Lügnerin hingestellt und müsse das zurücknehmen. Ich sagte, dass ich ihr nicht helfen könne. Sie solle eben nicht mit Menschenleben spielen. Nun ging sie wieder in sich. Am nächsten Tag (Sonntag) hatte sie wieder eine andere Ausrede. Sonnabend Vormittag hat sie außerdem an Koegel geschrieben: Kommen Sie schnell, ich bin schwer krank, es sind noch einige Sachen zu ordnen. Mir schreibt sie gestern: «Um die Wahrheit zu sagen: ich hasste Sie in diesen Tagen fast ebenso wie Dr. Koegel und nur der Gedanke an Emily Geizer (das ist Koegels Braut) hat mich in den schlimmsten Stunden getröstet und gestärkt, ich wollte deren Glück nicht opfern!» Und an einer anderen Stelle: «Was wäre nun geworden, wenn ich gestern gestorben wäre!!»

Ich kann Dir, meine liebe gute Anna, wirklich nur einige Hauptpunkte schreiben; alles andere werde ich Dir nächstens mündlich mitteilen. Wie gut man in Zeiten, in denen solches passiert, arbeiten kann, das kannst Du Dir denken. Diese Frau ist imstande, das frivolste Spiel mit Menschenleben zu treiben, das auszudenken ist. Dabei dreht sie die Worte im Munde herum, sagt in einem Satze fünf Unwahrheiten, verletzt die Leute, maskiert ihre eigentlichen Absichten immer und spielt stets das unschuldig verfolgte Opfertier.

Nächstens mehr!

Dein Rudolf

480. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR, 19. DEZEMBER 1896

Meine vielgeliebte Anna!

Also die Förster setzt ihr sonderbares Spiel fort. Zunächst wollte sie mich für die Vorlesungen weiter, ferner zur Ordnung ihrer Privatangelegenheiten (das heißt natürlich, insoweit sie sich auf Nietzsche beziehen), und dann sollte ich ihr ein vollständiges Manuskript der «Umwertung aller Werte» (Du weißt, dass dies Nietzsches letztes Werk ist) machen. Dies wäre ein Plan gewesen, auf den ich hätte im Interesse der großen Nietzsche-Sache eingehen müssen, wenn ich nicht wollte, dass man mir bei jeder Gelegenheit den Vorwurf machte, ich tue nichts im Interesse Nietzsches. Ich musste aber eine Bedingung daran knüpfen. Und diese war, dass von meinem Manuskript nichts gedruckt wird, bevor die von Koegel besorgte Ausgabe erschienen ist. Hätte ich diese Bedingung nicht gestellt, so wäre das durch eine Hintertüre wieder erreicht worden, was unter allen Umständen abgelehnt werden muss: dass Koegel ohne seine Schuld von der Herausgabe verdrängt wird.

Die Förster hätte ohne diese Bedingung einfach mein Manuskript an einem ihr geeignet erscheinenden Orte drucken lassen. Ich habe ihr aber begreiflich zu machen gesucht, dass ich dazu in keinem Falle meine Hand bieten würde. Nun scheint es ihr aber nicht genügend, was ich ihr zugestehe. Deshalb hat sie gestern mir wieder brieflich erklärt, sie könne sich zu diesem Arrangement doch nicht entschließen. Gleichzeitig hat sie Heitmüller und mir erklärt, dass sie nun nicht mehr weiter könne, nachdem sie von den Männern, die mit der Sache zu tun haben, in so schmähhlicher Weise im Stich gelassen und für alle ihre Pflichtefrigkeit nur Hohn und Spott geerntet habe. Du siehst: sie weiß Worte zu drechseln. Deshalb wolle sie nun das Archiv verkaufen. Dies ist nun das Allerschlimmste. Denn nun ist gar nicht abzusehen, in welche Hände die ganze Nietzsche-

Sache kommt. Ich versuchte sie auf alle Weise von diesem grässlichen Plane abzubringen. Es ist aber nichts zu wollen. Sie tobt im Zimmer herum und gebärdet sich als die verfolgte Unschuld. Naumann, der Verleger der Nietzsche-Ausgabe, teilt außerdem Koegel mit, dass diesem für den 1. Oktober nächsten Jahres definitiv gekündigt werden soll. Du siehst, die Sache wird immer verwickelter.

Mir, glaube ich, wird sie nun doch weitere Vorschläge nicht machen. Denn sie sieht, dass sie von mir doch nichts erreicht, als was ich ihr im Interesse der großen Sache zugestehen muss, und das ist ihr eben zu wenig. Ich glaube also, sie wird es nun aufgeben, mich in ihre Pläne zu verwickeln. Du kannst gar nicht glauben, wie froh ich darüber bin. Ich will persönlich ja doch mit ihr nichts zu tun haben.

Wie hat mich doch diese Sache in meinen eigenen Arbeiten, die ja doch endlich fertig werden müssen, aufgehalten. Fortwährend Aufregung auf Aufregung. Ich kam nie zur Ruhe, wie sie zu einer ordentlichen Arbeit notwendig ist. Ich hoffe nun, jetzt wird es besser gehen. Und dann bin ich in wenigen Tagen fertig. Der Goethe-Band für die Kürschnersche National-Literatur ist fertig bis auf ein paar letzte Korrekturen, die noch zu lesen sind. Die Einleitung zur Jean Paul-Ausgabe, die ich für Cottas Buchhandlung mache, wird zu Weihnachten abgeliefert, und auch an Felber hoffe ich das Manuskript meines neuen Buches «Goethes Naturanschauung» in spätestens 4-5 Tagen abliefern zu können. Dann bin ich frei von alten Sorgen und Verpflichtungen, die nun einmal abgemacht werden mussten. Ich kann dann an anderes denken und werde es. Hoffentlich gelingt mir alles so gut, dass auch meine geliebte gute Anna damit zufrieden ist.

Bei Crompton kann ich von heute ab nicht weiter wohnen. Hanni Wegelin ist da, Frau von Cromptons Schwester. Und für diese brauchen sie das Zimmer, das sie mir eingeräumt hatten. Crompton hat mir für ein paar Tage eine Wohnung im «Russischen Hof» besorgt. Ich genieße die Vergünstigung, für die Zimmer selbst nichts zu bezahlen. Nur Beheizung und Beleuch-

tung muss ich bezahlen. Diesen Brief, meine gute Anna, schreibe ich Dir bereits im «Russischen Hof». Ich bitte Dich, mir für die nächsten Tage zu adressieren: Weimar, Hotel Russischer Hof. Also Du siehst, ich bin ein rechter Zigeuner geworden. Hoffentlich sehe ich Dich recht bald wieder. Ich habe solche Sehnsucht danach. Ich möchte Dir noch mancherlei erzählen. Wann kommen die Kinder?

Meine Zeit muss ich jetzt sehr zusammenhalten, wenn ich an ein Ziel kommen soll. Gestern war ich zu einem großen Diner (18 Personen) beim alten Stavenhagen eingeladen. Es waren da: der junge Stavenhagen mit Frau, Kapellmeister Wolfram und Frau, die alte Frau von Milde und deren Schwester, Gmür, der Maler Heil, Fräulein Natalie von Milde, der alte Lassen und Fräulein Joachim, Dr. Moritz und seine Frau. Es dauerte von XA 6 abends bis um Mitternacht.

Wie geht es nun meiner lieben Anna? Warum schreibst Du so wenig? Ich schreibe Dir wahrhaftig öfter und mehr, wenn nicht über den ewigen Besprechungen mit Koegel und der Förster die Zeit so grässlich hinginge und ich die wenigen Stunden, die bleiben, nicht zum Korrekturenlesen sorgsam verwenden müsste. Ich hoffe nun bald auch von Dir einen Brief zu bekommen.

Sei herzlich begrüßt, meine liebe Anna,

von Deinem Rudolf

Also Adresse: Dr. Rudolf Steiner, Weimar, Hotel Russischer Hof

481. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 25. DEZEMBER 1896

Sehr geehrte Herren!

Leider ist es mir im Augenblicke noch unmöglich, Ihnen das Manuskript der Einleitung zur Auswahl von Jean Pauls Werken abzuliefern. Da aber dieses Manuskript so weit vorgeschritten ist, dass ich es in wenigen Tagen bestimmt abliefern kann, und ich viele Mühe und Zeit auf dessen Herstellung verwendet habe, so möchte ich Sie bitten, sich jetzt nicht an jemand andern zu wenden, sondern mir noch wenige Tage Zeit zu geben. Ich ersuche Sie, als spätesten Ablieferungstermin den 6. Januar zu bestimmen. Ich glaube indes, dass das Manuskript viel früher in Ihren Händen sein wird. Wenn Sie mir diesen Termin nicht bewilligen wollen, hätte ich eine jetzt für mich außerordentlich kostbare Zeit rein verloren.

In der Hoffnung, bald von Ihnen eine zusagende Antwort zu erhalten, bin ich

mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener

Dr. Rudolf Steiner

482. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR, 6. JANUAR 1897

Meine vielgeliebte Anna!

Du warst vorgestern so versorgt, meine liebe gute Anna! Mich betrübt das recht. Fasse Dich. Wir wollen zusammenhalten und in diesem herzlichen Zusammenhalten den Mut finden, alles zu tragen, was uns in der nächsten Zeit noch Schlimmes begegnen wird. Wenn ich nur erst diese Arbeiten fertig habe, dann will ich sehen, dass für uns beide alles gut wird. Bis dahin, meine liebe Anna, wollen wir den Kopf oben behalten. Es wird ja jetzt doch auf keinen Fall mehr lange dauern. Wir wollen kämpfen und werden, hoffentlich, unserer Kampfesfrüchte doch auch einmal froh. Wenn nur nicht immer wieder Dinge kämen, die verstimmend wirken müssen. Ich möchte ruhig arbeiten und habe alle Hände voll zu tun.

Also siehe: Eben hatte ich diesen Brief bis zu diesem Punkte geschrieben, da kommt wieder Dr. Koegel. Diese Angelegenheit will nicht zu Ende kommen. Frau Förster sitzt nun in Magdeburg bei ihrem Vetter, dem Stadtrat Dr. Oehler, und schmiedet, wie es scheint, von dort aus weiter ihre Pläne. Vorderhand scheint sie den Stadtrat Oehler recht gut eingewickelt zu haben. Denn der hat an Koegel einen Brief geschrieben, in dem er mächtig rasselt. Doch wird sich ja auch da der Sturm legen, wenn Oehler erst erfährt, wie die Sachen wirklich liegen. Über mich sagt sie vorläufig zu allen Leuten, dass ich zu schwächlich sei und nicht den Mut gehabt hätte, den Kampf mit Dr. Koegel aufzunehmen. Es ist eben einfach unglaublich, was diese Frau sich an Begriffs Verdrehungen leistet. Ich wäre schwächlich dann gewesen, wenn ich auf ihre törichten Machinationen eingegangen wäre. Aber das hatte sie dann stark genannt, weil es ihr in den Kram gepasst hätte. Ich hätte, nach ihrer Meinung, den Mut zu den unsinnigsten Sachen haben sollen. Das wäre aber nur der traurige Mut gewesen, sich zu blamieren und zu

kompromittieren. Was sie eigentlich will, das scheint sie jetzt selbst nicht zu wissen. Wenn sie redet, dann widerspricht gemeiniglich das Ende der Mitte und die Mitte dem Anfang.

Meine liebe Anna, ich muss zum Ende eilen, sonst kommt der Brief vor acht Uhr nicht mehr weg. Koegel hat mich so lange aufgehalten. Ich möchte Dich nur noch um eines bitten: schreibe mir alles Deine Angelegenheiten Betreffende, auch die geringfügigste Kleinigkeit; teile mir immer mit, wenn etwas zu ordnen ist.

Für heute nur noch herzlichsten Kuss und Gruß

von Deinem Rudolf

483. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR, 11. JANUAR 1897

Meine geliebte gute Anna!

Deinem letzten Briefe glaube ich entnehmen zu können, dass Deine Stimmung wieder eine bessere geworden ist. Meine liebe gute Anna, hake jetzt den Mut zusammen. Wenn Du den Kopf oben behältst, so wird schon alles gut werden. Ich werde nun wohl ganz bestimmt in dieser Woche mit den alten Sachen fertig und wohl auch mit meinem Buche «Goethes Naturanschauung», für das jetzt die höchste Zeit ist. Doch bin ich gewissermaßen froh, dass ich nicht schon vor Wochen, etwa noch als ich bei Crompton wohnte, an dieses Buch die letzte Hand angelegt habe. Ich bin nämlich in den letzten Tagen erst zu einer solchen Ausgestaltung meiner Ideen für dieses Buch gekommen, dass ich glaube, erst jetzt wird die Sache so, dass ich selbst damit zufrieden sein werde. Hatte ich früher abgeschlossen, so wäre das wahrhaftig nicht der Fall gewesen. Deine Gegenwart fehlt mir, meine geliebte Anna. Ich fühle eine solche Ausgleichung meines Wesens, wenn Du in meiner Nähe bist, dass ich weiß: Du gehörst zu mir. Da es jetzt schon einmal nicht sein kann, so bin ich wenigstens zufrieden, dass ich allein bin. Meine Gedanken sind oft bei Dir, meine geliebte Anna.

Eigentlich war das ganze Wohnen bei Crompton für mich nicht gut. Ich hätte mich gleich anfangs völlig zurückziehen müssen. Ich sehe jetzt viel weniger Leute. Und das ist gut für mich. Nur wenn Du um mich bist, kann ich die notwendige Selbstbesinnung zum Arbeiten haben. Alle andern Menschen sind ein störendes Element. Wir wollen hoffen, dass sich für unser Zusammensein die Sachen recht gut gestalten.

Störend ist jetzt eigentlich nur Koegel. Heute Morgen kam er, bevor ich mich noch ganz angezogen hatte. Der Förster ist in den letzten Tagen ganz ordentlich zugesetzt worden. Und es

scheint, dass ihr ihr Vetter, der Stadtrat Dr. Oehler, den Rat gegeben hat, den Rückzug anzutreten. Durch Koegel höre ich heute, dass sie in den letzten Tagen auch in Berlin war. Wahrscheinlich hat sie dort mit allen möglichen Leuten Rücksprache genommen. Es ist nun sehr leicht möglich, dass sie da auch über mich kräftig geschimpft hat. Denn wie aus einem Briefe von ihr an Koegels Vater, den Pastor Koegel, hervorgeht, redet sie über mich jetzt das tollste Zeug. Solange sie das in einer Weise macht, die ungefährlich ist, ist es mir gleich. Wenn aber die Sache weitergeht und sie ebensolche Dinge zu Leuten redet, an denen mir wegen meines literarischen Rufes etwas liegen muss, so könnte sich doch die Notwendigkeit für mich herausstellen, etwas gegen diese Wühlereien zu unternehmen. Denn ich werde ja in der nächsten Zeit meinen literarischen Ruf sehr nötig haben. Was sie nun in ihrer Wut in der nächsten Zeit tun wird, ist gar nicht abzusehen, denn so viel scheint augenblicklich festzustehen, dass sie gegen Koegel und Naumann machtlos ist. Gegen diese beiden ist sie in der letzten Zeit zu töricht vorgegangen. Da hat sie sich in der eigenen Schlinge gefangen. Koegel muss sie jetzt unter allen Umständen als Herausgeber weiterbehalten. Ob sich nun nicht ihr ganzer Groll gegen mich entlädt, das weiß ich noch gar nicht. Denn ihr Ärger darüber, dass ich mich auf ihre Wünsche nicht eingelassen habe, ist doch sehr groß. Gerade deshalb findet sie mich so «schwächlich», wie sie sich ausdrückt. Man muss von ihr auf alles gefasst sein. Wie kurzsichtig sie ist, geht aus einer Tatsache hervor, die ich Dir noch erzählen werde. Es ist nämlich alles so weitläufig, dass man Bogen voll schreiben müsste, wenn man die Sache brieflich auseinandersetzen wollte. Abscheulich ist nur, dass ich mich von der Sache doch nicht fernhalten kann. Denn erstens kommt Koegel mit jeder Kleinigkeit zu mir, und dann bin ich doch einmal, wenn auch ohne mein Zutun und ohne meine Schuld, in die Sache verwickelt und muss sie deshalb in ihrem weiteren Verlaufe verfolgen. In diesen Tagen kommt Frau Förster wieder nach Weimar zurück. Und dann wird sich ja wohl manches zeigen. Ich glaube nicht, dass sie mit neuen Vorschlägen an mich

herantritt. Denn sie hat dann doch wohl gesehen, dass ich für ihre sonderbaren Pläne nicht zu haben bin; und die Bedingungen, die ich stelle, passen ihr nun eben gar nicht. Sie wird außerdem ja Leute genug finden, die sich bedingungslos bereit erklären, alles zu tun, was sie haben will. Und dann braucht sie solch unbequeme Leute wie mich nicht mehr. Aber haben muss sie einen persönlichen Ratgeber. Früher hat ja Koegel eine Menge solcher persönlicher Angelegenheiten erledigt, die er künftig wegen des gestörten Verhältnisses nicht erledigen wird. Dazu braucht sie eine Persönlichkeit, solange es ihr nicht gelungen ist, das Archiv zu verkaufen. Und weil sie es aufgeben wird müssen, mich zu solchem persönlichen Ratgeber zu haben, wird sich - dies ist nur zu leicht möglich - ihr ganzer Groll gegen mich wenden. Wir wollen sehen!!

Sonnabend Abend war ich bei Lindners eingeladen. Es war sonst niemand dort. Frau Lindners Schwester war eben aus Russland angekommen; und da wurden eine Reihe mitgebrachter russischer Handarbeiten gezeigt, die mich vielfach an die deinigen erinnerten. Eine Gesellschaft bei dem Gymnasiallehrer Francke hätte ich neulich mitmachen sollen. Ich habe aber abgeschrieben, denn ich will jetzt ruhig arbeiten. Vor einigen Tagen begegnete mir Frau Erber. Sie war freundlich und bedauerte, dass sie so gar nicht gewusst hätte, dass ich von Crompton weggezogen sei. Ich hätte ja bei ihnen so gut wohnen können -!!! Na, darüber braucht man doch weiter nicht zu reden.

Frau Mayreders Buch und den «Lebenskünstler» erhältst Du bald. Ich konnte bisher noch nicht zum . . .

[Schluss fehlt]

484. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR, 16. JANUAR 1897

Meine vielgeliebte beste Anna!

Ich habe mir nachträglich Vorwürfe gemacht, dass ich vorgestern zu schroff zu Dir gesprochen haben könnte. Aber Du hast Dir die Sache gewiss selbst schon in der gehörigen Weise zurechtgelegt. Ich werde nämlich immer aufgeregt, wenn ich von den Maßnahmen irgendwelcher Behörden höre, die ich für vollkommenen Unsinn halte. Und ich halte es für unzukömmlich, dass man die Sache an jemand andern übertragen hat, ohne Dich dabei zu fragen. Es ist ja möglich, dass solch ein Ding gesetzlich möglich ist. Aber was für Dinge sind nicht Gesetz? Das bringt mich immer in Aufregung. Überall hapert's in den gesetzlichen Bestimmungen. Wo man am strengsten sein sollte, da ist man am lässigsten. Man fragt Dich gar nicht, ob Du denn überhaupt damit einverstanden bist, Gläubiger eines Schankwirtes in der Ettersburgerstraße zu sein! Ich finde so etwas einfach unerhört. Deshalb halte ich es für das Beste, Du kündigst die Hypothek. Ich habe nachträglich noch nachgesehen und gefunden, dass der betreffende biedere Schankwirt Eigentümer des Hauses ist, in dem der Ausschank ist. Aber wenn das auch eine Garantie gibt, dass Du nichts verlieren wirst, so finde ich doch die Kündigung und die anderweitige sichere Anlegung am besten. Denn es ist doch geschmacklos, Gläubiger eines Schankwirts in der Ettersburgerstraße zu sein.

Schreibe mir, meine liebe Anna, zu welchem Prozentsatz die Hypothek verzinslich ist. Ich will Dir dann den Brief an den wackeren Alkoholverschleißer aufsetzen. Ich möchte aber gleich die Höhe der Zinsen entsprechend dem Prozentsatz einsetzen. Denn nur wenn man den Leuten zeigt, dass man vollauf Bescheid in den Dingen weiß, kann man hoffen, zu einem anständigen Ziel zu gelangen. Ich werde mir in diesen Tagen auch noch das Hypothekenrecht verschaffen. Dann können wir viel-

leicht auch die Sache nochmals mündlich verhandeln. Ich hoffe, in diesen Tagen mit meinen Sachen hier fertig zu werden. Dann wollen wir wieder einmal recht gut beisammen sein. Das teilen wir uns noch mit. Also nicht wahr: Du nimmst mir meine Schroffheit nicht übel; aber Du weißt, das Wort Behörde und Jurist hat einen entsetzlichen Klang in meinem Ohre. Ich habe dazu meine Gründe.

Heute habe ich wieder einmal keine Stunde bei Förster-Nietzsche gehabt. Da sie mir nicht hat absagen lassen, bin ich hingegangen. Sie war auch da, behauptete aber, entsetzliche Influenza zu haben und kümmerlich zu sein. Von den Sachen sprach sie gar nichts. Wann ich wieder zur Stunde kommen soll, will sie mir schreiben. Ich hoffe - da sie in nächster Woche keine Stunden zu wollen scheint -, dann werde ich über alle Berge sein. Gewiss hat sie von der Sache heute nicht gesprochen, weil sie nicht wagt, vor dem morgigen Sturm etwas zu sagen. Morgen kommt ihr Vetter, der Stadtrat Dr. Oehler aus Magdeburg, hierher, um mit Naumann und Koegel zu verhandeln. Ich habe dabei nichts zu tun. Vielleicht ist ihr heutiges Schweigen nur die Ruhe vor dem Sturm. Man muss auf alles gefasst sein. Die Bücher, die ich aus dem Nietzsche-Archiv gehabt habe, hat sie heute zurückverlangt. Ich habe sie ihr eben geschickt. Mein Entschluss steht ganz fest: solange sie bloß über mich schimpft, ohne mir zu schaden, berührt mich das nicht. Denn es ist mir vollkommen einerlei, was sie für eine Meinung von mir hat. Sobald sie aber versuchen sollte, mir zu schaden, werde ich ihr die Zähne zeigen und schonungslos vorgehen.

Nun bitte ich Dich noch einmal, meine vielgeliebte Anna, schreibe mir alles, was Dich und die Angelegenheiten betrifft. Auch wenn es Kleinigkeiten sind. Wir wollen alles miteinander beraten. Ich hoffe nun auch, Dich recht bald wiederzusehen und zu sprechen. Schreibe mir recht bald. Deinen Brief mit Hals- und Taschentuch habe ich erhalten und danke Dir für Deine Vorsorglichkeit.

Ich schicke Dir die letzte Nummer der «Zukunft» mit. Sie enthält einen Aufsatz der guten Laura, der Dich gewiss interessieren wird. Wenn auch manches darinnen übertrieben und forciert ist, so ist vieles Richtige darinnen. Namentlich hat mir die Schilderung des Einflusses des Protestantismus auf die Entwicklung des Weibes sehr gefallen. Es ist nicht zu leugnen, dass die wackere Marholm doch große und gesunde Gesichtskreise hat, wenn sie auch bisweilen über das Ziel hinausschießt. Wenn ich aber diese ihre Betrachtungsweise mit den törichten Ausführungen der geistig bleichsüchtigen Natalie von Milde, dieser typischen geistreichelnden alten Jungfer, vergleiche, so scheint mir die in ihrer Weiblichkeit schwelgende Laura unglaublich gesund und die andere krankhaft überspannt, betört durch die Sucht nach Vermännlichung des Weiblichen. Recht ansprechend zum Beispiel scheint mir Lauras Ausführung über die Entwicklung der Frauenbildnisse im Laufe der letzten Jahrhunderte. Lies den Aufsatz, und Du wirst gerade über diesen Punkt der Frauenmalerei manchen recht interessanten Aufschluss erlangen. Ich lese die Sachen der Marholm immer gern. Sie zeugen alle von einer gesunden Beobachtungsgabe und einem weiten Blick. Es ist Seelenkunde und Erfahrung in ihren Sachen. Sie geht mit unglaublich offenen Augen durch die Welt. Auch was sie über Frauenemanzipation schreibt, hat immer Hand und Fuß. Man braucht ja nicht mit allem einverstanden zu sein. Aber alles ist immer anregend, und das ist bei dem wenigsten der Fall, was jetzt geschrieben wird. Mir ist es nämlich so ziemlich gleichgültig, ob ich mit dem, was jemand schreibt, einverstanden bin oder nicht. Wenn es nur anregend ist. Man muss alles Lesen so betrachten, dass man danach fragt, ob man dabei eigene Gedanken bekommen kann. Dann schadet es, meiner Ansicht nach, gar nicht, ob diese eigenen Gedanken mit dem Gelesenen übereinstimmen oder nicht. Die eigenen Gedanken können sogar die entgegengesetzten von denen sein, die man liest. Wenn Dir, meine geliebte Anna, bei dem Aufsätze etwas einfallen sollte, dann schreibe es mir. Bitte lies den Auf-

satz gleich und schicke ihn mir auch gleich wieder zurück. Ich muss ihn dann Felber geben.

Der «Naturarzt» wurde heute bei mir für Dich abgegeben. Ich schicke ihn Dir, weil Dich vielleicht darinnen manches interessiert. Auch die Quittung über das letzte Vierteljahr lege ich bei.

Also bitte, schreibe bald Deinem Dir treulich zur Seite stehenden Rudolf

485. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR, 18. JANUAR 1897

Meine vielgeliebte beste Anna!

Es ist wirklich abscheulich, wie der Kerl fortgesetzt versucht, Dich zu peinigen und zu quälen. Ich bitte Dich, lasse Dir aber eines solchen Menschen Frechheiten nicht zu nahe gehen. Du mußt festbleiben und darfst nicht dulden, dass er in Deine persönliche Freiheit eingreift. Das Einzige, was er rechtmäßigerweise von Dir verlangen kann, ist, dass Du ihm ein genaues Verzeichnis ablieferst über die aus dem Vermögen der Kinder bezogenen Zinsen. Dies alles solltest Du immer auf den Pfennig genau in einem Buche aufschreiben und ihm dann eine Abschrift machen. Sonst kann er von Dir nichts verlangen. Wenn Du Dich doch entschließen könntest, meine geliebte Anna, ihm das einmal mündlich klarzumachen. Ich will Dich ja zu nichts bewegen, was Dir so sehr widerstrebt. Aber mit einem so dummen Menschen, wie dieser ist, kommt man brieflich nicht zurecht. Das Subalterne seiner Gesinnungslumpenhaftigkeit tritt ja am deutlichsten in seiner Bemerkung über die Göppfartsche Angelegenheit hervor. So verhält sich nur eine dreckige Unterbeamtenseele. Es ist eine Gesinnung, über die man nur ausspucken kann.

Meine vielgeliebte Anna! Ich möchte jetzt von Dir nur hören, ob Du in den nächsten Tagen etwas in der Angelegenheit zu tun gedenkst. Ob Du es absolut nicht über Dich bringen kannst, mit dem Wirt einmal zu reden? Wenn nicht, soll ich Dir einen energischen Brief aufsetzen? Es ist eben dabei immer zu bedenken, dass die Dreckseele es ablehnt, sich mit Göppfart zu beschäftigen, wenn Du ihn ablaufen lässt. Willst Du mit mir mündlich die Sache durchsprechen? Schreibe mir bitte gleich. Ich habe leider Deinen letzten Brief so spät erhalten, dass ich Dir erst in diesem Augenblicke antworten kann. Die Weimari-

sche Postbesorgung wird jetzt in einer Weise bummelig, dass man alles zu spät bekommt.

Ich wünschte nur, wir wären einige Monate weiter und pfiffen auf die Unannehmlichkeiten in Weimar. Auch Suphan hat sich wieder gemeldet. Durch jeden einzelnen der Archivherren lässt er mich grüßen. Jetzt hat er mich sogar durch Wähle auffordern lassen, einen Archivbeitrag für das Goethe-Jahrbuch zu liefern. Ich verhalte mich allen seinen Versuchen gegenüber, als wäre er nicht da. Sollte ich doch einmal mit ihm zusammentreffen, so wird er Dinge zu hören kriegen, die er sich nicht hinter den Spiegel steckt.

Also, meine geliebte Anna, ich bitte Dich, gräme Dich über den Kranig nicht zu sehr. Das Ärgste, was passieren kann, ist, dass er Dir einige Grobheiten sagt. Aber was solch ein Mensch sagt, kann Dich nicht weiter berühren. Betrachte es, wie wenn ein Spatz Dich beschmutzt.

Auf baldiges Wiedersehen und mit den herzlichsten Grüßen
treulichst Dein

Rudolf

Aus seinem Briefe scheint hervorzugehen, dass von der Privatbank noch Zinsen abgeholt werden können.

486. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR, 21. JANUAR 1897

Meine vielgeliebte beste Anna!

Wenn es Dir morgen bequem ist, so komm herüber. Ich werde bei dem Zug um 10 Uhr nachsehen, ob Du ankommst. Wenn es Dir bequemer ist zu einer andern Zeit, so richte Dich nach Dir. Wenn Ihr Sonnabend nach Berlin fahren wollt, so ist ja Freitag vorher nur noch der einzige Tag. Aber jedenfalls möchte ich raten, nichts mit Berlin zu übereilen. Darüber aber werden wir morgen sprechen. Auch mir hat es sehr leid getan, Euch nicht getroffen zu haben. Aber warum auch vorher kein Wort? Ich war zufällig an jenem Nachmittag beim alten Stavenhagen eingeladen.

Also auf Wiedersehen

treulichst

Dein Rudolf

487. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR, 28- JANUAR 1897

Meine vielgeliebte gute Anna!

Habe herzlichsten Dank für Deinen Brief und die Schilderung der Berliner Erlebnisse. Ich bin froh, dass Du gesund zurückgekommen bist. Denn es waren recht unfreundliche Wintertage, und ich habe oft Sorge gehabt, es könnte Dir die Reise irgendeinen Schaden bringen.

Ich lebte in diesen Tagen so still für mich hin und arbeitete, soviel ich konnte. Es geht nur leider alles langsamer, als es gehen sollte. Und die Ungeduld der Leute, die meine Arbeit drucken und verlegen, wächst natürlich mit jedem Tage. Wenn ich nur diesen Monat noch mit allem zu Ende käme! Hoffentlich.

Kommst Du nicht in diesen Tagen herüber? Ist Minni schon bei Erber? Benütze doch die Zeit, während Minni noch da ist, wenn Du den elenden Menschen persönlich aufsuchen willst. Doch wie ich Dir schon oft gesagt habe: ich will Dich nicht zu etwas drängen, was Dir ganz und gar widerstrebt.

Koegel hat mir eben im Vertrauen die Streitschrift gegeben, die Gustav Naumann gegen die Förster abgefasst hat. Darin findet sich folgende artige Briefstelle aus einem Briefe der Frau Förster vom 20. Dezember an die Firma Naumann: «Aber dem Himmel oder wem sonst Dank, dass ich die Charaktere dieser beiden Herren erkannt habe» (sie meint Koegel und mich). «Dr. Koegel» (hier hat Naumann irgendeine starke Stelle weggelassen) «und den guten Steiner in seiner Schwäche. . . . Und diese beiden hatte ich mir als meine Söhne und Erben des Archivs ausgesucht. So kann sich der Mensch irren.» Möchte man darüber nicht Lachkrämpfe bekommen, oder soll man sich ärgern. Immer weiß sich diese Frau als der große Charakter hinzustellen, der stets das Allerbeste gewollt hat und dem seine Pläne durch die schlechten Menschen zerstört werden. Die Streitschrift hät-

te ich eigentlich nicht lesen sollen. Ich bitte Dich deshalb, niemals irgendjemand gegenüber über die Sache die geringste Bemerkung zu machen. Ich musste sie doch lesen, weil Frau Förster behauptete, ihr Vetter hätte gesagt, ich erschiene in der Schrift in einem sehr zweifelhaften Lichte. Ich hätte für die Gegenpartei gewirkt. Diese Behauptung ist natürlich unrichtig. Es kommt in der ganzen Streitschrift nichts dergleichen vor. Dies ist ein neuer Beweis für die eigentümliche Wahrhaftigkeit dieser Frau.

Wenn man Dir in Berlin gesagt hat, ich wollte dahin ziehen, so geht diese Bemerkung auf Heitmüller zurück. Du weißt ja, dass ich darüber gar nichts bestimmen kann. Das muss sich alles erst aus den Verhältnissen entwickeln. Hoffentlich wird es sich das recht bald. Wenn ich aber gefragt werde, so muss ich doch irgendwelche Absichten aussprechen, die wahrscheinlich sind. Also mache Dir, meine liebe gute Anna, keine Gedanken, wenn Du solche Dinge von Dritten hörst. Wenn etwas vorliegt, ist es doch selbstverständlich, dass Du die erste bist, die alles ganz genau von mir hört. Heitmüller hat mir auch geschrieben, dass er bei Bock war, um Fröhlichs neue Bilder anzusehen. Ob es für Fröhlich günstig ist, wenn er wieder zu Bock zieht? Oder beabsichtigt er, allein in Berlin zu wohnen?

Gesundheitlich geht es mir in dieser Woche besser. Wenn nur das ewige Essen im Wirtshaus nicht wäre. Ich glaube, ich habe Dir einmal vorgelesen, was Nietzsche darüber sagt: «Ich habe bis zu meinen reifsten Jahren immer nur schlecht gegessen - moralisch ausgedrückt <unpersönlich>, <selbstlos>, <altruistisch>, zum Heil der Köche und anderer Mitchristen. Sich zum Zweck unzureichender Ernährung auch noch den Magen verderben - dies Problem schien mir die deutsche Küche zum Verwundern glücklich zu lösen. Aber die deutsche Küche überhaupt - was hat sie nicht alles auf dem Gewissen!» Die Wahrheit dieser Nietzscheschen Worte fühlt man, wenn man immer im Gasthaus essen muss.

RUDOLF STEINER

Briefe

Doch es ist 1/4 8, und ich muss den Brief zur Post tragen. Also auf Wiedersehen.

Herzlichst Dein

Rudolf

488. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR, 2. FEBRUAR 1897

Meine vielgeliebte gute Anna!

Ich hoffe in diesen Tagen, jedenfalls noch in dieser Woche, so weit zu kommen, dass ich freie Hand habe, um mit Dir zusammen wieder irgendwo - wir wollen uns das dann aussuchen - einige Zeit zuzubringen. Wir wollen uns dann in der kurzen Zeit dafür trösten, dass wir jetzt uns so selten sehen. Meine liebe Anna, schreibe mir, wie es Dir geht in Deiner Einsamkeit und wann Du wieder nach Weimar kommst. Die Steuergeschichten sende ich mit dem nächsten Briefe. Es ist heute schon so spät. Wenn es Dir schwer ums Herz wird, so denke daran, meine gute Anna, dass wir immer fest aneinanderhalten wollen; wir werden schon an ein Ziel kommen. Ich möchte: Du solltest in diesem Gedanken schwerere Stunden ertragen. Schreibe mir alles, was Dich bewegt und was Dir begegnet. Ich muss mich heute kurz fassen, damit der Brief noch wegkommt.

Ist Minni schon nach Berlin abgereist? Hoffentlich fühlst Du Dich nicht zu unbehaglich in der Einsamkeit. Wie gerne wäre ich bei Dir. Aber das wird schon wieder bald werden.

Ich habe neulich in einer späten Stunde der Ermüdung den «Lebenskünstler» von G[abriele] Reuter gelesen. Hoffentlich komme ich auch zu den andern Erzählungen bald. Ich kann nicht sagen, dass mir der Lebenskünstler sehr gefällt. Das Interesse ist an diesen Menschen doch ein geringes. Sie sind in ihren Gefühlen zu flach und oberflächlich. Und ich habe sogar die Empfindung, die Dichterin sei in dieser Erzählung der Wirklichkeit nicht gewachsen. Wenn ein Mensch wie dieser Lebenskünstler sich in ein Wesen wie diese Lullu verliebt, dann müssen Dinge mitspielen, die hier fehlen. Es ist sonst zu unglaublich. Auch das Verhältnis zu Viola, um das sich doch alles dreht, ist viel zu skizzenhaft, als dass man ein tieferes Interesse daran nehmen

könnte. Es fehlen eben überall Charakterzüge, die da sein müssten, wenn man an die Sache glauben soll. Wenn, wie Du sagst, der Erzählung eine wirkliche Begebenheit zum Grunde liegt, dann hat, meiner Ansicht nach, die Verfasserin schlecht beobachtet und gewisse Züge übersehen, die in der Wirklichkeit gewiss da gewesen sind und die alles erst verständlich machen würden. Kurz, ich finde an dieser Sache nicht viel.

Für Deine Blumen- und Kerzensendung habe allerschönsten herzlichen Dank.

Baldigstes Wiedersehen hoffend treulichst Dein

Rudolf

489. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR, 8. FEBRUAR 1897

Meine geliebte gute Anna!

Ich weiß nicht, ob ich Dir heute viel schreiben kann, denn jeden Moment kann Dr. Koegel die Türe aufmachen, um mir die Mitteilung zu bringen von dem Resultat einer Unterredung, die heute stattfindet zwischen Frau Förster, Naumann und Koegel. Was dabei wieder herauskommen wird? Ich habe Dir erzählt, dass Sonnabend Wähle und Fresenius zu Mittag eingeladen waren. Die beiden erzählen haarsträubende Dinge, die ihnen Frau Förster erzählt hat. Es ist alles unglaublich. Wie sie wieder z.B. die Geschichte erzählt, warum ich jetzt mit ihr ganz auseinandergekommen bin! Nun, darüber ein andermal mehr.

Den Brief für Günther werde ich wohl heute nicht mehr fertigbringen. Morgen aber erhältst Du ihn sicher.

Von allen Seiten drängt man mich jetzt um meine Manuskripte. In Stuttgart will man in drei Tagen die Jean Paul-Einleitung haben, und Felber hat mir heute ganz aufgeregt geschrieben wegen des Buches «Goethes Weltanschauung». Man müsste vier Hände und zwei Köpfe haben, wenn man alle diese Leute befriedigen wollte.

Ich Sorge mich sehr um Dich. Aber, meine geliebte Anna, Du weißt, ich habe Dich so lieb und bitte Dich, bleibe stark. Wir wollen jetzt in Gedanken recht fest beisammenbleiben. Und bald sehen wir uns ja auch wieder. Vielleicht kommst Du ja auch in diesen Tagen, wenn die Günthersche Sache an Dich gelangt.

Schreibe mir alles, wie es Dir geht und wie Deine Stimmung ist. Wenn Du herüberkommst, so zeige es mir sogleich oder, wenn es geht, vorher an. Ich muss ja jetzt viel arbeiten; aber es wäre mir schrecklich, wenn du etwa das wirklich ausführen wolltest,

was Du das letztmal andeutetest, einmal zu kommen, ohne dass wir uns sehen. Das darf nicht sein.

Heute fragte der Briefträger wegen einer an Emmy adressierten Postkarte. Ich sagte, er solle sie nach Stadtsulza senden, da ich Emmys Adresse nicht weiß.

Und nun hoffe ich bald entweder auf einen Brief oder darauf, Dich zu sehen.

Indessen herzlichst Dein

Rudolf

490. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR, 11. FEBRUAR 1897

Meine vielgeliebte gute Anna!

Ich warte mit Schmerzen auf einen Brief von Dir, denn ich bin wirklich recht sehr besorgt, wie Dir das Alleinsein bekommt. Schreibe mir alles, meine beste Anna, was Dich bewegt und drückt. Auch sehne ich mich sehr, Dich recht bald wiederzusehen. Ich glaube, in diesen Tagen werden nun meine Arbeiten endlich zum Abschluss kommen. Und dann kann ich mich der Sorge um die Zukunft widmen. Hoffentlich geht dann alles gut.

Ich möchte mich in den nächsten Tagen um das «Magazin» bemühen. Ich fürchte nur, Neumann-Hofer wird schon andere Bewerber haben, und ich werde am Ende zu spät kommen. Felber hat die Geneigtheit ausgesprochen, die Sache - wenn sie Aussichten hat - zu kaufen und unter meiner Leitung weitererscheinen zu lassen. Übertriebene Hoffnungen habe ich natürlich nicht. Wir wollen die Sache vorderhand für uns behalten und zu niemand davon sprechen.

Zwischen Frau Förster und Dr. Koegel ist wieder eine Einigung zustande gekommen. Ich bin neugierig, wie lange es diesmal hält.

Ich lebe still arbeitend. Nur vorgestern kriegte mich Zeller wieder dran. Er lud mich zu einem Herrenabend. Ich konnte nicht gut absagen. Und da wurde es denn wieder einmal recht spät. Für mich taugt das jetzt gar nicht.

Morgen Sonnabend kommt Max Koch hierher, um einen Vortrag hier zu halten. Du erinnerst Dich wohl noch an ihn. Er war im Frühling bei uns gelegentlich des Shakespeare-Tages. Leider wird das auch wieder Zeit kosten.

Meinen in Sangerhausen gehaltenen Nietzsche-Vortrag möchte ich später gerne noch an anderen Orten halten, wenn sich Aus-

sicht bietet, einiges damit zu verdienen. Da er dort guten Eindruck gemacht hat, so hoffe ich, doch auch anderwärts damit Glück zu haben.

Beifolgend den Brief an Günther. Die Dokumente verwahre ich gut. Es ist nicht empfehlenswert, sie im Briefe zu senden. Ich werde sie Dir deshalb nächstens selbst geben. Die Steuersache schreibe ich Dir aber morgen ganz gewiss auf.

In Treuen Dein

Rudolf

491. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR, 15. FEBRUAR 1897

Meine vielgeliebte gute Anna!

In den letzten beiden Tagen gab es mancherlei. Als Du vorgestern eingestiegen warst, traf ich den Gymnasiallehrer Francke und Felber auf dem Bahnhofe, die auf Max Koch warteten. Ich wartete nun auch noch die paar Minuten» bis Koch kam. Um V* 8 Uhr war dann der Vortrag. Nach demselben waren wir noch etwas beisammen. Der Vortrag hat mich sehr enttäuscht. Ich habe immer sehr viel von Koch gehalten. Dieser Vortrag aber war sehr schwach. Gestern Vormittag war ich dann mit Koch zusammen zum Frühstück bei Felber, mittags bei Francke, der mit Koch befreundet ist und bei dem er auch gewohnt hat. Abends hatte ich dann mit Koch ein Gespräch über das Buch, das ich schreibe. Ich entwickelte ihm meine Ideen, und da sagte er dann: Man wird recht kleinlaut, wenn man solche Ideen hört. Wie wenig, meinte er, könne er dagegen bieten. Wenn man solches hört, möchte man bitter darüber werden, dass man gelobt wird, dass aber niemand Mut und Neigung hat, einem Gelegenheit zu verschaffen, das, was man kann, in entsprechender Weise zu verwerten, und [dass] einem das Leben gar so schwer gemacht wird.

Meine geliebte Anna, Du hast mich vorgestern recht besorgt gemacht. Ich bitte Dich recht sehr, auf das Versprechen zu achten, das Du mir gegeben hast. Du musst es tun, um Deine Gesundheit zu erhalten und zu stärken. Wenn wir die Schwierigkeiten der nächsten Zeit überwinden wollen, müssen wir fest zusammenhalten, und dazu gehört auch, dass Du recht gesund bleibst.

Ich sende Dir eine Ankündigung meiner Schrift «Goethes Weltanschauung» mit und bitte Dich, sie mir sofort zurückzusenden.

Ich hoffe, dass mein Buch das halten wird, was der Buchhändler in dieser Anzeige verspricht.

Wenn es Dir gar zu schwer ums Herz wird, komme. Wir werden uns jetzt auch sonst bald sehen. Ich sehne mich sehr danach. Aber schreibe mir auch alles: wie Du lebst und gestimmt bist.

In Treuen Dein

Rudolf

492. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR, 18. FEBRUAR 1897

Meine vielgeliebte gute Anna!

Ich sende Dir also beifolgend die von mir abgeschriebene Fassung. Schreibe sie gleich noch einmal ab und bringe sie nach Apolda. Ich glaube, Du wirst Dich auskennen in der Art, wie ich sie geschrieben habe.

Viel kann ich Dir heute nicht schreiben, denn meine Jean Paul-Einleitung geht zu langsam vorwärts. Ich fahre jedenfalls erst morgen. Ich muss diese Einleitung noch absenden. Ich habe bereits Neumann-Hofer mitgeteilt, dass ich dann komme. Ich bleibe nur so lange in Berlin, als es unbedingt nötig ist. Dann hoffe ich Dich recht bald wiederzusehen. Ich bitte Dich, meine gute Anna, Sorge für Deine Gesundheit und hüte Dich, so gut es geht, vor Aufregungen. Ich schreibe Dir jedenfalls von Berlin aus, was dort für Aussichten sind.

Treulichst Dein Rudolf

493. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 19. FEBRUAR 1897

Sehr geehrte Herren!

Mitfolgend der erste Teil des Manuskriptes der Einleitung zu Jean Pauls «Ausgewählten Werken». Der Rest kann jedenfalls heute noch nachfolgen. Ich bitte Sie, die Verzögerung zu entschuldigen. Ich konnte die Ablieferung nicht schneller bewirken. Die Korrektur werde ich auf das allerschnellste besorgen.

Mit besonderer Hochachtung

Ihr ergebener Dr. Rudolf Steiner

494. AN ANNA EUNIKE

BERLIN, 21. FEBRUAR 1897

Meine vielgeliebte gute Anna!

Gestern, Sonnabend, morgens bin ich hier angekommen. Der Tag verging mit Verhandlungen. Soviel ich beurteilen kann, wird die Sache mit dem «Magazin» sich machen lassen. Ich habe mit N[eumann]-H[ofer] eine Form vereinbart, die sich verwirklichen lässt, wenn Felber standhält. Danach pachte ich das Blatt für jährliche 500 Mark von Neumann-Hofer, und Felber pachtet das Blatt von mir für jährliche 3500 Mark. Dafür ginge das Blatt in seinen Verlag über. Da die Abonnentenzahl wenn auch nicht gerade glänzend, so doch derart ist, dass bei rechtem Betrieb ein kleiner Verdienst für den Verlag möglich ist, so scheint mir die Sache augenblicklich nicht ungünstig zu liegen.

Morgen Vormittag werde ich nun mit Felber weiter verhandeln. Ich fahre also heute Nachmittag bereits wieder zurück.

Meine vielgeliebte gute Anna! Wenn es Dir passt, so könntest Du morgen Montag nach Weimar herüberkommen. Ich werde zwar gerade morgen, da ich eben auch mit Felber zu verhandeln habe, sehr beschäftigt sein, allein ein Stündchen wird sich schon finden, in dem ich Dir die ganze Magazin-Angelegenheit genau erzählen kann.

Von Bekannten habe ich bis jetzt nur gesehen die «Verbrecher», an deren Tisch ich war, als ich um 12 Uhr von Charlottenburg zurückgekehrt war, wo Neumann-Hofer wohnt.

Heitmüller muss ich wohl aufsuchen; das Gegenteil würde er sehr übelnehmen. Sonst, glaube ich wohl, werde ich niemand aufsuchen, da die Zeit viel zu kurz ist.

Halte Dich in guter Stimmung, meine geliebte Anna, so gut es geht. Hoffentlich wird bald alles besser für uns.

Also vielleicht morgen auf Wiedersehen!

RUDOLF STEINER

Briefe

Treulichst Dein Rudolf

495. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR, 5. MÄRZ 1897

Meine vielgeliebte gute Anna!

Nun wollen wir hoffen, dass Du die Zeit, die Du noch allein zu- bringen musst, in Jena zufriedener und besser verlebst, als es Dir in Suiza gelungen ist. Wenn ich nur ein wenig dazu beitragen könnte! Aber hoffentlich wird bald alles besser. Schreibe mir nur ja, wie Du lebst und in welcher Stimmung Du bist. Und wenn es Dir schwer ums Herz wird, dann komme.

In diesen Tagen müssen nun endlich auch meine Arbeiten zu Ende gehen.

Von Neumann-Hofer habe ich eine weitere Nachricht noch nicht, hoffe aber jeden Tag auf eine solche. Mittwoch, als ich vom Bahnhof, wohin ich Dich begleitet hatte, nach Hause kam, fand ich ein Telegramm Koegels vor, in dem er folgendes drahtete: «Elisabeth proponiert mir Übernahme Magazin: Erbitte Drahtantwort, ob ich Sie morgen früh Weimar sprechen kann». Ich telegraphierte sofort zurück, dass ich ihn erwarte. Schon Donnerstag früh aber kam ein Eilbrief Koegels, in dem er mir sagte, dass Frau Elisabeth F[örster]-N[ietzsche] ihn wieder einmal entlassen wolle, dafür aber Naumann bewegen wolle, das «Magazin» zu kaufen und Koegel zum Redakteur zu machen. Das wäre ja schlau über die Maßen. Koegel wollte mit mir sprechen, um zu erfahren, wie weit die Verhandlungen wegen des «Magazins» mit mir gediehen seien, denn er sollte Donnerstag Nachmittag den jungen Naumann nach Erfurt zu Neumann-Hofer begleiten. Ich konnte Koegel den Stand meiner Verhandlungen nicht mitteilen, da ich nicht wusste, ob Neumann-Hofer mit einer solchen Mitteilung einverstanden ist. Ich darf ja von der Sache noch nicht reden. Abends kamen Naumann und Koegel zurück und blieben einige Stunden in Weimar, um mit mir zu sprechen. Ich halte aber die ganze Sache mit Naumann vor-

läufig für ungefährlich. Denn zwischen mir und Neumann-Hofer und mir und Felber liegen ja die Verträge vor. Hoffentlich pantscht nicht im letzten Augenblicke noch jemand in die Sache hinein.

Heute kam ein neues Buch von Paul Scheerbart an. «Ich liebe Dich». Ein Eisenbahnroman. Darinnen ist auch das von mir öfter erwähnte Gedicht

Putz! Putz! Ein Kronenlied
Putz mir meine Krone,
Denn ich will spaziergehn!
Sei mein Leibhurone!
Aller Welt zum Hohne
Gehn wir auf den kleinen Zehn.
Putz mir meine Krone!
Putz sie mir recht blank!
Kriegst auch eine Feder
Und ein Ei zum Dank. -

Und auch das andere:
Es ist doch sehr wunderbar,
Dass die Nacht so dunkel ist,
Alle Sterne schliefen ein –
Auch der schöne Mondenschein,
Und ich finde nicht nach Haus,
Tappe, taste so mich weiter.
Stolpre, falle, liege, denke –
Doch die Nacht bleibt dunkel –
All das viele Glanzgefunkel
Ist total verschwunden.
Das ist doch sehr wunderbar,
Dass die Nacht so dunkel ist.
Warum ist sie dunkel?
O du Rätsel der Nacht!

Schön ist doch auch die folgende «Logische Vignette»

Horch! Draußen im sonnigen Äther brausen

Neunhundertneunundneunzig Tausend neunhundertneunundneunzig Myriaden großer Riesenorgeln mit Pauken und Posauen!!

Und die Ziegen meckern Und die lilablauen Blumen wachsen . .
denn es ist alles eitel.

Von Scheerbarts Hand ist auf das Buch geschrieben: Steinern
l[ieben] Rudolf Steiner mit den tollsten Sturmgrüßen P[aul]
S[cheerbart]. Ernst soll der Mensch die Welt nehmen (Aristipp).
Ho! Hei! Ha! -

Also auf Wiedersehen treulichst Dein

Rudolf

496. AN DIE J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WEIMAR, 11. MÄRZ 1897

Sehr geehrte Herren!

Endlich bin ich in der Lage, Ihnen den Schluss der Einleitung zu Jean Pauls «Ausgewählten Werken» zu übersenden. Ich hoffe, dass dieselbe den Raum von einem Bogen, den Sie mir zugemessen haben, nicht zu sehr übersteigt. Nochmals bitte ich viele Male um Entschuldigung wegen der Verzögerung. Die Korrektur und Revision, deren Eingang ich entgegensehe, werde ich allerschnellstens besorgen.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

Rudolf Steiner

497. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR, 16. MÄRZ 1897

Meine vielgeliebte Anna!

Ich muss mich heute kurz fassen und Dir nur das Resultat der gestrigen Verhandlungen mitteilen: Ich übernehme also am 1. Juli Herausgabe und Redaktion des «Magazins». Für den 1. April ließ es sich nicht mehr bewerkstelligen. Heute Mittag ist Neumann-Hof er wieder abgefahren. Alles andere erzähle ich Dir, wenn Du kommst, oder ich schreibe es Dir noch. Es ist höchste Zeit, wenn diese Zeilen noch zur Post kommen sollen.

Mit herzlichsten Grüßen treulichst

Dein Rudolf

498. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR, 24. MÄRZ 1897

Meine vielgeliebte gute Anna!

Oft betrübt mich der Gedanke, dass ich Dir die Zeit des Alleinseins nicht erträglicher machen kann. Aber habe Geduld, meine beste Anna, das wird ja alles anders werden. Du warst zeitweilig so traurig, als Du das letzte Mal hier warst. Ich hätte gerne bessere Worte gefunden, Dich zu trösten und Dich zu beruhigen. Aber mir liegt jetzt mein Buch so schwer auf der Seele. Ich brenne auf den Tag, an dem es in den Druck endlich gehen kann. Dann erst werde ich aufatmen können. Es muss in den allernächsten Tagen dazu kommen. Ich bin mit ganzem Herzen bei der Sache, und gerade deshalb wird sie wohl so langsam vor schreiten.

Vielleicht interessiert Dich das eine oder das andere in den beifolgenden Kritik-Heften. Es sind nicht alle, die ich habe. Die andern sende ich später. Heute wehen hier von allen Häusern die Trauerfahnen. Gestern Abend ist ganz plötzlich die Großherzogin gestorben.

Schreibe mir doch recht bald, wie Du Dich fühlst und was Du machst. Und wenn es Dir schwer wird, dann komme. Vielleicht interessiert es Dich auch, den Trauerzug zu sehen. Ich weiß noch nicht, wann das Begräbnis stattfindet. Vor Montag wohl kaum.

Die neue Wildenbruchide «Willehalm» habe ich noch nicht gesehen. Hast Du den Artikel von Maximilian dem Großen darüber gelesen? Er gibt auch dem Stück «1812» eins ab, von dem Du mir gesagt hast, dass es auch Genis Gemüt zu erheben ausersehen war. Vielleicht schreibt Dir auch Geni über das Stück. Und es wäre immerhin interessant, zu hören, wie es auf die Kinder gewirkt hat.

Also auf recht baldiges Wiedersehen

RUDOLF STEINER

Briefe

treulichst Dein Rudolf

499. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR, 11. APRIL 1897

Meine vielgeliebte gute Anna!

Es war mir gestern und heute nicht möglich, ein Konzept des bewussten Briefes zu machen. Aber sicher morgen in aller Frühe. Du erhältst es dann wohl auch noch morgens. Für heute nur die paar Worte, dass ich leidlich wohl bin. Hoffentlich ist das auch bei Dir der Fall. Wenn ich nur schon mit meiner Arbeit fertig und nicht mehr so gedrängt wäre! Du solltest Dir aber, meine liebe Anna, ja nicht solche Gedanken machen, wie Du sie in Deinem letzten Briefe geschrieben hast. Du weißt gar nicht, wie unbegründet das alles ist.

Auf baldigstes Wiedersehen

Dein Rudolf

500. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR, 14. APRIL 1897

Meine vielgeliebte gute Anna!

Verzeihe, dass ich Dir erst jetzt das versprochene Konzept schicke. Aber ich muss in diesen Tagen mit dem Buche fertig werden. Es ist die höchste Zeit. Ich bin auch jetzt über alle Schwierigkeiten der Arbeit hinweg, und ich glaube, es wird jetzt nur noch die aller kürzeste Zeit vergehen, bis ich Dir schreiben kann: Es ist fertig.

Der Brief an Fr. B. ist meiner Ansicht lang genug. Er braucht nicht mehr zu enthalten, als was ich geschrieben habe. In den Worten liegen alle Vorbehalte angedeutet, die Du machen musst. Mehr brauchst Du nicht zu sagen. Wie geht es Dir? Wann kommst Du wieder nach Weimar?

Schreibe mir recht bald, wie es Dir geht und wie Du gestimmt bist. Nur mache Dir, meine liebe gute Anna, nicht weiter solche Gedanken, wie Du sie in Deinem letzten Briefe geschrieben hast.

In Treuen

Dein Rudolf

501. AN ROSA MAYREDER

WEIMAR, 18. APRIL 1897

Geschätzteste gnädige Frau!

Bevor ich selbst nach Wien komme, muss ich eine Bitte an Sie richten. Am 22. April trifft mein Freund, Dr. Otto Neumann-Hof er, der zukünftige Direktor des Berliner Lessing-Theaters, in Wien ein. Sie würden mir einen großen Dienst erweisen, wenn Sie es übernehmen wollten, für ihn im Matschakerhof ein Zimmer vorzubestellen. Er möchte gern ein Zimmer mit einem gutbeleuchteten Schreibtisch. Ich selbst komme am 22. oder spätestens 23. nach Wien. Ich habe diesmal viel mit Ihnen zu besprechen.

Im Vertrauen teile ich Ihnen mit, dass ich am 1. Juli die Herausgabe und Redaktion des «Magazins für Literatur» übernehme. Ich bitte Sie, mit niemandem über die Sache zu sprechen. Ich rechne sehr auf Ihre Beiträge und möchte manches mit Ihnen besprechen.

Dass ich noch nicht dazu gekommen bin, über Ihr letztes Buch etwas zu schreiben, wie ich mir vorgenommen, tut mir sehr leid und ist dem Umstände zuzuschreiben, dass ich diesen Winter böse Zeiten zugebracht habe.

Mit den herzlichsten Grüßen an Ihren lieben Gemahl

und auf Wiedersehen Ihr

Rudolf Steiner

502. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR, 24. APRIL 1897

Meine vielgeliebte gute Anna!

Ich habe meine Abreise noch verschieben müssen. Heute oder morgen werde ich aber sicher fertig. Ich habe an Neumann-Hofer telegraphiert. Ganz bestimmt kann ich noch nicht sagen, wann ich reise. Spätestens wohl Montag. Ich will es jedenfalls so einrichten, dass wir uns, wenn auch kurz, vorher noch sehen. Wie, das werde ich schon einrichten. In Wien versäume ich ja vorläufig noch nichts, und das Buch muss jetzt fertig werden.

Also auf Wiedersehen Dein

Rudolf

503. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR, 27. APRIL 1897

Meine vielgeliebte gute Anna!

Endlich heute Nacht oder morgen Vormittag werde ich Schlusspunkt machen können. Da ich in Wien noch nichts versäume, macht es nichts, wenn ich noch nicht dort bin. Wenn ich es irgendwie einrichten kann, dass wir uns vor der Reise noch sehen, so tue ich es. Es wäre übrigens auch hübsch, wenn Du morgen auf ein paar Stunden herüberkämeest. Denn ich glaube bestimmt, wenigstens bis 12 oder 1 [Uhr] sicher fertig zu sein.

In Treuen Dein

Rudolf

504. AN ROSA UND KARL MAYREDER

WIEN [, ENDE APRIL 1897]

Geschätzteste gnädige Frau und lieber Herr Professor!

Als ich im Hotel ankam, fand ich Karte von N[eumann]-Hofer vor mit Weisung, ihn im Volkstheater aufzusuchen. Ich komme nun aber doch nach Schluss hierher in den Matschakerhof. Falls N[eumann]-H[ofer] bereits eine andere Verabredung getroffen hat, können wir ja nachkommen.

Also auf Wiedersehen nach dem Theater

Ihr Steiner

505. AN ANNA EUNIKE

WIEN, 4. MAI 1897

Meine vielgeliebte gute Anna!

Sei mir nicht böse, dass ich erst heute schreibe. Es geht hier von einem Dinge zum andern. Alle Wege sind weit und überall muss man ewig warten. Dass ich gesund angekommen bin, hast Du wohl aus meinem Telegramm entnommen. Die Geschichte mit dem «Magazin» geht vorwärts, aber langsam, und ich kann augenblicklich noch nicht sagen, wann ich zurückreise. Deine Sendungen habe ich erhalten; bitte schicke mir vorläufig alles sogleich, wie wir es besprochen haben. Ich denke immerzu an Dich. Hoffentlich gefällt es Dir in den Stuben am Museumsplatz! Dass Du mir einen langen Brief in Aussicht stellst, freut mich sehr. Wenig Erfreuliches habe ich im Spechtschen Hause gefunden. Der älteste Sohn Richard ist schwer krank und mit seiner Mutter in Italien. Bisher habe ich von Spechts nur den Herrn Specht, meinen guten Schüler Otto, der eben sein Freiwilligenjahr abdient, Frau Helene Specht, die Mutter des vielbesprochenen Hans, und diesen selbst gesehen. Hans ist groß geworden und sieht recht mäßig aus.

Die Suche nach Mitarbeitern für das «Magazin» ist nicht leicht. Einen Theater- und einen Musikkritiker zu finden, die passen, ist eine elende Aufgabe. Der eine schreibt schlecht, der andere hat ein großes Maul, na und so weiter.

Zitter habe ich noch nicht gesehen, weil er zur Erholung in der Nähe von Wien ist und ich keinen Schritt noch von Wien hinaus habe machen können. Frau Mayreder habe ich mehrmals gesehen. Sie hat sich sehr liebevoll nach Dir erkundigt und lässt schönstens grüßen. Im Matschakerhof wohnt man recht bequem. Es ist ein altes nettes Hotel ohne modernen Prunk und Luxus und in der Mitte der Stadt. Für morgen muss ich bei Stavenhagen, der eine Art Abschiedsfeier für mich veranstaltet,

absagen. Das muss ich sehr diplomatisch machen. Doch wird der Alte genug murren. Ich kann aber noch nicht fort. Also schreibe mir bald, recht bald, wie es geht. Ich will jetzt auch öfter schreiben.

Auf Wiedersehen treulichst Dein

Rudolf

506. AN ANNA EUNIKE

WIEN, 7. MAI 1897

Meine vielgeliebte gute Anna!

Morgen ist Dein Geburtstag. Ich sende Dir zu demselben die herzlichsten Grüße. Ich werde ihn hier im Stillen feiern und in Gedanken bei Dir sein. Gestern Abend habe ich Strindbergs «Vater» gesehen. Es war sehr interessant. Gehe doch zu Heuss und kaufe Dir das Büchelchen aus der Universalbibliothek und lese es. Die «Magazin»-Sache mit dem Bühnenverein hat sich bis jetzt gut abgespielt. Wir werden die hundert Abonnenten wohl bekommen. Musik- und Theaterreferenten habe ich aber noch nicht gefunden. Hier in Wien ist alles, was jung ist, noch sehr jung, das heißt grün. Das andere ist alt und schreibt nur ausgeleiertes Zeug. Frau Mayreder fühlt sich nicht stark genug, um über Theatererscheinungen zu schreiben. Sie will nur über Malerei schreiben, weil sie in dieser sich bewandert fühlt. Ich muss also weitersuchen. Heute oder morgen gehe ich zu Hermann Bahr, den ich bis jetzt nur gestern flüchtig im Theater gesprochen habe. Falls die «Zeit» eingetroffen ist, so lese doch, meine gute Anna, Bahrs Artikel über Emanuel Reicher. Dieser spielte gestern hier Strindbergs «Vater». Wir waren nach dem Theater mit Reicher auch ein Stündchen noch zusammen, allerdings ohne Hermann Bahr. Denn Neumann-Hof er und Bahr stehen miteinander schlecht.

Sonst ist es in Wien jetzt gar nicht besonders angenehm. Ewig schlechtes Wetter. Regen und Kälte zum Entsetzen. Ekelhafter Mai.

Wann ich reise, kann ich noch immer nicht sagen.

Auf Wiedersehen treulichst Dein Rudolf

507. AN ANNA EUNIKE

WIEN, 9. MAI 1897

Meine vielgeliebte gute Anna!

Habe herzlichsten Dank für Deinen lieben Brief. Derselbe ist eben erst in meine Hände gelangt, da ich gestern Nachmittag viel zu laufen hatte und vom Briefträger nicht angetroffen werden konnte. Gestern habe ich auch mit Hermann Bahr gesprochen, der sehr liebenswürdig auf meine Wünsche eingegangen ist. Abends war ich im Raimund-Theater bei der Erstaufführung von Emil Marriots «Heiratsmarkt». Du weißt: es ist dieselbe Dame, von der wir neulich anknüpfend an «Gretes Glück» gesprochen haben. Das Stück fiel ab. Es ist recht schwach und enttäuscht diejenigen, die Marriot aus ihren besseren Werken kennen. Schade, dass sie sich auf ein Gebiet einlässt, auf dem, wie es scheint, ihr Talent vollständig versagt. Sie bringt nur alte Ableger der Wiener Frauenbewegung aus der Zeit der siebziger Jahre. Man bekommt einen Eindruck, als ob sie die letzten zwanzig Jahre vollständig verschlafen hätte.

Ich hoffte, delle Grazie in der Vorstellung zu treffen. Sie war aber nicht da. Ich werde wohl heute Nachmittag hingehen. Heute Abend will ich mit Max Halbe, dem Verfasser der «Jugend», zusammen sein.

Leid ist mir, dass ich vor Mittwoch doch wohl kaum werde zurückkommen können. Ich muss noch eine Zusammenkunft Hermann Bahrs mit Neumann-Hof er in einer wichtigen Angelegenheit herbeiführen und weiß nicht, wann diese möglich sein wird.

Auf den Weimaraner Quatsch möchte ich keine zwei Worte wenden, wenn Du Dich, meine vielgeliebte Anna, nicht so beunruhigtest. Ich weiß tatsächlich gar nicht, woher er kommen kann. Ich glaube, ich bin in letzter Zeit in Weimar überhaupt recht wenig auf der Straße gesehen worden. Mit einer zweideu-

tigen Person! Es ist nach jeder Richtung hin zum Lachen. Von allem übrigen abgesehen, ich würde mich doch sehr hüten, in Weimar mit irgendeiner zweideutigen Person auf der Straße herumzugehen. Kurz, ich weiß die tatsächliche Grundlage des ganzen Quatsches nicht zu finden.

Wann sehen wir uns, meine geliebte Anna, wenn Du schon Mittwoch abreisest? Ich komme jedenfalls auch baldigst nach Berlin.

Wiener Theater musste ich einige sehen als Vorbereitung für die Theaterkritik. Leider ist eigentlich nicht viel zu sehen. Wien ist entschieden in jeder Beziehung zurückgegangen.

Nun noch ein paar Worte. Beunruhige Dich doch ja nicht, meine liebe Anna. Du solltest mich besser kennen. Lasse Dir doch keine Dummheiten in den Kopf setzen.

Was macht man in Weimar sonst? Nicht wahr, Du schreibst mir, bevor Du abreisest, noch? Ich hätte in den ersten Tagen meines Hierseins gewiss geschrieben, aber da kostete mich das ewige Warten auf die Entscheidung des Bühnenvereins endlose Zeit.

In Treuen Dein

Rudolf

508. AN ROSA MAYREDER

WIEN, 13. MAI 1897

Geschätzteste gnädige Frau!

Es tut mir sehr leid, gestern zur verabredeten Stunde verhindert
gewesen zu sein. Heute bin ich sehr beschäftigt. Morgen aber
werde ich gewiss bei Ihnen vorsprechen.

Also auf Wiedersehen Ihr

Rudolf Steiner

509. AN DIE J. G. COTTA SCHE BUCHHANDLUNG NACH-
FOLGER

WIEN, 16. MAI 1897

Sehr geehrte Herren!

Verzeihen Sie, dass ich Ihnen erst heute die Korrektur der Ein-
leitung zu Jean Paul nebst meinen Vorschlägen sende.

Meiner Ansicht nach ist die beste Auswahl und Verteilung für
die acht Bände die folgende:

Band 1

Band 2 \ Vorschule der Ästhetik

Band 3

Band 4 Band 5

Band 6 Band 7

Band 8

Titan

Flegeljahre

Des Rektors Fälbeis und seiner Primaner Reise nach dem
Fichtelberg; Leben des Quintus Fixlein aus fünfzehn Zettelkäs-
ten gezogen; Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria
Wuz in Auenthal.

Ich würde mich sehr freuen, wenn ich Ihnen mit diesen meinen
so verspäteten Vorschlägen noch dienen könnte.

In vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener

Rudolf Steiner Vom 19. ab wieder: Weimar, Museumsplatz 6

510. AN ROSA MAYREDER

WIEN, 16. MAI 1897

Geschätzteste gnädige Frau!

Gestern konnte ich nicht Wort halten. Ein grässlicher Kopfschmerz hinderte mich daran. Morgen möchte ich Sie auf jeden Fall noch sehen, da ich länger kaum bleiben kann. Ich bitte Sie, wann ist es Ihnen am liebsten?

Ihr

Rudolf Steiner

511. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR, 23. MAI 1897

Meine vielgeliebte gute Anna!

Aber, aber, wer wird sich denn so schwere und drückende Vorstellungen in den Kopf setzen! Ich mache mir jetzt die bittersten Vorwürfe, so lange nicht geschrieben zu haben, aber dass Du dadurch in solche Angst versetzt wirst, meine gute Anna, das hätte ich mir nie und nimmer vorgestellt. Ich meine, Du solltest mich doch besser kennen. Erst wusste ich wirklich Deine Berliner Adresse nicht, denn ich konnte mich an die Bocks durchaus nicht erinnern und Du hast sie mir in Deinem letzten Weimarer Briefe nicht geschrieben. Dann wollte ich von Zug zu Zug abreisen und hastete sehr. Wenn ich eine Ahnung von Deiner Beängstigung gehabt hätte, dann hätte ich Dir aber lieber jeden Tag geschrieben. Ich bitte Dich aber, suche so schnell als nur möglich alle diese Gedanken aus Deinem Kopfe zu entfernen. Es hat sich mir alles jetzt so zusammengedrängt. Zwischen allen Laufereien musste ich die Korrekturbogen meines Buches lesen, das inzwischen fertig geworden ist. Wenn sich alles so schnell abgespielt hätte, wie ich es gewollt habe, dann wäre ich jetzt bereits in Berlin und könnte Dir manches erzählen. Es ist zwar alles gegangen, aber langsam. Auf der Rückreise musste ich mich in Dresden aufhalten, um mit Wiecke im Auftrage Neumann-Hofers zu sprechen. Doch bitte ich Dich, nichts davon zu sagen, dass ich bei Wiecke gewesen bin, denn es muss strengstes Geheimnis bleiben, da der Zweck zu durchsichtig ist.

Heute $\frac{1}{2}$ 2 bin ich nun endlich angekommen. Aus einem vorgefundenen Briefe von Dir ersehe ich Deine Aufregung, diese ganz unbegründete Aufregung. Ich habe deshalb sogleich an Dich telegraphiert. In Wien war alles schwer zu machen. Die Wege sind entsetzlich weit und das Wetter war dauernd geradezu entsetzlich.

Ich habe doch keine Zeit gefunden, alte Freunde viel aufzusuchen. Denke Dir, sogar Zitter habe ich erst Freitag abends das erste und einzige Mal gesehen. Ich konnte ihn nicht aufsuchen. Er wohnt in einem Dorfe, das man von Wien aus in einer Stunde mit der Eisenbahn erreicht. Ich habe ihn deshalb gebeten, nach Wien zu kommen, und wir haben dann den letzten Abend zusammen zugebracht. Der Ärmste fühlt sich sehr krank und ist recht ängstlich über seine Krankheit; ich glaube, zu ängstlich, obwohl ich den Ernst dieser Krankheit gar nicht gering veranschlagen möchte.

Delle Grazie konnte ich nicht sprechen. Professor Müllner, ihr Gönner, ist in der letzten Zeit schwer an einer Herzbeutelentzündung erkrankt gewesen und musste zu seiner Erholung nach Italien gehen. Dahin hat ihn delle Grazie begleitet. Auch Frau Specht mit ihrem Sohne sind während meiner Wiener Anwesenheit nicht aus Italien nach Wien zurückgekommen. Ich konnte nur die andern Mitglieder der Familie sehen. Hans, von dem wir oft gesprochen haben, ist ein zwölfjähriger hochaufgeschossener Junge geworden, der gar nicht gut aussieht.

Mit Hermann Bahr war ich noch öfter beisammen. Er ist der alte liebe Mensch geblieben. Seine Frau ist eine Wiener Schönheit. Für mein Blatt zu schreiben, hat er mir zugesagt.

Wiederholt war ich noch in einzelnen Wiener Theatern. Eine vorzügliche Vorstellung im Volkstheater des Hauptmannschen «Biberpelzes» mit Frau Schmittlein in der Hauptrolle war ausgezeichnet. Was ich sonst noch an Theatervorstellungen gesehen habe, ist kaum der Rede wert. Eine Menge Leute habe ich kennengelernt. Ich werde Dir noch manches erzählen. Wann ich von hier abreise, kann ich nun noch nicht ganz genau sagen. Doch viele Tage halte ich mich sicher nicht auf. Ich freue mich, dass wir uns bald sehen und sehne mich sehr danach.

Fresenius hat oft in der Wohnung nach mir gefragt. Er und Heitmüller sind die einzigen, die ich bis jetzt gesehen habe. Fresenius hat mich sogar gestern abends am Bahnhofe erwartet.

Weil ich an Felber telegraphiert hatte, dass ich Sonnabend abends käme. Durch den notwendigen Dresdener Aufenthalt hat sich das alles wieder verzögert.

Ich finde hier einen ganzen Pack von Akten vor, die sich auf den Fall Koegel-Förster beziehen. Ich sah sie flüchtig durch. Was die Frau wieder von neuem will, weiß ich noch nicht. Es scheint, als ob sie neue Beziehungen zwischen mir und der Nietzsche-Ausgabe knüpfen will. Unglaublich! Deshalb auch das Telegramm von Koegel. Übrigens hat irgendjemand das einsame Haus in der Nähe des Felsenkellers für Nietzsche angekauft. Dahin soll er nun gebracht werden, und Frau Förster will ihn dort pflegen. Ich weiß nicht, ob Du Dich an dieses einsame Haus, das die Leute hier «Villa Silberblick» nennen, erinnerst.

Ich danke Dir, meine vielgeliebte gute Anna, für die Mühe, die Du auf meine Sachen gewandt hast. Hoffentlich hat es Dir die Tage, die Du in meiner Wohnung hier verbracht hast, gut gefallen. Die Bleistiftchen und Schokoladenen begrüßten mich. Heute Abend will ich hier die «Meistersinger» ansehen. Stavenhagen hat vor meiner Abreise nach Wien viel von dieser Vorstellung, auf die er viel Zeit und Mühe verwandt hat, gesprochen. Es wird wohl das letzte Theaterereignis sein, das ich in Weimar mitmachen werde. In Dresden habe ich die vier letzten Akte der «Versunkenen Glocke» gesehen. Für den ersten traf mein Zug zu spät ein. Wiecke war als Heinrich ganz vorzüglich. Sonst war an der Vorstellung nicht sonderlich viel. Hast Du den «Vater» gelesen?

Also, meine liebe Anna, mache Dir keine bösen Gedanken mehr, und die Du Dir gemacht hast, schlage Dir so schnell wie möglich aus dem Kopfe. Sage immerhin, ich sei schreibfaul, aber suche doch ja nicht nach Dingen, die nicht da sind und nie da sein können. Wie kommst Du nur zu solchen Vorstellungen? Du solltest das nicht, da Du mich doch kennst.

Fresenius sagt mir, dass er Dienstag seinen lang projektierten Abend geben will. Crompton möchte ich noch heute aufsuchen. Mit Felber habe ich notwendig zu sprechen. Der ist unglücklich

darüber, dass das Buch noch immer nicht erschienen ist. Die Leute glauben alle, man könne zaubern.

Hoffentlich denkst Du nach Empfang dieses Briefes nichts Schlimmes mehr. Wir sehen uns bald in Berlin, und ich hoffe meine gute Anna wieder frei von aller Ängstlichkeit, die sie gar nicht hätte befallen sollen, zu finden.

Oldens und Otto Erich zusammen haben mir von Rom aus eine Karte geschrieben, die ich hier vorfinde. Hier liegt auch eine Nummer der «Zeit», in welcher Bahr über die Vorstellung des «Vater» geschrieben hat. Hast Du den lesenswerten Aufsatz noch gelesen?

Dass Fräulein Reuter sich verlobt haben soll, habe ich auch in Wien durch Max Halbe und seine Frau gehört. Der Mann soll Professor Rüttenauer sein. Fresenius erzählt mir aber, dass die Verlobung wieder aufgehoben sein soll. Da er dies aber von Frau Erber gehört hat, wird es wohl nicht wahr sein. Hat Dir Fresenius übrigens erzählt, dass er zu einem Abend bei Erbers eingeladen war? Da scheint es nämlich sehr komisch gewesen zu sein.

Also wann reisen Bocks ab? Du hast mich hoffentlich wegen meines Nichtschreibens an Bock entschuldigt. Wenn sie noch da sind, grüßest Du sie wohl von mir. Ich schreibe baldigst wieder.

Treulichst

Dein Rudolf

512. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR, 16. MAI 1897

Meine vielgeliebte gute Anna!

Aus Deinem Briefe, meine vielgeliebte Anna, ersehe ich, wie groß Dein Schmerz in den letzten Tagen war. Ich mache mir jetzt die bittersten Vorwürfe darüber, dass ich Dich so lange auf einen Brief habe warten lassen. Die Hast dieser Tage hat die Schuld daran. Indes kannst Du versichert sein: hätte ich geahnt, dass ich Dich so beunruhige, hätte ich lieber manches aufgeschoben, um Dir zu schreiben. Nun aber bitte ich Dich, doch die schmerzlichen Empfindungen zu vergessen. Wahrscheinlich sehen wir uns schon Montag, wenn es irgend angeht. Vier Wochen möchte ich ja ohnedies in Berlin haben, um mich einzuleben. Wenn ich überdenke, wie Du Dich, meine liebe Anna, abgequält hast, möchte ich aber am liebsten im Augenblicke nach Berlin fahren, um Dich persönlich zu beruhigen. Du hättest aber das Vertrauen zu mir haben sollen, um ein Nichtschreiben nicht sogleich auf allerlei böse Dinge zu deuten. Ich habe Dich so oft gebeten, Dir doch ja in der Richtung, die Du in Deinen Briefen angibst, keine bösen Gedanken zu machen. Warum sagst Du z.B., ich sei an «großartige Worte» jetzt gewöhnt? Wie sollen mir solche Dinge einen besonderen Eindruck machen? Wenn ich nur einmal erreichen könnte, dass Du weißt, wie grundlos es ist, wenn Du Dich mit solchen Gedanken abquälst. Kein Misstrauen, meine gute Anna! Solange Du nicht dieses unglückselige Misstrauen aus Dir verbannst, wird Dich jede Kleinigkeit ängstigen. Du wirst beständig Dinge, an denen nichts ist, falsch deuten. Du gebrauchst solch aufgeregte Wendungen in Deinen Briefen, und noch Montag, nachdem Du schon mein Telegramm vom Sonntag haben musstest, schreibst Du noch so ängstlich. Suche, meine Gute, alles schnell aus Deinem ängstlichen Köpfchen zu vertreiben. Betrachte alles als ungeschehen!

Morgen schreibe ich Dir ausführlicher. Über verschiedenes, was Du in Deinen Briefen fragst und so weiter. Ich werde schon wieder durch die unglückselige Angelegenheit der Förster um Stunden, ja Tage gebracht, da ich doch alles als abgetan angesehen habe.

Ich möchte, dass Du diesen kurzen Brief morgen früh erhältst. Deshalb sage ich Dir nur noch tausend herzliche

Auf Wiedersehen Dein Rudolf

513. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR [29. MAI 1897]

Meine vielgeliebte gute Anna!

Wenn ich doch annehmen dürfte, dass Du den Schmerz der letzten Tage verwunden hast! Ich mache mir die bittersten Vorwürfe, Dich so unnötig gequält zu haben. Ich sehne mich auch sehr danach, Dir persönlich Deine bösen Gedanken zu verscheuchen. Ich dachte bestimmt, schon Montag in Berlin sein zu können. Aber ich glaube nun nicht, dass es an diesem Tage schon möglich sein wird. Die Abschiedsbesuche, die notwendig sind, werde ich zwar morgen Sonntag erledigen können, aber ich habe noch verschiedene Dinge wegen des «Magazins» hier zu ordnen.

Heute Abend dürfte mein Buch endlich erscheinen. Ich bringe es Dir nach Berlin mit. Wegen Deiner Hyp[othek] müssen wir ernstlich sprechen. Es wird wohl ein gerichtliches Vorgehen gegen den Mann nötig sein. Wegen der falschen Angabe bezüglich der Union brauchst Du Dir freilich noch keine Skrupel zu machen. Menschen wie dieser Wirt können ja vielleicht auch sich bloß falsch ausdrücken. Er braucht Dir deshalb nicht absichtlich etwas vorgemacht zu haben. Wir werden alles besprechen. Es ist nur schade, dass wir das nicht noch vor meiner Abreise von hier können.

Wegen des neuerlichen Herantretens der Frau Förster an mich muss ich in Leipzig mit Professor Heinze, dem Gegenvormund Nietzsches, sprechen. Ich weiß noch nicht, ob ich besonders nach Leipzig fahre oder diese Fahrt mit der nach Berlin gleich verbinde. Es ist nämlich notwendig, dass gerade dieser Herr die Sache auch einmal von der Gegenseite dargestellt bekommt. Alles Genauere in dieser Sache kann ich wirklich nicht in Kürze schreiben. Ich muss es Dir erzählen. Frau Förster hat mir ein ganzes Bündel Akten geschickt, die beweisen sollen, dass Koegel

ohne mich die wichtigsten Sachen der Nietzsche-Ausgabe nicht hätte machen können, dass er ganz unfähig sei, die Herausgabe allein zu besorgen, und dass ich unbedingt dazu notwendig sei. Auch schreibt sie mir jetzt, nachdem ich sie viele Monate nicht gesehen habe, einen acht Seiten langen Brief, der die sonderbarsten Dinge über die letzten Stunden ihrer Mutter enthält und der darauf abzielt, mich günstig für sie zu stimmen. Ich weiß noch nicht, was ich antworte und will jedenfalls meine Antwort von der Unterredung mit Heinze abhängig machen.

Hast Du während Deiner Anwesenheit in Weimar nichts von den die ganze Stadt erfüllenden Skandalgeschichten der Frau Wiecke und des Schauspielers Ludwig gehört? Ich bin «baff» über diese Geschichte. Sie ist einfach unglaublich. Als mir in Wien Frau Schmittlein die ersten Andeutungen machte, hielt ich sie für ein böses Gerücht und sagte zur Schmittlein, sie solle doch derlei Dinge nicht glauben. Ich habe darauf die ganze Sache wieder vergessen, namentlich, als ich Wiecke in Dresden [in] so guter Laune fand. Der Ärmste hatte damals von den Streichen seiner Frau noch nicht die geringste Ahnung. Wer hätte ihr auch dergleichen zugetraut!?

Wie geht es Dir in Deinem provisorischen Heim? Ob ich einige Zeit bei Bock wohnen kann, weiß ich wirklich im Augenblick nicht zu sagen. Die Lage wäre ja günstig, denn ich habe im Monat Juni in der Carmerstraße, Charlottenburg, zu tun, die man von Bellevue aus mit der Stadtbahn in ein paar Minuten erreicht. Bis Ende Juni ist die Redaktion des «Magazins» in der Wohnung N[eumann]-H[ofers] in Charlottenburg.

Gestern Abend war ich hier in der «Versunkenen Glocke». Die Vorstellung war nicht gerade schlecht. Ich wünschte übrigens sehr, das Stück mit Dir zusammen im Deutschen Theater in Berlin nächstens zu sehen. Das Stück macht von der Bühne herab einen ungeheuren Eindruck. Ich habe das sowohl bei der Dresdner wie bei der hiesigen Aufführung empfunden. Soviel Poesie, soviel wirklich reine dichterische Gestaltung hätte man wohl Hauptmann gar nicht zugetraut, nachdem er im «Biber-

pelz» und «Kollege Crampton» solch rein Menschliches, man möchte sagen, Undichterisches geleistet hat.

Heute Abend muss ich zu Lindners, morgen Mittag zu Francke, morgen Abend zu Crompton. Schreibe mir nur ja recht bald, meine gute Anna, und sei allerherzlichst begrüßt

von Deinem Rudolf

514. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR, 4. JUNI 1897

Meine vielgeliebte gute Anna!

Dinge, die ich Dir erzählen werde, machen es notwendig, dass ich mich rasch entschließe, morgen nach Berlin zu fahren. Ich fahre von hier mit dem Zuge ab, der von Weimar 12 Uhr 47 Minuten Mittag abgeht. Ich glaube, er kommt gegen 5 Uhr in Berlin an. Wenn es Dir nicht ganz bequem ist, bitte ich Dich, mich nicht abzuholen. Ich kann mir leicht denken, dass Du vielleicht nicht abkommen kannst.

Auf Wiedersehen Dein

Rudolf

515. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE

WEIMAR, 4. JUNI 1897

Hochgeehrte gnädige Frau!

Durch die Firma CG. Naumann ist mir die in Ihrem Briefe vom 23. Mai angekündigte Abschrift eines von Herrn Stadtrat Dr. Oehler an die genannte Firma gerichteten Briefes zugegangen, der den Vorschlag enthält, die Fortsetzung der Gesamtausgabe von Friedrich Nietzsches Werken durch Dr. Koegel und mich gemeinschaftlich besorgen zu lassen. Nach diesem Briefe hat sich für diesen Vorschlag auch Herr Geheimrat Prof. Heinze ausgesprochen. Deshalb schien es mir geboten, bevor ich einen Entschluss fasste, mich vertrauensvoll an Herrn Geheimrat Heinze zu wenden. Nach einer Aussprache mit ihm und nach Rücksprache mit Dr. Koegel erlaube ich mir, die folgenden Zeilen an Sie, hochgeehrte gnädige Frau, zu richten.

Bevor ich auf die Sache selbst eingehe, möchte ich meine Ansicht über einige wichtige Punkte der mir übersandten Aktenstücke aussprechen. Ich habe diese Aktenstücke durch Mitteilung Dr. Koegels bereits gekannt bis auf diejenigen, die aus der Zeit meines mehrwöchentlichen Wiener Aufenthaltes von Ende April bis Ende Mai stammen, und auch diese hat mir Dr. Koegel nach meiner Rückkehr aus Wien mitgeteilt. In diesen Aktenstücken ist viel die Rede von einer Anteilnahme meiner Person an der Nietzsche-Ausgabe und dem Anhang zum ersten Bande der Biographie.

Der erste Punkt, der in Betracht kommt, ist die Frage der an Kant sich anlehnenden Ausführungen Nietzsches im Anhang zur Biographie. Soweit ich mich an den Naumburger Besuch erinnere, bei dem mir Dr. Koegel die Ausführungen Nietzsches vorlas, steht die Sache so, dass Dr. Koegel darüber vollständig orientiert war, ob es sich um eigene Arbeit Nietzsches oder um Auszüge aus Kantschen Schriften handele. Gezweifelt an der

Originalität dieser Ideen hatte nur Dr. von der Hellen. Und mein Zutun bezog sich lediglich darauf, bei Ihnen, hochgeehrte gnädige Frau, die durch Dr. von der Hellen erregten, aber von Dr. Koegel nicht geteilten Zweifel zu zerstreuen. Ich habe die volle Überzeugung, dass ohne dieses mein Zutun diese Ausführungen heute in der Nietzsche-Biographie stünden und dass ich nichts zu ihrem Abdrucke beigetragen habe.

Ein zweiter Punkt sind die zwischen Dr. Koegel und mir gepflogenen Besprechungen während der Vorbereitung und Drucklegung der beiden Bände 11 und 12. Ich kann Ihnen in Bezug darauf nur die Versicherung geben, dass diese Besprechungen durchaus keinen Charakter trugen, der im entferntesten als eine Mitarbeit von mir bezeichnet werden kann. Dr. Koegel teilte mir die in Betracht kommenden Dinge erst mit, wenn er feste Entschlüsse darüber gefasst hatte, was aufzunehmen und in welche Ordnung das Aufzunehmende zu bringen ist. Wenn bei einem Hefte zu den Nachträgen der Morgenröte Dr. Koegel mit mir die Sache vor Vollendung des Druckmanuskripts besprach, so war diese Ausnahme eine rein zufällige und ging in keiner Weise über den Charakter einer vorläufigen Besprechung unter Freunden hinaus. Auch in diesem Falle hat Dr. Koegel -erst später - selbständig die Entscheidung vorgenommen ohne irgendeinen Einfluss von meiner Seite. Dr. Koegel hatte bei seinen Mitteilungen den Zweck, sich sachlich mit jemand, der ein Interesse und Verständnis für Nietzsche hat, zu besprechen. Unsere Besprechungen betrafen stets das Inhaltliche, nie das auf die Herausgeberebetätigkeit Bezügliche. Nichts in diesen Bänden, was dem Herausgeber oblag, ist auf eine Einflussnahme von mir zurückzuführen. Auch die Gespräche, die ich im vorigen Herbst mit Ihnen, sehr geschätzte gnädige Frau, zum Beispiel über die Wiederkunft des Gleichen und andere in diesen Bänden vorkommende Ideen hatte, bezogen sich auf das Inhaltliche, auf die Bedeutung, den Wert, die Interpretation, nicht aber auf das, was den Inhalt der Nachberichte zum n. und 12. Band ausmacht. Der Inhalt dieser Nachberichte war mir damals völlig unbe-

kannt, und ich muss jeden Einfluss auf denselben entschieden ablehnen.

Und nun möchte ich mit ein paar Worten auf mein Verhältnis zu Dr. Koegel als Herausgeber der Nietzsche-Ausgabe im allgemeinen zurückkommen. Als Sie, verehrte gnädige Frau, vor einigen Jahren einen Besuch im Goethe- und Schiller-Archiv machten, nannten Sie Dr. Koegel und Dr. Zerbst als die beiden Herausgeber der Nietzsche-Ausgabe. Ich kannte die beiden Herren aus den von ihnen vorliegenden literarischen Arbeiten; Dr. Zerbst auch flüchtig persönlich. Zu Dr. Koegel hatte ich nicht die geringsten persönlichen Beziehungen. Sie werden sich erinnern, dass ich damals Dr. Koegel sofort als geeignet für die Herausgabe bezeichnete. In dieser Überzeugung wurde ich immer mehr bestärkt durch die Kenntnissnahme seiner Tätigkeit für die Nietzsche-Ausgabe. Und Sie wissen, dass ich auf eine Anfrage von Ihnen, nach Abschluss der Bände 9 und 10, brieflich an Sie ihn als ausgezeichneten Herausgeber, nach jeder Richtung hin, bezeichnete. Diese aus eingehender Betrachtung der vorliegenden Bände geschöpfte Überzeugung und nicht, wie Sie, sehr geschätzte gnädige Frau, in Ihrem Briefe sagen, eine Nachsicht Dr. Koegel gegenüber, hat meine Stellung zu ihm bedingt. Ich kann nicht anders, als ihn heute wie früher für den geeignetsten Herausgeber zu halten und bin der Ansicht, dass es im Interesse der Ausgabe liegt, sie von ihm allein zu Ende führen zu lassen. Er hat historische Rechte auf die Ausgabe, ich keine. Ich könnte von diesem Standpunkte nur abgebracht werden, wenn ich mich durch irgendetwas überzeugen würde, dass wirklich Fehler in den bisherigen Bänden gemacht worden sind, die seine Tüchtigkeit als Herausgeber in Frage stellen. Ich kann aber keine solchen finden.

Prinzipiell stehe ich daher heute genau auf demselben Standpunkte, den ich im Dezember und Januar eingenommen habe: ich kann nur in eine Position bei der Nietzsche-Ausgabe eintreten, die durch eine Abmachung zwischen Ihnen, hochgeehrte gnädige Frau, und Dr. Koegel geschaffen worden ist. Unter die-

ser Voraussetzung würde ich bereit sein, meine Kräfte der Nietzsche-Ausgabe zur Verfügung zu stellen, soweit es unter den heutigen Verhältnissen durchführbar ist. Ich würde der von Dr. Oehler und Geheimrat Heinze vorgeschlagenen Proposition keine Schwierigkeiten bereiten, im Falle Sie sich entschließen könnten, das Imprimatur Dr. Koegel und mir als den wissenschaftlichen Herausgebern zu übertragen und in Differenzfällen uns anheimgeben, die Entscheidung herbeizuführen.

Außerdem halte ich es für unerlässlich, dass Sie, sehr geehrte gnädige Frau, uns die kontraktliche Garantie böten, alle weiteren Bände der Ausgabe herauszugeben.

Mit vorzüglicher Hochachtung Rudolf Steiner

z.Zt. Berlin, Mohrenstr., Hotel Norddeutscher Hof

516. AN ROSA MAYREDER

BERLIN-CHARLOTTENBURG, 10. JUNI 1897

Geschätzteste gnädige Frau!

Sehr dankbar würde ich Ihnen sein, wenn ich schon in den allernächsten Tagen (vor 15. Juli) von Ihnen etwas erhalten könnte. Sollten Sie augenblicklich nichts anderes haben, so bitte ich Sie doch um die drei Fabeleien, die ich in Wien gelesen habe. Eine aufrichtige Freude würden Sie mir auch machen, wenn Sie mir recht bald einen Artikel senden wollten, in dem Sie Ihren Standpunkt über die «Frauenfrage» darlegten. Ich sende Ihnen zu diesem Zwecke einige Bücher unter Kreuzband, an die Sie anknüpfen können. Nicht wahr, Sie vergessen auch die kunstkritischen Beiträge nicht, wenn in Wien etwas los ist!

Ich denke mit vieler Freude an die schönen Stunden, die ich in Wien mit Ihnen zusammen verlebt habe, an die Nietzsche-Debatten. Zitter habe ich noch am letzten Tage gesprochen.

In der Hoffnung, recht bald etwas von Ihnen zu erhalten,

mit besten Grüßen an Ihren Gemahl

Ihr ergebener Rudolf Steiner

Bis 20. Juni bitte adressieren: Weimar, Museumsplatz 6. Spätere Adresse schreibe ich noch.

517. EDUARD VON HARTMANN AN RUDOLF STEINER

GROß-LICHTERFELDE, D.JUNI 1897

Hochgeehrter Herr Doktor!

Als ich Ihr geschätztes Schreiben vom 1. November 1894 erhielt, hatte ich mehrere Arbeiten unter der Feder, deren Drucklegung sich wider Vermuten lange verzögert hat. Einen Teil der Aufsätze habe ich Ihnen in der Zwischenzeit zugehen lassen; die unter Streifband beifolgende Schellingschrift wird mit jenen zusammen Ihnen zugleich in den meisten Punkten die Antwort auf Ihre brieflichen Bemerkungen übermitteln.

Der Satz «kein Objekt ohne Subjekt» hat zunächst allerdings eine rein logische Bedeutung, insofern beides korrelative Begriffe sind. Erkenntnistheoretisch ist er insofern bedeutungslos, als Subjekt und Objekt völlig problematisch sind. Ich betone vielmehr: «Was Inhalt dieses Bewusstseins ist, kann nicht gleichzeitig als numerisch Identisches ein Sein außerhalb (praeter) oder neben oder jenseits dieses Bewusstseins weder in der Realität noch in einem anderen Bewusstsein haben», oder: «Das subjektiv-ideale Sein als Bewusstseinsinhalt und das bewusstseins-transzendente Sein sind an einem und demselben grammatischen Subjekt zu derselben Zeit einander ausschließende Prädikate.» Wer den Satz in dieser Form nicht gelten lässt, den muss ich, soweit er ihn nicht gelten lässt, unter den Standpunkt des naiven Realismus subsumieren.

Die Erinnerung und die Wahrnehmung, auf die sie sich bezieht, halte auch ich für numerisch verschiedene Vorstellungen, trotzdem dem Inhalt nach die eine eine abgeblasste Wiederholung des Inhalts der anderen ist. Wenn die Wahrnehmung ein Plus zeigt gegenüber der Phantasievorstellung (z.B. einer von mir nie gesehenen, aber aus einer Beschreibung rekonstruierten Kirche), so ist dieses Plus, abgesehen von der größeren inhaltlichen und qualitativen Lebendigkeit, doch nur der instinktive

Glaube an ihre objektive Realität, d.h. ihre unwillkürliche transzendente Beziehung auf eine bewusstseins-transzendente Realität. Wer dieses Plus als tatsächlich in der Wahrnehmung gegebenes anerkennt, den subsumiere ich, wenn er diesem instinktiven Glauben Wahrheit zuspricht, unter den Standpunkt des transzendentalen Realismus, wenn er ihn für eine psychologisch unvermeidliche Illusion erklärt, unter den des transzendentalen Idealismus. Es kommt dabei also niemals zu der Möglichkeit eines vierten Standpunktes; darauf kommt es mir vor allem an, dass diese drei Standpunkte und ihre Übergänge und Mischungsformen alle möglichen Standpunkte schlechthin erschöpfen. Wie ein jeder zwischen ihnen wählen oder kombinieren will, kommt erst in zweiter Reihe in Betracht.

Mit hochachtungsvollem Gruß verbleibe ich Ihr ergebener, E.v. Hartmann

518. AN ANNA EUNIKE

WEIMAR, 20. JUNI 1897

Meine vielgeliebte gute Anna!

Für heute nur die Nachricht, dass ich gut - gestern Mittag - angekommen bin. Ich hoffe, mit allem bis Montag abends fertig zu sein, so dass ich Dienstag früh wieder in Berlin sein kann. Eben lese ich in der Zeitung «Deutschland», dass dem Redakteur Lorenz und seiner Frau Liese ein strammer Junge geboren worden ist. Hoffentlich werde ich mit den nun einmal notwendigen Abschiedsbesuchen, die ich in aller Eile machen will, fertig. Frese-nius ist noch immer in Wiesbaden. Ich werde ihn also jetzt nicht in Weimar sehen. Von Bekannten habe ich nur Lindner und Rolletschek bis jetzt auf der Straße gesehen, denn ich hatte gestern und heute Vormittag alle Hände voll zu tun. Ich muss jetzt viel Manuskript für das «M[agazin]>> schaffen. Sehnsüchtig warte ich auf mehrere Artikel, die mir schon versprochen sind. Auch Frau Mayreder ließ so lange auf sich warten. Doch kündigt sie mir eben telegraphisch an, dass sie etwas abgeschickt hat. Ob ich einen Artikel über die Wolter bekomme, ist noch ungewiss. Ich möchte nicht gerne selbst einen schreiben, wenn es nicht sein muss.

Ich kenne zwar die Wolter aus meiner Wiener Zeit sehr genau, habe sie aber doch sieben Jahre lang nicht gesehen. Wer sie in den letzten Jahren gesehen hat, scheint mir doch berufener, etwas über sie zu schreiben. Wahrscheinlich muss ich aber doch am Ende noch selbst etwas schreiben.

Ich hoffte auch auf einen Artikel von meinem Freunde Zitter. Aber nun, da er ihn geschickt hat, macht dieser mir doppelt Sorgen. Er ist absolut nicht zu brauchen. Kindlich unreif geschrieben. Und ich bin in der unangenehmen Lage, den Artikel eines Freundes durchaus nicht verwenden zu können.

RUDOLF STEINER

Briefe

Hier habe ich das scheußlichste Wetter von der Welt gefunden.
Kalt, regnerisch wie an einem Oktobertage. Man friert doppelt
nach den Gluttagen von Berlin.

Auf Wiedersehen, auf das sich sehr freut

Dein Rudolf

519. AN ROSA MAYREDER

BERLIN, 24. JULI 1897

Geschätzteste gnädige Frau!

Verzeihen Sie bitte, dass Sie die Antwort auf Ihre Sendung und Ihre Briefe erst heute erhalten. Ich hatte wirklich alle Hände voll zu tun. Für Ihren Beitrag zu meiner ersten Nummer bin ich Ihnen ganz besonders dankbar. Ich halte ihn für ausgezeichnet und betrachte ihn geradezu als Schmuck meiner ersten Nummer. Ihre weiteren Beiträge werden recht bald erscheinen. So viel ich habe erfahren können, hat Ihre Arbeit in Berlin sehr gut gefallen, und ich glaube, sie wird Ihnen auch in manchem Leser des «Magazins» einen literarischen Freund erwerben. Freiemplare sind Ihnen wohl durch den Verlag zugegangen; ich habe den Auftrag erteilt, Ihnen zehn zu schicken.

Sehr dankbar wäre ich Ihnen, wenn Sie mir den in Ihrem Briefe angeregten Kampfsartikel möglichst bald sendeten. Er wird mir sehr willkommen sein. Die Bücher über die Frauenfrage, die ich Ihnen zgedacht, sende ich morgen ab. Ich bitte Sie, diese Schriften einfach als Anknüpfung irgendwie zu benützen, um Ihre eigene Ansicht in dieser Sache so rückhaltlos als möglich zu sagen.

Noch eine Bitte: wäre es Ihnen recht, wenn ich meinem Verleger den Vorschlag machte, aus den im «Magazin» erscheinenden Sachen von Ihnen nach und nach ein Bändchen zusammenzustellen? Wenn Sie das wünschten, so bitte ich Sie um eine umgehende Nachricht, damit der Verleger weiß, ob er den Satz Ihres ersten Beitrages ablegen lassen soll oder nicht.

Bitte Ihren Gemahl schönstens von mir zu grüßen und seien Sie selbst herzlichst begrüßt von Ihrem

Rudolf Steiner

520. AN JOHN HENRY MACKAY

BERLIN, 20. MÄRZ 1898

Lieber Herr Mackay,

Ihr Brief hat sich leider verspätet, weil er an meine alte Weimarer Wohnung gerichtet war. Sehr gerne nehme ich Ihre Polemik gegen die «Frankfurter Zeitung» in das «Magazin» auf. Ich habe mich, als ich das Verhalten dieses Organs Ihnen gegenüber bemerkte, sehr geärgert.

Mit größter Spannung warte ich auf die Stirner-Bücher. Sie können sich denken, welches Interesse ich - meiner Weltanschauung nach - gerade an dieser Publikation nehmen muss.

Wann kommen Sie wieder nach Berlin? Ich fühle gar oft das Bedürfnis, mich mit diesem oder jenem Worte an Sie zu wenden.

Verzeihen Sie die Kürze, allein ich schreibe unmittelbar vor einer Reise.

In freundschaftlichster ergebenheit

ganz Ihr

Rudolf Steiner Berlin W., Karlsbad 33III

521. AN ROSA MAYREDER [POSTKARTE]

BERLIN, 27. MÄRZ 1898

Wir sind also wieder einmal beisammen und grüßen Sie und Ihren Gemahl herzlichst. Warum schicken Sie mir nichts mehr? Also auf Wiedersehn.

Ihr

Rudolf Steiner

«Warum schicken Sie ihm nichts?» Ist es glaublich? Er sagt, er habe nichts! Welches Riesengedächtnis! Sollte er nicht einige Artikel, die Sie bei ihm liegen haben, vergessen haben? - Indessen bald mehr - viel mehr!

Ihr stets dankbarer Zitter

Besten Gruß A. Eunike Lucy Zitter

522. AN ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE

BERLIN, 27. JUNI 1898

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Die Wochen, die verflossen sind, seit ich - nach langer Zeit - wieder einmal im Nietzsche-Archiv weilen durfte, haben mir viele Sorgen und Aufregungen gebracht; und mit diesen bitte ich Sie, hochgeschätzte gnädige Frau, zu entschuldigen, dass ich erst heute imstande bin, an die damalige Besprechung anzuknüpfen. Aus Mitteilungen, die mir mein lieber Freund Dr. Heitmüller macht, ersehe ich, wie Sie, gnädige Frau, gegenwärtig über die Sache denken.

An meine Begeisterung für die große Sache Friedrich Nietzsches werden Sie, hochgeschätzte gnädige Frau, gewiss glauben, und über mein Verständnis seiner Kunst und seiner Lehre haben Sie mir selbst oft so schöne Worte gesagt, dass ich tief ergriffen war. Ich habe nun seit jenen unglückseligen Tagen, die allen Beteiligten in Erinnerung bleiben werden, tief gelitten. Sie dürfen mir glauben, gnädige Frau, dass es ganz und gar nicht in meinem Wesen liegt, meine persönlichen Interessen in die große Angelegenheit hineinzubringen, die Ihnen durch die Führung der Sache Ihres Bruders geworden ist. Sie wissen, gnädige Frau, wie sehr ich zufrieden war mit der nebensächlichen Rolle, die mir eine Zeitlang beschieden war. Ich fühlte mich damals nicht berufen, abweichende Ansichten geltend zu machen, weil ich gegen bestehende Rechte nichts tun zu dürfen als meine Pflicht ansah. Sie, hochgeschätzte gnädige Frau, wissen es aber auch am allerbesten, dass ich selbst nichts beigetragen habe zu der Rolle, die mir die Verhältnisse dann aufgedrängt haben. Der Schmerz, von dem ich sprach, wurde noch durch einen besonderen Umstand vermehrt. Gewiss erinnern Sie sich an unser Gespräch - ich glaube es war im Spätsommer 96 - über die «ewige Wiederkunft». Wir haben damals eine Vorstellung über diese Lehre zustande gebracht, die ich hätte ausbilden und vertreten müssen;

dann wäre heute diese Lehre ein Diskussionsgegenstand in weitesten Kreisen geworden. Es ist mir unendlich leid, dass solche Dinge, die, wie ich glaube, in der Richtung meines Talentes liegen, die ich aber nur mit Ihrem steten Beistand hätte machen können und dürfen, nicht von mir gemacht worden sind. Der Band, in dem die Wiederkunft des Gleichen steht, hätte müssen zu einem Ereignis in der Nietzsche-Literatur werden. Sie dürfen mir glauben, gnädige Frau, dass es mir unendlich schwer ist, der Sache Friedrich Nietzsches jetzt so fernzustehen. Ich habe den Schmerz erneuert gefühlt bei Ihrem letzten schönen Briefe in der «Zukunft».

Ich möchte noch einmal auf Mitteilungen zurückkommen, die mir mein lieber und von mir hochgeschätzter Freund Heitmüller gemacht hat. Sie scheinen, hochgeschätzte gnädige Frau, an meinem Mut zu zweifeln. Ich gebe Ihnen die Versicherung, dass ich es nicht an Mut fehlen lassen werde in einer Angelegenheit, die mir so auf dem Herzen liegt. Und aus der rückhaltlosen Offenheit, mit der ich hier spreche, mögen Sie gnädige Frau, den Beweis schöpfen, wie sehr ernst mir diese Sache ist, wie verknüpft sie mit meinem innersten Denken, Fühlen und Wollen ist.

Gleichviel, wie man über meine Begabung urteilen möge: ich bin innig verwachsen mit der Vorstellungsart, die durch Friedrich Nietzsche einen so grandiosen Ausdruck gefunden hat und fühle mich deshalb imstande, zur Ausbreitung seiner Kunst und Lehre mein Scherflein beizutragen. Ich habe dies selbst erst kürzlich gelegentlich eines Vortrags getan, den ich in der Stadt Kants, in Königsberg gehalten habe. Die Königsberger haben dabei zwar einen leisen Unwillen nicht unterdrücken können; nachher aber haben mir doch ein paar Gescheitere gestanden, dass die guten Königsberger für ihren Kant nur mehr das Verständnis haben, jedes Jahr an seinem Geburtstage sich zu versammeln und ihre - in Königsberg beliebten - Mittagsgerichte zu essen. Ein Toast wird dabei nicht gehalten, weil die Königsberger nicht wissen, was sie über Kant sagen sollen.

Möchten Ihnen, gnädige Frau, diese meine Worte zeigen, dass sich in meinem Wesen nichts geändert hat und dass ich jederzeit werde die Worte aufrecht erhalten können, die ich Ihnen oft in den guten, schönen Stunden vor den unglückseligen Ereignissen gesagt habe. Wie können wir Friedrich Nietzsche besser ehren und verstehen, als dass wir, die wir glauben, dazu die Talente zu haben, zur Ausbreitung seiner Ideen das unsrige tun? Ich würde es als ein Aufgeben meiner selbst betrachten, wenn ich anders handelte. Ich bin und werde immer für seine Sache einzustehen Kraft und Mut

In herzlicher Hochachtung Ihr ergebener

Rudolf Steiner Berlin W., Habsburgerstr. 111.

523. AN ROSA MAYREDER [POSTKARTE]

WIEN, 14. JULI 1898

Hochgeschätzte gnädige Frau, darf ich Sie morgen Freitag
Nachmittag 4 Uhr aufsuchen?

Herzlichen Gruß

Herzliche Empfehlungen von Rudolf Steiner

M. Zitter

524. AN ROSA MAYREDER

MAUER BEI WIEN, 16. JULI 1898

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Ich möchte Sie gerne über die Manuskriptangelegenheit beruhigen, bevor ich abreise. Dadurch, dass Fontane & Co. schnell entschieden haben, ist keine Zeit verloren worden und auch Fischer wird die Sache schnellstens erledigen. Zitter wird Ihnen, bevor er von der besorgten Abschrift Gebrauch macht, dieselbe vorlegen. Ich habe den Eindruck, dass er sich der Angelegenheit sehr gewissenhaft annimmt. Er wollte das Manuskript nicht aus der Hand geben, ohne für alle Fälle eine Abschrift zu haben. Ich glaube, Sie können ihm in dieser Sache das vollste Vertrauen schenken und ihm in deren Führung freie Hand lassen.

Verzeihen Sie, verehrteste gnädige Frau, in Anbetracht der kurzen Zeit, die mir zur Verfügung steht, die Kürze dieses Briefes. Auf Wiedersehen nächste Woche.

Herzlichen Gruß an Sie und Ihren Gemahl

Ihr ergebener

Rudolf Steiner

525. AN ROSA MAYREDER [POSTKARTE]

MAUER BEI WIEN, 21. JULI 1898

Verehrteste gnädige Frau,

darf ich mir erlauben, Sie morgen 6 Uhr aufzusuchen? Einstweilen herzliche Grüße an Sie und Gemahl

Ihr ergebener Rudolf Steiner

526. AN ANNA EUNIKE

MAUER BEI WIEN [, 22. JULI 1898]

Meine vielgeliebte gute Anna,

so schön es auch hier ist und so viel Zitter auch Zeit hat, das Verhandeln geht schneckenschrittlich. Das liegt in den Verhältnissen. Ich habe aber doch Hoffnung, dass man's zu einem guten Ende bringen kann. Ich sehne mich sehr nach Dir, meine liebe gute Anna, und hoffe, dass Du die Tage, die Du allein zu bringen musst, nicht allzu schlimm verlebst. Ich hoffe und freue mich, meine gute Anna Sonntag 1 Uhr wiederzusehen. Zu anderem als den Verhandlungen mit Zitter komme ich allerdings gar nicht. Heute will ich wenigstens Frau Mayreder einen kurzen Besuch machen.

Während ich dieses schreibe, sitze ich hier im Garten von Zitters Wohnung. Zitter ist noch nicht aufgestanden. Frau Zitter ist nicht wohl und liegt die Tage über im Bette. Dein Telegramm habe ich erhalten und danke Dir herzlichst. Ich habe von hier aus noch einen Artikel für das «Magazin» geschrieben. Sonst hätte ich Dir schon geschrieben. Der aber hat mir Zeit weggenommen. Den Artikel habe ich von hier aus direkt an die Druckerei nach Weimar geschickt, so dass jetzt alles in Ordnung ist.

Frau Zitter hat sich über Deine Büchse mit Inhalt kindisch gefreut, und ich sehe, ihre Krankheit hindert sie nicht, Deinen Bonbons zuzusetzen. Sie will Dich durchaus für den Herbst einladen. Die ersten Tage meines hiesigen Aufenthaltes waren kalt und regnerisch; jetzt lässt es sich schöner an.

Also, meine liebe gute Anna, auf Wiedersehn Sonntag.

Herzlichst Dein Rudolf

527. MORIZ ZITTER AN RUDOLF STEINER

MAUER BEI WIEN, 16. AUGUST 1898

Mein lieber Freund!

Dein Schreiben setzt mich in Erstaunen. Es ist ja im Grunde genommen gleichgültig für das «Magazin», ob Du mit Fr[au] Förster was abmachst oder nicht. Wir haben besprochen, dass es weitererscheinen soll - und ich denke gleich Dir, dass es dabei bleibt. Deine literarische Tätigkeit aufzugeben, halte ich einfach für Unsinn. Das ist Dein eigentliches Gebiet! Also frisch vorwärts! Was für praktische Tätigkeit willst Du denn ergreifen? Willst Du Hans Sachsen ins Handwerk pfuschen? Ich weiß, Du wärest ein vorzüglicher Schuster; aber ich halte Dich doch für einen noch viel besseren Literaten.

Am 1. Oktober zahle ich an den Pedanten den Pacht, und weiter wird auch der Einzige helfen, dessen Eigentum Du besitzt. Das «Magazin» werden wir wohl über den Winter halten können. Wir werden ja dann im Januar-Februar weitersprechen. Nur keinen Optimismus! Den halte ich im Rechnen für gefährlich. Man erhält zu große Ziffern. Dafür wollen wir es genial anfassen - selbst wenn es schiefgeht. -

Allerdings muss ich mich schon darüber beklagen, dass Du unsere Verabredungen nicht gehalten hast und dass darüber ein Monat unnütz verstrich. Du hättest ja damals gleich gegen Felber äußerste Maßregeln ergreifen und mir eine Abschrift Deines Ultimatums an ihn senden sollen - Du hast es nicht getan. Bitte doch halte mir Deine Zusagen - anderen kannst Du sie nach Belieben brechen. Zwar gehört dies zusammen. Aber ich hoffe, ich werde wieder einmal in die Ausnahmestellung eines bevorrechteten Freundes bei Dir einrücken. Wenn du mich vier Wochen lang ohne Nachricht lässt, so verliere ich wieder den Faden - wie ich ihn jetzt schon fast verloren habe. Übrigens

stimme ich Dir bei: Wir wollen Rücken an Rücken kämpfen!
Wollen sehen, ob's geht.

Herzlichste Grüße von uns an Dich und Frau Eunike. In der zweiten Septemberhälfte hoffe ich wie verabredet in Berlin zu sein. Am 4. d. M. verreise ich nach der Schweiz. Hoffe aber früher betreffs Felber von Dir Genauestes zu erfahren: Genauestes über alle Deine Forderungen an ihn in Ziffern. Stets Dein treuester Paladin M. Zitter

528. JOHN HENRY MACKAY AN RUDOLF STEINER

SAARBRÜCKEN, 15. SEPTEMBER 1898

Lieber Herr Dr. Steiner!

Dringender als je in den letzten Jahren tritt in diesen Tagen die Bitte meiner Freunde an mich heran, gegen die «Taktik der Gewalt» von neuem Stellung zu nehmen, um meinen Namen nicht zusammengeworfen zu sehen mit jenen «Anarchisten», die - keine Anarchisten, sondern samt und sonders revolutionäre Kommunisten sind. Man macht mich darauf aufmerksam, dass ich Gefahr laufe, im Falle der internationalen Maßregel einer Internierung der «Anarchisten» als Ausländer aus Deutschland verwiesen zu werden.

Ich lehne es ab, dem Rate meiner Freunde zu folgen. Keine Regierung ist so blind und so töricht, gegen einen Menschen vorzugehen, der sich einzig und allein durch seine Schriften, und zwar im Sinne einer unblutigen Umgestaltung der Verhältnisse, am öffentlichen Leben beteiligt. Zudem habe ich seit Jahren leider auch fast jede äußerliche Fühlung mit der sozialen Bewegung in Europa verloren, deren äußere Entwicklung mein Interesse - nebenbei gesagt - heute nicht mehr in dem Grade in Anspruch nimmt, wie der geistige Fortschritt der Idee gleicher Freiheit in den Köpfen der einzelnen, auf dem allein noch alle Hoffnung der Zukunft beruht.

Ich habe 1891 in meinem Werke «Die Anarchisten» (in beiden Ausgaben jetzt im Verlage von K. Henckell & Co. in Zürich und Leipzig) im achten Kapitel, das sich «Die Propaganda des Kommunismus» betitelt, so scharf und unzweideutig mit Auban gegen die «Propaganda der Tat» Stellung genommen, dass auch nicht der leiseste Zweifel darüber bestehen kann, wie ich über sie denke. Ich habe das Kapitel eben zum ersten Male seit fünf Jahren wieder gelesen und habe ihm nichts hinzuzufügen; besser und klarer könnte ich auch heute nicht sagen, was ich über

die Taktik der Kommunisten und ihre Gefährlichkeit in jeder Beziehung denke. Wenn ein Teil der deutschen Kommunisten sich seitdem von der Schädlichkeit und der Zwecklosigkeit jeden gewaltsamen Vorgehens überzeugt hat, so beanspruche ich einen wesentlichen Anteil an diesem Verdienste der Aufklärung.

Im übrigen pflege ich mich nicht zu wiederholen und bin überdies seit Jahren mit einer umfangreichen Arbeit beschäftigt, in der ich allen das Individuum und seine Stellung zum Staate betreffenden Fragen psychologisch näherzutreten suche.

Endlich hat sich in den sieben Jahren seit dem Erscheinen meines Werkes die Situation denn doch gewaltig geändert, und man weiß heute, wo man es wissen will, und nicht nur in den Kreisen der Einsichtigen allein, dass nicht nur hinsichtlich der Taktik, sondern auch in allen Grundfragen der Weltanschauung zwischen den Anarchisten, die es sind, und denen, die sich fälschlich so nennen und genannt werden, unüberbrückbare Gegensätze bestehen, und dass beide außer dem Wunsch einer Verbesserung und Umgestaltung der sozialen Verhältnisse nichts, aber auch gar nichts miteinander gemein haben.

Wer das aber immer noch nicht weiß, kann es aus der Broschüre von Ben[jamin] R. Tucker «Staatssozialismus und Anarchismus» erfahren, die er für 20 Pfennig von dem Verleger B. Zack, Berlin SO, Oppelnerstraße 45, beziehen kann, und in der er obendrein noch ein Verzeichnis aller Schriften des individuellen Anarchismus findet - eine unvergleichliche Gelegenheit, sein Wissen um den Preis eines Glases Bier in unschätzbare Weise zu vermehren.

Wohl gibt es eine Schmutzpresse (sie nennt sich merkwürdigerweise mit Vorliebe selbst die anständige), die fortfährt, selbst feststehende, historisch gewordene Tatsachen immer von neuem zu fälschen. Aber gegen sie ist jeder Kampf nicht nur eine Zwecklosigkeit, sondern eine Entwürdigung. Sie lügt, weil sie lügen will.

RUDOLF STEINER

Briefe

Mit freundschaftlichem GruÙe Ihr ergebener

John Henry Mackay z. Zt. Saarbrücken, Rheinprovinz, Pesterstr.

4

529. AN JOHN HENRY MACKAY

[BERLIN, SEPTEMBER 1898]

Lieber Herr Mackay!

Vor vier Jahren, nach dem Erscheinen meiner «Philosophie der Freiheit», haben Sie mir Ihre Zustimmung zu meiner Ideenrichtung ausgesprochen. Ich gestehe offen, dass mir dies innige Freude gemacht hat. Denn ich habe die Überzeugung, dass wir in Bezug auf unsere Anschauungen so weit übereinstimmen, wie zwei voneinander völlig unabhängige Naturen nur übereinstimmen können. Wir haben gleiche Ziele, obwohl wir uns auf ganz verschiedenen Wegen zu unserer Gedankenwelt durchgearbeitet haben. Auch Sie fühlen dies. Ein Beweis dafür ist die Tatsache, dass Sie den vorstehenden Brief gerade an mich gerichtet haben. Ich lege Wert darauf, von Ihnen als Gesinnungsgenosse angesprochen zu werden.

Ich habe es bisher immer vermieden, selbst das Wort «individualistischer» oder «theoretischer Anarchismus» auf meine Weltanschauung anzuwenden. Denn ich halte sehr wenig von solchen Bezeichnungen. Wenn man in seinen Schriften klar und positiv seine Ansichten ausspricht: wozu ist es dann noch nötig, diese Ansichten mit einem gangbaren Worte zu bezeichnen? Mit einem solchen Worte verbindet jedermann doch ganz bestimmte traditionelle Vorstellungen, die dasjenige nur ungenau wiedergeben, was die einzelne Persönlichkeit zu sagen hat. Ich spreche meine Gedanken aus; ich bezeichne meine Ziele. Ich selbst habe kein Bedürfnis, meine Denkungsart mit einem gebräuchlichen Worte zu benennen.

Wenn ich aber in dem Sinne, in dem solche Dinge entschieden werden können, sagen sollte, ob das Wort «individualistischer Anarchist» auf mich anwendbar ist, so müsste ich mit einem bedingungslosen «Ja» antworten. Und weil ich diese Bezeichnung für mich in Anspruch nehme, möchte auch ich gerade in diesem

Augenblicke mit wenigen Worten genau sagen, wodurch «wir», die «individualistischen Anarchisten», uns unterscheiden von denjenigen, welche der sogenannten «Propaganda der Tat» huldigen. Ich weiß zwar, dass ich für verständige Menschen nichts Neues sagen werde. Aber ich bin nicht so optimistisch wie Sie, lieber Herr Mackay, der Sie einfach sagen: «Keine Regierung ist so blind und töricht, gegen einen Menschen vorzugehen, der sich einzig und allein durch seine Schriften, und zwar im Sinne einer unblutigen Umgestaltung der Verhältnisse, am öffentlichen Leben beteiligt.» Sie haben, nehmen Sie mir diese meine einzige Einwendung nicht übel, nicht bedacht, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird.

Ich möchte also doch einmal deutlich reden. Der «individualistische Anarchist» will, dass kein Mensch durch irgendetwas gehindert werde, die Fähigkeiten und Kräfte zur Entfaltung bringen zu können, die in ihm liegen. Die Individuen sollen in völlig freiem Konkurrenzkampfe sich zur Geltung bringen. Der gegenwärtige Staat hat keinen Sinn für diesen Konkurrenzkampf. Er hindert das Individuum auf Schritt und Tritt an der Entfaltung seiner Fähigkeiten. Er hasst das Individuum. Er sagt: Ich kann nur einen Menschen gebrauchen, der sich so und so verhält. Wer anders ist, den zwingt ich, dass er werde, wie ich will. Nun glaubt der Staat, die Menschen können sich nur vertragen, wenn man ihnen sagt: so müsst ihr sein. Und seid ihr nicht so, dann müsst ihr eben - doch so sein. Der individualistische Anarchist dagegen meint, der beste Zustand käme dann heraus, wenn man den Menschen freie Bahn ließe. Er hat das Vertrauen, dass sie sich selbst zurechtfinden. Er glaubt natürlich nicht, dass es übermorgen keine Taschendiebe mehr gäbe, wenn man morgen den Staat abschaffen würde. Aber er weiß, dass man nicht durch Autorität und Gewalt die Menschen zur Freiheit erziehen kann. Er weiß dies eine: man macht den unabhängigsten Menschen dadurch den Weg frei, dass man jegliche Gewalt und Autorität aufhebt.

Auf die Gewalt und die Autorität aber sind die gegenwärtigen Staaten gegründet. Der individualistische Anarchist steht ihnen feindlich gegenüber, weil sie die Freiheit unterdrücken. Er will nichts als die freie, ungehinderte Entfaltung der Kräfte. Er will die Gewalt, welche die freie Entfaltung niederdrückt, beseitigen. Er weiß, dass der Staat im letzten Augenblicke, wenn die Sozialdemokratie ihre Konsequenzen ziehen wird, seine Kanonen wirken lassen wird. Der individualistische Anarchist weiß, dass die Autoritätsvertreter immer zuletzt zu Gewaltmaßregeln greifen werden. Aber er ist der Überzeugung, dass alles Gewaltsame die Freiheit unterdrückt. Deshalb bekämpft er den Staat, der auf der Gewalt beruht - und deshalb bekämpft er ebenso energisch die «Propaganda der Tat», die nicht minder auf Gewaltmaßregeln beruht. Wenn ein Staat einen Menschen wegen seiner Überzeugung köpfen oder einsperren lässt - man kann das nennen, wie man will -, so erscheint das dem individualistischen Anarchisten als verwerflich. Es erscheint ihm natürlich nicht minder verwerflich, wenn ein Luccheni eine Frau ersticht, die zufällig die Kaiserin von Osterreich ist. Es gehört zu den allerersten Grundsätzen des individualistischen Anarchismus, derlei Dinge zu bekämpfen. Wollte er dergleichen billigen, so müsste er zugeben, dass er nicht wisse, warum er den Staat bekämpft. Er bekämpft die Gewalt, welche die Freiheit unterdrückt, und er bekämpft sie ebenso, wenn der Staat einen Idealisten der Freiheitsidee vergewaltigt, wie wenn ein blödsinniger eitler Bursche die sympathische Schwärmerin auf dem österreichischen Kaiserthron meuchlings hinmordet.

Unsern Gegnern kann es nicht deutlich genug gesagt werden, dass die «individualistischen Anarchisten» energisch die sogenannte «Propaganda der Tat» bekämpfen. Es gibt außer den Gewaltmaßregeln der Staaten vielleicht nichts, was diesen Anarchisten so ekelhaft ist wie diese Caserios und Lucchenis. Aber ich bin doch nicht so optimistisch wie Sie, lieber Herr Mackay. Denn ich kann das Teilchen Verstand, das zu so groben Unterscheidungen wie zwischen «Individualistischem Anar-

chismus» und «Propaganda der Tat» nun doch einmal gehört,
meist nicht finden, wo ich es suchen möchte.

In freundschaftlicher Neigung Ihr

Rudolf Steiner

530. AN ALWINE WIECKE-HALBERSTEDT

BERLIN, 14. DEZEMBER 1898

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Gerne hätte ich Ihnen noch gestern die beiliegenden Bücher übermittelt; es ging aber so gar nicht. Fräulein Reuter wird Ihnen selbst schreiben, wann sie Sie in diesen Tagen zu besuchen gedenkt.

Zum Vorlesen schlägt Fräulein Reuter vor:

Der Hätschel-Sünder (Seite 165 des «Lebenskünstler») und Das Opernglas (Jugend. Lesezeichen ist eingelegt).

Alles weitere teile ich Ihnen noch mit. In herzlicher Hochachtung Ihr ergebener

Dr. Rudolf Steiner

531. AN ERNST HAECKEL

BERLIN, 10. MAI 1899

Hochgeschätzter Herr Professor!

Durch Übersendung des ersten Heftes «Kunstformen der Natur» haben Sie, hochgeschätzter Herr Professor, mir große Freude bereitet. Ich danke Ihnen viele Male für das interessante Werk, das mir eine schöne Erinnerung an den 16. Februar 1894 sein wird, den ich damals als Bearbeiter und Interpret von Goethes naturwissenschaftlichen Schriften am Weimarer Goethe-Archiv habe mitfeiern dürfen. Ihrer aufmunternden Worte von damals gedenke ich oft. Ich habe nun seit längerer Zeit das «Magazin für Literatur» in Berlin zu leiten. Meine Tätigkeit in Weimar habe ich vor nahezu drei Jahren beendet. Gestatten Sie, hochverehrter Herr Professor, dass ich Ihnen ein paar Nummern des «Magazins» übersende, aus denen Sie ersehen mögen, dass ich in diesem Organ den «Monismus» vertrete. Die eben erscheinende Nummer enthält einen Artikel über «Ludwig Büchner», in dem ich mich über den «Monismus» ausspreche. Ihr erlaube ich mir die Nr. 10 anzuschließen mit einer Notiz über die «Kunstformen der Natur» und die ältere Nummer mit einem Aufsatz über Charles Lyell. Jetzt gehe ich eben daran, eine kleine Schrift zu verfassen über «Monismus», in der ich an Ihre für mich so anregende Schrift «Über unsere gegenwärtige Kenntnis vom Ursprung des Menschen» anknüpfe.

Ihrem Wohlwollen mich empfehlend, bin ich in aufrichtigster Hochschätzung

Ihr ergebenster

Dr. Rudolf Steiner Berlin W., Habsburgersraße 111.

532. ERNST HAECKEL AN RUDOLF STEINER

JENA, 27. MAI 1899

Hochgeehrter Herr Doktor!

Für Ihre freundlichen Zeilen und die übersandten Nummern des von Ihnen redigierten «Magazin für Literatur» danke ich Ihnen bestens; ebenso dafür, dass Sie den Monismus so tapfer unterstützen. Er bedarf dessen sehr inmitten der reaktionären Strömung des vielgerühmten «Neuen Kurses».

Von meinen «Kunstformen der Natur» erscheint in den nächsten Tagen das II. Heft (im August das III.). Sie werden auch alle folgenden Hefte durch das Bibliographische Institut zugesandt erhalten. Die kostspielige Herausgabe dieses Werkes, welches vielen Beifall findet, wurde dadurch möglich, dass ich den Überschuss der Summe dazu verwendete, welche meine Freunde und Schüler zur Herstellung der Büste für den 60. Geburtstag gesammelt hatten. Auch die «Ritter-Stiftung» trägt dazu bei.

Ich bin jetzt ganz durch eine größere philosophische Arbeit in Anspruch genommen, welche ich Ihnen im Oktober zusenden werde.

Mit freundlichem Gruße, hochachtungsvoll

Ihr ergebener Ernst Haeckel

P. S. Ich würde Ihnen dankbar sein, wenn Sie das Interesse an den «Kunstformen» von Zeit zu Zeit durch eine kurze Anzeige der neu erschienenen Hefte fördern wollten.

533. AN ERNST HAECKEL

BERLIN, 10. JULI 1899

Hochgeschätzter Herr Professor!

In meinem letzten Briefe an Sie, hochverehrter Herr Professor, erwähnte ich eines Essays, den ich zur Verteidigung Ihres monistischen Standpunktes in der Halbmonatschrift «Die Gesellschaft» veröffentlichen werde, und der dann auch als besondere Schrift zur Ausgabe gelangen wird. Der Essay trägt den Titel «Haeckel und seine Gegner» und wird durch drei Nummern der «Gesellschaft» laufen. Im Namen des Herausgebers und in meinem eigenen möchte ich nun an Sie, Herr Professor, die Bitte richten, uns eine Photographie von Ihnen zur Verfügung zu stellen, damit wir die Nummer mit dem ersten Teil des Essays auch mit Ihrem Bilde erscheinen lassen können. Mir wäre es persönlich besonders lieb, ein Bild aus der letzten Zeit bringen zu können. Für die Gewährung meiner Bitte wäre ich Ihnen sehr dankbar.

Nehmen Sie mir nicht übel, hochgeschätzter Herr Professor, wenn ich um rasche Gewährung meiner Bitte ersuche, da der Aufsatz schon im Drucke ist.

Gleichzeitig danke ich bestens für die freundliche Übersendung des zweiten Heftes der «Kunstformen der Natur», das ich in dem von mir herausgegebenen «Magazin für Literatur» anzeigen werde, wie ich dies bereits mit dem ersten getan habe.

In Ihrem liebenswürdigen Briefe an mich sprechen Sie von Ihrer im Herbst erscheinenden philosophischen Grundlegung des Monismus. Sie können sich denken, mit welcher Spannung ich, als philosophischer Anhänger des Monismus, dieser Publikation entgensehe.

In aufrichtiger Hochschätzung Ihr ergebener

Dr. Rudolf Steiner

534. AN JOHN HENRY MACKAY

BERLIN, 13. AUGUST 1899

Lieber Herr Mackay!

Es ist mir außerordentlich lieb, den Artikel Tuckers jetzt für das «Magazin» zu erhalten. Ich musste wegen der Broschüre nur erst mit dem Verleger verhandeln, der verreist war. Deshalb hat sich dieser Brief etwas verzögert. Die von Ihnen vorgeschlagenen Bedingungen nimmt nun der Verleger an. Deshalb bitte ich Sie, mir das Manuskript zu senden. Ich werde es sofort in die Druckerei befördern. Es ist nämlich aus Gründen des Geschäftsverkehrs notwendig, dass alles, was im «Magazin» kommt, von mir an die Druckerei geschickt wird.

Die Abfertigung von R.M. Meyer, Ludwig Stein kommt in einer der nächsten Nummern. Ich habe nämlich eine ganze Reihe von dergleichen Helden aufs Korn zu nehmen und muss pro domo des individuellen Anarchismus einmal ganz ausführlich werden. Deshalb habe ich mir R.M. Meyer, für den übrigens W. Bölsche eben auch noch neues Material geliefert hat, und den Berner Schwätzer auch noch aufgespart.

Wann sehen wir Sie wieder in Berlin? Frau und Fräulein Eunike lassen bestens grüßen, desgleichen

grüßt herzlich Ihr

Rudolf Steiner

535. AN HERMANN LAMME

[BERLIN, ETWA 20. AUGUST 1899]

Verehrtester Herr Lammel!

Verzeihen Sie bitte, dass Sie die Mitteilung wegen des Goethespruches erst heute erhalten; ich habe in den letzten Tagen wirklich sehr viel zu tun gehabt. Geeigneteres als etwa die beiden folgenden Sprüche, glaube ich, wird sich wohl kaum unter Goethes Aussprüchen finden:

«Solch ein Gewimmel möcht ich sehn, Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.»

«Bald, es kenne nur jeder den eigenen, gönne dem andern Seinen Vorteil, so ist ewiger Friede gemacht.»

«Diesem Amboss vergleich ich das Land, den Hammer dem Herrscher,

Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt. Wehe dem armen Blech! wenn nur willkürliche Schläge Ungewiss treffen, und nie fertig der Kessel erscheint.»

Am geeignetsten halte ich den letzten Spruch, wenn er nicht zu lang für eine Schleife ist.

Auf Wiedersehen Ihr

Steiner

536. AN ERNST HAECKEL

BERLIN, 1. SEPTEMBER 1899

Hochgeschätzter Herr Professor!

Hierdurch bitte ich viele Male um Entschuldigung, dass ich erst heute meinen innigsten Dank für Ihre so liebenswürdige Übersendung der Bildnisse ausspreche. Ich habe im Einverständnis mit der Redaktion der «Gesellschaft» das Bild mit dem kath[olischen] Gebetbuch für meinen Aufsatz gewählt. Zugleich gestatte ich mir, die beiden ersten Teile des Aufsatzes zu übersenden. Glücklicherweise wäre ich, wenn die Sache zu Ihrer Zufriedenheit geraten wäre. Der dritte Teil, der bald erscheinen wird, behandelt Virchow und andere Gegner des Monismus. Das Ganze erscheint dann Anfang Oktober als Broschüre.

In einem der nächsten Hefte des «Magazins» bringe ich eine ausführliche Besprechung der «Kunstformen». Mit Spannung erwarte ich Ihr neues Werk, über das ich zunächst in der «Gesellschaft» und im «Magazin» längere Essays bringen möchte.

Zum Schluss darf ich wohl den aufrichtig gemeinten Wunsch aussprechen, dass Ihnen, hochverehrter Herr Professor, Ihre Erholungsreise die notwendige Erfrischung bringen möge.

In wahrer Hochachtung Ihr ergebener

Rudolf Steiner

537. AN ROSA MAYREDER

MAUER BEI WIEN, 6. SEPTEMBER 1899

Hochgeehrte gnädige Frau!

Unsere für Freitag signalisierten Berliner- sind Montag pünktlich eingetroffen. Ich hatte es so schön eingeleitet, Steiner in Salzerbad eine mindestens zehntägige Ruhe genießen zu lassen. Allein er erklärte sofort, ohne mich nicht dort bleiben zu wollen. Da ich aber so lange jetzt nicht vom Geschäft fortbleiben kann - mussten wir uns entschließen, in Mauer «sejour» zu nehmen. So sind wir denn hier fröhlich beisammen, wovon wir Sie hiermit ergebenst verständigen.

Beste Empfehlungen von Haus zu Haus Ihr ergebener

M. Zitter

Geschätzteste gnädige Frau!

Zitter sagt mir, dass Sie uns die große Freude machen wollen, während unserer Anwesenheit auch hierherzukommen, bzw. uns in Wien ein Rendezvous zu geben. Wenn es Ihnen möglich sein sollte, hierher nach Mauer zu kommen, worum Sie Zitter herzlich bitten lässt, so wäre das besonders schön. Sie können sich denken, wie sehr ich mich freue, Sie und Ihren Herrn Gemahl wiederzusehen.

In der Hoffnung, dass dies bald der Fall sein wird, verspare ich mir alle Mitteilungen bis zum persönlichen Beisammensein. Am 15. muss ich wieder abreisen. Wenn Sie also am 13. schon in Wien oder in Mauer sein könnten, so wäre das sehr schön.

Herzlichste Grüße Ihnen und Ihrem Gemahl

Ihr Rudolf Steiner

p. Adr. Moriz Zitter, Mauer bei Wien, Bad Sans-Souci.

538. AN ROSA MAYREDER

FRIEDENAU-BERLIN, KAISERALLEE 95, 24. OKTOBER 1899

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Gern hätte ich Ihnen schon heute ausführlich geschrieben. Sie können aber versichert sein - ganz bestimmt erhalten Sie noch diese Woche einen Brief.

Also vorläufig kurz, dass ich natürlich bitte, Frau Lang die Arbeit zu geben, und dass Ihr «Prophet» eine herrliche Arbeit ist. Besten Dank für alles und im Voraus für die Sonette. Auch über die Reproduktion des Bildes schreibe ich im nächsten Briefe. Ich weiß augenblicklich nicht, wo mir der Kopf steht vor Arbeit. Die «Weltanschauungsgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland» muss in diesen Tagen fertig werden und wird es auch.

Nächsten Dienstag, 31. Okt., ist unsere Trauung.

Herzlichste Grüße an Ihren Gemahl und Sie

Ihr ergebener

Rudolf Steiner

539. ERNST HAECKEL AN RUDOLF STEINER

JENA, 9. NOVEMBER 1899

Hochgeehrter Herr Doktor!

Von einer dreimonatlichen Forschungsreise nach Korsika (die zugleich Erholung von den starken Arbeitsstrapazen des letzten Jahres brachte -) bin ich wohlbehalten nach Jena zurückgekehrt. Ich fand hier die beiden Hefte der «Gesellschaft» vor, in denen Sie mein Wirken für die Entwicklungslehre gegenüber meinen Gegnern so klar beleuchten und verteidigen. Ich sage Ihnen dafür meinen herzlichen Dank. Inzwischen werden Sie das III. Heft der «Kunstformen der Natur» sowie meine «Welt-rätsel» erhalten haben. Obgleich bis jetzt die «Welträtsel» noch sehr wenig besprochen sind, scheinen sie doch stark zu wirken. Die I. Auflage (3000 Exemplare) ist innerhalb eines Monats abgesetzt worden; die II. erscheint jetzt unverändert.

Ich hoffe, dass Sie sowohl mit den meisten Grundgedanken als mit der Form der Darstellung zufrieden sein werden.

Mit freundlichen Grüßen

hochachtungsvoll

Ihr ergebener Ernst Haeckel

540. AN LUDWIG JACOBOWSKI [POSTKARTE]

BERLIN, 23. NOVEMBER 1899

Lieber Freund!

Ich habe die Nacht vom Sonntag auf den Montag und ebenso die vom Montag auf den Dienstag ganz durchgearbeitet. Daraus siehst Du, dass ich wahrhaftig sagen kann: ich arbeite mich halbtot. Ich ertrage unter solchen Umständen schwer die Vorwürfe, die ich stets bekomme. Lyrik V hast du spätestens morgen früh, Lyrik VI spätestens Sonnabend abends. Von Mackay muss ich es erleben, dass er Dienstag, als ich aufgerieben von aller Arbeit war, $\frac{1}{2}$ 10 Uhr abends zu mir kommt und in geradezu donnerndem Ton von dem Programm spricht. Ich hatte natürlich gedacht, dass das Programm mit ihm besprochen wird. Ich hätte das selbst getan, wenn ich nicht damals nach Wien hätte abreisen müssen. Bruns hat mich wochenlang auf den Abzug warten lassen, ohne den ich die Anmerkungen habe nicht machen können. Ich hatte mit diesen Anmerkungen 2 Tage zu tun in einer Zeit, in der sich bei mir alles zusammendrängt. Ich habe die Sache so schnell geliefert als ich nur konnte. Vielleicht treffe ich Dich heute abends zu Hause.

Dein Steiner

541. AN ROSA MAYREDER

FRIEDENAU-BERLIN, 31. DEZEMBER 1899

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Das Säkulum soll doch nicht zu Ende gehen, ohne dass ich Ihnen meinen besten Dank für Ihre Sendungen sage. «Magazin» Nr. 52 werden Sie erhalten und ebenso Nr. 1. Beide Nummern bringen Ihre Sonette und Ihren «Ersten Versuch». Ich habe Wert darauf gelegt, dass Ihre mir so wertvollen Arbeiten in den Nummern um die Jahreswende erscheinen.

Der Essay für die «Gesellschaft» ist lange fertig. Jacobowski bringt ihn mit Ihren Sonetten und dem «Stiefvater» und dem Bilde. Ich habe es sehr bedauert, dass es nicht früher geschehen konnte; allein J. hat über die Nummern bis Januar, was Essays mit Bildern anlangt, schon lange disponiert gehabt. Wegen des Bildes hat sich Jacobowski mit Zitter in Verbindung gesetzt.

Den Aufsatz über Goethe habe ich leider noch immer nicht fertig. Nächste Woche aber wird er fertig. Erstens war die Arbeit doch eine große und zweitens musste der erste Band meiner Weltanschauungsgeschichte so fertig werden, dass er Ende Januar erscheinen kann.

Für heute nur noch herzlichsten Neujahrsgruß an Sie und Ihren Gemahl von

Ihrem ergebenen Rudolf Steiner

542. AN ERNST HAECKEL

FRIEDENAU-BERLIN, 10. FEBRUAR 1900

Hochgeschätzter Herr Professor!

Von Tag zu Tag warte ich auf die ersten Exemplare der Broschüren-Ausgabe meines Essays «Ernst Haeckel und seine Gegner», um sie Ihnen zu übersenden. Leider sind sie noch immer nicht eingetroffen. Eben bemerke ich, dass ich Ihnen den dritten (Schluss-)Teil des Essays noch nicht zugesendet habe. Ich bitte dies zu entschuldigen. Ich trage es hiermit nach.

Über die «Welträtsel» habe ich im «Magazin» einen längeren Aufsatz schon vor Wochen drucken lassen. Ich werde mir erlauben, ihn morgen an Sie abzusenden- Einen besonderen Essay über das Buch von mir wird auch «Die Gesellschaft» in einem ihrer allernächsten Hefte bringen.

Nun komme ich wieder mit einer großen Bitte. Ich habe soeben den ersten Band eines Buches vollendet (d. h. er ist bereits im Druck), das die «Welt- und Lebensanschauungen des neunzehnten Jahrhunderts» behandelt. Das Buch soll die philosophischen Probleme in ihrer Entwicklung von Kant bis zur Gegenwart behandeln. Mein Ziel ist, zu zeigen, wie im Darwinismus und in der Ausbildung, die Sie, hochgeschätzter Herr Professor, demselben gegeben haben, die philosophische Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts gipfelt.

Ich gestatte mir, Ihnen den ersten Aushängebogen zu übersenden. Ich möchte Sie nun bitten, hochverehrter Herr Professor, die Widmung dieses Werkes anzunehmen. Ich glaube, das erste derartige Buch zu liefern, das historisch die naturwissenschaftliche Weltanschauung begründet und ihr Verhältnis zu der Philosophie zeigt.

Sollten Sie, hochgeehrter Herr Professor, mir die große Freude machen, die Widmung anzunehmen, so bitte ich es nicht als unbescheiden zu betrachten, wenn ich das Ersuchen stelle, mir

RUDOLF STEINER

Briefe

dies bald mitzuteilen. Das Buch muss baldigst erscheinen. Es ist bereits im Buchhandel angezeigt.

In vorzüglicher Hochachtung Ihr ganz ergebener

Dr. Rudolf Steiner

543. AN ERNST HAECKEL

FRIEDENAU-BERLIN, 14. MÄRZ 1900

Hochgeschätzter Herr Professor!

Erst sage ich Ihnen, hochgeschätzter Herr Professor, meinen allerherzlichsten Dank für die Annahme der Widmung meiner «Welt- und Lebensanschauungen im neunzehnten Jahrhundert». Ich rechne es mir zur größten Ehre an, dass ich dies Buch mit Ihrem Namen schmücken durfte. Der erste Band, den ich eben erhalte und von dem ich mir Ihnen das erste Exemplar hiermit zu übersenden erlaube, behandelt die idealistischen Weltanschauungen; der zweite wird die naturwissenschaftliche behandeln. Sie werden sehen, dass es in diesem ersten Bande mein Haupt[be]streben war, den teleologisch-idealistischen Anschauungen voll gerecht zu werden. Ich gewinne dadurch gerade die Möglichkeit, für die kausal-monistische Weltanschauung rückhaltlos einzutreten. Ich wollte den Gegnern zeigen, dass ein entschiedener Vertreter des Monismus und ein Bekenner der Alleingültigkeit des Kausalgesetzes Kant und Hegel, ja sogar Schelling besser würdigen kann als selbst die Dualisten und Teleologen.

Der zweite Band wird in Bälde erscheinen. Sie, hochgeehrter Herr Professor, waren so liebenswürdig, mir eine Ihrer früheren Schriften anzubieten. Ich wäre Ihnen für die neueste Auflage der «Natürlichen] Schöpf[un]gsg[eschichte]» sehr dankbar, da mir nur die älteren zur Verfügung stehen und ich demnächst an die Ausarbeitung eines Essays gehe,- der sich an Ihre «Welträtsel» anschließt, und in dem ich die neueren Angriffe auf Sie auch einmal in der ganzen Haltlosigkeit kennzeichnen will; ganz besonders möchte ich Loofs zurückweisen, der meines Erachtens unter dem Schein kirchenhistorischer Gelehrsamkeit die schlimmste Heuchelei treibt.

Ich lege meinen Aufsatz über die «Welträtsel» bei und zwei Nummern des «Mag[azin]», in denen ich die mir gütigst zugesandten Notizen (Bressa-Preis und Preisausschreiben) abgedruckt habe.

In aufrichtigster Hochschätzung Ihr ganz ergebener

Dr. Rudolf Steiner

Von meiner Broschüre «Ernst Haeckel und seine Gegner» habe ich leider noch immer kein Exemplar; sie soll aber in diesen Tagen erscheinen. Ich werde mir dann gestatten, sie sofort zu senden.

544. AN ERNST HAECKEL

FRIEDENAU-BERLIN, 4. APRIL 1900

Hochgeschätzter Herr Professor!

Für die freundlich-aner kennenden Worte über den ersten Band meiner «Welt- und Lebensanschauungen im neunzehnten Jahrhundert» sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank. Erst jetzt habe ich Exemplare meiner Schrift «Haeckel und seine Gegner» erhalten. Ich gestatte mir, dieselbe beizulegen. Da die erst jetzt erscheinende Arbeit bereits im Oktober gedruckt war, ist der ganze heuchlerische Kampf gegen den Monismus, wie er sich in den letzten Wochen abgespielt hat, nicht mehr zur Sprache gekommen. Ich habe aber bereits einen Essay in Arbeit, der die ganze Rotte Loofs, Troeltsch etc. in gebührender Art beleuchten wird. Es scheint mir überaus charakteristisch, dass gegen die monistische Philosophie solche abgebrauchte philosophische Phrasen ins Feld geführt werden, wie es Hönigswald tut.

Sie hatten die Liebenswürdigkeit, hochgeehrter Herr Professor, mir die Erfüllung meiner Bitte wegen der «Natürlichen Schöpfungsgeschichte» in Aussicht zu stellen, und sind gleichzeitig so freundlich, zu fragen, ob ich die «Arabischen Korallen» und die letzte (vierte) Auflage der «Anthropogenie» besitze. Die letztere besitze ich bereits. Sie selbst waren so gütig, sie mir noch während meiner Arbeiten im Weimarischen Goethe- und Schiller-Archiv zu schenken. Für die «Arabischen Korallen» werde ich Ihnen sehr dankbar sein. Ist es nicht zu unbescheiden, wenn ich um die für mich bei Ausarbeitung meines zweiten Bandes der Weltanschauungen wichtige «Gastraea-Theorie» bitte?

In vorzüglicher Hochschätzung Ihr ergebener

Dr. Rudolf Steiner

545. ERNST HAECKEL AN RUDOLF STEINER

JENA, 8. APRIL 1900

Hochgeehrter Herr Doktor!

Beifolgend sende ich Ihnen die gewünschten Bücher, die letzte (IX.) Auflage der «Natürlichen Schöpfungsgeschichte», die «Arabischen Korallen» und die «Gastraea-Theorie». Zugleich lege ich noch zwei Schriften bei, von denen ich mehrere Exemplare besitze: mein «Lebensbild» von Bölsche und Saladin: «Jehovahs Gesammelte Werke»; da letztere hauptsächlich die Ursache der wutschnaubenden Angriffe von Loofs etc. auf meine «Welträtsel» sind, können Sie sich selbst überzeugen, dass der englische Theologe «Saladin» - ein sehr «gelehrter» Kollege - seine Sache versteht.

Von den «Welträtseln» erscheint demnächst die IV. (unveränderte) Auflage (8.-10. Tausend). Das Buch hat mir eine große Zahl merkwürdiger Briefe eingetragen. Eine Sammlung von Rezensionen will E. Strauß gleichzeitig verschicken.

Für die wertvolle Unterstützung, welche Sie der guten Sache der Wahrheit und Aufklärung durch Ihr «Magazin für Literatur» leihen, und besonders durch Ihr mannhaftes Eintreten für den Monismus, sage ich Ihnen meinen besonderen Dank.

In aufrichtiger Hochschätzung Ihr ergebener

Ernst Haeckel

546. AN MAXIMILIAN HARDEN

FRIEDENAU-BERLIN, 23. APRIL 1900

Sehr geehrter Herr Harden!

So sehr es Sie in Erstaunen setzen wird, muss ich Ihnen doch mitteilen, dass alles, was Frau Elisabeth Förster-Nietzsche in dem Artikel «Der Kampf um die Nietzsche-Ausgabe» in Bezug auf mich sagt, sich zu der objektiven Wahrheit wie Schwarz zu Weiß verhält. Eine Ausnahme macht nicht einmal die Tatsache, dass Herr Otto Erich Hartleben seinen definitiven Rücktritt von der Herausgabe des «Magazin» wegen meines Artikels über Frau Förster-Nietzsche und das Nietzsche-Archiv erklärt habe. Mir gegenüber hat er niemals auch nur eine Andeutung darüber gemacht, dass sein übrigens lange vor dem Erscheinen dieses Artikels beschlossener Rücktritt mit dieser Sache zusammenhänge. Ich habe nun durchaus keine Veranlassung, mir in einer Zeitschrift von der Bedeutung und Verbreitung der «Zukunft» die Behauptungen der Frau Förster-Nietzsche sagen zu lassen. Deshalb bitte ich Sie, mir gütigst mitzuteilen, ob Sie geneigt sind, eine wenn auch kurze Berichtigung von mir aufzunehmen, und wann Ihnen dies möglich ist?

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster

Dr. Rudolf Steiner

547. AN FRITZ KOEGEL

FRIEDENAU-BERLIN, 23. APRIL 1900

Sehr geehrter Herr Doktor!

Vergebens warte ich auf den von Ihnen angekündigten Artikel. Wie Sie vielleicht bemerkt haben, hat mittlerweile Frau Förster den Fehdehandschuh aufgenommen. Horneffer und Seidl sind mobilisiert. Sie selbst hat in der «Zukunft» gegen Sie, Gustav Naumann und mich die tollsten Dinge in die Welt gesetzt. Seidls Angriff erscheint im ersten Maiheft der «Gesellschaft», wie eine Notiz zu einer Conradschen Anhimmelung im 2. Aprilheft verkündet. Wie ich vorausgesagt habe, ist's eingetroffen: man konnte es sich nicht versagen, zu behaupten, ich stecke mit Ihnen unter einer Decke.

Durch Horneffer lässt die Förster eine Briefstelle von mir ankündigen, durch die bewiesen werden soll, dass ich Ihre «Fehler» frühzeitig gesehen haben soll. In der «Zukunft» erscheint nun diese pomphaft angekündigte Briefstelle, die nichts beweist, weil sie sich überhaupt gar nicht einmal auf die Ausgabe bezieht und missgedeutet werden kann, nur weil sie Frau Förster aus einem Zusammenhange reißt, der klar ist. Ich werde auch diesen Unfug öffentlich aufdecken.

Nun aber brauche ich von Ihnen eine Auskunft: Ich werde nämlich Frau Förster öffentlich auffordern, zu erklären:

1. Wann ich irgend einmal den Wunsch geäußert habe, Nietzsche-Herausgeber zu werden?
2. Zu bestreiten: dass ich ihr in der kritischen Zeit wiederholt eindringlich geraten habe, Sie als alleinigen Herausgeber zu halten.

Beide Fragen fangen sie wie in einer Mausefalle.

In Bezug auf die zweite Frage brauche ich von Ihnen ein Datum. Sie erinnern sich vielleicht, dass an dem Sonntag nach Ih-

rer Verlobung Ihre Frau Schwiegermutter von Jena herüber zu Frau Förster gekommen ist, dass Frau Förster damals Ihrer Schwiegermutter eine Szene gemacht hat und dass, als Sie die letztere zum Bahnhof geleiteten, mich Frau Förster aufforderte, noch zu bleiben. Damals ist auch Frau Förster mir gegenüber mit allerlei Klagen über Sie herausgerückt, und ich habe damals ihr mit aller Bestimmtheit erklärt, dass sie Sie halten müsse. Ich habe das dann noch öfter getan. Ich möchte nun das Datum dieses Sonntags wissen, der eben der Sonntag nach Ihrer Verlobung war. Ist es nicht der 30. November gewesen?

Beste Grüße an Ihre Frau Gemahlin und an Sie

Ihr

Rudolf Steiner Friedenau-Berlin, Kaiserallee 95

Anbei Nr. 15 u. 16 des «Magazin». Nr. 17 bringe ich eine vollständige Entlarvung der wahren Gründe des ganzen Geschreis, zu dem Ihre Lesefehler nur den Vorwand bilden.

548. AN MAXIMILIAN HARDEN

FRIEDENAU-BERLIN, 4. MAI 1900

Sehr geehrter Herr Harden!

Durch Unwohlsein war ich leider verhindert, die beiliegende Berichtigung früher an Sie abzusenden. Sie werden sehen, sie ist so gemäßigt abgefasst, als sie nur irgend sein kann. Wenn Sie die Erfahrungen, die ich mit Frau Förster gemacht habe, kennen würden, Sie würden aus dem Erstaunen nicht herauskommen. Für die Art, wie sie mich im Herbst 1896 in ihren Konflikt mit Dr. Koegel, der mich gar nichts anging, hineinzog, gibt es keinen Ausdruck, der scharf genug ist.

An einer Berichtigung der Hartleben betreffenden Stelle liegt mir gar nichts. Was dieser Herr darüber sagt, wie er das Verhältnis mit dem «Magazin» gelöst hat, ist mir ganz gleichgültig. Sie, der Sie selbst genug Erfahrungen über Berliner Literatenverhältnisse haben, werden mich verstehen, wenn ich sage, dass ich heute diese Verhältnisse eben besser kenne als vor ein paar Jahren, da ich zwar nicht mehr jung, aber doch noch unerfahren in diese Berliner Literatur hineinkam.

Was Frau Förster erwidert, kann mir nicht minder gleichgültig sein. Ich habe in der ganzen Angelegenheit mir nicht das geringste vergeben. Bitte schön um einen Korrekturabzug meiner «Berichtigung».

In voller Hochachtung Ihr ergebener

Dr. Rudolf Steiner

549. AN JOHN HENRY MACKAY

FRIEDENAU-BERLIN, 10. MAI 1900

Lieber Herr Mackay!

Seien Sie mir nicht böse, dass ich Ihren lieben Brief erst heute beantworte. Ich dachte von Tag zu Tag, Sie um einen bestimmten Abend in dieser Woche bitten zu können. Es müssen aber bis Sonntag eine ganze Reihe von Arbeiten unbedingt fertig werden.* Bis dahin habe ich - sozusagen - gebundene Hände. Ich bitte Sie nun, mir zu sagen, ob ich Montag abends zu Ihnen kommen darf. Ich würde mich ganz außerordentlich freuen.

Herzlichst Ihr

Rudolf Steiner

* Bis dahin muss mein «Winter-Programm» erledigt sein!!!

550. AN DIE ELTERN UND GESCHWISTER

FRIEDENAU-BERLIN, 14. MAI 1900

Geliebteste Eltern und Geschwister!

Zu Deinem Namenstag senden Anna und ich, Dir, liebster Vater, die allerherzlichsten Wünsche. Könnten wir doch diese Wünsche mündlich bringen, nicht immer noch so bloß aus der Ferne. Sie kommen aber aus tiefstem Herzen. In diesen Tagen hatte ich schon die Hoffnung, dass ich etwa am 16. Mai Euch würde besuchen können. Denn jetzt war es nahe daran, dass ich bald nach Wien gekommen wäre. Seit einigen Wochen haben Verhandlungen wegen einer dortigen Anstellung für mich geschwebt. Ich wäre nun bald in diesen Tagen persönlich dahin gekommen. Heute bekomme ich aber eben Nachricht, dass die Sache wieder unsicher geworden ist. Für den Herbst scheine ich aber sichere Hoffnungen zu haben. Hoffentlich können wir diesen Sommer die Reise nach Osterreich machen. Auch hoffe ich, dass unser Herzenswunsch bald in Erfüllung gehe, Poldi hierher einzuladen. Bis jetzt war es deshalb nicht zu bewerkstelligen, weil ich erst ganz bestimmte Arbeiten zum Abschluss bringen muss.

Uns geht es soweit gut. Wir haben einen recht strengen Winter hinter uns. Und auch jetzt haben wir kaum einzelne schöne Tage. Für mich war der Winter außerdem arbeitsreich.

Wie geht es Euch allen? Lasset recht bald von Euch hören.

Am 17. Juni ist hier in Berlin ein großes Fest, das fünfhundertjährige Erinnerungsfest an die Geburt Gutenbergs, des Erfinders der Buchdruckerkunst. Ich bin dazu ausersehen, vor sämtlichen Berliner Buchdruckern (viertausend bis fünftausend Menschen) die Festrede zu halten. Ich bin neugierig, wie ich mit meiner Stimme auskomme. Es ist eine große Kunst, vor einer so großen Menschenmenge zu sprechen. Ich freue mich natürlich aber

RUDOLF STEINER

Briefe

ungeheuer, zu diesem Feste, das nur alle hundert Jahre einmal stattfindet, sprechen zu können.

Auf recht baldiges Wiedersehen.

Herzlichste Küsse und Grüße von Eurem

Rudolf

551. AN DEN SEKRETÄR DES VERBANDES DER TAPEZIERER

FRIEDENAU-BERLIN, 21. MAI 1900

Sehr geehrter Herr!

Mit größtem Vergnügen übernehme ich Dienstag am 29. dieses Monats einen Vortrag in der Mitgliederversammlung des Verbandes der Tapezierer. Das Thema «Gerhart Hauptmann» wäre mir ganz recht. Vielleicht wird es die Zuhörer aber noch mehr interessieren, wenn ich etwas weiter ausgreife und sage: «Gerhard Hauptmann und das Geistesleben der Gegenwart». Ich könnte da manches berühren, was sich interessant machen ließe. Vielleicht sind Sie so liebenswürdig und schreiben mir, ob Ihnen das erste oder das zweite Thema besser passt, sowie auch, wann und wo der Vortrag sein soll.

Mit besten Grüßen Ihr

Rudolf Steiner

552. ERNST HAECKEL AN RUDOLF STEINER

JENA, 3. JULI 1900

Verehrtester Herr Doktor!

Von Nummer 25 und 26 Ihres «Magazin», enthaltend die beiden trefflichen Artikel von Heinrich Schmidt über die «Welträtsel», bitte ich mir je fünf Exemplare senden zu lassen (gegen Postnachnahme). -

Haben Sie mein Bücher-Paket bekommen?

Mitte August trete ich meine Reise nach Java und Celebes an.

Mit freundlichem Gruß Ihr ergebener

Ernst Haeckel

553. AN ERNST HAECKEL

FRIEDENAU-BERLIN, 4. JULI 1900

Hochgeschätzter Herr Professor!

Mitfolgend - unter Kreuzband - gestatte ich mir, sechs Exemplare der Nummern 25 und 16 des «Magazins» zu übersenden, die den vortrefflichen Aufsatz des Herrn Heinrich Schmidt enthalten. Gleichzeitig erlaube ich mir, zwei Exemplare von Nr. 24 beizulegen, die einen Aufsatz von mir über das «Neue Jahrhundert» von O. Borngräber enthält, in dem ich auch über Loofs und Ross spreche.

Viele Male bitte ich um Entschuldigung, dass ich erst heute für Ihre mir so wertvolle Büchersendung danke. Ich war die Zeit über in der verschiedensten Weise überbürdet, und ich möchte in diesen Tagen auch mein zweites Bändchen «Welt- und Lebensanschauungen im neunzehnten Jahrhundert» beenden. Es wird mir zur besonderen Freude gereichen, wenn ich durch die Art, wie ich den Monismus in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts behandle, mir Ihre Zustimmung erwerbe. Ich hoffe, diese Weltanschauung dadurch in ihrer Bedeutung geschildert zu haben, dass ich ihre Zukunftssicherheit dem aussichtslosen Ringen entgegenstehender veralteter Gedankengebäude gegenübergestellt habe; und besonders auch dadurch, dass ich gezeigt habe, dass unter dem Einflusse der monistischen Ideen der Begriff von Weltanschauung und Philosophie eine vollständige Reformation erfahren hat.

Vielleicht interessiert es Sie, hochgeschätzter Herr Professor, dass ich vor einigen Wochen in einer Berliner literarischen Gesellschaft über Ihre «Welträtsel» gesprochen habe und, wie ich glaube, bei den Zuhörern viel Verständnis gefunden habe. Darf ich mir gestatten, Ihnen drei Postkarten beizulegen, auf denen meine Zuhörer, unter denen auch manche bekanntere Persönlichkeit ist, sich nach dem Vortrage unterschrieben haben.

In allernächster Zeit veröffentliche ich in der «Gesellschaft» einen Aufsatz «Ernst Haeckels Welträtsel und die Gegner des Monismus».

Dass Sie, hochverehrter Herr Professor, auf Ihrer Forschungsreise die aufrichtigsten Glückwünsche wie so vieler Verehrer Ihrer Anschauungen und Forschungsergebnisse auch die meinigen begleiten, seien Sie versichert. Welche Perspektive eröffnet uns die Tatsache, dass Sie sich neuerdings im Dienste des Wissens und der Erkenntnis der mühevollen Reise unterziehen!

In aufrichtiger Hochschätzung Ihr ergebenster

Dr. Rudolf Steiner

554. AN CÄSAR FLAISCHLEN

BERLIN, 30. JULI 1900

Um eine wünschenswerte Tätigkeit der «Freien Literarischen Gesellschaft» im nächsten Winter vorzubereiten, ist eine Vorbesprechung notwendig. Hierdurch möchte ich Sie bitten, zu einer solchen [am] Dienstag, den 31. Juli, 1/2 9 Uhr im Rheinisch-Westfälischen Restaurant (Kommandantenstraße - Ecke Lindenstraße) zu erscheinen.

Der 2. Vorsitzende Dr. Rudolf Steiner

555. AN JOHANNA MÜCKE

BERLIN SW [, 4. DEZEMBER 1900]

Verehrtestes Fräulein Mücke!

Vielen Dank für Ihren Brief. Aus meiner Reise ist allerdings augenblicklich wegen des traurigen Ereignisses nichts geworden. Ich werde wohl erst Sonnabend abends fahren können. Freitag kann ich also noch bestimmt den Vortrag halten. Dagegen muss ich von dem liebenswürdigen Antrag des Vorstandes für Donnerstag Gebrauch machen. Ich kann mich einer Trauerfeier, die an diesem Tage für Jacobowski veranstaltet wird - bei den Kommenden - und der Trauerrede, die ich dabei halten muss, nicht entziehen. Ich bitte Sie daher, mich für diesen (Donnerstag) Abend zu entschuldigen. Wir können dann am nächsten Donnerstag darauf verkündigen, wann die ausgefallene Stunde nachgeholt wird. Herrn Lammes jetzige Adresse fehlt mir augenblicklich.

Besten Gruß Ihr

Rudolf Steiner

556. AN MARIA STONA

FRIEDENAU-BERLIN, 11. APRIL 1901

Hochverehrte gnädige Frau!

Seien Sie mir nicht böse, ich will gewiss noch in dieser Woche an Sie schreiben und den «Loki»-Artikel zur rechten Zeit senden. Reuters Adresse ist: Köln am Rhein (Appelhofstraße). Er erhält aber einen Brief auch, wenn Sie bloß schreiben: O. Reuter, Köln am Rhein. Also wie gesagt, noch diese Woche einen ausführlichen Brief. Schönsten Gruß von meiner Frau!

Herzlichst Ihr Rudolf Steiner

557. AN MARIA STONA

FRIEDENAU-BERLIN, 29. JULI 1901

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Nun müssen Sie durch meine Lässigkeit im Schreiben noch gar auf dem Umweg durch Fräulein Reuter erfahren, dass ich auf meiner Reise nach Österreich die Absicht habe, Sie aufzusuchen. Haben Sie Dank für Ihre Nachrichten. Ich möchte allerdings auf meiner Rückreise zu Ihnen kommen. Darf ich? Ich möchte Sie so gerne wieder sprechen. Ich denke, nächsten Donnerstag abzureisen und zwischen dem 10. und 15. August zurückzufahren. Ich gedenke, ein paar Tage irgendwo in Ober- oder Niederösterreich zu bleiben und dann über Schönbrunn nach Hause zu fahren. Meine Frau wird wohl früher als ich nach Hause fahren müssen. Sonst hätte Sie auch gerne ein paar Stunden auf Ihrem Schlosse verlebt.

Vielen Dank für «Im Spiel der Sinne». Ich habe die «Briefe an einen Toten» sehr, sehr lieb. Wenn wir uns sehen, möchte ich Ihnen viel darüber sagen. «Ich spinne dem heimlichsten Sinn des Lebens nach!» Was macht das doch für einen Eindruck, wenn es so aus der Tiefe her auf tönt. Aber wie gesagt, mündlich alles andere. Ich danke Ihnen auch herzlich für die guten Worte in Bezug auf den endlich zustand gebrachten «Loki»-Artikel. Bruns hat begonnen, den Nachlass zu drucken.

Herzliche Grüße von meiner Frau und Ihrem

Rudolf Steiner

558. AN MARIA STONA

SALZBURG, 11. AUGUST 1901

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Vielen Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Wir werden nun doch wohl erst am 16. oder 17. bei Ihnen sein können, da wir von hier aus einen Umweg machen müssen, um einen Freund zu treffen, der eigentlich hier hätte sein sollen, nun aber ganz wo anders uns hinzitiert. Ich freue mich sehr, zu Ihnen zu kommen, desgleichen meine Frau. Aus dieser Freude heraus herzlichste Grüße von Anna Steiner

Herzliche Grüße von Ihrem ganz ergebenen

Rudolf Steiner

559. AN MARIA STONA

FRIEDENAU-BERLIN, 2. SEPTEMBER 1901

Geschätzteste gnädige Frau!

Auch ich glaube, dass, nachdem die Sache mit Schottlaender so weit ist, es am besten ist, bei ihm zu bleiben. Ich habe mir die Sache reiflich überlegt. Günstig finde ich Schottlaenders Anerbieten nicht. Dennoch scheint es mir gewagt, jetzt noch weiter zu suchen. Es dürfte nämlich für den Absatz des Buches gut sein, wenn es bald erschiene. Dann würde es fast gleichzeitig mit den beiden Nachlassbänden erscheinen. Und das wäre zweifellos sehr gut. Wenn Seemann es auch nähme, könnte sich doch eine der Sache schädliche Verzögerung ergeben. Wenn Sie sich mit Schottlaender auf fünfhundert Exemplare einigten, so wäre - wenn ich nicht ein ganz schlechter Prophet bin - das Risiko nicht allzu groß. Denn ich rechne mit Bestimmtheit auf einen Absatz, der die Zahl fünfhundert weit übersteigt. Ich würde mir aber an Ihrer Stelle nicht einen Spielraum von einem, sondern mindestens von zwei Jahren ausbedingen. Denn es müsste doch mindestens die zweite Ostermesse nach dem Erscheinen abgewartet werden, d.i. die Ostermesse 1903.

Den Brief Schottlaender lege ich wieder bei.

Zugleich ergreife ich die Gelegenheit, um Ihnen, verehrteste gnädige Frau, für den so lieben Empfang, den Sie mir bereitet haben, herzlichst zu danken. Es waren sehr schöne Tage, die wir auf Schloss Strzebowitz erleben durften. Die Bücher von Konegen sind auch schon angekommen. Auch dafür danke ich. Ich will doch nächstens einen kleinen [Aufsatz] über Sie zusammenbringen.

Wolzogen ist noch nicht da. Sobald er kommt, werde ich ihn aufsuchen. Denn ich möchte zu gerne, dass Sie auf seinem [«Überbrett!»] auftreten. Das wäre jedenfalls besser als etwa auf

dem Brausewetterschen, das jetzt schon spielt. Das Wolzogensche dürfte doch das bessere bleiben.

Bitte empfehlen Sie uns bei Ihren lieben Angehörigen und seien Sie selbst von Anna und mir herzlichst begrüßt.

Ihr Rudolf Steiner

560. AN MARIA STONA

FRIEDENAU-BERLIN, 12. SEPTEMBER 1901

Verehrteste gnädige Frau!

Eben sagt mir Albert Jacobowski, dass er sowohl das Buchzeichen wie auch die Grabschrift bereits besorgt hat. Es fehlt also, soviel ich sehe, nur noch das Klischee für das Bild, wie es im «Kommenden»-Album ist. Ich habe nun auch dieses mir soeben verschafft. Es ist doch wohl das Beste, ich sende dieses direkt an Schottlaender mit einem erklärenden Begleitbrief. Denn wozu sollte das erst den Umweg über Strzebowitz machen, der noch dazu über die Grenze, d.i. über das Zollamt, führt, das nun das Ding doch am Ende noch verderben könnte. Also ich sende gleichzeitig mit diesem Briefe das Klischee an Schottlaender und schreibe, dass er es durch mich in Ihrem Auftrage erhält. Für alles weitere, was etwa noch zu tun wäre, stehe ich natürlich immer sogleich zur Verfügung. Ich kann leider die Adresse von R.M. Werner jetzt auch nicht angeben, da ich, seit er vor acht oder zehn Wochen in Berlin war, nichts weiter von ihm gehört habe.

Wir werden also das Jacobowski-Buch in kurzer Zeit haben! Bald wird ja auch der Nachlass erscheinen, der eben ausgedruckt ist. Ach, es ist doch jammervoll! Ich muss daran denken, wie schmerzliche Stunden er vor jetzt gerade einem Jahr gehabt hat.

Herzliche Grüße von meiner Frau und von Ihrem

Rudolf Steiner

561. AN MARIA STONA

FRIEDENAU-BERLIN, 15. SEPTEMBER 1901

Verehrteste gnädige Frau!

Hierbei sende ich alles bisher von dem schönen Buch Erhaltene ab. Das «Vorwort» ist sehr schön, und ich kann nur raten, es so zu lassen, wie es ist; das Einzige, was ich zu sagen hätte, wäre, in der zweiten Zeile statt «mein erster Gedanke» zu sagen «einer meiner ersten Gedanken». Was Friedrich mit der «Dankbarkeit» will, verstehe ich nicht recht. Meiner Empfindung nach haben Ihnen die Mitarbeiter zu danken. Denn Sie haben die Führung übernommen bei dem Werke, das allen Mitarbeitern aus der Seele kommen muss.

Friedrichs Arbeit habe ich mir noch schwächer vorgestellt. Ich habe mit roter Tinte angemerkt, was ich anzumerken habe. Seite 14 das «wunderbö» ist für einen Menschen mit Stilgefühl greulich. Das Satzungetüm auf Seite 17 müsste durch die von mir angemerkte Interpunktion verbessert werden. Entsetzlich ist aber, und deshalb telegraphierte ich Ihnen «Abwarten», auf Seite 21 die «geistige Athletennatur». - Zum Davonlaufen - und - zu noch mehr. Bitte schön, diesen zu Jacobowski wie die Faust zum Auge passenden Ausdruck zu ersetzen durch einen andern, etwa: Seine allseitige Natur oder: Sein nach Allseitigkeit strebendes Wesen. Das Gedicht: «Ich hab einen Brief ...» habe ich korrigiert.

Sehr froh machte es mich, dass Sie mit meinem Aufsatz zufrieden sind. Eigentlich mag ich ihn, wie ich ihn jetzt wieder gelesen habe, auch ganz gerne. Bezüglich der Sphinx am Schluss möchte ich allerdings, nach Ihrer lieben Karte bezüglich Werners, eine Änderung. Sie werden, verehrteste gnädige Frau, bemerkt haben, dass es mir bei dem letzten Satze auf zwei Worte ankommt, nämlich auf «drohend» und «Leben». Sie müssen bleiben. Die alte ägyptische Frau hat für mich weiter keinen Wert.

Sie ist übrigens nachgerade in der Weltliteratur gar zu rätsel-schwatzhaft geworden. Deshalb bitte ich den letzten Satz so zu gestalten: «Man muss den drohenden Abgrund des Lebens furchtbar vor sich gesehen haben, wenn man einen Rettungs-versuch wie den <Roman eines Gottes> vollbracht hat.»

Die Namen am Schluss der Beiträge müssen wegbleiben, wenn sie am Anfang stehen.

Allerherzlichste Grüße von meiner Frau und Ihrem

Rudolf Steiner

562. AN MARIA STONA

FRIEDENAU-BERLIN, 18. SEPTEMBER 1901

Verehrteste gnädige Frau!

Ihre tiefe Betrübniß über Ettlingers Brief fühle ich mit. Es ist wirklich recht hart, wenn man für eine schöne und gerechte Tat, wie es die Herausgabe des Jacobowski-Buches durch Sie ist, eine solch - ich habe keinen anderen Ausdruck - brutale Beurteilung erfährt wie Sie von diesem Herrn. Trotzdem ich ein Lied über ähnliche Dinge aus meinem Leben singen kann, kann ich nur in einer gewissen Wut an diesen Ettlinger denken. Und doch möchte ich Sie bitten, den Mann nicht zu ernst zu nehmen. Das einzig Schlimme ist, dass man diesen Dingen von solchen Leuten immer wieder ausgesetzt ist. - Ich habe diesen Ettlinger nie überschätzt. Ich habe auch nie einen Hehl daraus gemacht, was mir natürlich auch missdeutet worden ist. Also er zählt auf, was alles über Jacobowski erschienen ist und erscheint. Es ist ungeheuerlich. Also Ihr Buch soll Grund zum Vorwurf und zu Befürchtungen sein. Das gegnerische Lager soll mobil gemacht werden! Ich kenne für diese Befürchtungen und ihren Ausdruck nur die eine Bezeichnung: welch feiges Philistertum. Wir tun, was wir für richtig halten, was wir vor uns rechtfertigen können, tun es allerdings mit Liebe für unseren verstorbenen Freund. Aber nur diese Liebe geht uns allein an; was aus ihr fließt, ist eine Notwendigkeit, der wir so weit dienen, als sie - nach unserer Auffassung - eine solche ist. Um das Mobilwerden im andern Lager kümmern wir uns nicht. Wer überhaupt nur an dieses Mobilwerden denken kann, ist eben, in meinen Augen, ein feiger Philister. Die Ettlingers werden eben nie den Mut finden, rein aus sich heraus, aus der unmittelbarsten Initiative, zu einer Sache «Ja» zu sagen. Solche Literaturkritiker taugen nur dazu, die ihnen vorgekauften literarischen Bissen noch einmal in Büchern und Artikeln wiederzukäuen. Ich, für meinen Teil, fand solches Geschäft sogar immer unappetit-

lich, wenn es von den «geistvollen» Literaturkritikern mit den vor Jahrhunderten verstorbenen Größen gemacht wird. Von der Gegenwart sollten die Wiederkäuer eigentlich ganz schweigen. Jedenfalls gebührt es sich für sie, dass sie nicht kläffen, wenn andere reden. Was mich persönlich angeht, so bin ich durch reichliche Erfahrung schon ein wenig «hart» geworden und habe mir den Spruch zurechtgezimmert: «Wenn ich mir auch nicht einbilde, ein Mond zu sein, so lasse ich die Hunde doch bellen.»

Was er über Ihre «Briefe an einen Toten» schreibt, kennzeichnet so recht diesen Ettlinger. Künstlerische Inferiorität, sonst nichts, kann ihn zu solchem Urteil führen und - im höheren, feineren Sinne - gesellschaftliche Inferiorität. Dass er vom «Dichten» so viel versteht wie der Ackergaul vom Pegasus, kann einem ja leidtun. Er verdiente dafür eine Professur der Ästhetik oder Literaturgeschichte an einer deutschen Hochschule. Da könnte er statt eines lebendigen Lessing, Schiller, Goethe u.s.f. ebensolche ausgestopfte Puppen den wissensdurstigen Zuhörern vorführen, wie es viele andere Hochschulzierden tun. Dass er es aber wagt, Ihnen sein plumpes, blindes Urteil auch noch zu schreiben, dafür habe ich nur den Ausdruck: dummdreiste Brutalität.

Und noch gar das «Kommenden»-Buch und der Nachlass! Im «Kommenden»-Buch sind ganz wenige Seiten von Jacobowski. Dies Buch war noch von J. projiziert, sogar zum Teil von ihm noch zusammengestellt. Gegen dies Buch und den Nachlass etwas zu haben, dafür endlich weiß ich nur noch ein Wort: Trottelosis in völlig gelungener Reinkultur. Verehrteste gnädige Frau, ich denke, Sie betrüben sich über diesen Ettlinger-Brief nicht weiter. Das Beste ist, Sie pulverisieren ihn und versenden das Pulver als Trottelosis-Bazillus gegen Unverstand und Urteilslosigkeit. - Im übrigen arbeiten wir weiter, wie es uns richtig und pietätvoll erscheint. Die Ettlingers wollen wir auf keinen Fall als unsere Richter anerkennen. Traurig ist ja, dass auch von seiner Seite zwölf auf ein Dutzend gehen und dass in un-

sern deutschen Schrifttum diese Dutzende unzähligemal voll sind. Meinetwegen kann sogar jeder solcher Dutzendmann ein «Literarisches Echo» redigieren. Man sollte ihn höchstens verurteilen, nichts weiter als «Echo» zu sein. Bis jetzt unterscheidet sich ein literarisches aber, wie es scheint, von einem natürlichen, dass ersteres jedes Mal, was man auch hineinschreit - eine Dummheit zurückruft. Also lassen Sie sich, verehrte gnädige Frau, nicht vergällen, was Sie in guter, ehrlicher und - rechter Weise tun.

Damit will ich die Antwort auf Ihren Brief schließen und nur noch von meiner Frau die herzlichsten Grüße anfügen

wie auch von Ihrem getreuen

Rudolf Steiner

563. AN MARIA STONA

FRIEDENAU-BERLIN, 22. SEPTEMBER 1901

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Bitte, bitte tausendmal um Verzeihung, dass ich die Korrekturen erst morgen früh (ganz gewiss) absende. Ihr Aufsatz - Erinnerungen - gefällt mir ganz außerordentlich. Ich konnte früher nicht absenden, weil ich heut Abend einen mich furchtbar in Anspruch nehmenden Vortrag zu halten habe.

Herzlichste Grüße Ihr

Rudolf Steiner

564. AN WOLFGANG KIRCHBACH

FRIEDENAU-BERLIN, 9. OKTOBER 1901

Verehrtester Herr Kirchbach!

Besten Dank für Ihre liebenswürdige Karte, aus der ich ersehe, dass wir Sie bei den «Kommenden» begrüßen dürfen. Ich möchte nun schon heute im Auftrag der «Kommenden» mit der Bitte zu Ihnen kommen, aus Ihren Werken etwas vorzutragen. Meine Bitte geht dahin, dass Sie schon morgen die Liebenswürdigkeit haben möchten. Ich hatte mir vorgenommen, in diesen Tagen persönlich wegen dieser Sache bei Ihnen vorzusprechen. Nun war ich aber gerade in diesen Tagen grässlich überbürdet. Vielleicht darf ich mir morgen Vormittag erlauben, mir Ihre eventuelle, sehr erhoffte Zusage persönlich zu holen.

In herzlicher Hochachtung Ihr

Rudolf Steiner

565. AN WOLFGANG KIRCHBACH

FRIEDENAU-BERLIN, 30. OKTOBER 1901

Verehrtester Herr!

Sie haben die große Liebenswürdigkeit gehabt, den «Kommen-
den» an einem der nächsten Donnerstage eine Vorlesung aus
Ihren Schöpfungen zuzusagen. Es wäre mir nun eine große
Freude, wenn wir morgen schon dieses Vergnügen haben könn-
ten. Unsere Abende beginnen offiziell um neun Uhr. Es wird
allerdings gewöhnlich eine halbe Stunde später. Hoffentlich ha-
ben wir die Freude, Sie oft bei uns zu sehen. Ich wäre sehr froh
darüber. Selbstverständlich ist bei uns die Redezeit ganz unbe-
schränkt. Es ist üblich, dass der Einzelne einviertel bis dreivier-
tel Stunden vorträgt. Es wird uns von Ihnen alles willkommen
sein.

In herzlicher Hochachtung Ihr ergebener

Dr. Rudolf Steiner

566. AN JOHANNA MÜCKE

FRIEDENAU-BERLIN, 14. NOVEMBER 1901

Verehrtestes Fräulein Mücke!

Bitte erfüllen Sie mir folgende Bitte. Ich kann nämlich G. Lammes [Adresse] nicht auffinden und kann deshalb nicht an ihn schreiben. Ich muss nämlich um Aufschieben der Rede-Übungsstunde vom Freitag, den 22. November (also morgen über acht Tage) bitten aus einem Grunde, den ich Ihnen morgen persönlich mitteilen werde. Ich bitte Sie also, an Gen. Lamme zu schreiben, damit wir das morgen Abend schon mitteilen können. Ich lege Marken bei, damit Sie den Brief an Lamme als Eilbrief schicken können.

Auf Wiedersehen morgen. Gruß auch von meiner Frau.

Herzlichst Rudolf Steiner

567. AN MARIA STONA

FRIEDENAU-BERLIN, 15. NOVEMBER 1901

Geschätzte gnädige Frau!

Es macht mir große Gewissensbisse, dass ich Ihnen nicht längst geschrieben habe. Ich tue es nun ganz gewiss morgen. Für heute möchte ich Ihnen nur herzlichsten Dank sagen für das Buch. Grämen Sie sich, verehrteste Frau, doch nicht zu sehr über die allerdings nicht ganz befriedigende Ausstattung. Ich sage Ihnen aus vollstem Herzen: alles, was von Ihnen an diesem Buche ist, erweckt so sehr die Befriedigung, dass es unbillig wäre, diese Ihre nicht hoch genug zu schätzende Tat wegen der Ausstattung nur um etwas geringer anzuschlagen. Morgen mehr. Ich bin wieder einmal gehetzt.

Herzliche Grüße Ihr

Rudolf Steiner

RUDOLF STEINER

Briefe

568. AN JOHANNA MÜCKE

FRIEDENAU-BERLIN, 21. NOVEMBER 1901

Verehrtestes Fräulein Mücke!

Mein morgiger Hegel-Vortrag ist also: Charlottenburger Casino:
Charlottenburg, Berlinerstraße 121. Beginn pünktlich 8 1/2 .

Herzlichen Gruß Ihr

Rudolf Steiner

569. AN MARIA STONA

FRIEDENAU-BERLIN, 2. DEZEMBER 1901

Geschätzteste gnädige Frau!

Es ist mir heute sehr schwer ums Herz. Es ist nun schon ein Jahr: da ging ich in tiefer Betrübniß vom Krankenhaus «Urban» nach Hause, mehr betäubt als klar denkend. Und die Wunde, die ich damals erhalten, blutet noch heute schwer. Ich möchte in diesen wenigen Worten von meinem Leid zu Ihnen sprechen, weil Sie mich verstehen.

Sie haben unserem Freunde ein schönes Denkmal gesetzt. Es war ein großer Gedanke von Ihnen, Ludwig Jacobowski in der Zeit als Lebenden festzuhalten. Heute, wenn ich das Buch so vor mir liegen habe, ist mir's, als wenn Sie gerettet hätten, was für das unmittelbare Leben die andern - die Freunde - retten können.

Ich schreibe Ihnen morgen - diesmal ganz gewiss - ein paar Adressen, an die ich gerne das Buch gesandt hätte. Dieser Brief von heute soll Ihnen zeigen, dass ich an diesem Trauertage mit meinen Gedanken bei Ihnen bin.

Von meiner Frau herzlichste Grüße und ebenso von
Ihrem Rudolf Steiner

570. AN MARIA STONA

FRIEDENAU-BERLIN, 24. DEZEMBER 1901

Geschätzteste gnädige Frau!

Erst jetzt kann ich etwas aufatmen, da die Feiertage beginnen. Ich benütze den Vortag derselben, Ihnen und Ihren lieben Angehörigen ein frohes Fest zu wünschen. Wenn ich jetzt an Ihr Heim denke und die Bilder, die ich den Sommer mitnehmen durfte, mir ins Winterliche übersetze, so könnte mir fast der - natürlich unerfüllbare - Wunsch entstehen, Ihnen persönlich frohe Weihnachten zu wünschen.

Haben Sie Dank für die Zeilen, die Sie mir auf meinen Brief vom 2. Dezember sandten. Sie waren es, der ich sagen konnte, was ich an diesem Tage empfand. Ich lese Ihre Erinnerungen in unserem Buche immer wieder. Und sie werden mir immer lieber, trotzdem sie mir vom Anfang an einen schon großen Eindruck machten. Welch ein Trost ist es doch, dass dieses Buch existiert. Ich habe am Jahrestage des Begräbnisses unseres lieben Freundes im Anschluss an «Jacobowski im Lichte des Lebens» eine Gedächtnisrede im Kreise der «Kommenden» gehalten.

Wenn es Ihnen passend erscheint, so bitte ich Sie durch den Verleger noch Rezensionsexemplare senden zu lassen an: Alfred Gold (Redaktion der Wiener «Zeit», mit Berufung auf mich. Adresse: Wien IX/3, Günthergasse 1) - Dr. Hans Landsberg, Berlin, Lützowstraße 75. - Curt Holm, Friedenau-Berlin, Cranachstraße 59. - Frau Dr. Ida Lux-Häny, Friedenau-Berlin, Hauff Straße 8. - Dr. Bruno Wille, Friedrichshagen bei Berlin. (Überall bitte ich hinzufügen zu lassen, dass um Besprechung ersucht wird und dass die Zusendung auf meine Veranlassung geschieht.)

Nun auch noch vielen Dank für die Weihnachtsüberraschung aus Ihren Wäldern. Das Festmahl versetzt uns so selbst zu Ihnen. An Ihren Herrn Vater, Fräulein Helene, Ihren Sohn und

die liebe Hausgenossin, die in Ihren «Menschen und Paragra-
phen» geschildert wird, herzlichste Grüße.

Sie selbst empfangen von uns beiden herzlichste Grüße.

Immer ganz Ihr Rudolf Steiner

571. AN MARIA STONA

FRIEDENAU-BERLIN, 21. JANUAR 1902

Hochverehrte gnädige Frau!

Wie sehr freuen wir uns, Sie zu sehen! Ich bin morgen und Donnerstag von vier Uhr nachmittags ab beruflich angehängt. Am besten fragt meine Anna morgen, 10 Uhr morgens in Ihrer Pension an, wann wir Sie begrüßen dürfen. Ich rechne darauf, dass Sie Donnerstagabend bei den «Kommenden» etwas - was Ihnen beliebt - von sich vorlesen.

Herzlichste Grüße von uns beiden an Sie beide

Ihr Rudolf Steiner

572. AN MORIZ ZITTER

FRIEDENAU-BERLIN, 10. JUNI 1902

Lieber Freund!

Nun war Dr. Kanner hier. Aber ich kann Dir leider nicht von sonderlich guten Hoffnungen berichten. Er hat mich zu sich ins Hotel gerufen; dann noch einmal bestellt. Er hat sich von mir stundenlang erzählen lassen. Was er mir zuletzt gesagt hat, hätte er mir auch sagen können, bevor er mich angehört hat. Zuletzt sagte er mir: ich solle ihm schriftlich ausarbeiten, wie ich mir vorstelle, dass ein modernes Feuilleton geleitet werden müsse, und was ich, im Falle einer Anstellung dazu, alles tun wolle. Ich mache das natürlich alles. Es schien mir aber doch nur ein Mittel, um mich loszuwerden, ohne direkt «nein» zu sagen. Alles, was er mir sagte, hat er auch schon zu Dir gesagt. Es ist dasselbe, was Du mir schriebst, das er Dir sagte. Ich konnte zuletzt aber wirklich nicht verstehen, was er eigentlich von mir wollte. Ich habe auch alles Äußere getan, was Du mir aufgetragen hast, d.h. einen solchen Anzug erstanden, wie Du sagtest, einen steifen Hut, Handschuhe. Es schien mir, dass Du damit ganz recht hattest. (Es hat die Taschen völlig geleert.)

Ich habe ihm das Verschiedenste vorgestellt, was gerade einen Menschen zum Leiter eines modernen Feuilletons prädestiniert, der sich auf den allerverschiedensten Gebieten umgesehen hat. Das ist ein Punkt, von dem er sagte, dass er ihm unbedingt «einleuchtet». Vorgebracht hat er überhaupt nichts gegen mich als die Anschauung, dass es «für mich» doch besser wäre, mich nicht dadurch von aller freien Schriftstellerei abzuschneiden, dass ich der bureauartigen Arbeit mich zuwende. Ich sagte natürlich, dass ich doch seit langem eine solche Stellung wollte und dass es gar nicht darauf ankäme, was für mich besser sei. Es war überhaupt alles zuletzt von ihm so vorgebracht, als ob er mein Bestes dann wollte, wenn er mich nicht anstellte. Irgendetwas Bestimmtes war aus ihm nicht herauszubringen. Ich

wusste zuletzt gar nicht mehr, was ich zu seiner ganz unklaren Ausdrucksart sagen sollte. - Ich hatte ihm übrigens vor einiger Zeit, auf seine Aufforderung hin, einen Lebenslauf geschickt. Aus dem Gespräche ging hervor, dass er ihn höchstens flüchtig gelesen hat. Ich bin nun der Meinung, dass die Mühe, die Du Dir für diese Angelegenheit gegeben hast, bei anderen, wohl hauptsächlich bei Burckhard, auf fruchtbaren Boden gefallen ist, dass ich also Kanner gut empfohlen bin, dass es aber auf ihn hauptsächlich ankommt. Er scheint aber einen andern zu wollen. Ob er sich nun verpflichtet fühlte, für seine Ablehnung nach Gründen zu suchen? Das alles frage ich mich vergebens. Fast scheint mir das so.

Nun muss ich aber doch auf die Einsendung des Elaborats über meine Auffassung eines Feuilleton-Redakteurs eine Antwort erhalten. Vielleicht ist daraus etwas zu ersehen. Es könnte ja übrigens doch noch nicht alles verloren sein; vielleicht wird doch noch etwas daraus. Denn, wie schon gesagt, mit einem «Nein» hat er mich ja nicht entlassen. Und dass es ihm etwas darauf ankam, mich seine Herrlichkeit als Herausgeber einer großen Zeitung, die nicht auf «ökonomische Beschränkung» zu sehen braucht, fühlen zu lassen: das habe ich genügend bemerkt. Vor allen Dingen wollte er mir klarmachen, dass der Feuilletonredakteur nur ein untergeordnetes Glied in einem «großen» Apparat ist und dass die Signatur der Zeitung von ganz anders woher käme. Ich ging selbstverständlich auf alle diese Dinge mit heiligem Ernst ein, obwohl ich innerlich lächeln musste. Wir wollen also sehen!! -

Ich meine, dass ich nun ganz gewiss am 15. mit dem Buche fertig bin. Du wirst es also bald haben. Anmerken wirst Du der Sache, dass ein großes Studium dahintersteht, trotzdem alles, was darinnensteht, völlig frei ist. Ich wollte, dass Du und Frau Mayereder zu dem Buche «Ja» sagen konnten. Vor mir selbst glaube ich diesmal sicher zu sein. Es kam darauf an, mir Zeit zu lassen.

Was macht Ihr? Du hörst bald wieder von mir. Indessen sei herzlich mit Deiner lieben Frau von uns beiden begrüßt.

RUDOLF STEINER

Briefe

Dein alter Rudolf Steiner

573. AN ANNA STEINER

HANNOVER [, 30. JUNI 1902] MONTAG NACHMITTAG

Meine vielgeliebte Anna!

Vom Bahnhof Hannover sende ich Dir den ersten herzlichen Gruß. Ich komme eben von Dr. Hübbe-Schleiden, bei dem auch dessen Münchner Freund Deinhard war. Ich habe nun doch die Überzeugung gewonnen, dass das Recht auf Hübbe-Schleidens Seite ist und dass der Bresch ein minderwertiger Fanatiker ist. Ich will nun sehen, wie's weitergeht. In einer Viertelstunde fahre ich weiter. Morgen Vormittag hoffe ich in London zu sein. Ich will Dir aller Vorsicht halber nochmals die Adresse schreiben Adr. Mr. Bertram Keightley 50 Linden Garden Bayswater [London] W

Bitte stecke beifolgenden Brief in den Briefkasten und behalte lieb Deinen Dich herzlich küssenden

Grüß Geni. Rudolf

574. AN ANNA STEINER

LONDON, 1. JULI 1902

Meine innigstgeliebte Anna!

Heute Morgen also bin ich hier angekommen. Gestern Abend 12 Uhr ungefähr kam der Zug in Vlissingen an. In Vlissingen steigt man ins Schiff. Bei der Überfülltheit der Züge ist es tatsächlich recht wenig erfreulich, jetzt lange Strecken zu reisen. - Also das Schiff bestieg ich mitten in der Nacht. Man kriegte was zu essen. Alles sündhaft teuer. Dann bekam man Schlafkabine angewiesen. Kabine 33 Bett 4. Als ich da hineinkam, waren schon drei Kerls drinnen. Und was für welche. Einer schnarchte so, dass an Schlafen auf keinen Fall zu denken war. Bevor ich in die Kajüte ging, schrieb ich eine Ansichtspostkarte an Dich. Also von Schlafen war keine Rede. Ich stand auf, sobald es hell wurde. Und nun: ein herrlicher Morgen. Wenn auch das Wetter nicht gerade herrlich war. Es gibt außer dem Gebirge doch nichts Schöneres in der Natur als rings um sich Wasser und Himmel. Höchstens hie und da ein Schiff. Das war recht schön. Und ich habe immer denken müssen: wenn Du doch jetzt da wärest. Denn die Nacht hätte ich Dir nicht gewünscht, mitzumachen.

Dann Ankommen auf englischem Boden um ungefähr 6 Uhr. Man hat dann noch 2 ½ Stunden per Eisenbahn nach London zu fahren. - Auf dem Wege sind Weiden, dann taucht London auf. - 1/2 9 Uhr steig ich aus. Mit dem voluminösen Koffer ist das doch alles recht umständlich. Endlich hab ich mein «cab», das ist eine Droschke, bei welcher der Kutscher obenauf, der Passagier innen sitzt. Das ist englische Spezialität. Also ich hab mein «cab». Da tauchen plötzlich Frau von Holten und Fräulein von Sivers auf. Gerade noch zur rechten Zeit, bevor ich abfahren. Dann fährt Frau von Holten zu ihrer Tochter nach Brighton. Frl. von Sivers führt mich zu Mr. Keightley. Ein reiner Segen: in England muss man in solchen Häusern jeden Morgen baden.

Also erste Londoner Erfahrung: ein Bad. Dann Frühstück bei Mr. Keightley. Das ist ein recht sympathischer, durchaus liebenswürdiger Mensch. Mittag wollte ich heute nicht mitessen. Denn es scheint mir doch das Beste, wenn ich mich nicht so an Zeiten binde. Also sitze ich denn da mittags 2 Uhr - da ist es aber in Berlin schon 3 Uhr - und habe eben gegessen: Stewed kidney Lyonnais. Du würdest das Ding geröstete Niere nennen. Heute abend für 7 Uhr habe ich mit Keightley dann eine Konferenz, wo er einmal hören soll, wie es sich mit den deutschen Theosophen verhält.

Ich will also heute einmal den Tag benutzen, um mich überall allein durchzufinden. Ich denke nämlich, so findet man sich am leichtesten zurecht in einer fremden Stadt. London macht übrigens von vornherein einen Eindruck, der sich von dem aller anderen Städte, die ich gesehen habe, wesentlich unterscheidet. Ich bin z.B. schon durch viele Straßen gekommen, aber ich habe bisher noch keine elektrische Bahn gesehen. Dafür stürmt an Droschken und Omnibussen alles durcheinander. Aber selbst da ist mehr Ordnung als am Potsdamer Platz in Berlin. Aber ich hab, wie gesagt, doch noch wenig gesehen. Vielleicht kommt das dicke Ende erst noch.

Sei allerherzlichst begrüßt und geküsst
von Deinem Rudolf

575. AN ANNA STEINER

LONDON, 4. JULI 1902

Meine liebe gute Anna!

Sehr bin ich beunruhigt, heute Freitag Nachmittag noch immer keinen Brief von Dir zu haben. Ich hoffe nun ganz bestimmt, heute Nachmittag werde einer ankommen. Mr. Keightley, bei dem ich wohne, ist eine hervorragend liebenswürdige Persönlichkeit. Dienstag Abend und Mittwoch Abend haben wir uns über sehr wichtige Fragen mehrere Stunden unterhalten. Ich habe viel Freude davon. Gestern Abend hielt Mr. Keightley einen Vortrag, der sehr interessant war. Sonst laufe ich in London die freie Zeit herum, die allerdings von heute ab schon sehr beschränkt ist. Denn heute war großer Empfang im Hauptquartier der Gesellschaft hier. Ich komme eben davon. In ein paar Minuten werde ich hinuntergerufen zu Keightleys Abendessen; dann $\frac{1}{2}$ 9 ist Vortrag von Mrs. Besant. Übrigens habe ich Mrs. Besant gestern persönlich kennengelernt.

Morgen beginnt ganz früh die Versammlung. Nachmittag bin ich zu einem «Tea» geladen; abends sind Vorträge. Das geht dann bis Dienstag so fort. Ich schreibe Dir öfter, meine liebe gute Anna, wenn es auch manchmal nur ein paar Worte sind, zwischen den Gängen, die übrigens in London alle Reisen sind. Die Entfernungen sind einfach entsetzlich. Ich denke immer an Dich. Du kannst gar nicht glauben, wie gerne ich Dich da haben möchte. Ich sehne mich sehr nach Dir.

Bitte schreibe mir doch recht viel. Vorläufig sei herzlichst geküsst und begrüßt

von Deinem Rudolf

576. AN ANNA STEINER

LONDON, 10. JULI 1902

Meine liebe gute Anna!

Also ich reise mit Frau von Holten morgen Donnerstag 10 Uhr von hier ab, nachdem ich mich in diesen Tagen bemüht habe, aufs Menschenmöglichste herumzulaufen, um so viel als möglich von London zu haben. Morgen also geht's nach Brüssel, wohl nur für einen Tag, so dass ich Sonntag in Paris sein werde. Ich bitte Dich, sende nichts ab, sondern wenn etwas ganz Wichtiges ist, so schreibe es mir kurz und schicke es nach Paris poste restante, Poste centrale. Ich möchte aber nicht, dass dahin Briefe gesandt werden, denn das ist mir doch zu unsicher. Also schreibe nur Du mir dorthin oder, wenn Du etwas für ganz besonders wichtig hältst, so telegraphiere dorthin. Aber wie gesagt: ich werde erst Sonntag dort sein. Ist etwas von ganz besonderer Wichtigkeit, so telegraphiere nach Brüssel poste restante, Poste centrale. Ich werde auch dort nachfragen.

Ich schreibe also nochmals beide Adressen:

Monsieur Dr. Rudolf Steiner und dann entweder

Brüssel (Bruxelles), poste restante, Poste centrale, Belgien (Belgique) oder

Paris, poste restante, Poste centrale, France.

Ich werde Dir nun morgen oder übermorgen schreiben, ob, wann und wo wir uns unterwegs treffen könnten. Ich hätte eine große Freude davon.

Herzlichsten Gruß und Kuss für heute

Dein Rudolf

577.- AN ANNA STEINER [POSTKARTE]

PARIS, 14 JUILLET 1902 MONTAG VORMITTAG

Meine liebe gute Anna!

Einen herzlichsten Gruß von hier. Augenblicklich ist's hier wie auf einem großen Jahrmarkt, denn heute ist das Erinnerungsfest der Republik. Alles ist auf den Beinen. Die ganze Stadt geschmückt. Wenn Du diese Karte noch morgen Dienstag oder Mittwoch vor 11 Uhr erhältst und es ist eine Korrektur da, so nimm diese Korrektur, mache sie auf, lass von jedem Bogen das eine Exemplar zur Vorsorge zu Hause und schicke nur ein gedrucktes Exemplar jedes Bogens hierher (poste restante, Poste centrale). Ebenso behalte das Manuskript zu Hause. Aber sende nichts mehr Mittwoch nach 12 Uhr ab. Ich schreibe Dir über alles andere noch heute einen Brief.

Alles Herzlichste Dein

Rudolf

Wenn wir uns in Köln treffen könnten, fährst Du wohl am besten früh morgens von Berlin ab und wärest abends dort. Alles Genauere schreibe ich Dir noch.

578. AN ANNA STEINER [POSTKARTE]

PARIS, 14 JUILLET 1902

Meine liebe gute Anna!

Eben werde ich ängstlich: ich könnte die Korrektursendung an die Druckerei Bernh. Buchbinder in Neu-Ruppin nicht genügend frankiert haben. In diesem Falle würde sie an Dich kommen, da ich unsere Friedenauer Adresse angegeben habe. - Ich bitte Dich, zahle das Strafporto in diesem Falle und gebe einen neuen Umschlag um die Sache und sende sie an die Adresse (Bernh. Buchbinder, Buchdruckerei in Neu-Ruppin).

Ich schreibe Dir heute noch einen Brief.

Alles Herzliche Dein

Rudolf

579. AN ANNA STEINER

PARIS, 15. JULI 1902

Meine liebe gute Anna!

Sonntag Abend bin ich mit Frau von Holten hier angekommen. Du kannst nicht glauben, wie wenig leicht es mit dieser Frau von Holten zusammen zu sein ist. Sie kann in allen Sprachen schwätzen, aber im übrigen ist sie grenzenlos beschränkt und stellt die kindischsten Fragen. Sie ist so recht ein Beispiel dafür, dass man viel gelernt haben und doch strohduhm sein kann. Wenn ich sie nur bald los hätte. - Ich freute mich ungeheuer, wenn wir uns auf dem Wege sehen könnten. Da das Geld von Rohrbeck, oder wie der Bursche heißt, gekommen ist, so wird es doch gehen, dass Du mir nach Köln entgegenkommst. Aber ich muss vorher nach Düsseldorf. Und dann muss ich nach Kassel. Ich soll dort die theosophischen Logen besuchen. Also überlege Dir, meine liebe gute Anna, ob Du lieber nach Köln kommst oder nach Kassel. Kommst Du nach Köln, so müssen wir dann zusammen über Kassel zurückreisen. Also auch in dem Falle, wenn Du nach Köln kommst, musst Du die Rückreise über Kassel nehmen. In diesem Falle müsstest Du Dir eine Rundreisekarte von jemand zusammenstellen lassen. Den Weg von Berlin nach Köln kannst Du nehmen, wie es Dir besser ist. Zurück muss dann die Karte über Kassel gehen.

Ist es Dir lieber, bloß bis Kassel zu kommen, so brauchst Du nur eine Tour- und Retourkarte von Berlin bis Kassel und zurück. Also, liebe Anna, was Dir lieber ist; wir fahren dann doch 3. Klasse. Aber nur bei Tage. So richten wir es ein. In Deutschland geht das ganz gut. Aber nun bitte ich Dich eines. Diesen Brief erhältst Du jedenfalls Donnerstag. Telegraphiere mir dann sofort, ob Du nach Köln oder nach Kassel kommst. Ich schreibe Dir dann umgehend, wann ich Dich da oder dort abhole und wie Du fahren sollst. Und wenn sonst was Wichtiges ist, so telegraphiere es mit. -Aber nur Wichtiges. Da ich weder Sonntag

noch gestern, noch heute am Zentral-Postamt etwas gefunden habe, nehme ich an, dass nichts Wichtiges vorgefallen ist. Wenn Du nach Empfang dieses Briefes telegraphierst, so telegraphiere: Docteur Rudolf Steiner, Paris, Hotel Slave, Rue Baudin 16. Also Du telegraphierst jedenfalls, ob Du irgendwohin kommst, und wohin. Ich erwarte Donnerstag Dein Telegramm. Donnerstag bin ich nämlich unter allen Umständen noch hier. Ich war heute bis V43 Uhr im Louvre. Da gehen einem ganz neue Dinge auf. Ich habe die Holten allein im Louvre herumbummeln lassen, und ich gehe mit dem Buche in der Hand von Bild zu Bild. Aber ich habe bis jetzt nur einen kleinen Teil gesehen. - Im übrigen enttäuscht eigentlich Leute wie mich Paris etwas. Es ist alles hier laut und jahrmaktmäßig. Ich dachte gestern, das käme alles vom Feste der Republik. Aber es ist heute auch so. Gestern habe ich mir natürlich die Truppenrevue nicht angesehen. Frau v. Holten war sehr betrübt, als sie hörte, dass ich dazu keine Lust habe. Ich habe aber eine List gebraucht. Ich habe sie schon Vormittag so müde werden lassen, dass sie Nachmittag nicht «Mau» sagen konnte und zu Hause blieb. Ich bin dafür in die Stadtviertel gegangen, von denen Zola geschrieben hat. Das ist mir interessanter, als hunderte und aberhunderte von roten Hosen zu sehen. Eben komme ich vom Place de la Bastille. Das war doch ein besonderes Gefühl für mich, auf dem Platz zu stehen, wo vor mehr als hundert Jahren die Freiheit mit dem Blute erkaufte worden ist. Auch da habe ich Frau v. H. nicht mitzunehmen gebraucht. Sie ist heute, Gottseidank, Stoffe kaufen gegangen. Sie ist lieber in den «Louvre» gegangen. Das ist aber nicht die Bildergalerie, sondern das «Magazin du Louvre», in Paris das, was in Berlin der Wertheim ist. Sie fragte mich gestern, ob ich dahin mitgehen wolle. Ich habe gedankt. Da hat sie dann rasch Bekanntschaft mit ihrer Zimmernachbarin im Hotel geschlossen und mit der ist sie nun heute Nachmittag losgezogen. Abends $\frac{1}{2}$ 8 Uhr beim Abendbrot soll ich sie wieder treffen. Jetzt ist's $\frac{3}{4}$ 7 und ich sende Dir, meine liebe gute Anna, noch die allerherzlichsten Grüße und Küsse.

Auf Wiedersehn

Dein Rudolf

Dienstag: Nicht wahr, Du erzählst nichts von meiner Reise, wo es nicht notwendig ist. Die Leute schwätzen zu viel.

580. AN ANNA STEINER [POSTKARTE]

PARIS, 15 JUILLET 1902

Meine liebe gute Anna!

Ich habe vergessen, in dem Briefe Dir zu schreiben, dass Du von Donnerstag ab mir Wichtiges nicht schicken, sondern schreiben sollst: Köln a. Rhein, postlagernd, Hauptpostamt. Wenn Du Korrekturen hast, so sende von jedem Bogen ein Exemplar dorthin, jedoch ohne Manuskript. Dieses behalte.

Herzlichst

Dein Rudolf

RUDOLF STEINER

Briefe

581. AN JOHANNA MÜCKE

PARIS, 21. JULI 1902 PLACE DE LA BASTILLE

Von dieser Stelle aus möchte ich Ihnen einen ganz herzlichen
Gruß senden.

Stets Ihr Dr. Rudolf Steiner

582. AN JOHANNA MÜCKE

FRIEDENAU-BERLIN [, 26. SEPTEMBER 1902]

Verehrtes Fräulein Mücke!

Ich finde wieder einmal Herrn Lammes Adresse nicht; deshalb muss ich Sie bitten, ihm mitzuteilen, dass es sonntags nicht geht, die Lehrer zusammenzurufen, und dass ich es am Sonntag den 5. Oktober tue und ihn davon benachrichtigen werde.

Wir sehen uns also am Sonntag abends, nicht wahr? Wir erwarten Sie von 6 Uhr ab.

Herzlichen Gruß Ihr Dr. Rudolf Steiner

583. AN WOLFGANG KIRCHBACH

FRIEDENAU-BERLIN, 2. OKTOBER 1902

Sehr verehrter Herr Kirchbach!

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihren Brief. «Was lehrte Jesus?» werde ich gewiss besprechen. Zugleich mit diesem Briefe sende ich Ihnen mein «Christentum» und lege ihm meine vor einem Jahr erschienene «Mystik im Aufgange» bei. Sie werden besonders aus dem ersten Kapitel der letzteren Schrift ersehen, worauf es mir ankommt. Ich brauchte, um das zu bezeichnen, was ich unter der «höheren Erkenntnis» verstehe, ein Wort und griff zu «Mystik». Ich weiß, dass in solcher Anwendung eines heute geradezu kompromittierten Wortes eine Gefahr liegt. Aber wir leiden doch alle darunter, dass wir für Vorstellungen, die wir neu prägen, schon geprägte Worte anwenden müssen. Der konservative Sinn der Menschen kritisiert unsere Vorstellungen nach der historischen Wortbedeutung. Dem aber können wir nicht entgehen.

Montag war es mir nachher unangenehm, dass ich meinen Widerspruch gegen Ihre Ausführungen zu sehr zugespitzt hatte. Aber glauben Sie nicht, dass es sich mir dabei um die Verstandeskategorien «wahr» und «falsch» handelte. Ich habe nur die Empfindung, dass es gerade jetzt für den «Denkpädagogen» eine gefährliche Sache ist, wenn er die Menschen auf der Leiter des Denkens nach den mechanischen Kategorien herunterführt. Das hängt mit einer historischen Perspektive zusammen, die ich vor mir sehe. Mir scheint in der Geschichte des abendländischen Denkens gegenwärtig ein Moment zu sein, wie wir einen solchen seit etwa Galilei noch nicht gehabt haben. Vorher war wieder einer zur Zeit Augustins. Von Augustin bis - etwa - Galilei haben wir eine Zeit der nach innen gehenden menschlichen Geisteskräfte. Seither eine Verbreiterung über die äußere Erfahrungswelt. Beide Entwicklungsströmungen müssen zuletzt bei toten Punkten anlangen. Die Denkgesinnung Augustins hat zu-

letzt alle Fähigkeit verloren, über die Außenwelt mitzusprechen; sie konnte nur noch un-, ja antiwissenschaftlich sein.

Unsere moderne naturwissenschaftliche Denkweise ist zwar im eminentesten Sinne wissenschaftlich - oder könnte es wenigstens sein, wenn die Naturforscher alle auch logisch geschulte Köpfe wären -, aber sie hat so, wie sie ist, alle Möglichkeit verloren, über das Innenleben, über den Geist mitzusprechen. - Und wir müssen, meine ich, wenn wir die «Zeichen der Zeit» richtig deuten, vor einer Epoche einer Vertiefung in den Geist stehen. Das nächste Zeitalter wird Augustinismus und Haeckelismus als «aufgehobene Momente» in sich enthalten. Ich halte nun für notwendig, dass heute ein Weltanschauungsbund die Empfindung weckt, von der Goethe sprach, als er sagte, die Kunst enthalte eine Manifestation geheimer Naturgesetze, die ohne sie ewig wären verborgen geblieben. Ich möchte darauf halten, das Gefühl zu erzeugen, dass nicht die tote wissenschaftliche, sondern die lebendige, im Geiste wiedergeborene Erkenntnis die Wahrheit bringe. Deshalb wäre es mir letzten Montag lieber gewesen, wenn Sie statt von der «Vererbung» hinunter in die Mechanik hinauf gedeutet hätten in das, was Goethe den «Typus» nennt. Ich mag den Begriff der Vererbung auch nicht, aber ich mag ihn deshalb nicht, weil er ein trivialer Begriff ist. Er ist, meiner Meinung nach, eine Eselsbrücke für tölpische Naturforscher, aber eine von den Hypothesen, die Goethe damit charakterisiert, dass er sagt, sie seien Gerüste, solange gut, bis das Gebäude aufgeführt ist, um dann abgebrochen zu werden. Das meinte ich auch, als ich sagte: Wir verdanken dem Begriffe der Vererbung viel. Gerade das auf der einen Seite Fläche, auf der anderen Seite Unbestimmte des Vererbungs-begriffes bewirkt es, dass ihn die Naturforscher als regulatives Prinzip benutzen. Noch mehr Metaphysik (aristotelisch gesprochen) vertragen heute unsere Naturgelehrten nicht; und noch weniger (reine Mechanik) verträgt das Zeitalter nicht mehr.

Mein «Christentum» nehmen Sie bitte für nicht mehr, als es sein will. Ich kenne seine Fehler, namentlich die historischen, ganz

genau. Der Zusatz «als mystische Tatsache» will ganz ernst genommen werden. Und ich wollte mir den Eindruck nicht dadurch verderben, dass ich an gewissen Punkten auf andere, zum Beispiel auf Strauß hinwies. Ich lege den Wert auf die Erkenntnis-Gesinnung, die ich zum Ausdruck bringe. Ich weiß, dass ich etwas Ähnliches wage wie einst Fritz Schultze, von dessen positiven Aufstellungen heute nichts mehr als richtig gilt, während das biogenetische Gesetz - vielleicht noch korrigiert - in alle Zukunft weiterleben wird.

Ich bin mit allen Ausführungen Ihres Briefes einverstanden. Ich bemühe mich nur, neben der Vorstellung, dass die reale Christus-Einheitsgestalt, die Sie und ich sehen, die andere durchzubringen - dies psychologisch im höheren Sinne genommen -, dass das «Eine» nicht bloß fertiges Atman, sondern lebendiges Tun, Karman, ist. Eine ganze Lichtfülle fällt für mich auf den Erkenntnisbegriff, wenn ich ihn sehe in der Perspektive, die Brihadāraṇyaka-Upanishad 3, 2, 13 eröffnet: Der Sohn des Ritabhaga fragt den Yājñavalkya: «Wenn nach dem Tode eines Menschen seine Seele verfließt in dem Feuer, wenn sein Auge mit der Sonne verschmilzt, sein Intellekt zur achten (8.) Sphäre geht, sein Körper zu Staub wird, seine Seele sich mit der Allseele einigt . . . wo ist dann der Mensch?» Da sagt Yājñavalkya: «Nimm mich an der Hand, mein Schüler, darüber müssen unsere Seelen sich verständigen» - und sie gingen hinweg von den Menschen, dahin, wo nur Seele die Seele hört, und unterredeten sich. Und das, wovon sie sprachen, war die Evolution, und das, was sie priesen, war die Evolution (Karman).

Ich werde immer unterbrochen und muss den Brief unvollendet absenden, damit er nicht gar zu lange auf sich warten lässt. Ein andermal weiter. Bücher folgen.

In herzlicher Hochachtung Ihr

Rudolf Steiner

584. AN ANNA STEINER

WEIMAR, 16. APRIL 1903

Meine liebste Anna!

Gestern habe ich also den ersten Vortrag hier gehalten. Ich war erstaunt über den guten Besuch- Auch viele bekannte Gesichter waren da. Fräulein Streichhan ist die alte geblieben. Sie war recht liebenswürdig und erkundigte sich eingehend nach Dir. Sie sagte: schade, dass Du nicht mitgekommen seist, Du hättest bei ihr logieren können. Auch Wähle war da und Rasch. Dagegen konnte ich Fröhlich und Rolletschek nicht entdecken, habe sie auch bis jetzt nicht gesehen. Gewundert hat mich das. Von Erbers scheint auch niemand da gewesen zu sein. Angekommen bin ich ziemlich erkältet. Doch geht das langsam fort. Abends nach dem Vortrage war ich mit Herrn von Henning, der Mitglied der Theos [ophischen] Gesellschaft] ist, in der Schlaraffia, in der ich früher nie war. Ich hatte keine besondere Lust natürlich, dahin zu gehen. Allein es war der Redakteur der Zeitung «Deutschland», der Dir bekannte Lorenz, dort und lud mich ein. Und da ich nicht will, dass sich die Zeitung «Deutschland» etwa von vornherein ablehnend gegen die theosophische Sache verhält, so brachte ich das Opfer, das mir gestern bei meiner Müdigkeit wahrlich nicht leicht geworden ist.

Heute ging ich einmal durch den Park, am lieben Goethe-Gartenhäuschen vorbei. Ich dachte einen Augenblick, als ich an Erbers Haus vorbeikam, nach, ob ich Frau Erber Guten Morgen sagen solle. Da es aber erst $\frac{3}{4}$ 10 Uhr morgens war, unterließ ich es. Beinahe hätte ich vergessen, Dir zu sagen, dass auch Neuffer, der gegenwärtig in Weimar Ferien hält, im Vortrage war. Nicht da war, wie wohl selbstverständlich, der Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs, Geheimrat Prof. Dr. Bernhard Suphan. So kompromittieren wird sich der doch nicht. Ich erwäge nun hin und her, ob ich ihn aufsuchen soll oder nicht. Da meine Vorträge hier auf allen Anschlagssäulen und in den Zeitungen stehen,

weiß er natürlich, dass ich da bin. Es kommt aber sogar in Betracht, dass es ihm vielleicht lieber ist, wenn er mich nicht sieht. Denn dass Theosophie etwas so viel Höheres ist, als was alle Archivwissenschaft sich träumen lässt, davon hat er natürlich keine Ahnung, und so denkt er wohl, dass etwas von einer kompromittierenden Sache auf seinen Ruf abfärben könnte. Wir wollen sehen!

Die Briefe habe ich heute Morgen erhalten. Jetzt, da ich dieses schreibe, ist es 12 Uhr. Ich sitze auf meinem Zimmer im «Russischen Hof», wo ich mir habe warm einheizen lassen. Denn draußen scheint zwar die Sonne, aber warm ist's wirklich nicht.

Heute Abend wird ein kleiner theos[ophischer] Zirkel bei Frau Lübke sein, der sich über Verschiedenes belehren lassen will. Morgen ist der zweite Vortrag. Ich gebe Dir, meine liebe gute Anna, noch Nachricht, wann ich komme. Nur schicke morgen, Freitag, keine Briefe ab, wenn ich Dir nicht Gegenteiliges schreibe.

Und nun, meine liebe gute Anna, wünsche ich Besserung für Deine Erkältung. Es ist schade, dass Du nicht hier mit sein kannst. Du hättest Dich gefreut, heute den Gang durch den Goethe-Garten mitzumachen. Ob Du, außer Fräulein Streichhan, gestern Bekannte gefunden hättest, über die Du Dich gefreut hättest, weiß ich gar nicht.

Mit herzlichstem Gruß und Kuss Dein

Rudolf

585. AN ANNA STEINER

WEIMAR, 18. APRIL 1903

Liebste Anna!

Der zweite Vortrag ist also auch gehalten. Er war noch besser besucht als der erste. Gestern habe ich Frau Erber besucht. Sie war dann auch im Vortrag. Auch Frau Dr. Mitzschke war da. Sie erkundigte sich eingehend nach Dir und allen Kindern und trug mir an alle die allerschönsten Grüße auf. Heute Vormittag besuchte ich das Goethe- und Schiller-Archiv. Suphan war im höchsten Grade freundlich, zeigte mir sein neues Heim ganz eingehend und begleitete mich sogar ganz weit. Alles andere erzähle ich Dir. Ich muss jetzt Deinhard erwarten, der hierher als Störenfried zu kommen scheint.

Allerherzlichste Grüße und Küsse

Dein Rudolf

586. AN ANNA STEINER [POSTKARTE]

WEIMAR, 21. APRIL 1903 7 UHR ABENDS

Liebste Anna!

Eben werde ich zum Bahnhof gehen, um nach Leipzig zu fahren
- zu Bresch -, und morgen abends hoffe ich zu Hause zu sein.
Sonntag war ich bei Frl. Streichhan. Gestern bei Otto Francke
und bei der alten Frau Stavenhagen. Heute sagte ich noch Frau
Erber Adieu.

Herzlichste Grüße und auf Wiedersehn

Rudolf

587. AN WOLFGANG KIRCHBACH

SCHLACHTENSEE BEI BERLIN, 30. JUNI 1903

Verehrtester Herr Kirchbach!

In der Annahme, dass Sie von Ihrer Reise wieder zurückgekehrt sind, sende ich Ihnen die beiden ersten Nummern des «Luzifer». Vielleicht können Sie bald mir die Freude machen, Ihre versprochene Mitarbeiterschaft zu realisieren.

Der «Luzifer» zahlt für die Seite allerdings nur 6 Mark. Vielleicht wird's später besser.

Auf baldiges Wiedersehen herzlichst grüßend ganz Ihr

Rudolf Steiner

Schlachtensee bei Berlin, Seestr. 40

588. AN MARIA STONA

SCHLACHTENSEE BEI BERLIN, 30. JUNI 1903

Hochgeschätzte gnädige Frau!

Die beifolgende 1. Nummer meines «Luzifer» wird Ihnen die Ungezogenheit meines Schweigens erklären. Ich bitte tausendmal um Entschuldigung. Herzlich freue ich mich über die Gedichtsammlung, über die ich Ihnen ausführlich schreibe, wenn ich von London zurückkomme. Heute kann ich nicht, ich muss in zwei Stunden abreisen.

Alles drängt.

Ihr immer gleich zugetaner

Dr. Rudolf Steiner

589. AN ANNA STEINER[POSTKARTE]

LONDON, 2. JULI 1903

Liebe gute Anna,

ich wollte Dir heute einen Brief schreiben; es wird aber zu spät. Eben habe ich eine Konferenz mit Olcott gehabt. Abends ist Versammlung. Die Fahrt war im Übrigen anstrengend, aber die Seefahrt wunderschön. Spiegelglatte See durch sieben Stunden. Esher liegt von London so weit weg wie Schlachtensee von Berlin. Gestern Abend 10 Uhr kamen wir an; heute Morgen fuhr ich schon wieder um 9 Uhr herein nach London. Abends komme ich erst nach der Versammlung wieder hinaus. Fr. v. Sivers ist kaputt angekommen und konnte heute überhaupt nicht nach London hereinkommen. Wenn Geni noch nach London kommt, während ich da bin, soll sie sich doch mit mir ein Rendezvous geben.

Allerherzlichste Grüße von Deinem

Rudolf

590. AN ANNA STEINER

LONDON, 7. JULI 1903

Meine liebe gute Anna!

Erst heute sind die ersten anstrengenden Tage der Konvention etwas zu Ende, und es geht hier ruhiger zu. - Ich habe in dieser Zeit Versammlung nach Versammlung gehabt. Dazwischen, meine liebe gute Anna, mache ich mir Sorge um Dich. Ich weiß, dass Du allerlei siehst, was gar nicht vorhanden ist. Und ich weiß auch, dass es mir jetzt nicht viel hilft, wenn ich Dich zu beruhigen versuche. Das wird gewiss in kurzer Zeit wieder anders werden. Du wirst einsehen, dass ich Dich lieb, sehr lieb habe, wie früher. - Ich bitte Dich, erhole Dich in diesen Tagen ein wenig. Du hast es so schwer gehabt. Ich sehe ja alles das ein. - Ich denke gleich nach dem 20. zu Hause zu sein; doch lässt sich das heute, nach den hiesigen Verhältnissen, nicht ganz gewiss sagen. - Gegenwärtig ist es in London noch lebhafter als sonst. Denn es ist Loubet, der Präsident der französischen Republik, hier, und die Straßen sind nicht nur beflaggt, sondern auch so voll von Wagen und Menschen, dass zuweilen ein ganzer Menschenknäuel sich ansammelt und man halbstundenlang nicht weiterkommt.

Vielleicht hast Du mir mittlerweile schon geschrieben. Und wenn Du vielleicht Geni schreibst, kannst Du ihr sagen, sie solle sich mit mir, falls ich noch in London bin, wenn sie kommt, ein Rendezvous geben im Cafe Verrey, Regent Street.

Hoffentlich geht es Dir recht viel besser als in der Stunde, in der wir uns getrennt haben.

Habe herzlichste Küsse und Grüße von Deinem Rudolf

Adresse: Dr. Rudolf Steiner per Adr. Mrs. Bright

Esher bei London The Lodge England

591. AN WOLFGANG KIRCHBACH

LONDON, 12. JULI 1903

Verehrtester Herr Kirchbach!

Empfangen Sie meinen besten Dank für Ihre Postkarte. Sehr erfreut es mich, dass Sie über Hegels Geistphilosophie schreiben wollen. Selbstverständlich empfangen Sie das Honorar sofort nach Empfang des Artikels. Ich darf Sie aber wohl bitten, den Raum von 10 Seiten nicht zu überschreiten. Nicht weil ich Ihnen nicht auch für einen längeren Artikel sehr dankbar wäre, sondern weil ich gerade diesen Artikel in einer Nummer bringen möchte. Ich bin erst am 23. Juli frühestens wieder zu Hause und bitte Sie, zu berücksichtigen, dass der Artikel erst dann eintrifft. Es ist vorher niemand bei mir zu Hause, und es könnte leicht Verwirrung mit Dingen eintreten, die vorher eintreffen. Sehr freut es mich, dass Ihr Sohn etwas an meiner Tegeler Rede gefunden hat. Es lag damals alles im Intentionellen; und ich wollte manches «zwischen den Zeilen» sagen.

Herzlichste Grüße aus Ihrer Vaterstadt ganz Ihr ergebener

Rudolf Steiner

592. AN ANNA STEINER

ESHER BEI LONDON, 13. JULI 1903

Meine liebe gute Anna!

Diesen Brief schreibe ich Dir hier in Esher am Montag Vormittag. Esher ist ein Örtchen in der Nähe von London, in dem Brights während des Sommers hier wohnen. Es war sehr schade, dass diesmal in London alles ohne Mrs. Besant abgehen musste. Sie ist in Indien. Ich selbst bewohne das Zimmer, in dem sie immer war, wenn sie in Esher sich von ihren vielen Strapazen erholt hat. Brights sind in London wohl die besten Freunde von Mrs. Besant. Sie stellen ihr immer, wenn sie in London ist, entweder ihre Stadtwohnung oder ihre Landwohnung hier in Esher zur Disposition. [Die] Bright-Familie besteht aus der alten Mutter, die 68 Jahre alt ist, und der Tochter, die hier gegenwärtig bei ihr wohnt. Ein Sohn der alten Frau wohnt das ganze Jahr mit seiner Familie hier im Nachbarhause. Die alte Frau Bright ist die Witwe eines berühmten Parlamentmitgliedes, Jacob Bright. Sie hat sich früher selbst sehr viel mit Politik beschäftigt. Seit vielen Jahren aber widmet sie sich der theosophischen Bewegung. Sie ist eine ungemein lebhaftere Frau, die viel erzählt und die sehr energisch ist. - Das schöne Landhaus (The Lodge) bewohnen jetzt die zwei Damen.

Ich freue mich nun sehr darüber, dass Du nach Weimar gefahren bist. Hoffentlich erholst Du Dich ein wenig von Deinen Ermüdungen. Um den 21. sehen wir uns wieder. Ich schreibe Dir noch das Nähere.

Die Konventions-Tage waren sehr anstrengend, namentlich auch deshalb, weil von Esher nach London fast $\frac{3}{4}$ Stunden zu fahren ist, und weil es in diesen Tagen in London sehr heiß war. Auch kam noch dazu der Besuch des französischen Präsidenten, wodurch man oft stundenlang nicht die Straßen passieren konnte.

Auch Deine zweite Briefsendung habe ich erhalten und danke Dir sehr dafür. Von jetzt ab soll alles liegen bleiben.

Dass Du mir Kirchbachs Karte geschickt hast, war mir besonders lieb, denn ich konnte ihm von hier aus antworten. Kirchbach ist nämlich in London geboren.

Zwischen den verschiedenen geschäftlichen Dingen habe ich doch auch wieder manches hier gesehen, was mich sehr interessiert, z.B. die alte Stadt Oxford mit ihrem wunderbaren Charakter und ihrer ganz merkwürdigen Universität.

Dann war ich gestern in der National-Galerie, um Turners Landschaften wieder zu sehen, jenes herrlichen Malers, der mich im vorigen Jahr so sehr begeistert hat und der mir noch bedeutungsvoller scheint als Böcklin.

Auf Wiedersehen, meine liebe gute Anna, und viele Küsse und Grüße von

Deinem

Rudolf

593. AN JOHANNA MÜCKE

SCHLACHTENSEE [23. SEPTEMBER 1903]

Verehrtestes Fräulein Mücke!

Vielleicht interessiert Sie, dass ich heute abends für den Giordano Bruno-Bund im Rathause spreche über:

Weltmythen in Anknüpfung an Kirchbachs «Letzte Menschen».

Ich werde allerdings soeben damit überfallen und muss ganz unvorbereitet sprechen.

Herzlichen Gruß Ihr

Rudolf Steiner

594. AN JOHANNA MÜCKE

SCHLACHTENSEE BEI BERLIN, 2. OKTOBER 1903

Verehrtestes Fräulein Mücke!

Die Lektüre der heutigen «Vorwärts»-Bemerkung Ledebours über Bernhards Verhältnis zur Arbeiter-Bildungsschule zwingt mich doch, den Brief Geithners zu beantworten. Glauben Sie deshalb nicht, dass ich deshalb in etwas von dem abweiche, was wir Sonntag besprochen haben. Aber die Polemiken werden jetzt so geführt, dass im Interesse der guten Sache jeder vor allem auf Klarheit der Situation halten muss. Ich werde der Schule dienen, bis man mich nicht mehr haben will, aber Geithner und, wenn noch andere dahinterstecken, auch diese ändern sollen wissen: wie ich denke. Deshalb sende ich ihm auch die vier ersten «Luzifer»-Nummern. Man könnte leicht sonst einmal kommen und sagen: ich hätte meine Meinung der Bild[ungs]sch[ule] gegenüber «gefälscht». Denn solche Bezeichnungen scheinen gar nicht bloß «Würze» der Polemik, sondern gang und gäbe Charakterdefinitionen werden zu wollen. - Ich freue mich, Sie morgen wieder zu sehen.

Alles Herzliche ganz Ihr

Rudolf Steiner

595. AN ANNA STEINER

BERLIN, 6. FEBRUAR 1904

Liebe Anna!

Beiliegend schicke ich Dir, was in diesen Tagen an Dich angekommen ist. - Ich bin besorgt um Dich und hoffe nur, dass es Dir jetzt in einer etwas andern Umgebung etwas besser geht als hier, wo Du Dich in den letzten Wochen so wenig wohl fühltest. Deine Hand wird ja gewiss besser werden, wenn Du ein wenig innerlich ruhig bist. Ich glaube doch, das Auflegen des Senfpapiers müsse gut tun. - Ich musste viel Deiner Worte, letzten Montag, vor Deiner Abreise, gedenken. Glaube doch wirklich nicht, liebe Anna, dass ich nach dem strebe, was man Glück nennt. Auf Glück verzichte ich gern. Das Streben nach Glück bei mir voraussetzen, ist ein Auszuschließender. Ich will wirken und arbeiten, was ich kann. Und sonst will ich nichts. Nächstens mehr.

Herzlichst Dein

Rudolf

596. AN ANNA STEINER

BERLIN, 14. FEBRUAR 1904

Liebe Anna!

Herzlichen Dank für Deinen Brief, der mich wenigstens wegen Deiner Hand etwas beruhigt, die ja ein wenig besser zu sein scheint. Dass Du bei Frau Erber nicht lange würdest bleiben können, sah ich ja wohl voraus. Aber es ist doch die Art recht hässlich, wie der ewige Klatsch gemacht wird. Haben denn die Leute wirklich gar nichts zu tun, als über ihre Mitmenschen derlei Dinge auszuhecken? Ich möchte am liebsten mit derlei Sachen gar nichts zu tun haben. Aber das scheint ja gerade mein Verderb zu sein, dass ich mich um diese hässlichen Sachen nie gekümmert habe. Dass Frau Lübke irgendetwas derartiges, wie Du schreibst, gesagt hat, glaube ich übrigens einfach nicht. Woher sollte sie auf so etwas kommen? Das können sich, wenigstens soweit ich in Betracht komme, die edlen Menschen nur aus den Fingern gesogen haben. Und dann behaupten sie natürlich, Frau Lübke hätte es gesagt. Aber das kann einfach nicht wahr sein. Ich weiß natürlich nicht, was sich die Menschen alles erzählen. Doch weiß ich wirklich nicht, was ich gegen die Klatschsucht machen soll. Hätten die Menschen nur ein wenig die Neigung, sich mit etwas Vernünftigem und Ersprießlichem zu beschäftigen, so würden sie gar nicht darauf verfallen, in jedes Mauselloch hineinzuriechen und um die persönlichen Verhältnisse ihrer Mitmenschen sich zu kümmern.

Du selbst aber, Hebe Anna, hast alles in der letzten Zeit schief angesehen. Sonst hättest Du nicht sagen können: Du wünschst, dass ich glücklich werde. Missverstehe mich nicht. Ich weiß, dass Du es so meinst. Aber ich strebe wirklich nicht danach, persönlich glücklich zu werden. Ich will nur verstanden werden. Mich selbst aber - als Person - sollen die Leute links liegen lassen. Ich habe mich der Theosophie zugewandt, weil sie mir immer in der Seele und im Blute steckte. Und ich weiß, dass ich

erst in ihr an den rechten Platz gestellt werden könnte. Aber nun hast Du alles so missverstanden; und dadurch hat sich, wie es scheint, überall so viel Klatsch aufgehäuft. Du mußt mich auch darin nicht missverstehen. Ich gebe Dir überhaupt nicht die geringste Schuld; und ich würde den Tag mit inniger Freude begrüßen, an dem Du zufrieden sein könntest. Aber was soll ich machen? Es ist jetzt alles auf das Persönliche zugeschnitten worden. Du meinst: es handle sich mir um ich weiß nicht was für persönliche Beziehungen. Soll ich denn aber ein in einen Philister-Vogelkäfig eingesperrter Philister sein, der mit Philistern über Philister spricht? Wenn das je in mir gelegen hätte, dann kämpfte ich nicht heute noch um jedes Stückchen Brot, sondern ich hätte irgendein philiströses Amt und könnte glücklich sein. Ich will mich nicht überheben, aber um eine Eisenbahn zu bauen, oder eine Fabrik zu leiten, oder einen Hofratsposten auszufüllen, hätte mein Verstand doch wohl dreimal gereicht. Liebe Anna: dazu war ich doch nicht dumm genug. Wie gesagt, das ist keine Überhebung. Ich habe mich nie um die persönlichen Verhältnisse der Leute gekümmert. Ich habe davon gesprochen, wenn Amtsherrn nicht klug oder fleißig genug waren, um ihre Amtssachen zu führen; aber es ist mir ganz gleich gewesen, was sie in den Dingen getan haben, die andre nichts angehen. Ich erkenne über mich keinen Richter, denn ich weiß, was ich tue. Ich habe mich nie für etwas anderes interessiert, als was geistiger Art ist. Und wenn es in der Zeit, da ich zuerst in Berlin war, anders schien, so ist das doch auch ein Irrtum. Ich wollte damals die Literatur der jungen Leute ehrlich kennenlernen. Ich hätte deshalb mich allerdings nicht auf den Dreck dieser jungen Leute einlassen sollen. Aber das war ein ehrlicher Irrtum. Und ich habe es mit recht dreckigem Klatsch büßen müssen. - Nun, liebe Anna, auch jetzt soll nichts anderes geschehen, als was Du willst, nur darf es nicht der Aufgabe widersprechen, die mir das Leben stellt. Aber wolle doch selbst etwas. Warum willst Du denn durchaus den Rat von Leuten einholen, die kein Fünkchen Verständnis für mich haben? Von Leuten, die doch nur alles schief ansehen, und die glauben, andere Men-

schen sind so schlecht, wie sie selbst sein würden, wenn sie nicht zu feige wären. Vielfach sind sie sogar so schlecht und wissen es nur gut zu verbergen. Soll ich denn dadurch, dass Du Dir den Rat von Dummköpfen einholst, von der Dummheit abhängig werden? Wenn Du nur wolltest, so brauchtest Du keinen solchen Rat. Aber Du müsstest nur selbst etwas wollen. Das kannst Du doch wissen, dass ich alles tun werde, was Dir gut sein kann, sofern ich es selbst kann. Wenn ich Dir eine Zufriedenheit aus der Erde bohren könnte, so möchte ich es tun. Aber wie? Das hängt doch ein wenig auch von Dir ab. Das geht doch nicht, dass Du Dich nach der philisterhaften Einflüsterung richtest. Wann Du kommst, schreibe bitte vorher. Ich muss jetzt endigen, denn ich muss gleich jetzt ins Rathaus, um dort zu reden. Sei herzlichst begrüßt von Deinem

Rudolf

597. AN ANNA STEINER

MÜNCHEN, N. APRIL 1904

Liebe Anna!

Nach drei Stuttgarter, ganz mit Arbeit ausgefüllten Tagen bin ich jetzt in München, wo ich auch schon gestern vorgetragen habe, heute und morgen vortrage, vielleicht auch noch Mittwoch. Von Donnerstag oder Freitag an muss ich dann in Lugano sein.

Wieder habe ich in Stuttgart und gestern auch hier gesehen, wie tief notwendig meine jetzige Art von Betätigung ist. Ich kann eben nicht anders. Es macht mir nur eines Sorgen: dass Du Dich kränkst, dass es Dir nicht gut geht. Ich hatte in Berlin so viel in den letzten Tagen zu tun, dass ich Dir nur kurz alles sagen konnte, was zu sagen war. Im Hinblick auf Deinen nach Weimar geschriebenen Brief, kann ich Dir nur sagen, dass ich alles, alles tun werde, was Dir das von Dir gewünschte Leben erleichtert, möglich macht. Ich weiß, dass es die wahrlich nicht von mir gewählten jetzigen Verhältnisse sind, die alles so herbeigeführt haben. Aber alles das war notwendig und kann nicht abgewendet werden.

Nur leiden sollst Du nicht, liebe Anna. Suche zu verstehen, dass ich eine Lebensaufgabe habe, dass keine persönlichen Beweggründe mich leiten. Ich kann nur immer wieder sagen: ich will nichts haben, am wenigsten, was so viele Menschen Glück nennen. Solches Glück ist mir nichts. Ich will bloß wirken.

Also bis Dienstag oder Mittwoch abends bin ich in München, Hotel Deutscher Kaiser. Dann (am Mittwoch) würde ich evtl. erreicht werden durch einen Brief in Zürich, Hotel Augustinerhof, Peterstraße 8. Jedenfalls aber vom Freitag an: per Adr. Günther Wagner, Lugano-Castagnola,

Mit herzlichen Grüßen Dein

Rudolf

598. AN JOHANNA MÜCKE

LUGANO, 15. APRIL 1904

Verehrtestes Fräulein Mücke!

Vielen Dank für Ihren Brief. Lassen Sie sich, liebes Fräulein Mücke, niemals den Gedanken beikommen, dass Sie mir etwas nicht sagen sollen, weil es mich irgendwie treffen könnte. Derlei Rücksichten sollen Sie auf mich nicht nehmen. Ich möchte gleich an Ihren Satz anknüpfen vom «Niederlegen der Waffen». Ich kämpfe nach der in Frage stehenden Richtung nicht, habe nie gekämpft. Ich habe - aus gewissen Gründen - die sogenannten Waffen rings herum in der Luft herumpfuchteln gesehen. Ich selbst verteidige mich am liebsten gar nicht. Alles soll nur geschehen, wenn es die Sache nötig macht, der ich diene. Aber es ist natürlich nicht immer gerade leicht, eine Sache in der rechten Weise zu schützen. Die Menschen, die ihre Person schützen wollen, können viel leichter Mittel an die Hand bekommen. Was aber zum Schutze der Person richtig ist, ist zuweilen, wenn es sich um die Behütung einer Sache handelt, die denkbar schlechteste Waffe. An sich ist es schon eine üble Sache, mit Klatsch zu tun zu haben. Und um Klatsch handelt es sich ja doch. Es war aber immer meine Aufgabe, gegen Klatsch so unempänglich wie möglich zu sein. Es kann recht Finsteres kommen, recht Schlimmes. Es kann sein, dass es für eine Zeitlang scheinen wird, als wenn alles von mir abfiele. Aber in der Wirklichkeit handelt es sich nicht um den Schein; nur die Absichten dürfen als Befehler der Waffen gelten, nicht Sympathie und Antipathie, und am wenigsten äußere Bedenken. Aber ich muss alles hören, was ich nur hören kann. Ich weiß, dass solche Dinge wie das, was Sie mit der wackeren Gubalke erlebt haben, viele kommen werden - auf jeden Fall kommen werden. Und vergessen Sie das eine nicht: meine Frau hat, von ihrem Standpunkt, recht; Frl. Edela Rust, Frl. Maneke, sie haben ebenfalls

von ihrem Standpunkt recht. Niemals haben diese sonst doch kreuzbraven Leute was anderes kennengelernt als das, was sich in ihren Klatschereien auslebt. Sie wissen doch nicht, dass sie eigentlich verleumden; sie glauben, die heiligsten Güter der Völker Europas zu vertreten und zu verteidigen. Es wäre aber doch nicht richtig, in die Wogen, die sich da kräuseln in krausen Gebilden, hineinzupeitschen. Denn sonst hätte auch der gute Xerxes recht gehabt* als er einst den Hellespont peitschen ließ. Missverstehen nur Sie mich nicht.

Dass es auf die Dauer mit den Leuten doch nicht gehen wird, die durchaus glauben wollen, materialistische Gedanken verdichten sich zu Brot, das sehe ich voraus. Lassen Sie ruhig herankommen, was die Generalversammlung bringt. Bleiben Sie, solange Ihnen Ihre Überzeugung sagt, dass Sie bleiben können.

Ich füge Ihnen einen Bericht über das letzte Quartal bei. Bitte davon den Ihnen geeignet scheinenden Gebrauch zu machen.

Ich dachte Ihnen eine Ansichtspostkarte schon heute zu senden; allein es ist draußen ganz trübe und ich kann die Umrisse der schönen Landschaft gerade heute nicht skizzieren. Aber Sie erhalten Sie noch.

Alles Herzliche von Ihrem Dr. Rudolf Steiner

599. AN ANNA STEINER

BERLIN, 7. MAI 1904

Liebe Anna!

Die paar Tage, die ich hier in Berlin war, habe ich sehr viel zu tun gehabt. Ich reise nun in 1 ½ Stunden nach London ab. Von dort schreibe ich Dir. Von hier aus geht es nicht mehr. Nur noch, dass ich erst am 17. Mai zurückkomme.

Herzlichen Gruß

Rudolf

600. AN EUGEN DIEDERICH'S

LONDON, 14. MAI 1904 W. PORTSDOWN ROAD 77, MAIDA VALE

Sehr geehrter Herr!

Sie hatten vor einiger Zeit die Liebenswürdigkeit, an mich zu schreiben, ob ich nicht ein Werk über «Mystik» bei Ihnen erscheinen lassen wolle. Ich möchte heute auf diese Ihre Anfrage zurückkommen, da jetzt die Sache spruchreif ist. Ich werde in 1 1/2 bis 2 Monaten ein etwa 14 -15 Druckbogen umfassendes Werk über «Mystik» vollendet haben. Dasselbe wird keine historische, sondern eine durchaus originale Arbeit sein und trotz des mystischen Standpunktes allen wissenschaftlichen Anforderungen der Gegenwart entsprechen. Es läge mir nun sehr viel daran, dass das Buch in Ihrem von mir sehr geschätzten Verlage erschiene. Wäre das nicht möglich? Ein Absatz wäre ja schon dadurch gesichert, dass ich Generalsekretär der deutschen Sektion der «Theosophical Society» bin und von den Mitgliedern meine Bücher gelesen werden. - Dies Buch würde zugleich einen allgemeinverständlichen Charakter tragen.

Die Arbeit von Eug[en] Heinr[ich] Schmitt über die «Gnosis» habe ich seinerzeit in dem von mir herausgegebenen «Luzifer» besprochen. Sollte Ihnen keine Belegnummer zugekommen sein, so würde ich eine solche sogleich senden. In Nr. 11 des mittlerweile mit der Wiener Zeitschrift «Gnosis» vereinigten «Luzifer» habe ich den Essay aufgenommen, der Ihrer von Brieger-Wasservogel besorgten Swedenborg-Ausgabe vorangeht. Gerne möchte ich in dieser meiner Zeitschrift auch Ihre anderen mystischen Bücher besprechen, und ich erbitte mir daher Rezensionsexemplare.

In der Hoffnung auf obige Anfrage bald von Ihnen Antwort zu erhalten, bin ich in vorzügl. Hochachtung

Vom 17. Mai ab bin ich wieder zu Hause

ergebenst Ihr Dr. Rudolf Steiner, Berlin W., Motzstraße 17

601. AN WOLFGANG KIRCHBACH

BERLIN, 15. AUGUST 1904

Verehrter lieber Herr Kirchbach!

In den letzten Monaten musste ich viele Vortragsreisen machen. Und wenn ich in Berlin war, lastete sehr viel Arbeit auf mir. Daher kommt es, dass dieser Brief erst heute an Sie abgeht.

Sie dürfen mir glauben, dass ich Ihren Aufsatz «Zur Beurteilung Giordano Brunos» gerne im «Luzifer» gebracht hätte, da er doch aus Ihrer Feder stammt. Ich habe auch lange geschwankt. Aber die Ausführungen sind so diametral entgegengesetzt allem, was ich mir vorgesetzt habe, im «Luzifer» zu bringen, dass sie ganz und gar aus dem Rahmen herausfallen würden. Sie wissen: ich schätze jede persönliche Anschauung; aber die Stellung, in die Sie Kant zu allen anderen Philosophen bringen, geht im «Luzifer» nicht an. Da kann eine solche Auseinandersetzung über die Metaphysiker nicht stehen. Über Kant haben wir ja so oft disputiert. Aber diese meine gegensätzliche Stellung zum Kantproblem leitet mich nicht.

Bitte seien Sie mir nicht böse. Ich bin Ihnen für jede Einsendung dankbar; aber diesmal kann ich nicht anders als sie zurückgeben.

In herzlicher Hochachtung

ganz Ihr

Dr. Rudolf Steiner Berlin W, Motzstraße 17

602. AN JOHANNA MÜCKE

GRAAL IN MECKLENBURG, 16. AUGUST 1904

Wald-Hotel Verehrtestes Fräulein Mücke!

Sammlung zu schreiben. Sie wissen, es ist mir sehr darum zu tun, dabei zu sein. In diesen Tagen schreibe ich Ihnen auch noch. Frl. v. Sivers kam mit starken Kopfschmerzen an und musste sich niederlegen, sonst ließe sie Sie gewiss grüßen.

Herzlichen Gruß ganz Ihr Dr. Rudolf Steiner

603. AN JOHANNA MÜCKE

BERLIN W [26. AUGUST 1904] MOTZSTR. 17

Verehrtestes Fräulein Mücke!

Passte es Ihnen, mit mir heute abends 9 Uhr im Cafe Hohenzollern zusammenzutreffen? (Sie wissen, das Cafe Potsdamerstraße, nahe dem Bülow-Bahnhof der Hochbahn, wo wir schon einmal waren.) Ich bin jedenfalls 9 Uhr pünktlich dort. Ich denke, dass Sie vielleicht nichts vorhaben, weil Freitag doch sonst Bildungsschule war. Aber, wenn es nicht geht, so bitte ohne Zwang. Schönen Dank für das Gestrige.

Gruß Dr. Rudolf Steiner

604. AN WILHELM VON MEGERLE [POSTKARTE]

BERLIN W, 14. SEPTEMBER 1904, MOTZSTR. 17

Sehr verehrter Herr Megerle!

Schönen Dank für Ihre Karte und auch für die Photographien.
Frl. v. Sivers wird Ihnen mein Buch senden. Hoffentlich ist es
für Sie von Interesse. Grüßen Sie herzlich die Ihren und seien
Sie selbst herzlichst begrüßt von

Ihrem

Dr. Rudolf Steiner

605. AN JOHANNA MÜCKE

BERLIN, 1. OKTOBER 1904

Verehrtestes Fräulein Mücke!

Ihren Brief habe ich erst hier in Berlin erhalten. Ich würde gern ausführlich antworten, allein wir werden uns doch gewiss in diesen Tagen sprechen. Das möchte ich nämlich sehr gerne. Für heute nur: wie können Sie denn nur glauben, dass etwas an unserer Freundschaft geändert werde? Daran kann sich doch nichts ändern, wie auch die Affaire der Bildungsschule sich entscheidet. Lamme war bei mir. Ich denke, am besten wird es sein, bei der Generalversammlung ein ganz klares Wort zu reden, und dann wird wohl - Schluss sein.

Herzlichst Ihr

Rudolf Steiner

606. AN WOLFGANG KIRCHBACH

BERLIN, 3. JANUAR 1905

Sehr verehrter Herr Kirchbach!

Schnell vor meiner Abreise teile ich Ihnen noch mit, dass ich mich entschlossen habe, den besprochenen Vortrag zu halten.

Leider kann ich heute abends zu Willes Vortrag nicht kommen, da ich schon um 8.20 abreise.

Herzlichen Neujahrsgruß ganz Ihr

Dr. Rudolf Steiner Berlin W., Motzstr. 17

607. AN WOLFGANG KIRCHBACH

BERLIN, 29. MÄRZ 1905

Sehr verehrter Herr Kirchbach!

Von dritter Seite höre ich soeben, dass der Vortrag über den Decamerone für den 5. April angekündigt ist. Woher sollte ich das nur wissen? Ich kann nun unmöglich an diesem Tage in Berlin sein. Hätte ich es geahnt, so hätte ich mich danach eingerichtet. Jetzt kann ich gar nichts mehr ändern an einer wichtigen, unaufschiebbaren Reise. Es ist mir im höchsten Grade peinlich, dass ich Ihnen, sehr verehrter Herr Kirchbach, diese Unannehmlichkeiten mache. Aber ich kann mir jetzt nicht mehr anders helfen als für den 5. absagen. Ich kann vom 2. April bis 19. nicht in Berlin sein.

Wenn der Vortrag nicht aufgeschoben werden kann, so bin ich außerstande, ihn zu halten.

Hochachtungsvollen Gruß Dr. Rudolf Steiner

608. AN OTTO LEHMANN-RUSSBÜLDT

BERLIN, 29. MÄRZ 1905

Verehrtester Herr Lehmann-Russbüldt!

Soeben höre ich von dritter Seite, dass der Vortrag «Der Decamerone etc.» für den 5. April angekündigt ist. Es ist mir nun ganz unmöglich, an diesem Tage in Berlin zu sein. Mir ist die Sache im allerhöchsten Grade peinlich, aber ich kann jetzt nichts ändern an einem Reiseplane, den ich dann entsprechend anders eingerichtet hätte, wenn ich eine Ahnung davon gehabt hätte, dass der genannte Vortrag auf den 5. April fallen soll. Ich kann auf keinen Fall zwischen dem 3. und 19. in Berlin sein. Wenn der Vortrag also nicht aufgeschoben werden kann, so ist es mir unmöglich, ihn zu halten.

Es ist mir sehr misslich, diese Unannehmlichkeiten machen zu müssen, kann mir aber nicht helfen.

Herzl. Gruß Dr. Rudolf Steiner

609. AN WOLFGANG KIRCHBACH

BERLIN, 3. APRIL 1905

Hochverehrter Herr Kirchbach!

Besten Dank für Ihre Karte. Ich werde froh sein, wenn Sie die Sache in diesem Sinne ordnen können. Am 3. Mai (Mittwoch) werde ich dann für den Vortrag zur Stelle sein. Es ist mir sehr leid, dass ich Ihnen Unbequemlichkeiten mache. Aber ich muss heute abreisen.

Hochachtungsvollen Gruß Ihr Dr. Rudolf Steiner

610. AN EMIL SCHLEGEL

BERLIN, 14. DEZEMBER 1905

Sehr verehrter Herr Doktor!

Vorerst lassen Sie mich Ihnen herzlichsten Dank für die mir willkommene Buchsendung sagen und nicht minder für Ihren lieben Empfang in Tübingen. Es war mir lange ein Bedürfnis, den Mann auch persönlich kennenzulernen, den ich aus seinem Wirken so hoch habe schätzen gelernt.

Die Schrift über Blum werde ich gewiss lesen; ich hoffe, dass es schon in den Weihnachttagen wird geschehen können. Ihre «Reform der Heilkunde» begleitet mich auf meinen Reisen, und ich hoffe, dass ich demnächst in einem kurzen Aufsätze von unserem Standpunkte aus darüber werde etwas sagen können.

Sie erinnern sich, verehrtester Herr Doktor, dass ich Ihnen bei meiner Anwesenheit von einem unglückseligen Theosophen, Bernhard Hubo, in Hamburg erzählt habe. Ich habe damals vergessen, Ihnen die Zeilen zu geben, die er mir eingehändigt hat. Ich hole das nach. Er wird Ihnen in diesen Tagen schreiben und Ihren ärztlichen Rat aufsuchen. Dabei setzt er vielleicht voraus, dass diese anliegenden Zeilen in Ihren Händen sind.

Bitte mich den Ihnen, die ich kennenlernen durfte, auf das herzlichste zu empfehlen und seien Sie selbst

hochachtungsvoll begrüßt von Ihrem ergebenen

Dr. Rudolf Steiner

611. AN DIE ELTERN UND GESCHWISTER

AMSTERDAM, 7. MÄRZ 1908

Meine vielgeliebten Eltern und Geschwister!

Zum Namensfeste der lieben Mutter sende ich alle herzlichsten Glückwünsche. Es geschieht dies hier von Holland aus. Ich bin hier zu Vorträgen und werde erst in einigen Tagen wieder in Berlin sein. Doch werde ich auch in der Ferne den Namenstag der lieben Mutter mit Euch im Geiste feiern und an diesem Tage in Liebe mit Euch im Geiste vereint sein.

So lange habe ich Euch nicht geschrieben. Aber ich bin so viel auf Reisen. Jetzt habe ich Vorträge in Amsterdam, [Den] Haag, Rotterdam, Nymwegen und anderen holländischen Orten. Übrigens ist hier ganz abscheuliches Wetter. Es ist kalt und regnerisch. Und in Holland ist es gleich sehr unfreundlich, wenn so schlechtes Wetter ist.

Die Zeitschrift wird jetzt in kurzer Zeit wieder erscheinen. Sie erscheint nicht regelmäßig, da ich sie nur erscheinen lassen kann, wenn ich dazu genügend Zeit habe. Die letzte war diejenige, welche ich Euch geschickt habe, und in etwa zwei Wochen wird die weitere erscheinen, welche ich Euch sogleich senden werde.

Von mir kann ich melden, dass ich vollkommen gesund bin, und ich hoffe, dass diese Zeilen auch Euch in der vollkommens-ten Gesundheit antreffen mögen.

Für Eure Briefe, die ich erhalten habe, sage ich Euch den allerherzlichsten Dank. Es ist mir daraus ersichtlich, dass Ihr gesund seid.

Ich selbst habe eine Veränderung sonst nicht erlebt. Meine Arbeit und alles ist immer das gleiche.

Ich werde Euch doch wohl auch in nicht zu ferner Zeit wieder besuchen können. Für heute nochmals herzlichsten

RUDOLF STEINER

Briefe

Namenstagsgruß und Grüße und Küsse an alle, Vater, Mutter,
Poldi und Gustav r

von Eurem

Euch herzlich liebenden Rudolf

612. AN DIE ELTERN UND GESCHWISTER

BERLIN, 29. DEZEMBER 1909

Meine geliebten Eltern und Geschwister!

Zum Neujahrfest sende ich Euch die allerherzlichsten Grüße und Wünsche. Es möge Gutes und Befriedigendes bringen. Euer letztes Schreiben habe ich zu meiner großen Freude erhalten; nur ist mir leid, dass Du, lieber Vater, etwas Magenbeschwerden hast. Hoffentlich bessern sich diese recht bald. Und auch Gustavs Aufgeregtheit möge sich wieder bald bessern, damit Ihr nicht Unruhe habt jetzt in den Winterzeiten, die man in den vier Wänden zubringen muss.

Ich hoffe nun ganz bestimmt, im Jänner auf einen Tag zu Euch kommen zu können. Es ging leider in diesem Jahre nicht. Dass ich zu Weihnachten nicht fahren konnte, ist ja wie eine Himmelfügung, denn da geschah ja gerade an dem Berlin-Wiener Schnellzuge das furchtbare Eisenbahnunglück. Das war in der Tat wieder furchtbar. Für den jetzigen großen Verkehr genügen auf vielen Strecken wirklich die Einrichtungen nicht mehr. Bei dem jetzigen Unglück scheint die Schuld daran zu liegen, dass der Frachtzug nicht auf ein besonderes Ausweichegeleise geschoben werden konnte, weil auf der kleinen Station ein solches nicht vorhanden war. Die Schnellzugsgeschwindigkeiten sind jetzt so groß, dass es kein Wunder ist, wenn auf kleinen Stationen beim Mangel von gehörigen Ausweichegleisen Versehen vorkommen. Bei solchen Einrichtungen, wie sie auf der Unglücks Station zu herrschen scheinen, kann man ein solches Versehen, wie es dem diensthabenden Verkehrsbeamten in diesem Falle passiert ist, wohl entschuldigen.

Ich habe so viel zu tun, dass das versprochene Buch und Zeitschriften-Heft erst in ein oder zwei Wochen wird fertig werden. Dann sende ich es sogleich.

Und nun nochmals herzlichste Neujahrswünsche allen,

Vater, Mutter, Poldi und Gustav

von Eurem

Euch herzlich liebenden Morgen geht wieder eine Reise an. Rudolf

613. AN DIE ELTERN UND GESCHWISTER

BERLIN, 21. JANUAR 1910

Meine geliebten Eltern und Geschwister!

Mit diesen Zeilen möchte ich Euch vor meiner Abreise nach Straßburg nur sagen, dass ich in Gedanken bei Euch bin. Hoffentlich geht es dem lieben Vater so, dass er wieder etwas essen kann. Ich wäre ja so gerne bei Euch; doch ist es auf längere Zeit so unmöglich. Alles werde ich daransetzen, dass ich am Montag, den 31. Januar, wie ich gesagt habe, Euch wieder besuchen kann.

Behaltet Mut und Zuversicht und seid alle herzlich geküsst und begrüßt von

Rudolf

614. AN DIE MUTTER UND GESCHWISTER

[BERLIN, CA. 17. ODER 18. FEBRUAR 1910]

Meine liebe Mutter und Geschwister!

Die von Poldi gewünschten Zeilen für die Lebensversicherung lege ich bei. Ich hoffe, dass die Sache damit erledigt werden kann. Wenn man mit solchen Gesellschaften etc. zu tun hat, dann hat man nichts weiter als Scherereien und Umstände. Das ist aber überall so.

Als ich von Euch nach Hause kam, fand ich die Rechnung des Arztes. Ich hätte sie sehr gerne bezahlt; da aber Du, liebe Mutter, das nicht haben wolltest, so habe ich es unterlassen. Schreibt mir gleich, wenn Ihr dieses oder jenes braucht oder wissen wollt. Ich besuche Euch also wieder Mitte März. Hoffentlich geht bis dahin alles gut. Ich kann heute nur diese paar Zeilen schreiben, weil ich eben erst von einer Reise gekommen bin und eben wieder abreisen

muss.

Seid herzlich begrüßt und geküsst von

Eurem Rudolf

615. AN FEDERIGO ENRIQUES

BERLIN, 30. DEZEMBER 1910

Sehr geehrter Herr Professor!

Prof. Dr. O. Penzig in Genua hat mir den Vorschlag gemacht, an dem vierten internationalen Kongress für Philosophie in Bologna teilzunehmen und mich für einen Vortrag innerhalb dieser Versammlung zu melden, welcher das Wesen derjenigen Weltansicht behandelt, die man gegenwärtig in gewissen Kreisen als Theosophie bezeichnet. Ich erlaube mir nun auf diesen Rat hin, mich für den Kongress anzumelden und den beifolgenden Vortrag: «Über die psychologischen Grundlagen und die erkenntnistheoretische Stellung der Theosophie» in deutscher Sprache auf dem Kongresse halten zu dürfen.

Es liegt in der Natur der Sache, dass in dem Vortrag nur skizzenhaft das Wesen des in Frage kommenden Gegenstandes behandelt werden kann. Ich habe mich bemüht, trotz der Kürze die Sache so zu fassen, dass namentlich die Beziehung der Theosophie zur Philosophie wenigstens einigermaßen hervorgeht. Dass dies innerhalb eines kurzen Vortrages Schwierigkeiten macht gerade in Anbetracht des Themas, das behandelt wird, kann vielleicht die Art der Behandlung entschuldigen. Ich bin mir bewusst, dass ich manches Wichtige nur habe streifen und flüchtig andeuten können.

Hoffentlich erreicht Sie der Vortrag noch zur rechten in den Kongressbestimmungen vorgesehenen Zeit.

Im Anschlüsse an dieses gestatte ich mir zur Teilnahme an dem Kongress Fräulein Marie v. Sivers aus Berlin anzumelden. Es ist dies diejenige Persönlichkeit, welche neben mir die Arbeit der deutschen Sektion der Theosophischen Gesellschaft leitet. In vorzüglicher Hochachtung

Dr. Rudolf Steiner

616. AN FEDERIGO ENRIQUES [BRIEFENTWURF]

BERLIN, 20. JANUAR 1911

Sehr geehrter Herr Professor!

Hierdurch sage ich Ihnen besten Dank für Ihr liebenswürdiges Schreiben, welches mir die Annahme meines Vortrages für den vierten internationalen Kongress für Philosophie ankündigt. Es ist mir begreiflich, dass der Abdruck den einem Vortragenden zugemessenen Raum übersteigt. Deshalb werde ich Ihren Vorschlag annehmen, die Mehrkosten für den Druck zu übernehmen. Wenn allerdings die Zeit

nicht gar [Hier bricht der Entwurf ab.]

617. AN FEDERIGO ENRIQUES

BERLIN, 1. MÄRZ 1911

Sehr geehrter Herr Doktor!

Beifolgend übersende ich die von mir durchgesehene Korrektur meiner Abhandlung «Die psychologischen Grundlagen und die erkenntnistheoretische Stellung der Theosophie» für die Mitteilungen des 4. internat. Kongresses für Philosophie.

Dürfte ich um eine Anzahl Separatabzüge der Abhandlung bitten? (Darf ich wohl voraussetzen, dass nach der Publikation in den Kongressakten die Abhandlung von mir später als Broschüre veröffentlicht werden kann?)

In vorzügl. Hochachtung Dr. Rudolf Steiner

618. AN FERDINAND FREIHERRN VON PAUNGARTEN

BERLIN [, FEBRUAR 1913]

Verehrter Herr Baron!

In Ihrem Rundschreiben geht die erste Frage dahin, ob man die Meinung haben könne, dass eine Krise in der Ehefrage bestehe, die nach Reformen drängt. Die Antwort auf diese Frage hängt davon ab, welche Vorstellungen man über die Bedingungen hat, unter welchen von der Ehefrage überhaupt gesprochen werden kann. Diese Bedingungen sind dadurch gegeben, dass der Mensch sich durch die Ehe nach zwei Richtungen hin in ein Ganzes der Menschheit hineinstellt. Deshalb kann er sich keineswegs das volle Recht zusprechen, über die Ehefrage nach persönlichen Gesichtspunkten Forderungen zu stellen. Das eine Ganze, in das sich der Mensch durch die Ehe hineinstellt, ist der soziale Zusammenhang, in dem er lebt: Religionsgemeinschaft, Staat usw. Nicht allein der Mensch, welcher die Ehe schließt, hat ein Interesse, dass die Ehe zu seinem Gedeihen sei, sondern auch dieser Zusammenhang. Indem der Mensch diesem Zusammenhange dienen will, muss er in der Lage sein, mit Institutionen, welche er eingeht, dem Ganzen Opfer zu bringen. Daher ist jede Diskussion über die Ehefrage unmöglich, wenn nur die individuellen Interessen der Eheschließenden in diese Frage einbezogen werden. Die sozialen Zusammenhänge aber werden z.B. ein Interesse daran haben müssen, dass die Ehe, die ihrem Wesen nach so eng mit der Aufrechterhaltung dieser Zusammenhänge verbunden ist, als ein stabiles Verhältnis gelten könne, mit dem gerechnet werden kann, wenn es einmal besteht. Gewiss können die individuellen Interessen mit den allgemeinen in Konflikt kommen; die Lösung der Frage liegt aber dann doch darinnen, dass der einzelne seine Interessen nicht über diejenigen seines sozialen Zusammenhanges stellt.

Das zweite Ganze, in das sich der Mensch durch die Ehe hineinstellt, ist die Familie, und damit in die ganze Entwicklung der

Menschheit. Das Normale ist doch, dass die Ehe mit den Kindern zur Familie führt. Deshalb ist das Verhältnis des Mannes zur Frau nur ein Teil dessen, was für die Ehefrage in Betracht kommt; der wesentlichere ist, normalerweise, die Sorge um die Familie, also um folgende Generationen. Damit aber wird die Ehefrage zur Familienfrage. Wer nun die Kräfte richtig beurteilt, welche in dieser Beziehung in der Gegenwart walten und wohl auch für eine ferne Zukunft walten werden, dem wird klar, dass mit dem Kinde, an dem des Mannes und der Frau Herzen in gleicher Weise hängen sollten, ein Band gegeben ist, das zurückwirkt auf die Stabilität der Ehe; und diese zweifellos fordert. Etwas anderes aber kann ich in der modernen Ehefrage überhaupt nicht sehen, als die Frage nach größerer oder geringerer Festigkeit und Unauflöslichkeit des Bandes. Alle anderen Fragen gehen doch immer auf diese zurück, wenn man sich auch dessen nicht in allen Fällen bewusst ist. Und sobald die Ehe in ihren notwendigen Zusammenhang hineingestellt wird, zeigt sich, dass sowohl der soziale wie der Familienzusammenhang immer dazu zwingt, die Stabilität anzuerkennen, wie auch die persönlichen Interessen zu anderem neigen mögen. In solchen Dingen kann der Mensch nicht nach individuellen Bedürfnissen Institutionen gestalten; er muss diese Institutionen dem Bestände des Ganzen anpassen.

Wer so denkt, dem kann die «Krise in der Ehefrage» gar nicht als eine solche erscheinen, die für sich aus sozialen, historischen Gründen usw. beurteilt werden kann. Die Sache ist vielmehr so, dass die Gegenwart den Menschen auf vielen Gebieten in einen gewissen Gegensatz bringt zwischen dem Ganzen eines Zusammenhangs und seinem individuellen Erleben. Dieser Gegensatz wirkt in viele Verhältnisse der Gegenwart hinein, und nur eines dieser Verhältnisse ist die Ehe-Institution. Was nun aus dieser Tatsache für viele Ehen folgt, hängt gar nicht von dem Wesen der Ehe ab, sondern von Dingen, welche außerhalb dieses Wesens liegen. Es können z.B. Ehen unglücklich verlaufen; aber dieses Unglück braucht gar nicht von der Ehe abzuhängen, son-

dern davon, dass der eine oder beide Gatten überhaupt nicht zur Verträglichkeit erzogen sind. Hier ergibt sich der Blick von einer einzelnen Institution auf die großen Geistes- und Kulturfragen der Gegenwart. Und solange diese in einem solchen Flusse sind wie gegenwärtig, führt die Erörterung einer Einzelfrage zu nichts Erheblichem. Eine Welt- und Lebensanschauung, welche den Menschen innere Ruhe und Harmonie gibt, wird ihre Wirkung auch auf die Ehe haben; und die Form der Ehe wird dann auf diese Wirkung gar nicht von Einfluss sein.

Aus dem Gesagten ergibt sich aber, dass die «Ehefrage» mit der modernen Frauenbewegung im tieferen Sinne gar nichts zu tun haben sollte. Beide sollten ganz getrennt voneinander gehalten werden. Was auch mit der Frauenbewegung gewollt und erreicht wird: auf die Familienfrage hat dies unmittelbar keine Wirkung. Denn es gehört z.B. auf ein ganz anderes Gebiet, ob durch die Hebung der sozialen Lage der Frau auch die Erziehung günstig beeinflusst werden kann. Das kann sie gewiss. Aber alle Forderungen, die durch das Wesen der Familie gegeben sind, bleiben für sich bestehen, wie auch die Forderungen des einen Teiles, der zur Ehe schreitet, im übrigen sozialen und Geistesleben sich gestalten.

Aus allen diesen Gründen muss ich Ihnen, verehrter Herr Baron, über Ihren Haupt-Fragepunkt und zugleich zu dem vierten Punkt meine Meinung dahin aussprechen, dass die «Form der Ehe», wie sie sich bei den gesitteten Völkern des Abendlandes herausgebildet hat, durch ihr eigenes Wesen niemals zu irgendeinem Kulturrückgang, auch zu keinem solchen in ethischer, ästhetischer oder in rassenhygienischer Beziehung beitragen könnte; ein solcher müsste von ganz anderen Dingen, z.B. Fragen der Weltanschauung, der inneren Seelenharmonie usw. herrühren. Es könnte sich in der Ehe äußern, aber niemals durch die «Form der Ehe»

bewirkt sein.

Hochachtungsvollst

Dr. Rudolf Steiner

619. AN DIE MUTTER UND GESCHWISTER

BERLIN, 17. MÄRZ 1913

Meine liebe Mutter und Geschwister!

Vielen Dank sage ich Euch für den lieben Brief, den mir Poldi geschrieben hat, und welchen ich eben vorgefunden habe, da ich von meiner Reise nach München zurückgekommen bin. Ich sehe daraus, dass Ihr gesund seid; das beruhigt und erfreut mich herzlich.

Ich hätte Euch gerne längst geschrieben; allein ich hatte im Laufe der letzten Monate ganz außerordentlich viel zu tun. Ich will die Stunde jetzt vor meiner Abreise nach Holland nützen, um Euch doch noch einige Zeilen wenigstens zu schreiben. Diese sollen Euch anzeigen, dass ich gesund bin und nur eben viel zu tun habe; heute fahre ich nach [Den] Haag in Holland für etwa 10 Tage. Es kommen dann noch viele Reisen, die schon in Aussicht genommen sind; doch hoffe ich, dass ich Euch in nicht zu ferner Zeit wieder einmal besuchen kann. Ich werde unter allen Umständen danach trachten, dass es recht bald sein kann. Vor kurzer Zeit war ich zwar in Osterreich; allein die Zeit war da so knapp bemessen, dass sich gar nicht ein paar Stunden hatten erübrigen lassen.

Inzwischen hoffe ich, dass Ihr mir gesund bleibt und dass auch die übrigen Umstände Euch nicht zu stark angreifen und ermüden. Ich denke viel an Euch und sende Euch Wünsche für alles Gute.

Gustav lasse ich sagen, er solle recht brav sein, so dass Mutter und Poldi nur Gutes von ihm sagen können, wenn ich wiederkomme. Von anderen Dingen schreibe ich Euch recht bald.

In treuen herzlichen Grüßen und Küssen an Mutter, Poldi und Gustav Euer

Rudolf

Hoffentlich ist mein Namenstagstelegramm angekommen, durch das ich die herzlichsten Namenstagsgrüße für die liebe Mutter sandte.

Ich werde Euch ganz sicher bald wieder schreiben, denn ich kann heute nicht mehr die Zeit finden, Weiteres zu berichten.

620. AN DIE MUTTER UND GESCHWISTER

DÜSSELDORF, 28. APRIL 1913

Meine liebe Mutter und Geschwister!

Vor allem danke ich Euch für Eure lieben Briefe, die mich innig gefreut haben. Es ist immer so beruhigend, wenn man in der Ferne hören kann, dass Ihr Euch gesund befindet. Dann bitte ich Euch, es nicht übel zu vermerken, dass ich so lange nicht geschrieben habe. Ich war gerade in diesen Monaten von Reisen und Arbeit auf das äußerste in Anspruch genommen. Es ist viel von einem Orte zum anderen gegangen. Jetzt reise ich von hier nach London, von da nach Paris und werde Mitte Mai erst wieder in Berlin sein können. Ich habe in London und Paris vorzutragen.

Mir geht es gut, trotzdem der strenge Winter fast bis jetzt andauerte und das Reisen ja nicht ganz leicht machte. Dieser Winter scheint ja jetzt vorbei zu sein, denn es ist draußen heute das beste Wetter.

Da in diesem Winter so viel zu tun war, so ist auch der Plan mit Fräulein von Sivers, von dem ich Euch sprach, als ich in Eurer Mitte sein konnte, noch nicht weiter gekommen; doch denken wir daran für die Zukunft. Sie war sehr erfreut, als ich ihr sagte, dass ich mit Euch davon gesprochen habe.

Gleichzeitig mit diesem Briefe sende ich wieder etwas für Euch ab; ich sende 200 Mark, weil ich sie gerade so habe und ich denke, dass es bei Euch jetzt furchtbar teuer sein muss. Wir gehen überhaupt jetzt teuren Zeiten entgegen, und der Krieg droht fortwährend zu kommen. Ich hoffe Euch in recht naher Zeit wieder zu sehen. Ich werde mich bestreben, Euch bald besuchen zu können.

Mit allerherzlichsten Küssen und Grüßen an Poldi, Gustav und liebe Mutter

RUDOLF STEINER

Briefe

Alles wird gleich nachgeschickt. Euer Rudolf

621. AN DIE MUTTER [TELEGRAMM]

MÜNCHEN, 1. JULI 1913

Herzlichen Gruß von der Reise. Sendung und Brief sicher morgen. Rudolf

622. AN DIE MUTTER [TELEGRAMM]

MÜNCHEN, 11. AUGUST 1913

Alles gut, habe nur gerade jetzt sehr viel Arbeit. Schreibe
Baldigst. Herzlichst Rudolf

623. AN DIE MUTTER [TELEGRAMM]

NÜRNBERG, 11. NOVEMBER 1913

Hoffe Donnerstag gegen 11 mit Zug von Wien bei Euch anzu-
kommen.

Herzlichst Rudolf

624. AN FRIEDRICH LIENHARD

DORNACH BEI BASEL, 31. JULI 1914

Verehrter lieber Herr Professor Lienhard!

Herr Walther schickt mir den Bürstenabzug Ihres «Ahasver am Rhein» mit der Anfrage wegen der Signatur des R[osen]kr[euzes]. Ich glaube, dass gegen die Veröffentlichung der Stellen auf S. 15 und 16 nichts einzuwenden ist. Mir selbst machen Sie an den erwähnten Stellen Ihrer neuen Dichtung aufrichtige Freude. Und diese Dichtung selbst erscheint mir wieder als eine bedeutsame Gabe Ihrer Kunst, welcher die Welt so vieles verdankt. -

Es ist lange her, seit wir uns gesehen haben. Gerne hätte ich Ihnen in der Zwischenzeit geschrieben. Doch liegen vor mir Berge unerledigter Arbeiten. Und der Bau nimmt alle Zeit jetzt in Anspruch.

Für Ihre Gesundheit habe ich die beste Hoffnung. Was ich Ihnen in Stuttgart bei unserem letzten Zusammensein gesagt habe, gilt für mich auch heute. Eine Geistigkeit wie die Ihrige siegt über körperliche Affektionen.

Verzeihen Sie, dass ich es bei diesen wenigen Zeilen bewenden lassen muss und Ihnen nur noch die herzlichsten Grüße senden kann. Zu allem übrigen kommt ja jetzt noch der bewegende Ernst der Zeit.

Ihr ganz ergebener Dr. Rudolf Steiner

z. Zt. Dornach bei Basel Villa Hansi

625. AN DIE MUTTER UND GESCHWISTER

DORNACH BEI BASEL, 23. AUGUST 1914

Meine liebe Mutter und Geschwister!

Ob Ihr meinen Brief und meine Karte erhalten habt, weiß ich nicht. Ich möchte Euch nochmals schreiben, dass ich gesund und wohl bin und die Hoffnung hege, dass dies trotz der ernsten Zeiten auch bei Euch der Fall sein möge. Besorgt macht mich jetzt nur, wie ich die Sendung an Euch am 1. September Euch schicken soll. Hier sagt man mir auf dem Postamte, dass außer Briefen und Postkarten keine Sendungen nach Osterreich befördert werden. Ich werde alle Anstrengungen machen, dass auf irgendwelche Art das Geld abgehen kann.

Ich werde in den nächsten Tagen eine notwendige Reise machen müssen. Ich bitte Euch, wenn Ihr mir etwas mitteilt, die Adresse nach Dornach bei Basel (Schweiz), Haus Hansi, zu wählen. Es ist aber wohl möglich, dass ich in den nächsten Tagen auf ein paar Tage nach Berlin komme.

Ich wäre so froh, wenn Euch der Brief treffen könnte, damit Ihr nicht Unruhe habt.

Mit allerherzlichsten Grüßen an Mutter, Poldi u. Gustav

Euer Rudolf Steiner

626. AN DIE MUTTER UND GESCHWISTER [POSTKARTE]

DORNACH BEI BASEL, 27. OKTOBER 1914

Meine liebe Mutter und Geschwister!

Vielen Dank für Eure lieben Nachrichten; ich will Euch heute nur mitteilen, dass ich gesund bin und dass es mir auch sonst gut geht. Denken muss ich viel an meinen letzten Besuch bei Euch, der mir die große Freude machte, Euch wiederzusehen. Hoffentlich kann es in nicht ferner Zeit wieder sein.

Herzliche Grüße und Küsse von

Eurem Rudolf Steiner

627. AN DIE MUTTER UND GESCHWISTER

DORNACH BEI BASEL [, NOVEMBER 1914]

Meine liebe Mutter und Geschwister!

Vorerst sende ich Dir, liebe Poldi, meine herzlichsten Namenstagsgrüße. Ich werde den Tag, wenn ich auch ferne von Euch bin, doch in Gedanken mit Euch feiern. Ich will hoffen, dass er Euch in voller Gesundheit trifft. Ich danke Euch für die Zeilen, die ich vor einiger Zeit von Euch erhielt; es ist in dieser schweren Zeit doppelt wichtig, von Euch zu hören. Von mir kann ich sagen, dass ich gesund bin und dass es gut geht.

In diesen Tagen ist von der hiesigen Amtmannschaft ein Schreiben an die Bezirkshauptmannschaft in Hörn abgegangen, in dem gebeten wird, in Geras die Verkündigung unserer Ehe vorzunehmen. Dieses verlangt hier die Behörde nach schweizerischen Gesetzen. Es muss die Verkündigung in der Heimatgemeinde des Mannes angeschlagen werden. Vorher kann die Sache nicht stattfinden. Ich möchte Euch mit der Sache nicht plagen. Deshalb bitte ich Poldi nur, wenn es keine besonderen Umständlichkeiten macht, einmal bei der Bezirkshauptmannschaft in Hörn anzufragen, ob etwa für die Sache eine Kleinigkeit zu bezahlen ist. Es kann sich ja nicht um viel handeln. Doch ist das Schicken schwierig; und es wäre unangenehm, wenn die Sache etwa durch das Fehlen der Gebühren verzögert würde. Wir mussten hier ohnedies schon so lange auf die Erledigung warten. Es hängt wohl jetzt nur noch davon ab, dass von der Horner Bezirkshauptmannschaft die Nachricht kommt, dass die Verkündigung dort stattgefunden hat. Wenn also Poldi einmal dort nachfragen möchte, ob die Zuschrift des Dornacher Amtmanns dort eingetroffen ist und ob etwas dafür zu bezahlen ist, so wäre dies vielleicht eine Hilfe. Poldi könnte dann dort auch ansuchen darum, dass man die Nachricht bald an das Amt in Dornach schreibe.

Doch, wie gesagt, ich möchte Euch damit nicht gerne plagen. Und wenn es Euch nicht tunlich erscheint hinzugehen, so will ich in Geduld warten, bis man die Antwort von Hörn auch ohne weitere Anfrage hierher schickt.

Unser hiesiger Bau schreitet trotz der schweren Zeiten, wenn auch langsam, fort.

Fräulein von Sivers lässt Euch herzlich grüßen.

Du, liebe Mutter, Poldi und Gustav, empfanget herzliche Grüße und Küsse

Eures Rudolf Steiner

628. AN DIE MUTTER UND GESCHWISTER [TELEGRAMM]

DORNACH [DEZEMBER 1914]

Euch allen herzlichsten Weihnachtsgruß von hier. Brief folgt.
Erledigung von Hörn eben angekommen. Vielen Dank für Bemühung.

Rudolf Steiner

629. AN DIE K. K. BEZIRKSHAUPTMANNSCHAFT IN HÖRN
HORN, 11. MAI 1915

An die hochlöbliche k. k. Bezirkshauptmannschaft in Horn

Der ergebenst Unterzeichnete, Rudolf Steiner, Dr. phil., Schriftsteller, geboren am 27. Februar 1861, zuständig nach Geras in Nieder-Osterreich, bittet um gütige Ausfolgung eines Heimat-Scheines für sich und seine Ehefrau Marie, geb. v. Sivers.

Der Unterzeichnete ist der Sohn des nach Geras zuständigen Johann Steiner. Der Unterzeichnete erhielt seinen Heimat-Schein zuletzt von Geras am 4. September 1897. Da er sich am 24. Dezember 1914 in Dornach im Kanton Solothurn in der Schweiz verheiratet hat, bedarf er nunmehr eines neuen Heimat-Scheines, auf dem als Stand «verheiratet» angegeben ist und auf dem der Name seiner obengenannten Ehefrau verzeichnet ist.

Die Verehelichung des Unterzeichneten ist von der Kantonalen Regierung Solothurn seiner Heimat-Gemeinde angezeigt worden. Für die Eheschließung hat der Unterzeichnete das vorschriftmäßige «Ehefähigkeitszeugnis» der k.k. Bezirkshauptmannschaft in Horn erhalten. Auch ist die Verkündigungs-Anzeige gesetzmäßig vor der Verehelichung in Geras im vorigen Jahre gütigst von der Gemeinde ausgehängt worden.

Der neue Heimat-Schein wird von dem Schweizer Wohnort des Unterzeichneten, Dornach im Kanton Solothurn (Schweiz) verlangt. Der Unterzeichnete bittet um Übersendung des Heimat-Scheines nach Dornach bei Basel, Schweiz, Kanton Solothurn.

Rudolf Steiner Dr. phil.

630. AN WILLY SCHLÜTER

BERLIN, 12. JULI 1915 W., MOTZSTRASSE 17

Sehr geehrter Herr!

Es erscheint mir vorläufig nicht wahrscheinlich, dass in der abendländischen mystischen Literatur gerade mit der Hinordnung auf Krüppelfürsorge besonders Bedeutsames gefunden werden kann. Doch werde ich mich noch weiter in der von Ihnen angedeuteten Richtung umtun und Ihnen von etwa Gefundenem berichten. - Im ganzen trägt ja diese Literatur einen beschaulichen Charakter, der von dem Menschlich-Allgemeinen aus nur wenig den Weg sucht zu dem, was sich aus dem Speziell-Menschlichen (besonderen Anlagen und Gebrechen etc.) ergibt. Und auch der vom Gebrechen Heimgesuchte wird mehr - ohne Rücksicht auf sein Gebrechen - im Allgemein-Menschlichen aufgehen.

Ganz anders stellt sich allerdings die Sache, wenn man auf das sieht, was die von mir gemeinte anthroposophische Fortbildung der abendländischen Geistesforschung erstrebt. Doch diese ist eben erst in den Anfängen. Da sie im Einklänge mit der naturwissenschaftlichen Weltanschauung steht, so wird ihr die Erweiterung der geistigen Betrachtung auch für die Gebiete möglich sein, in denen das Seelisch-Geistige seine Betätigungsart und sein Erleiden von Seiten des Physischen her empfängt. Die bisherige abendländische Mystik erstreckte sich nicht auf solche Gebiete. Davon wurde sie durch ihre ganze Stellung gegenüber dem natürlichen Dasein abgehalten.

Nun müsste ich auf mancherlei hier eingehen, was ich in meinen Schriften über das Wesen des Menschen gesagt habe, wenn ich mich darüber aussprechen sollte, wie «Anthroposophie» für das Krüppelfürsorgewesen fruchtbar gemacht werden könnte. Doch zeigt mir, sehr geehrter Herr, Ihr Brief, dass wir uns auch gut verstehen werden, wenn ich einiges bemerke, das für je-

mand, der so nah wie Sie einer geistgemäßen Weltanschauung steht, gewiss nicht als in der Luft hängend (unbewiesen) wird angesehen werden.

Es erscheint mir wichtig, dass derjenige, welcher mit Krüppeln zu tun hat, vor allem das eigene Bewusstsein richtig einzustellen weiß. Ich habe stets bemerkt, dass ich sofort das Vertrauen eines irgendwie gebrechlichen oder verkrüppelten Menschen hatte, wenn ich das Augenmerk darauf richtete, dass ja nur der physische Körper das Gebrechen hat, dass aber die dem physischen Körper zugrunde liegende Geistgestalt voll intakt ist. Für mich ist diese Geistgestalt eben eine Realität, geisteswissenschaftlich so nachweisbar, wie für den Chemiker im Wasser der Wasserstoff. Der Krüppel hat ein feines Fühlen dafür, ob man ihm gegenüber im Bewusstsein seine physischen Mängel oder seine leiblich-physische Ganzheit hat. Sein Fühlen reagiert fein auf das Gedankenbild, das der ihm Gegenüberstehende von ihm hat. Nun liegt aber gerade darin eine ganz bestimmte Schwierigkeit. Ich habe diese sehr genau beobachten können, wenn ich mit Blinden zu tun hatte. Mit Blinden muss man in der Unterredung jede Anspielung auf Erlebnisse, die nur dem Sehenden zugänglich sind, vermeiden. Dies ist aus dem Grunde schwierig, weil es bei dem Vermeiden gerade auf die feineren Nuancen in der Wortprägung ankommt. Man muss ganz auf einem Boden bleiben, der auf sich die Wahrnehmungsfähigkeit und -Welt des Blinden trägt. Nun muss man dies aber so zustande bringen, dass man in sich nicht selbst immer mit dem Gedanken arbeitet, dies oder jenes musst du vermeiden, denn dabei taucht der Gedanke an die Blindheit des Blinden auf, und das eben soll ja nicht sein. Man muss daher im Verkehr mit Blinden eine besondere Art, sich auszusprechen, haben, auf die man sich ganz wie von selbst - wie auf eine Gewohnheit - im Verkehr mit dem Blinden einstellt. In Bezug auf alles dieses ist kein beträchtlicher Unterschied zwischen Blind-Geborenen und Blind-Gewordenen. Die letzteren verstehen einen ja, auch wenn man Sehvorstellungen zugrunde legt; allein es wirkt auf sie eben ungemein seelisch-

heilsam, wenn man es unterlässt. Nur darf man dabei auch nicht den Gedanken eines Sich-über-den-Blinden-Stellens haben.

Mit Bezug auf Verkrüppelte im allgemeinen ergibt sich, dass mit der Verkrüppelung eine Anlage für eine geistige Auffassung der Welt eintritt. Gewiss: diese kann unbemerkt bleiben für die Umgebung des Krüppels; sie kann durch seine - der Verkrüppelung vorangehenden - Erziehung oder Lebensverhältnisse übertönt werden; aber sie ist da. Mehr als irgend andre Menschen-Anlagen begründen die Gebrechlichkeit und Verkrüppelung das Verständnis für eine geistgemäße Empfindungsweise. Der Mensch nimmt eben durchaus nicht bloß durch Sinne und Gehirn die Weltvorstellungen auf, sondern durch seine ganze Menschenform. Wenn nun ein solcher Einfluss auf die Menschenform ausgeübt wird, wie dies durch die Verkrüppelung geschieht, so ändert sich auch die Aufnahmefähigkeit des Menschen. Nun habe ich gefunden, dass alles dasjenige auf die Vorstellungswelt des Krüppels besonders heilsam wirkt, was nicht von dem Bildhaften, Imaginativen durchsetzt ist, sondern was das Gestaltlose, Formlose in sich trägt. - Sie machen die ganz richtige Bemerkung, dass Musik für den Krüppel bedeutsam ist. Aber auch in Bezug auf alle Vorstellungen, die an den Krüppel herankommen, ist so viel besonders für ihn heilsam, als in dem Vorstellungsmäßigen Musikalisches ist, d.h. Gestaltloses, durch Rhythmus - namentlich Gedankenrhythmus, Gedankenparallelismus, Gedankensymmetrie Wirksames. Ich glaube dies umso mehr mit einiger Berechtigung aussprechen zu dürfen, als ich die zugrunde liegenden psychologisch-physiologischen Tatsachen auch von der Gegenseite her studieren konnte. Ich habe vor vielen Jahren auch Taubstummen-Unterricht erteilt und dabei gesehen, was das Fehlen des Musikalisch-Wirksamen in dem Vorstellungsleben auf die Psyche für einen Einfluss hat. Und man bekommt einen Begriff von der Wirksamkeit eines Psychischen oft auch dadurch, dass man sich Einsicht verschafft, welche Wirkung das Nicht-Vorhandensein des betreffenden psychischen etc. Elementes hat.

Bitte, missverstehen Sie mich nicht, wenn ich sage: man stellt sich zu einem Menschen mit einem Gebrechen am besten ein, wenn man auf ganz selbstverständliche Art eine mit Ehrfurcht gepaarte Liebe haben kann. So gesprochen ist der Satz nur anwendbar auf Menschen, die eben rein körperliche Gebrechen haben. Denn, was so oft dem Krüppel fehlt, ist ein Ausfluss der Umgebung, ist begründet in dem Mangel der menschlichen Herzen, die sich wohl «einfühlen» können in Menschen-Erlebnisse, die ihnen gleich oder ähnlich sind, und nicht in solche, die ganz anders sind. Man kann kaum einem Menschen seelisch etwas sein, in dessen Innenlage man sich nicht versetzen kann. Doch hilft bei diesem Sich-Versetzen keine Reflexion, sondern das wie selbstverständliche Sich-Finden im andern Menschen. Gerade dies, glaube ich, ist das Unterscheidende der «anthroposophischen Weltanschauung», wie ich sie meine, von andern, dass sie zwar ein Gedankengebäude ist, aber ein solches, das durch seine Art sofort den Gedanken überwindet, wenn es gilt, sich dem Leben gegenüberzustellen. Der lebendige Gedanke ist nicht wie der tote; jener individualisiert sich in der Empfindung, im Erlebnis, während der tote Gedanke sich dem Erlebnis gegenüber aufdringlich verhält.

Ich glaube nicht, sehr geehrter Herr, dass Sie, würden Sie die Art der anthroposophischen Richtung besser kennen, ihr den Willen für die Caritas absprechen würden. Sie ist, wo sie nicht zu finden ist, dies nicht deshalb nicht, weil sie nicht will, sondern weil man sie nicht will. Wenn die unsäglichen Leiden dieser unsrer Gegenwart nach dieser Richtung hin uns auch dies bringen, dass man überall die besten Wege des Helfens sucht, dann wird auch dies eine Hilfe sein.

Wie gesagt, ich werde versuchen, ob ich in der von Ihnen angedeuteten Richtung etwas finde. Für diesmal

mit hochachtungsvoller Begrüßung

Ihr Dr. Rudolf Steiner

631. AN HERMANN OLPP

BERLIN, 24. JULI 1916

Sehr geehrter Herr!

Es ist schwierig, in solchen Angelegenheiten wie der Ihrigen zu raten. Wenn Sie in der Stellung, in der Sie jetzt sind, einige Zeit verbleiben, so stellen Sie sich auf die eigenen Füße und können dadurch gerade später so umsatteln, wie es Ihren Neigungen und Talenten entspricht. Dass man sich in einer solchen Stellung durchaus unbefriedigt fühlen müsse: diese Meinung kann ich nicht teilen. Gerade auf der Basis einer solchen Stellung kann man sich weiterbilden. Wenn Sie die gegenwärtige Stellung in ihrer weiteren Bedeutung nehmen, so können Sie sagen, Sie tun nicht bloß etwas zu Ihrer Ausbildung, sondern verrichten etwas, was anderen Menschen zugutekommt. Und gerade dieses gibt ein schönes Bewusstsein. Gar manche Arbeit befriedigt nicht unmittelbar durch ihren Inhalt; allein im Dienste der Menschheit will sie getan sein. Haben Sie sich in dieser Stellung später einiges erspart, dann werden Sie bei den Zeiten, die da kommen, wohl sicher Gelegenheit finden, in Bahnen einzulaufen, die Ihnen liegen. Jetzt in diesen schweren Zeiten scheint es mir nicht richtig, auf aufgenommene Gelder hin sich für die Zukunft vorzubereiten. Ich hoffe, dass Sie mir dies offene Wort nicht übelnehmen werden. Mir scheint die Empfindung, die Ihr Herr Vater von der Sache hat, doch das Richtige zu treffen. Ich darf aus der Erfahrung heraus urteilen. Ich selbst war früh auf die eigenen Füße gestellt; und wenn ich auch durch lange Zeit als Hauslehrer dies habe zu erreichen gesucht, so darf ich sagen, dass mir damals Ihre gegenwärtige Stellung nicht weniger angenehm gewesen wäre als eine solche, wie die meinige war, bei der schließlich doch stets die Sorge bleibt, ob man jeweilig wieder etwas finden werde.

Ich muss heute abreisen; daher kann ich nur mein Urteil in diese wenigen Zeilen zusammenfassen.

RUDOLF STEINER

Briefe

Mit herzl. Gruß Dr. Rudolf Steiner

632. AN DIE MUTTER UND GESCHWISTER

DORNACH BEI BASEL, 12. NOVEMBER 1916

Meine liebe Mutter und Geschwister!

Empfange von uns, liebe Poldi, zu Deinem Namenstage die allerherzlichsten Grüße. Wir senden sie Dir in gutem Gedenken. Hoffentlich treffen sie Euch in guter Gesundheit. Wir hätten sehr den Wunsch, Euch wiederzusehen. Aber es ist jetzt Reisen schwierig; wir hoffen, dass es doch wieder in nicht allzu ferner Zeit sein kann. Von uns ist nur zu melden, dass wir gesund sind und noch hier; wann eine Veränderung eintritt, werden wir Euch schreiben.

Seid allerherzlichst alle begrüßt von uns und empfanget die besten Wünsche für Euer Wohlbefinden von

Allerherzlichsten Namenstagswunsch u. herzlichste Grüße von eurem Rudolf Steiner

Marie Steiner

633. AN DIE MUTTER UND GESCHWISTER [TELEGRAMM]

DORNACH, 29. DEZEMBER 1916

Allerherzlichsten Neujahrsgruß. Brief gleichzeitig abgeschickt.

Marie und Rudolf Steiner

634. AN DIE MUTTER UND GESCHWISTER

DORNACH BEI BASEL, 29. DEZEMBER 1916

Meine liebe Mutter und Geschwister!

Zu dem bevorstehenden Neujahre senden wir Euch beide die herzlichsten Grüße und guten Wünsche. Wir hoffen, dass dieses Jahr doch bald die Zeit bringt, in der wir Euch wieder besuchen können. Hoffentlich seid Ihr gesund; dies darf ich auch von uns melden. Gleichzeitig sende ich ab die Geldsendung für den ersten Januar.

Also bis auf Wiedersehen Euch allen herzlichste

Grüße und Küsse Allerherzlichsten Neujahrsgrüße von Eurem

Rudolf Steiner Marie St.

635. AN JOST TRIER

DORNACH BEI BASEL, 31. JANUAR 1917

Sehr geehrter Herr!

Die Texte der in Dornach aufgeführten Weihnachtspiele hat Karl Julius Schröder in der Oberuferergegend bei Preßburg gesammelt und in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts veröffentlicht. Ich bin mit der Sache bekannt geworden durch Schröder selbst, der in Wien mein Lehrer und später Freund war. Seine auf die Spiele bezügliche Schrift heißt: «Deutsche Weihnachtspiele aus Ungarn». Man bekommt das Büchlein heute wohl nur noch antiquarisch. Doch ist es jedenfalls in den größeren Bibliotheken vorhanden. Schröder hat in der Einleitung, die er dem Buch beigelegt hat, auch über das Leben der Spiele im Volke und über die Beziehung der Oberuferer Spiele zu denen in anderen Gegenden zu findenden eine, wie ich glaube, auch heute - wo so vieles auf diesem Gebiete veröffentlicht ist - noch aufschlussreiche Auseinandersetzung gegeben.

Hoffentlich dient Ihnen dieser Hinweis in der Richtung, die Sie in Ihrer Anfrage andeuten.

Hochachtungsvoll

Dr. Rudolf Steiner

636. AN C. NOORDUYN

BERLIN, 11. SEPTEMBER 1917

Verehrter Herr!

Auf Ihren Brief vom 4. September lassen Sie mich antworten, dass der Weg, den Sie als den Ihrigen zur Geisteswissenschaft andeuten, ein guter ist. Es kann gar nicht stark genug betont werden, dass man durch das Intellektuelle am sichersten auch in das Wesen des geistigen Schauens eindringt. Daneben wird es aber gewiss gut sein, wenn Sie im Sinne meines Buches «Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten?» vorwärts zu kommen suchen. Man kann recht weit kommen, wenn man sich an die in diesem Buche gegebenen Ratschläge wirklich hält. Immer ist aber zu berücksichtigen: gefunden können die Wahrheiten der Anthroposophie nur durch schauendes Erkennen werden; liegen sie aber als gefundene vor, dann kann die Intellektualität alles durchdringen, wenn diese nur wirklich in freier, innerer Logik weit genug gehen will. Wenn so viele unserer Gegner meinen, die Intellektualität widerstrebe der Geisteswissenschaft, so ist dies ein Irrtum, der nur davon kommt, dass viele unserer Zeitgenossen eine verstümmelte Intellektualität gebrauchen, die sich durch die an den äußeren Naturerscheinungen gewonnenen Halb-Begriffe gängeln lässt. Die Art, wie Sie sich zu der Frage Intellektualität und Geisteswissenschaft stellen, ist frei von diesem Mangel. Daher wird Sie Ihr Weg zielvoll führen.

Leider werden die von Ihnen als vergriffen erwähnten meiner Bücher erst wieder nach einiger Zeit zu haben sein. Dagegen empfehle ich Ihnen mein im Vorjahre erschienenenes Buch «Vom Menschenrätsel» und mein demnächst erscheinendes «Von Seelenrätseln». Auch ist vor kurzem eine kleine Schrift erschienen: «Das menschliche Leben und die Geisteswissenschaft». Ebenso hat die Vierteljahrsschrift «Das Reich» von mir Aufsätze ge-

RUDOLF STEINER

Briefe

bracht. Sie können dies alles erhalten durch unseren philosophisch-anthroposophischen Verlag Berlin W, Motzstraße 17.

Mit den besten Grüßen Ihr

Dr. Rudolf Steiner

637. AN DIE MUTTER UND GESCHWISTER

DORNACH BEI BASEL, 29. DEZEMBER 1917

Meine liebe Mutter und Geschwister!

Gleichzeitig mit der für Januar bestimmten mitfolgenden Geldsumme senden wir die allerherzlichsten Neujahrsgrüße für dieses kommende Jahr, im Laufe dessen wir uns hoffentlich wieder werden sehen können, was wir recht innig wünschen. Diese Zeilen verlassen uns gesund und mit dem herzlichsten Wunsche, dass sie auch Euch gesund antreffen mögen.

In herzlichstem Gedenken mit Grüßen und Küssen Euer Rudolf Steiner

Die allerherzlichsten Neujahrsgrüße von Marie Steiner

638. AN MARIA STONA

BERLIN, 24. MAI 1918

Sehr verehrte gnädige Frau!

Mitfolgend gestatte ich mir, Ihnen mein Buch «Vom Menschenrätzel» zu übersenden. Im zweiten Teile ist B[ar-tholomäus] Carneri unter den Österreichern behandelt. Es würde mich freuen, wenn die Art, wie ich den verehrten Denker und so edlen Menschen behandle, Ihnen nicht widerstreben würde. Herzlichsten Dank sage ich Ihnen für die Übersendung Ihres so schönen Gedichtbuches. Ich bin recht erfreut gewesen, eine Gabe von Ihnen wieder zu empfangen, in der all die schöne Dichterkraft lebt, die ich bei Ihnen kenne. Wir werden in der Zeit vom 26. Mai an zu Vorträgen in Wien sein und dort VI Köstlergasse 6 wohnen (bei Breitenstein). Ob wir, wonach wir uns sehnen, nach Strzebowitz kommen können, weiß ich noch nicht, da wir über Tetschen fahren müssen und man jetzt an derselben Stelle zurück muss, wo man hineingekommen ist.

Die herzlichsten Empfehlungen von meiner Frau und mir an Ihren Herrn Gemahl, ebenso diejenigen meiner Frau an

Sie und auch von Ihrem , t. , ,

herzlich ergebenen

Dr. Rudolf Steiner

639. AN ALFRED JEREMIAS

BERLIN, 25. MAI 1918

Sehr geehrter Herr Doktor!

Empfangen Sie vorläufig, bitte, meine herzlichste Danksagung für Ihre lebenswürdige Sendung. Zugleich bitte ich mit meiner Antwort im einzelnen auf Ihre «Altorientalische Weltanschauung» noch etwas warten zu dürfen. Ich hatte in den wenigen Tagen, die mir hier in Berlin blieben zwischen Reisen, diesmal einen Berg von Neuauflage-Korrekturen zu bewältigen. Und muss nun heute nach Wien abreisen. Nur die paar Worte: Soviel ich bis jetzt habe sehen können, stehe ich mit Ihren Prinzipien nirgends im Widerspruch. Doch, wie gesagt, darüber später ausführlich. Eben bin ich auch daran gegangen, Ihre «Allgemeine Religionsgeschichte» zu studieren. Leider muss ich mir auch dies bis nach der Reise nun aufsparen.

Einstweilen in vollster Hochachtung

Dr. Rudolf Steiner

640. AN MARIA STONA

WIEN, 7. JUNI 1918

Sehr verehrte gnädige Frau!

Glauben Sie mir, sehr verehrte gnädige Frau, wir wären so gerne zu Ihnen gekommen; wir haben bis gestern überlegt, wie wir mit einer Reise nach Strzebowitz zurecht kommen; allein es ergibt sich für diesmal keine irgendwie geartete Möglichkeit. Wir wollten zu Ihnen fahren und wieder nach Wien zurück, aber auch dies geht wieder mit unserer Zeiteinteilung nicht zusammen. Die Reise über Oderberg nach Deutschland lässt sich aus dem Grunde nicht machen, weil meine Prager Vorträge sich nicht anders als vom 13. und 14. Juni ansetzen ließen. Wir müssen nun nach einer sehr alten Abmachung vorher nach Oberösterreich fahren. Und bis zu dieser Stunde hatten wir in Wien alle Zeit ausgefüllt. Da ich drei Jahre lang nicht in Wien sein konnte, hatten sich meine Verpflichtungen für hier gehäuft. So müssen wir es uns denn dieses Mal versagen, Sie auf Ihrem so schönen Stück Erde zu besuchen, und können nur hoffen, dass Sie uns erlauben werden, das nächste Mal bei unserer Anwesenheit in Österreich Sie aufzusuchen. Uns wäre es lieb, wenn dies recht bald sein könnte.

Noch allerherzlichsten Dank von meiner Frau, die sich auf den Strzebowitzer Besuch so gefreut hatte, und von mir für Ihre liebe Einladung und von uns beiden herzlichste Grüße an Sie, verehrte gnädige Frau, Ihren Gemahl und Frl. Tochter.

In herzlicher Hochachtung

Ihr Dr. Rudolf Steiner

Auch wenn wir die Reiseroute ändern ließen, die uns anweist, dort zurückzufahren, wo wir hereingekommen sind, könnten wir dies nicht, da die Prager Vorträge sich vor den Wienern nicht ansetzen ließen.

641. AN ALFRED JEREMIAS

BERLIN, 11. AUGUST 1918

Sehr geehrter Herr Professor!

Noch einmal möchte ich Ihnen danken für die liebenswürdige Übersendung Ihrer «Leitsätze», Ich muss gestehen, dass ich in denselben nichts finde, was meinen Anschauungen widerstrebt. Ebenso wenig in Ihrer Schrift «Hat Jesus Christus gelebt?». Nur glaube ich, dass wir in der Entwicklung der Menschheit an einem Punkt stehen, in dem sich Naturanschauung und Geistesanschauung harmonisieren müssen, wenn wir nicht in eine Art Kulturchaos hinein kommen sollen: Die Geistesanschauung, die sich als die heute anerkannte aus der Entwicklung der Menschheit ergeben hat, besitzt nicht die Kraft, ihre Ideen und Ideale bis zu dem Punkte zu führen, an dem sie der gegenwärtigen Naturanschauung als Wirklichkeiten gelten könnten - als solche Wirklichkeiten, welche in dem Weltgeschehen gleich Naturkräften wirken. Und die Naturanschauung der Gegenwart mit ihrem Prinzip von der Erhaltung der - rein natürlichen - Energie und des Stoffes wird notwendigerweise zur Verderberin der Geistesanschauung werden müssen. Die Anthroposophische Geisteswissenschaft vermag die Brücke zu bauen. Durch die wirkliche Anschauung der geistigen Vorgänge wird mit dem Geiste zugleich das Naturgeschehen geschaut; und da erweist sich denn, dass in diesem Geschehen rückläufige Prozesse sind, die in ihrer Ausmündung nicht bloß zur Null kommen, sondern in das Negative hinein. An diesen Ausmündungsstellen geschieht nun das Eingreifen des Geistes. Da ich leider keinen wissenschaftlich vorgebildeten Zuhörerkerkreis habe, kann ich die streng wissenschaftliche Darstellung der Sache in meinen Vorträgen nicht geben. Und auch das Niederschreiben würde mir bisher wenig geholfen haben, da die wissenschaftliche Welt auf meine Darlegungen ja nicht eingegangen ist. Rückläufige Prozesse sind nun schon in der menschlichen Organisation. Schon

mit den gegenwärtigen naturwissenschaftlichen Mitteln lässt sich belegen, was die geistige Anschauung von sich aus ergibt: dass der Nervenprozess ein gegenüber dem andern organischen Prozess rückläufiger ist, dass in ihm die organische Entwicklung sich hemmt, sich in sich zurücknimmt und dass in dem Wechselverhältnis der fortschreitenden und rückläufigen Entwicklung die Beziehung liegt zwischen dem Wahrnehmen, Denken auf der einen Seite und dem Fühlen, Wollen auf der anderen Seite. Die bloße Sinnesbeobachtung und die naturwissenschaftlichen Methoden können dieses Wechselverhältnis allerdings nicht im rechten Lichte sehen. - Mir weisen die in Punkt 7 und 8 Ihrer Leitsätze gegebenen alten Ahnungen auf diese von anthroposophischer Forschung streng wissenschaftlich zu verfolgenden Tatbestände hin.

Erst wenn man eingehen wird auf die wahren Entwicklungsprozesse, die eben über sich hinaus, in die Rück-Entwicklung gehen, wird man Aussicht haben, solche tastenden Versuche wie die Freudschen oder die anderer Psychoanalytiker auf einen festen Boden zu stellen. Heute sind sie naturwissenschaftliche Zerrbilder, Versuche in das Seelische hinein mit völlig unzulänglichen Mitteln, die deswegen zu höchst bedenklichen Resultaten führen. Solches habe ich in Vorträgen hie und da gesagt; doch habe ich darüber noch nichts öffentlich drucken lassen. Ich sehe in den Freudschen Bemühungen nur, dass die Gegenwart nach dem Geiste drängt, die Naturwissenschaft aber nicht zum Geiste hin kann.

Ihre zweite Frage, sehr geehrter Herr Professor, bezüglich der deutschen Tingley-Gruppe kann ich nur dahin beantworten, dass ich mit dieser theosophischen Richtung gar nichts Gemeinsames habe. Ich bin auch, so lange ich Mitglied der Theos[ophischen] Gesellschaft war, durchaus meinen abgesonderten Weg gegangen. Kritisch über Tingley selbst habe ich mich nur, wenn ich gefragt wurde, dahin ausgesprochen, dass mir die sozial-sich-absondernde Gesinnung, die dort zu finden ist, auf einem bedenklichen Irrtum gegenüber dem allgemein-

menschlich Notwendigen beruht. Im übrigen halte ich diese Bemühungen auch für unfruchtbar gegenüber den Forderungen unserer Zeit.

Seit ich von Wien zurück bin, habe ich immer wieder zu Ihrer «Religionsgeschichte» gegriffen; ich muss nur leider die Lektüre wieder unterbrechen, da ich jetzt zur Arbeit an unserem Bau nach Dornach gehen muss.

Mit hochachtungsvoller Empfehlung bin ich Ihr ergebener

Rudolf Steiner Bis November: Dornach bei Basel, Schweiz; Haus Hansi.

642. AN DIE MUTTER UND GESCHWISTER

DORNACH BEI BASEL, 4. SEPTEMBER 1918

Meine liebe Mutter und Geschwister!

Zunächst habe ich Euch mitzuteilen, dass wir wieder für einige Zeit hier in Dornach sind. Gleichzeitig übersenden wir die für September gehörige Geldsendung. Wir denken noch in guter Erinnerung an die Stunden, die wir bei Euch verbringen durften und hoffen, dass sich dieselben in nicht ferner Zeit wiederholen können. Für jetzt senden wir allerherzlichste Grüße und die besten Wünsche für Eure Gesundheit. Möge diese eine gute sein.

Mit herzlichen Grüßen und Küssen Euer Rudolf Steiner

Herzlichsten Gruß von Marie Steiner

643. AN DIE MUTTER UND GESCHWISTER

DORNACH BEI BASEL, 1. NOVEMBER 1918

Meine liebe Mutter und Geschwister!

Mit den allerherzlichsten Grüßen senden wir das für November fällige Geld; hoffentlich trifft Euch unsere Nachricht bei guter Gesundheit an; wir sind gesund. Möge doch bald die Zeit kommen, in der wir Euch wiedersehen können. Wir denken in diesen schweren Zeiten mit besonders herzlichen Gedanken an Euch und erinnern uns oft an die schönen Tage in Hörn, die sich doch hoffentlich bald wiederholen werden.

Allerherzlichste Grüße und Küsse von Eurem Sohne und Bruder

Dr. Rudolf Steiner

Allerherzlichste Grüße von Marie Steiner

644. AN LEOPOLDINE STEINER [TELEGRAMM]

DORNACH [, CA. 25. DEZEMBER 1918]

Mit Erschütterung die traurige Nachricht vernommen. Eine Reise ist augenblicklich wegen unüberwindlicher Paßschwierigkeiten und anderer Hindernisse nicht zu ermöglichen. Hoffentlich gelingt Dir, mit allem allein zustande zu kommen, bis wieder Reisen möglich. Geldsendung werde ich rechtzeitig veranlassen. Wenn Du Schwierigkeiten hast, benachrichtige uns. Herzlichstes von Marie und

Dr. Rudolf Steiner

645. AN RICHARD TESCHNER

DORNACH, 27. FEBRUAR 1920

Sehr verehrter Herr Teschner!

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für die drei Rassenbilder, die wirklich eine ganze Welt offenbaren. Ich bewundere die Absicht und empfinde tief befriedigend die schöne Ausführung. Beifolgend sende ich Ihnen die Impression, die ich für das weiße Rassenbild hatte. Als Ansichtskarten werden die Bilder beste Dienste tun. Leider hat sich Ihre liebe Sendung sehr verspätet; und diese Zeilen werden wieder lange unterwegs sein.

Von meiner Frau die besten Grüße, ebenso von Ihrem Rudolf Steiner

646. WALTHER KÖHLER AN RUDOLF STEINER

ZÜRICH, 10. JULI 1921

Sehr verehrter Herr Doktor!

Durch die gütige Vermittlung von Frau Dr. Hilde Boos erfuhr ich zu meiner Freude, dass Sie die große Liebenswürdigkeit haben wollen, Dienstag, den 19. Juli Nachmittags 3V4-4 Uhr, vor meinen Studenten über die Stellung der Anthroposophie zur Religion im Allgemeinen und zum Christentum im Besonderen zu sprechen. Indem ich Ihnen für Ihr liebenswürdiges Entgegenkommen meinen herzlichsten Dank ausspreche, bemerke ich ausdrücklich, dass dieser Vortrag nicht etwa im Rahmen meiner Vorlesung über die protestantischen Sekten sich vollzieht, vielmehr eine ExtraZugabe bedeutet, lediglich von dem Gesichtspunkte aus, dass es für die Studenten von höchstem Werte sein muss, über die Anthroposophie unterrichtet zu werden. Sie brauchen also in keiner Weise zu befürchten, dass etwa die Anthroposophie als protestantische Sekte von den Studenten gewertet werden würde. Das Außergewöhnliche Ihres Vortrages tritt schon darin zutage, dass ich für denselben nicht meine gewohnte Kollegstunde, sondern eine besondere Stunde angesetzt habe: eine Stunde, die aber für sämtliche Theologiestudenten sehr günstig liegt.

Meine Frau und ich würden uns außerordentlich freuen, wenn Sie an dem genannten Dienstag Mittag 1/2 1 Uhr unser Gast am einfachen Familientische sein wollten. Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir bald antworten könnten, damit ich die Studenten, womöglich auch Nichttheologen, nachdrücklich auf Ihren Vortrag aufmerksam machen könnte.

Mit höflichster Begrüßung Ihr sehr ergebener W. Köhler

647. AN WALTHER KÖHLER

DORNACH, 12. JULI 1921

Sehr verehrter Herr Professor!

Empfangen Sie meinen besten Dank für Ihre liebenswürdigen Zeilen und Ihre freundliche Einladung. Ich werde den Vortrag am 19. Juli gern halten unter den von Ihnen angegebenen Umständen.

Ich werde mir erlauben, am 19. Juli 1/2 1 Uhr bei Ihnen zu sein; aber dabei gibt es eine Schwierigkeit. Ich bin seit 20 Jahren Vegetarier, und obwohl ich nicht dogmatisch veranlagt bin, kann ich doch nichts vom Fleisch essen, weil ich es nach so langer Zeit nicht mehr vertragen kann. Das bitte ich Sie herzlich zu entschuldigen, aber mir zugleich die andre Bitte zu erfüllen, auf mich beim Mittag keine Rücksicht zu nehmen, denn ich bin der Ansicht, dass solche Käuze sich einfach begnügen müssen mit dem, was es dazwischen gibt. [Schluss fehlt]

648. AN WALTER SCHWAGENSCHIEDT

DORNACH, 18. JULI 1922

Sehr geehrter Herr!

Vor allem bitte ich Sie viele Male um Entschuldigung wegen der so verspäteten Rücksendung Ihrer Zeichnungen etc. Ich war in den letzten Monaten viel verreist und mit Arbeit überlastet. Es liegen bei mir z.B. schon seit einem Jahre Bücherkorrekturen, die ich aus Zeitmangel nicht erledigen kann.

Ihre «Raumstadt» interessiert mich ganz außerordentlich. Mit einer ganzen Reihe von Gesichtspunkten kann ich mich ziemlich restlos einverstanden erklären, z.B. auch mit der Ansicht über Architektur als Raumkunst. Ich habe ja für diesen Grundsatz seit 1913 bei dem Bau des Goetheanums in Dornach viel kämpfen müssen.

Nur scheint es mir, dass, wenn man allgemein-richtige Grundsätze im Besonderen anwendet, manches sich durch die naturgegebenen Bedingungen modifizieren muss. Ich habe z.B. den Dornacher Bau zuerst für München gedacht. Man hat mich gehetzt, so dass mein Baugedanke - für München - zu schnell auf den Dornacher freien Hügel übertragen worden ist, und ich die Anpassung an die naturgegebenen Bedingungen erst während des Baues vollziehen musste. Dadurch empfinde ich, was nun entstanden ist, nach vielen Richtungen hin als ein Unvollkommenes.

Nun muss ich Ihnen auch offen gestehen, dass ich mit meinem Denken über den Rahmen dessen, was in Dornach entstanden ist, oder wenigstens hätte entstehen sollen, hinaus bis zu der Raumordnung der einzelnen Bauobjekte zu Dorf und Stadt eigentlich noch nicht versucht habe, vorzudringen. Daher fuße ich, indem ich Ihren großangelegten Stadtplan überlege, noch nicht auf einem allzu sicheren Urteile.

Es hätte anschließend an das Goetheanum eine kleine Kolonie zustande kommen sollen. Der Krieg hat das verhindert. Ich habe, als das Denken darüber noch aktuell war, vor allem an die Architektur des Terrains gedacht und wollte die Einzelbauformen daraus entstehen lassen. Aber später hat dann der eine oder andere sein Häuschen nach seiner Spezialidee und seinen Spezialbedürfnissen gebaut; und das gibt natürlich die Scheußlichkeiten, die nur verschwinden können, wenn Gedanken wie die von Ihnen gehegten Verbreitung im allgemeinen Bewusstsein finden.

Sie werden gerade aus diesem ersehen, dass ich ein Herz für Ihre Idee habe. Doch wie soll der Wille, oder vielmehr wie sollen die Willensatome derjenigen unter einen Hut gebracht werden, die bauen wollen oder müssen?

Ihre Ideen der «Wohn-Industrie-Geschäftsstadt» sind gewiss begründet; ebenso die Gartenverteilungen, der schöne Gedanke des Sackgassensystems usw.; aber alles dies muss erst in den sozialen Willen aufgenommen werden. Wer gesehen hat, wie schwer es ist, dies zu erreichen in einem Kreis von Menschen, die wenigstens durch eine gemeinsame Weltanschauung harmonieren, der sieht auch die Schwierigkeiten, die für die Verwirklichung eines so ausgezeichneten Grundsatzes bestehen, wie der ist: «Der geistige Inhalt ist das Erste, die materielle Form das Zweite». Der Kampf um diesen Satz mit dem «Bauherrn» ist ja wirklich ein aufreibender. Und ich habe ihn nur in einzelnen Fällen durchzukämpfen gehabt.

Daher scheint mir vorläufig das Allerwichtigste, dass an der Popularisierung von Weltanschauungen gearbeitet werde, die die Grundlagen enthalten, von denen Sie bei Ihren Ideen ausgegangen sind. Ich würde es daher mit großer Freude begrüßen, wenn es Ihnen möglich wäre, baldigst diese Ideen zu publizieren.

Ich habe es oft bei der öffentlichen Besprechung von Weltanschauungsfragen vermisst, dass wir keine sachgemäße Literatur

RUDOLF STEINER

Briefe

nach der Richtung der Utilitats-Architektur in Ihrem Sinne haben.

Besten Dank für Ihre Sendung, gegenüber der ich Ihnen nochmals mein weitgehendstes Interesse ausspreche.

In vollster Hochachtung Rudolf Steiner

649. AN DIE GESCHWISTER

DORNACH [, 12. NOVEMBER 1924]

Meine liebe Schwester und Bruder!

Vor allen Dingen, meine liebe Schwester, die allerherzlichsten und allerschönsten Gedanken zu Deinem Namenstage. Ich werde an dem Tage, trotzdem ich weit von Dir sein muss, viel an Dich denken. Möge es doch auch mit Deiner Gesundheit bald besser gehen.

Gestern war der Graf Polzer da; wir sprachen von Dir. Er nimmt die Medikamente für Dich mit.

Es war in diesem Jahr ein arbeitsreiches Jahr für mich. Viele Reisen mussten gemacht werden. Nach Paris, nach Holland, nach England. Dazwischen immer die Reisen nach Stuttgart. Dann eine lange Reise nach Breslau.

Oh, meine lieben Geschwister, es ist mir so leid, dass ich Euch solange nicht besuchen kann, doch ich gebe mich der Hoffnung hin, dass dies in nicht allzu ferner Zeit wieder wird geschehen können.

Jetzt denke ich nur viel an Euch, meine Lieben, und bin im Geiste bei Euch. Jetzt nach den Reisen habe ich hier ungeheuer viel mit dem Neuaufbau des Goetheanums zu tun. Ja, das gibt sehr viel zu tun.

Marie ist, während ich dieses schreibe, auf einer Vortragsreise; sie kommt erst in den nächsten Tagen zurück. Deshalb kann sie nicht persönlich ihren Gruß diesem Briefe beifügen. Allein Du kannst sicher sein, sie schickt Dir im Herzen die besten Glückwünsche.

Mit den allerherzlichsten Grüßen und Küssen

Dir und Gustav von Eurem

Rudolf

650. AN LUDWIG GRAF VON POLZER-HODITZ

DORNACH, GOETHEANUM, 25. MÄRZ 1925

Mein lieber Freund Graf Polzer,

es tut mir leid, dass ich nicht, als Sie das letzte Mal bei mir waren, von dem Zustand meiner Schwester zu Ihnen sprach. Ich war ja immer in Gedanken, dass jetzt die Zeit ist, in der so etwas, wie [es] gekommen ist, bei meiner Schwester eintreten muss. Die Sache ist eben bei ihr besonders hartnäckig und war daher, was bei milderer Hartnäckigkeit geht, nicht zu bekämpfen.

Ich danke Ihnen ganz herzlich für die liebevolle und energische Art, in der Sie die Sache, in der Eile nötig war, in die Hand genommen haben. Mit der Wahl der Frau Barth, die ich gut kenne, bin ich einverstanden. Für alles, was Sie, mein Lieber, in der Sache noch tun werden, werde ich Ihnen vom tiefsten Herzen dankbar sein. Ich bitte Sie darum, zu tun, was Sie für notwendig halten.

Die Honorierung für Frau Barth ordnen Sie ja wohl; ich bitte mir zu sagen, wann weitere Geldmittel nötig sind.

Herzlichsten Dank für alles ganz Ihr Rudolf Steiner

651. AN HERRN TRÄXLER

DORNACH, 27. MÄRZ 1925

Sehr geehrter Herr Träxler!

Recht unglücklich war ich, als ich von dem Augenzustand meiner lieben Schwester erfuhr. Leider bin ich selbst so krank, dass ich an ein Hinreisen nicht denken kann. Ich möchte nur nicht, dass meine Schwester durch die Nachricht von meinem Kranksein beunruhigt werde.

Ich bin Ihnen, sehr geehrter Herr Träxler, so herzlich dankbar, dass Sie sich so liebevoll der Geschwister angenommen haben. Ich glaube, dass in Frau Barth, die ich ja gut kenne, eine gute Wahl getroffen ist. Ich lasse die gute Frau herzlich grüßen. Die Entschädigung an Frau Barth wird in ordentlicher Art ja durch meinen Freund, den Grafen Polzer, in meinem Auftrage besorgt werden. Ob noch eine Untersuchung des linken Auges angeordnet werden soll, das muss ich Freund Dr. Glas überlassen. Er schreibt mir von dem, was er gefunden hat, nachdem er in Hörn war. Ich werde auch an ihn schreiben.

Nochmals Dank und hochachtungsvoll Dr. Rudolf Steiner

AUS EINEM BRIEF MORIZ ZITTERS AN RUDOLF STEINER

[HERMANNSTADT, JAHRESWECHSEL 1884/85]

Redaktion der «Deutschen Lesehalle» in Hermannstadt

. . . ersuche ich Sie, mir bis Freitag inklusive (den 2. 1. 1885) Ihre Meinung telegraphisch mitzuteilen, d. h. mir nur kurz zu telegraphieren: «Moriz Zitter Hermannstadt. Zeitung erhalten.» Ich werde dann sofort eine Doppelnummer (Nr. 7 und 8) drucken lassen, und bis nächste Woche sind wir im reinen. Ich lege alles vertrauensvoll in Ihre Hand, denn Sie sind ja mein einziger, bester Freund; Sie liebe ich, wie niemanden sonst auf dieser Erde. Ich befinde mich in tränenweicher Stimmung, indem ich das schreibe. Sollten Sie aber meinen, die «D. L.» wäre zu erhalten, so seien Sie dessen gewiss, dass ich energisch für deren Bestand eintreten werde, denn es wäre mir ja eigentlich sehr lieb, das von Ihnen zu hören. Aber ich bitte Sie inständigst, lassen Sie ja nicht Ihre Freundschaft für mich dareinreden in Ihre EntschlieÙung. Wer sich zu solchen Geständnissen überwunden hat, wie ich sie Ihnen jetzt mache, der wird auch einzusehen imstande sein, dass es nützlich sei, die «D. L.» eingehen zu lassen, um die Idee einmal gesicherter, energischer und begründeter wiederaufzunehmen. Das ist die Frucht meiner Kämpfe: Nun will ich noch meines Seelenrates Urteil hören. Erhalte ich darum bis Freitag kein Telegramm, so warte ich noch bis Sonntag, den 4. Jänner 1885, bis wann Ihre Antwort jedenfalls hier sein kann, und dann werde ich mich nach derselben entschließen; ich bitte Sie aber, Ihr Urteil in einem kurzen Satze zusammenzufassen, d.h. am besten Ihr «Ja!» oder «Nein!» auszusprechen. Ich fürchte, Sie sonst misszuverstehen. Es ist natürlich und selbstverständlich, dass ich alle Folgen selbst tragen werde, da ich ja in letzter Reihe Ihren Rat noch in Erwägung ziehe, also mich selbständig entscheide. Ihren Rat aber würde ich ungern entbehren, ja diese Entbehrung würde mich schmerzen . . .

AN MORIZ ZITTER

[BRUNN AM GEBIRGE, ANFANG JANUAR 1885]

Geliebter Freund!

Mit Ihrem diesmaligen Brief legen Sie, geliebter Freund, mir eine Frage vor, die auch in dem Falle, wenn ihre Beantwortung bloß einen Rat bedeutet, einen gewissen Grad von Verantwortlichkeit in sich schließt. Jedoch teile ich Ihnen meine Meinung ohne Rückhalt gerne mit. Ich sehe Sie mit der «Deutschen Lesehalle» vor Schwierigkeiten, die Sie nicht überwinden werden können. Ich sehe diese Unüberwindlichkeiten vorzüglich darin, dass bei der Gründung in einer ganz ungenügenden Weise vorgegangen worden ist und dann auch in dem Umstände, dass Sie keinen Verleger haben. Bei der Gründung eines solchen Unternehmens hat man zu bedenken, dass vor dem Erscheinen der ersten Nummer die Haupttätigkeit fällt. Ich kenne Zeitungen, von denen ich weiß, dass bevor eine Seite erschienen ist, bereits 20 000 - 30 000 Kr. nur darauf verwendet worden sind, dem Publikum zu sagen: ich werde kommen. Ein vergebliches Ringen ist es auch, irgendein literarisches Unternehmen ohne einen Verleger, der die Arbeit des Vertriebes, auf technische Kenntnisse gestützt, besorgen kann, ins Werk setzen zu wollen. Sie haben, ganz von der Schönheit der Idee eingenommen, frisch darauf losgeschlagen, ohne auf die entgegenstehenden Schwierigkeiten Rücksicht zu nehmen. Das sind Überlegungen, die mir den Glauben aufnötigen, die «Deutsche Lesehalle» hätte neben ihren inhaltlichen Schwächen auch gar kein Fundament. Dazu kommt noch ein bedeutsamer Umstand. Selbst unter der Voraussetzung, diese Schwierigkeiten ließen sich, bei gehöriger Ausdauer und idealer Selbstaufopferung, wie ich sie bei Ihnen im höchsten Maße für möglich halte, überwinden [und] Sie gewännen den nötigen Leserkreis - was ich bei dem jetzigen Inhalt aber bezweifle -, so könnten Sie, ohne auswärtige Mitarbeiter zu gewinnen, doch nichts Gutes zustande-

bringen und mit Schwachen ist ja doch den Sachsen nicht ge-
dient. Somit: Folgen Sie dem Beispiel derer, die einen Versuch
gemacht haben und sich dann ruhig gesagt haben: er ist miss-
lungen. Lassen Sie die jetzige «Deutsche Lesehalle» ruhig ent-
schlafen.”” Dann aber rate ich noch Eines. Lassen Sie noch eine
kurze Nummer erscheinen als Abschiedsnummer mit etwa fol-
genden Worten an der Spitze: «Zum Abschied. Mit tiefem
Schmerze müssen wir mit der heutigen Nummer von unseren
verehrten Lesern Abschied nehmen. Wer die ideale Hohe unse-
res Planes zu würdigen weiß, wird auch diesen Schmerz verste-
hen. Nicht weil wir etwa von der Vortrefflichkeit der Ideen, die
uns zur Gründung dieses Blattes geführt, heute weniger über-
zeugt sind als vor 2 Monaten, auch nicht weil wir an dem endli-
chen Siege dieser Ideen verzweifeln, sondern einzig und allein,
weil uns die äußeren Schwierigkeiten zwingen, müssen wir die
Sache vorläufig fallen lassen. Wir bemühten uns Gutes zu bie-
ten, aber gingen, von der Güte unserer Sache verführt, zu rasch
an die Ausführung und haben versäumt, dem Unternehmen zu-
erst die Wege zu ebnen, die es zu wandern hat. Das Misslingen
von heute bedeutet kein Aufgeben der Sache. Was diesmal un-
möglich erschien, wird vielleicht einmal glänzende Erfolge ha-
ben.

Mit der betrübenden Überzeugung, uns waren sie nicht be-
schieden, nehmen wir hiermit von unseren Lesern Abschied
und sagen Ihnen herzlichst Dank und Lebewohl.»

Ich komme nun zu dem erwähnten Punkte (oben bei *): Es ist
jetzt notwendig, zu überlegen, ob das Aufgeben der Sache nicht
für Sie selbst die übelste Folge haben könne. Ich meine keine
rein persönliche üble Folge - die lassen sich ja schließlich immer
wieder auswetzen -, sondern eine sachliche. Es handelt sich um
Beantwortung der Frage: Wird

Wenn nämlich nicht ein von mir noch später anzugebender
Grund dies geradezu unmöglich macht. [missing] das Publikum
die Scharte, die Sie sich damit geschlagen, sobald vergessen oder
wird nicht am Ende das Eingehenlassen der «Deutschen Lese-

halle» ein nie mehr schwindendes Misstrauen Ihnen gegenüber in allen Ihren etwaigen literarischen Unternehmungen begründen? Das[^] ist, was mir so heiß macht, wenn ich sagen soll: «Ja» oder «Nein», wie Sie strikte verlangen. Ich sagte «Ja» ohne Überwindung, wenn dieser Punkt nicht in Anbetracht gezogen wird. Nehmen Sie also diesen vorläufigen Ratschlag hin und überlegen Sie den letzten Punkt. Ich mache Sie nur noch darauf aufmerksam, dass bei dem ersten Unternehmen diese Erwägung doppelt in die Waagschale fällt. Bestimmt kann ich daher nur folgendes sagen: Ich glaube, Sie sollten die übrigen Gründe ganz außer Betracht lassen; Sie sollten einfach als zwingend betrachten, die «Lesehalle» aufzugeben und nur den letzten Punkt noch einmal in Erwägung ziehen. Aber auch in dem Falle, wenn Sie sich durch diese nicht bewogen fühlen sollten, die Sache weiterzuführen, so scheint mir ein Ausweg möglich. Sie gehen von Hermannstadt fort und rechtfertigen das Aufgeben des Blattes mit der Notwendigkeit dieses Fortgehens, das dann in entsprechender Weise motiviert werden könnte.

[Schluss fehlt]

K. AUGUST MÜLLER AN RUDOLF STEINER

BASEL, 29. DEZEMBER 1917

Sehr geehrter Herr!

Von verschiedenen Seiten bin ich gebeten worden Sie anzufragen, ob Sie geneigt wären, vor der Basler Studentenschaft über das Wesen der Theosophie zu sprechen. Indem ich hiermit diesen Wunsch an Sie richte, gestatte ich mir, ihn etwas genauer zu formulieren. Dem besonderen Bedürfnisse des Studenten kann nur dadurch gedient werden, dass ihm, dem kritisch suchenden, in möglichst klarer Weise die Grundsätze des unbekanntes Stoffes auseinandergesetzt werden. Der prinzipielle Unterschied zu den bestehenden philosophischen Systemen sollte deutlich gemacht werden. Nur in der Beschränkung auf die unbedingt wesentlichen Ideen liegt die Möglichkeit, in einem einzigen Vortrage dem Studenten einen klaren Begriff vom Wesen der Theosophie und eine Grundlage zu ihrer Beurteilung zu geben.

Es wäre mir sehr erwünscht, wenn der Vortrag schon Anfang Februar stattfinden könnte. Im Übrigen halten wir es bei den im Bernoullianum stattfindenden Vorträgen so, dass die Studenten die Karten gratis beziehen können, während das weitere Publikum für die übrigbleibenden Plätze einen Franken bezahlen muss zur Deckung der Unkosten.

Ich bitte Sie höflich, mich Ihren Entschluss so bald als möglich wissen zu lassen und zugleich Ihre Wünsche betreffend der Zeit, des Wochentags usw. mir mitzuteilen, damit die Vorbereitungen sorgfältig getroffen werden können.

Mit vollkommener Hochachtung! der Präsident [der «Studentenschaft Basel»]

K. Aug. Müller, cand. iur. Hebelstr. 2

AN K. AUGUST MÜLLER

DORNACH BEI BASEL, 19. JANUAR 1918

Sehr geehrter Herr!

Die vielen Verpflichtungen gegenüber dem Dornacher Bau, die alle Zeit vor meiner unmittelbar bevorstehenden Abreise in Anspruch nahmen, haben die Beantwortung Ihres mich sehr erfreuenden Schreibens vom 29. Dezember 1917 verzögert. Bitte entschuldigen Sie dieses.

Die Notwendigkeit, jetzt nach Deutschland zu reisen, macht es mir denn auch unmöglich, im Augenblick den von Ihnen beabsichtigten Vortrag zu übernehmen. Indessen bin ich gerne bereit, sobald ich wieder in der Schweiz sein kann, Ihnen zu schreiben und Sie dann zu ersuchen, mich den Vortrag halten zu lassen. Ich werde dann die Wege und Ziele der Anthroposophie ganz in der von Ihnen gewünschten Weise auseinanderzusetzen versuchen.

Entschuldigen Sie, dass diese Zusage zunächst etwas Unbestimmtes ist. Denn zunächst kann ich nicht sagen, wann es die gegenwärtigen Zeitverhältnisse mir wieder möglich machen werden, nach der Schweiz zu kommen.

Hochachtungsvoll Dr. Rudolf Steiner